Biographische Blätter.

Jahrbuch

für

lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jacob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A.

herausgegeben

von

Anton Bettelheim.

Zweiter Band.



BERLIN.
ERNST HOFMANN & Co.
1896.





Inhalt.

I. Charakteristiken und Kritiken.

II. Biographische Aufsätze.

III. Selbstbekenntnisse und Denkwürdigkeiten.

IV. Urkunden und Briefe.

V. Anzeigen.

VI. Miscellen.



Namen-Verzeichniss.

(In liegender Schrift erscheinen die Namen der Verfasser.)



Preis-Ausschreiben.

Die „Biographischen Blätter" schreiben folgende zwei Preise aus:

1. den Preis von 100 Mark für einen in den Rahmen der „B. Bl." passenden biographischen Aufsatz im Umfange von 4—20 Seiten der „B. Bl.", der einem deutschen Charakter unseres Jahrhunderts gewidmet ist und in künstlerischer Darstellung ein rundes Lebensbild eines Fürsten, Staatsmannes, Denkers, Entdeckers, Soldaten, Dichters, Künstlers oder Gelehrten geben soll. Unter übrigens gleichen Umständen erhalten Charakteristiken von Kaiser Wilhelm I., Roon, Helmholtz, Siemens, Heinr. Barth, Franz Schubert, Gottfried Keller, Ludwig Richter den Vorzug. Von Nichtdeutschen sind Charakteristiken von Papst Leo XIII. und Pasteur willkommen.

2. den Preis von 500 Mark für ein 15—20 Druckbogen des Formates der Sammlung von Biographieen „Geisteshelden (Führende Geister)" umfassendes Manuskript, das in der Form von autobiographischen Aufzeichnungen, Denkwürdigkeiten oder Erinnerungen deutsche Zustände der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts behandelt. Unter übrigens gleichen Umständen erhält ein derartiges der Regierungszeit von Kaiser Wilhelm I. gewidmetes oder entstammendes Werk den Vorzug.

Die Manuskripte sind bis spätestens 31. März 1896 abzuliefern; die Entscheidung des Preisgerichtes erfolgt bis spätestens 30. September 1896. Das Preisurtheil 1) über die eingelaufenen Aufsätze fällt der Herausgeber, der sich vorbehält, erforderlichenfalls Sachverständige und Fachmänner als Preisrichter beizuziehen; das Preisurtheil 2) über die eingelaufenen Denkwürdigkeiten oder Autobiographieen fällt der Herausgeber im Einvernehmen mit dem Verlagsbuchhändler Ernst Hofmann in Berlin. Wenn sich keine der einlaufenden Arbeiten als preiswürdig erweisen sollte, werden die Termine erstreckt oder die Preise nochmals ausgeschrieben werden.

Die Verlagsbuchhandlung erwirbt durch die Auszahlung der Preise, für welche sie haftet, das Recht, die preisgekrönten Manuskripte in den „Biographischen Blättern" zu veröffentlichen; sie behält sich ferner das Recht vor, nach weiterer Vereinbarung mit den Verfassern diese Manuskripte späterhin auch selbständig zu verausgaben; endlich können nicht preisgekrönte, doch vom Preisgericht als empfehlenswerth bezeichnete Aufsätze und Memoiren zu den üblichen Honorarsätzen für die „Biographischen Blätter" erworben werden.

Für die Handschriften haftet die Verlagsbuchhandlung nur, falls sie „eingeschrieben" an ihre Adresse (Ernst Hofmann & Co. in Berlin S.W. 48, Wilhelmstrasse 122) abgeliefert werden. Sie dürfen mit keinem Autorennamen, nur mit einem Merkwort bezeichnet sein; jedem Manuskript soll ein mit demselben Merkwort versehener, verschlossener Briefumschlag beiliegen, der Name und genaue Adresse des Verfassers enthält.

Heinrich Pestalozzi.

Geboren am 12. Januar 1746 zu Zürich, gestorben am 17. Februar 1827 zu Brugg im Kanton Aargau.

Von

THEOBALD ZIEGLER.

Vorbemerkung: Die nachstehende Rede ist am Vorabend von Pestalozzi's 150 jährigem Geburtstag, dem 11. Januar 1896 zu Frankfurt am Main bei der Pestalozzi-Feier der vereinigten Lehrer-Vereine gehalten worden. Daraus erklärt sich einerseits das Aktuelle und Spezielle ihres Inhalts und andererseits das Übergehen des eigentlich Biographischen, da dieses als im wesentlichen den Hörern bekannt vorausgesetzt werden durfte.[1] Angesichts dessen bin ich nicht ohne Zagen und Zögern der freundlichen Einladung des Herrn Herausgebers gefolgt, ihm die Rede für seine Biographischen Blätter zu überlassen. Nun dies doch geschehen ist, muss ich die Leser um Nachsicht bitten, wenn manches nicht in den Rahmen der Zeitschrift passen will und sie nicht alles finden, was sie hier mit Recht erwarten könnten. Vielleicht kann ich in nicht allzu ferner Zeit Einzelnes zur Lebensgeschichte Pestalozzi's nachtragen, wenn der Briefwechsel zwischen ihm und seiner späteren Gattin Anna Schulthess, mit dessen Veröffentlichung der um Pestalozzi und seine Werke so hochverdiente Oberpfarrer Seyffarth in Liegnitz eben beschäftigt ist,[2] abgeschlossen vorliegt und mir dann die Redaktion gestattet, noch einmal an dieser Stelle über Pestalozzi zu reden.*)

Hochansehnliche Festversammlung!

Wir sind hier zusammengekommen, um am Vorabend des 150 jährigen Geburtstags von Pestalozzi sein Andenken festlich zu begehen und uns dankbar dessen zu erinnern, was er der Menschheit gewesen und was er uns heute noch immer ist. In einer Versammlung wie der Ihrigen braucht es nicht erst der Rechtfertigung, dass wir, die wir 1846 noch nicht haben mitfeiern dürfen und 1946 wohl in der überwiegenden Mehrzahl nicht mehr werden mitfeiern können, damit nicht haben warten wollen, bis aufs neue ein ganzes Jahrhundert abgelaufen war, sondern schon nach einem halben Säkulum wieder den Mann in grossem Stil zu feiern uns entschlossen haben. Und in einer Stadt wie Frankfurt braucht man nicht bange zu sein, dass das Interesse für ihn erstorben und erloschen sein könnte. In dem Hause, dem durch Goethe die Unsterblichkeit gesichert ist, im Hause des Geheimraths

---

[1] Der wichtigste Beitrag zu einer Biographie Pestalozzi's sind, neben seinem eigenen autobiographischem Werk „Lebensschicksale", die 4 Bände von H. Morf, zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Winterthur 1869—1889; aber wie der Titel sagt, mehr nur reichstes Material zu einer künftigen Biographie als selbst schon eine solche. Gut ist der Artikel „Pestalozzi" von Hunziker im 25. Band der Allgemeinen Deutschen Biographie.

[2] Über diesen Briefwechsel giebt vorläufigen Bericht ein Vortrag von L. W. Seyffarth, Pestalozzi und Anna Schulthess, Liegnitz 1895. Von Seyffarth ist bekanntlich auch die neueste Ausgabe der sämmtlichen Werke Pestalozzi's in 18 Theilen.

*) Mit besonderer Genugthuung und zur dauernden Freude der Leser der Biographischen Blätter. D. H.

Willemer schlugen mit unter den ersten in Deutschland die Herzen in warmer Theilnahme für Pestalozzi, Frankfurter übersandten ihm vertrauensvoll ihre Söhne zum Erziehen und unterstützten ihn in hochherziger Weise mit Geld, und in Ihre Musterschule zog schon im Jahre 1805 mit Gruner der Geist des grossen Schweizer Pädagogen ein. So knüpfte sich frühe zwischen Frankfurt und Pestalozzi[1]) ein Band geistiger Gemeinschaft, das — der heutige Tag beweist es — unauflöslich geschlungen ward.

An solchen Erinnerungstagen nun, wie wir deren einen heute feiern, wollen wir das, was wir alle wissen und was wir gemeinsam fühlen und empfinden, auch zur Aussprache kommen lassen in festlicher Rede; und dass Sie dazu mich eingeladen haben, dafür bin ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet. So darf ich als Mensch den herrlichen Mann mit Ihnen feiern, und als Professor dem Gedanken Ausdruck geben, der von Pestalozzi stammt, dass die verschiedenen Stockwerke des deutschen Schul- und Unterrichtswesens zusammengehören — zu gemeinsamer Arbeit in unserem Beruf Menschen zu bilden und zu gemeinsamem Schutz und Trutz nach aussen. Als vor vier Jahren der Zedlitz'sche Volksschulgesetzentwurf die Freiheit und Selbständigkeit dieser Schule und die Unabhängigkeit ihrer Lehrer bedrohte, da haben wir Hochschullehrer mit Ihnen und für Sie uns dagegen zur Wehre gesetzt; und drei Jahre später hat uns der Sieg von damals Kraft gegeben zu erfolgreichem Widerstand gegen ein die Freiheit unseres Unterrichts gefährdendes Gesetz.

Es könnte nun freilich allen denen, die Pestalozzi nur äusserlich, nach seinen Lebensschicksalen kennen und beurtheilen, seltsam und fast wie eine grosse Paradoxie erscheinen, dass wir ihn feiern, als wäre er einer unserer allergrössten Männer, und dass es gerade Lehrer sind, die ihn so feiern. Denn in der That, was er unternahm und anfing, das misslang unter seinen Händen: erst sein eigenes Geschäft, die Landwirthschaft auf dem Neuhof, dann die Armenschule, die er dort sich und den Armen zur Hilfe einrichtete, die Waisenanstalt in Stans und die verschiedenen Institute in Burgdorf, Münchenbuchsee und Yverdon — keines hat sich auf die Dauer erhalten, und auch als Schriftsteller vermochte er sich auf der mit dem ersten Theil seines Volksbuches „Lienhard und Gertrud" erstiegenen Höhe nicht zu behaupten. Als „ein armer Müdling" kehrte er 1825 auf den Neuhof zurück, von dem er ausgegangen war, zwei Jahre darauf starb er vereinsamt und aufs tiefste erschüttert durch hässliche Angriffe und Anklagen ehemaliger Freunde und Mitarbeiter, äusserlich und innerlich ein vom Glück verlassener Mann. Und dabei wird es nicht angehen, alle Schuld nur auf die Böswilligkeit oder den stumpfen Sinn seiner Umgebung und seiner Zeitgenossen

---

[1]) Pestalozzi's Beziehungen zu Frankfurt lassen sich aus zahlreichen Dokumenten bei Morf a. a. O. im Einzelnen erkennen; dem gegenüber bringt auch der Vortrag von Seyffarth „aus Pestalozzi's Leben mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M.", abgedruckt in der Frankfurter Schulzeitung vom 1. und 15. November 1895, nichts Neues bei.

zu schieben, am eigenen Ungeschick ist er vielmehr tragisch gescheitert. Am eigenen Ungeschick — „Regierungsunfähigkeit“ hat er es selbst wohl genannt, aber mehr noch am eigenen Herzen, dem in der Jugend keine männlich starke Hand Maass und Halt gegeben hatte. Und so war er kein weltkundiger und weltgewandter, kein willensstarker und konsequenter Mann geworden, sondern ein Gefühlsmensch, ein Temperamentsmensch, ein grosser Enthusiast. Daher kam es, dass die Menschen den Idealisten in ihm nicht erkannten, der er wirklich war, sondern ihn für einen Phantasten hielten, der er nie gewesen ist, wenngleich die Quelle der Phantasie bei ihm frisch und lebendig sprudelte und er wie alle genialen Menschen in der That etwas vom Träumer und Nachtwandler an sich hatte.

Ein Idealist, was will das heissen? Dass ihm, herausgeboren aus den tiefsten Bedürfnissen seines Herzens und seiner sittlichen Natur, Ideale vor der Seele schwebten, die ihn sein Dämon, sein Genius zu verwirklichen trieb, dass ihn Ideen erfüllten, die er als sittliche Forderungen an die Welt herantrug, ihr gab und ihr als Aufgaben und Ziele vorhielt. Und worin bestanden diese Ideale? Erst klingt es, als ob sie ihn allein angingen und auf dem Boden seines individualistischen Zeitalters gewachsen wären: als auch in seiner schweizerischen Heimath alles neu wurde und an die Stelle des verrotteten Staatenbüschels einiger patrizisch schlecht regierter Kantone die helvetische Republik trat (1798), da sagte er schlicht und einfach: „ich will Schulmeister werden.“ Allein das war bei ihm nicht sowohl der Ausdruck persönlicher Neigung, obwohl das Lehren, Erziehen und Menschenbilden wirklich seiner innersten Natur, dem in ihm wohnenden Dämon entsprach, sondern in dieser bescheidenen Form lag die grosse Reformidee beschlossen, dass es anders, besser werden müsse mit der Gesellschaft und mit der Welt der Menschen und dass das nur geschehen könne mit Hilfe einer neuen von ihm gesuchten und zu findenden Menschenerziehung und Menschenbildung.

Schon auf dem Neuhof, wo er selber den Kampf ums Dasein so mühsam und so erfolglos kämpfte und dennoch eine Schaar von Bettelkindern um sich sammelte, um nicht bloss sich, sondern durch Erziehung zur Arbeit auch ihnen zu helfen, und dann vor allem in Stans, wo er an den Waisenkindern der im Aufruhr gefallenen Nidwaldener zum ersten Mal lernte, was er wollte, — „das Pulsgreifen seiner Kraft“ nennt er es selbst, — da ging ihm der Gedanke auf, den ihm sein grosses Herz diktirte, dass auch den Ärmsten und Elendesten geholfen werden müsse. Geholfen werden könne ihnen aber wie allen anderen Menschen nur, wenn man sie auf ihre eigene Kraft verweise, diese in ihnen wecke, übe und entfessele und sie so fähig mache sich selber zu helfen. Menschen zu Menschen machen, indem man sie in den Vollbesitz ihrer physischen, intellektuellen und moralischen Kräfte setzt — das ist wie alles Grosse ein ganz Einfaches, ist aber wie alles Grosse zugleich auch ein unendlich Tiefes und Weitgreifendes. Wir können es uns in seiner

Bedeutung am besten klar machen an der Art und Weise, wie es auf die Welt und in der Welt gewirkt hat, und stolz dürfen wir sein, dass wie in Deutschland überhaupt Jahrhunderte lang für alle pädagogischen Richtungen und Impulse der Schnitt- und Kreuzungspunkt lag, so auch die Welt, die für Pestalozzi Verständniss und Empfänglichkeit zeigte, vor allem unsere deutsche Welt gewesen ist.

In drei Wellen, Fluth, Ebbe, Fluth entsprechend, explicirt und entfaltet sich die Wirkung von Pestalozzi's Lebenswerk in unserem Jahrhundert, ich möchte sie die nationale, die pädagogische und die soziale nennen.

Es war in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, nach der Schlacht bei Jena, als in Preussen[1]) zum Behuf der Wiederaufrichtung des äusserlich zu Boden geworfenen und innerlich doch so lebenskräftigen Staates ein Philosoph und ein Staatsmann auf Pestalozzi hinwiesen. Der eine, Fichte, that es in seinen Reden an die deutsche Nation; in Pestalozzi findet er wie in Luther die Grundzüge des deutschen Gemüths und den erfreuenden Beweis, dass dieses Gemüth in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch walte bis auf diesen Tag; und von ihm hofft er darum die gesuchte Nationalerziehung, durch welche den Völkern und dem ganzen Menschengeschlecht aus der Tiefe ihres damaligen Elends emporgeholfen werden könne. Und nicht anders der Freiherr vom Stein, der einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der deutschen Nation hervorrufen und ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und Nationalehre einflössen möchte. Das Alte hatte sich überlebt, denn es hatte 1806 die Probe nicht mehr bestanden; ein Neues war da, in Lessing und Kant, in Schiller und Goethe kündigte es sich an; aber es war dem deutschen Volke selbst noch zu neu und zu fremd, es war noch nicht in ihm lebendig, noch nicht Macht und Kraft geworden. Und das erwartete nun der grosse preussische Minister und Patriot von der Anwendung der Pestalozzi'schen Methode, dass durch sie „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, der religiöse Sinn und alle edleren Gefühle der Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und der Hang zum Leben im Genuss gemindert und ihm entgegengewirkt“ werde. Und er hatte ja auch äusserlich die Macht, in das Leben seines Volkes einzuführen, was sich ihm in der Idee als werthvoll und nothwendig für dasselbe darstellte. Gleichzeitig mit den Gesetzen, die dem preussischen Volke

---

[1]) „Pestalozzi in Preussen“, heisst ein Vortrag von Seyffarth, 3. Auflage 1895, in welchem alles hierauf Bezügliche gut zusammengestellt ist; viele Dokumente dazu bei Morf a. a. O. Ausserdem vergl. den Artikel „Süvern“ von W. Dilthey in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 36 und meinen Artikel „Wilhelm von Humboldt“ in dem encyklopädischen Handbuch der Pädagogik von Rein, Band 2. — Es hängt übrigens nur mit Ort und Zweck meiner Rede zusammen, dass von Stapfer, dem Unterrichtsminister der helvetischen Republik und dessen werkthätigem Eintreten für Pestalozzi nicht ausdrücklich und ausführlich geredet wurde; ihm gebührt das Verdienst, Pestalozzi die Bahn freigemacht und ihn auf den richtigen Platz gestellt zu haben.

die Aufhebung der Erbunterthänigkeit auf dem Land und die Selbstverwaltung in den Städten brachten und es so zur freien Kraftentfaltung fähig machten und zur aktiven Theilnahme am Leben des Staates aufriefen, ging man daher auch daran, den Grund zu einer neuen Erziehung zu legen und so auch die Kräfte des erst folgenden Geschlechtes zu entbinden. Wilhelm von Humboldt, dieser Virtuose individueller Bildung, übernahm die Leitung des Unterrichtswesens und konnte nun zeigen, was Eines Mannes Bildungswerth sei und für das Ganze bedeute: er gründete die Universität Berlin, er setzte die wissenschaftliche Deputation ein, um der Routine in der Schulverwaltung den Geist und das Wissen hinzuzufügen, er erfüllte die Gymnasien mit dem Vollgehalt des klassischen Alterthums und die niederen Schulen mit dem Geiste Pestalozzi's. Das war ihm aber kein getrenntes und zusammenhangsloses Allerlei, sondern aus gemeinsamer Wurzel heraus eines und dasselbe. Denn er hatte jenen grossen Gedanken Pestalozzi's begriffen, dass die drei Stockwerke unserer Bildung Verbindungstreppen haben und Ein Haus darstellen müssen, in dem es gelte, alle ohne Ausnahme zu Menschen zu machen und in allen alle vorhandenen Kräfte aufzuregen und zu entfesseln. Und neben Humboldt war es Nicolovius, seit vielen Jahren einer der getreuesten Freunde Pestalozzi's, der den Verkehr zwischen diesem und der preussischen Regierung einleitete und zu einem so intimen und herzlichen machte, weil er Pestalozzi mit dem Herzen verstand, mit dem man ihn allein verstehen kann. Zeller wurde nach Königsberg berufen, um dort eine Pestalozzi'sche Musteranstalt zu gründen und Geistliche und Lehrer in die neue Methode einzuweihen. Und wenn sich hier nicht alles so erfreulich gestaltete, wie man hoffte und wollte, so brachten dafür die jungen Leute, welche die preussische Regierung mitten heraus aus dem Druck der Fremdherrschaft nach Yverdon schickte, um dort, wie es in der Instruktion hiess, sich zu erwärmen an dem heiligen Feuer in dem Busen dieses Mannes der Kraft und der Liebe, wirklich Funken von diesem Feuer in die Heimath zurück und weckten hier überall das Feuer der Begeisterung für Pestalozzi und sein Werk.

Ein aus tiefem Fall sich aufraffendes Volk stark zu machen durch Erziehung zu Kraft und Selbständigkeit, das war der grosse Gedanke der preussischen Staatsmänner, als sie sich an Pestalozzi wandten, das erwarteten sie von ihm und durch ihn. Indem sie sich von ihm auf die auch in den Aermsten und Elendesten schlummernden Kräfte hinweisen liessen, appellirten sie an die in ihrem zerschlagenen, zerbrochenen Volke vorhandene Kraft, der man so lange misstraut und die man daher so lange niedergehalten, brach hatte liegen lassen; und ihr Vertrauen täuschte sie in den grossen Tagen der Entscheidung nicht.

Aber nur zu bald kam nach den ersten schönen Frühlingstagen der kalte Wind einer langen Reaktionsperiode, der viele Blüthen absterben liess: Selbsthilfe und eigene Kraft galten nun wieder nicht mehr viel im deutschen

Vaterland, Kaiser und Reich, deren Wiederauferstehen im Jahre 1871 wir in acht Tagen feiern, waren vor 80 Jahren schwer verpönte strafbare Utopien. Doch der Geist, der einmal da ist, lässt sich wohl dämpfen, aber nicht ertöten; denn Geist ist jederzeit stärker als brutale Macht, Geist ist ewig. Zwar der grossgedachte und auf den Zusammenhang mit dem ganzen nationalen Leben angelegte Entwurf einer allgemeinen Schulordnung vom Jahr 1813 — ein Werk Süvern's in Pestalozzi's Geiste — wurde 1826 definitiv zu den Akten gelegt, aus denen er bis heute nicht wieder auferstanden ist. Die höheren Schulen gingen hinfort, nicht zu ihrem Vortheil, ihre eigenen Wege, und nur die deutsche Volksschule erfüllte sich mit Pestalozzi'schem Inhalt und Geist.

Die Volksschule ist eine Schöpfung — nicht wie man fälschlich gemeint hat, der Kirche, sondern des Staates, der sie erst durch das Machtwort des Schulzwangs zu einer allgemeinen gemacht hat. So waren die Kinder da — in Preussen seit 1717 und 1736. Dann kamen die Lehrer, für deren Bildung unter Friedrich dem Grossen vor allem die Königliche Realschule zu Berlin sorgte; und das Generallandschulreglement von 1763 schaffte äusserlich Ordnung und schärfte die allgemeine Schulpflicht aufs neue ein. Aber noch fehlte die Hauptsache — Inhalt und Form des Unterrichts. Durch Pestalozzi[1]) kam jetzt auch das. Der Natur zu folgen hatte schon im 17. Jahrhundert Amos Comenius dem Erzieher und Lehrer gerathen; aber er dachte dabei an den äusseren Gang der Natur, den der Lehrer beim Unterricht nachahmen sollte. Der Natur zu folgen, das verkündigte 100 Jahre später auch Rousseau als ein neues Evangelium mit aller Gluth und Wucht seiner Herzensberedsamkeit; aber er meinte eine idealische Wildlingsnatur, die echte kannte er nicht. Der Natur zu folgen forderte jetzt auch Pestalozzi; dazu versenkte er sich mit philosophischem Tiefsinn in das innerste Wesen der menschlichen Seelenkräfte, suchte den Menschen zu ergründen und baute dann auf diesem sicheren Grunde wahrer Menschenerkenntniss seine Idee der Elementarbildung auf, die er nicht, wie er allzurasch zugab, „mechanisirt", sondern vielmehr psychologisirt hat. So fand er die Grundkräfte der menschlichen Natur in Kopf, Herz und Hand, sie galt es zu üben und zu entfalten; und so fand er in Zahl, Form und Sprache die Elementarmittel des Unterrichts, sie galt es in verschiedenen Fächern zu gestalten und zu verwerthen; Ausgangspunkt und Fundament aller Erkenntniss aber ist ihm die Anschauung, wozu er im weiteren und tieferen Sinn des Wortes auch alles Selbsterlebte und Selbstempfundene rechnete; sie muss man daher vor allem zur Kunst erheben.

Über das Einzelne dieser Pestalozzi'schen Pädagogik lässt sich streiten, vieles an ihr ist anfechtbar, vergänglich, endlich; sie hat sich wirklich nicht

---

[1]) Inhalt und Bedeutung der Pädagogik Pestalozzi's jetzt am besten dargestellt von H. Scherer „Die Pestalozzi'sche Pädagogik nach ihrer Entwickelung, ihrem Auf- und Ausbau und ihrem Einfluss auf die Gestaltung des Volksschulwesens", Leipzig 1896.

frei gehalten von Mechanismus und Formalismus; aber nicht streiten lässt sich darüber, dass durch sie dem Unterricht ein Inhalt gegeben war von einem Reichthum und von einer Fülle, wie man sie bis dahin nicht gekannt und nicht geahnt hatte, und dass damit für eine methodische Führung des Unterrichts erstmals die Bahn frei und der Weg gewiesen war. Indem sich die Volksschule mit diesem Inhalt erfüllte, neue Fächer aufnahm und die alten völlig umgestaltete und ihre Arbeit überhaupt zu einer methodisch sicheren und sicher vorwärts schreitenden Kunst erhob, wurde sie eine Pestalozzi-Schule; und das ist sie bis zum heutigen Tag geblieben: so viele wackeren Männer, allen voran Diesterweg haben sie immer mehr dazu gemacht und auf seinen Namen hin weitergeführt.

Und darum feierten heute vor 50 Jahren die deutschen Volksschullehrer Pestalozzi als ihren Heros Eponymos, als den Vater ihrer Schule. Den damaligen Machthabern war dies freilich noch zu viel; denn zu viel von selbstständiger Kraft steckte noch immer in der Lehrerwelt. Verstimmt äusserte daher Friedrich Wilhelm IV. über diese Feier im Januar 1846: es habe sich in ihr ein dem frommen Sinn des Gefeierten durchaus fremder Geist geoffenbart.[1]) Diesterweg wurde seines Amtes enthoben, und nach den Sturmtagen von 1848 kamen (1854) die Stiehl'schen Regulative, die pädagogisch besser sind als ihr Ruf, deren frömmelnder Geist aber ein durchaus verwerflicher und reaktionärer war. Dem Romantiker auf dem Throne der Cäsaren war die Pestalozzi-Schule zu wenig fromm; den Urhebern der Regulative hatte sie zu viel Inhalt und gab sie zu viel Bildung.

Doch heute feiern wir Pestalozzi wieder, sein Geist hat sich nicht bannen lassen. Und wiederum sind es die Lehrer, die zu seiner Feier einladen — ein Zeichen, dass sie die alte Fahne hochhalten; und sie feiern ihn hoffnungsvoller und freier athmend als vor 50 Jahren; denn die Stiehl'schen Regulative sind beseitigt und das Zedlitz'sche Volksschulgesetz ist abgewendet. Aber heute kommen neben den Volksschullehrern auch andere und wollen mitfeiern. Schüchtern und langsam, aber sicher ringt sich der Gedanke Pestalozzi's durch, dass alle Schulen, auch die hohe Schule der Universität nicht ausgenommen, zusammengehören und einen grossen Organismus bilden, dessen Basis die allgemeine Volksschule ist, und dass diese Basis eben darum so breit als möglich, die Volksschule eben darum zu einer wahrhaft allgemeinen werden müsse.

Noch vorher aber ist eine Seite im Wesen Pestalozzi's, die vor 50 Jahren kaum beachtet wurde, heute in den Vordergrund, geradezu in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, wir können sie die sozialistische

[1]) H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, fünfter Theil S. 242; sonst möchte ich mich freilich am allerwenigsten auf diesen Abschnitt des Treitschke'schen Buches berufen, der für Schule und Lehrer weder genügendes Wissen noch Verständniss und Herz zeigt und offenbar auch von Pestalozzi selber nur eine sehr unvollkommene und unzutreffende Vorstellung hat.

oder sittlich-soziale nennen.[1]) In seinem tiefsten Buch: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (1797), das Rousseauisch anhebt — „der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, ist ganz unschuldig" — und Kantisch endigt — „durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, zu der sich meine Natur erheben kann", — hat er, angeregt durch die französische Revolution, deren Eindrücke in ihm nachklingen und weiter arbeiten, diese sozialen Gedanken in aller Klarheit und Kühnheit ausgesprochen. Darum ist es auch in einer Zeit, die noch die dünne Luft des Individualismus athmete, nicht verstanden worden. Aber auch das 16 Jahre zuvor (1781) erschienene Buch von Lienhard und Gertrud ist schon sozialistisch, nicht mehr bloss individualistisch, schon hier handelt es sich um das Ganze, um Gemeinde, Volk und Staat.

Worin besteht denn nun aber dieser Pestalozzi'sche Sozialismus? Den Ärmsten und Elendesten im Volke will er helfen, aber nicht durch Wohlthätigkeit und Gnadenspenden, sondern indem er sie zu Menschen macht und ihnen zur Selbsthilfe Kraft giebt. Daher der Gedanke der Elementarbildung als einer Emporbildung der inneren Kraft der Menschennatur zur reinen Menschenweisheit. Und diese Elementarbildung legt er zunächst in die Hände der Mütter. Desshalb — die Bahn frei für die Mütter! das ist hier die erste Forderung. Diese Bahn ist aber nicht frei, solange die Frau den ganzen Tag über ihren Kindern entzogen, etwa in der Fabrik beschäftigt ist; und sie ist auch nicht frei, wenn die Mutter alle Tage in Gesellschaft geht und darum keine Zeit und keinen Sinn hat für ihre Kinder. Man hat Pestalozzi vorgeworfen, er habe die Mütter und ihre Bedeutung für eine bessere Volksbildung idealisiert und überschätzt. Gewiss hat er das. Aber ist das ein Vorwurf für ihn? Er trug freilich ein Ideal, eine Idee von der Mutter und ihrer Aufgabe und ihren Pflichten in sich, Ideen aber sind nichts anderes als sittliche Forderungen. Und so ist, was er von der Mutter sagt, eine Forderung an die Gesellschaft, an Staat und Gesetzgebung, dass sie der Frau die Möglichkeit schaffen, ihren Mutterberuf erfüllen zu können, der gute Genius des Hauses, des Mannes und der Kinder zu werden; aber es ist auch eine Forderung an jede einzelne Mutter, dass sie ihm nachkomme, dass sie wirklich Mutter sei und Mutter sein wolle. Dabei sind heute, dessen sind wir uns wohl bewusst, im Zeitalter des grossen Fabrikbetriebs die Mittel und Wege andere, die Aufgabe ist viel schwieriger zu lösen als im Zeitalter der Hausindustrie, wo Gertrud mit ihren Kindern in der Wohnstube der Arbeit obliegen konnte. Die Aufgabe bleibt aber darum doch, dem heranwachsenden Geschlecht das Heiligthum

---

[1]) Auf die sozialistische Seite in Pestalozzi hat besonders energisch P. Natorp in seiner Rede „Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage" (Heilbronn 1894) hingewiesen; und kurz darauf ich in meiner Geschichte der Pädagogik (München 1895) Seite 273 ff.

der Wohnstube und den Segen der gleich der Sonne vom Morgen bis zum Abend mit Licht und Wärme sie durchwaltenden Mutter zu erhalten oder, wo sie verloren gegangen sind, wieder neu zu schaffen.

Das zweite aber, was als Forderung in diesem Pestalozzi'schen Sozialismus eingeschlossen ist, das ist der recht verstandene und tiefgefasste Gedanke wirklicher Menschenbildung. Wie Kant seinen kategorischen Imperativ auch so formuliert hatte: „handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals blos als Mittel brauchst", so hat auch Pestalozzi immer wieder betont, dass wir im Menschen den Menschen sehen und aus Menschen von Natur, doch noch erst Menschen, volle, ganze Menschen durch Kunst bilden müssen. „Tausende gehen als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr" — er aber will mehr und der Mensch soll mehr wollen. Auch das ist eine Forderung erst an die Gesellschaft: dass jeder soll Mensch sein können, das keiner bloss „Hand", keiner auch bloss Kopf sei und dass nicht trennende Schranken zwischen Menschen sich aufrichten und zwischen Gebildeten etwa und Ungebildeten eine tiefe Kluft befestigt sei, sondern dass wir im Wort „Mensch" alle zusammentreffen und uns alle verstehen. Da klingt es freilich schneidend scharf, wenn er klagt: „Unsere Gesetzgebungen haben sich zu einer solchen Höhe geschwungen, dass es ihnen unmöglich ist, an den Menschen zu denken. Sie besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend, indessen ist der, so keinen Theil an der Welt hat, zum voraus von ihnen vergessen; man steckt ihn aber unter das Militär oder erlaubt ihm sich selber darunter zu stecken, zu Zeiten macht man für ihn eine Lotterie, darin ein jeder sein Glück mit wenigen Kreuzern probiren kann". Und wie eine Kriegserklärung gegen Eigenthum und Besitz überhaupt klingt es, wenn er fragt: „gehört unseren Mitmenschen, die mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns den Besitzern der Erde mit gleichen Ansprüchen ins Antlitz sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? Fürchtet euch nicht, Besitzer der Erde, es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbstständigkeit als um Gnaden zu thun." Um Grundsätze, um Rechtsgefühl, um Selbstständigkeit handelt es sich also, das ist nicht revolutionär, sondern das ist die Forderung einer Reform der Gesinnung, einer Umwandlung unseres Bewusstseins und unserer Anschauungen von unseren gesellschaftlichen Rechten, Pflichten und Aufgaben, das ist der grosse Gedanke der Hilfe aus eigener Kraft, durch Selbstthätigkeit zur Selbstständigkeit. Aber dazu muss der Mensch und muss die Gesellschaft erst erzogen, unten und oben erzogen, sie müssen erfüllt werden mit dem sozialen Geist, der ein sittlicher Geist ist. Dazu

appellirt Pestalozzi an die Besitzer der Erde, an Kronenträger und Gesetzgeber. Voraussetzung dafür aber ist freilich die Erkenntniss, dass nicht alles in Ordnung sei in Gesellschaft, Staat und Volk, und darum ist auch nothwendig das offene Wort und die freie Kritik, wie es Pestalozzi gesprochen und wie er sie geübt hat.

Und noch ein Drittes und Letztes. Die Arbeit selbst ist der Weg, der zur Menschenbildung und mitten durch sie hindurchführt. Indem Gertrud ihre Kinder arbeiten lehrt, macht sie sie gut, frei, glücklich. Nur durch Arbeit wird man erzogen zur Arbeit, nur durch sie werden alle Kräfte, die physischen und die geistigen geweckt, geübt und entfesselt; auch der Zweck der Verstandesbildung wird in der Arbeit gefördert, das Bewusstsein vom Werth der Arbeit als einer Menschen verbindenden Macht erwacht, und so wird das anfänglich bloss äusserliche Thun der Arbeitenden zu einem innerlich sittlichen und sittlich bildenden. „Sie spinnen so eifrig als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen tagelöhnern nicht“, heisst es von Gertrud und ihren Kindern. In diesem Wort steckt doch die Lösung, die Befreiung unseres hart arbeitenden Volkes von aller geistigen Noth, und zugleich die Idee, die Forderung einer wahrhaft sozialen Pädagogik. Denn eine solche Durchgeistigung ist nur möglich auf dem Grund einer gemeinsamen Arbeitsbildung von Grund aus und für alle in einer einheitlichen Organisation der Bildung vom untersten Stockwerk hinauf bis zum obersten. Im Zusammenhang damit kommen dann auch pädagogische Gedanken wie der, dass alle alles lernen müssen, oder das Wort von der formalen Bildung allen Missverständnissen gegenüber zu ihrem guten Recht.

So feiern wir Pestalozzi heute auch als Sozialisten, ähnlich wie Thomas Carlyle, der am 4. Dezember 1795 geborene, vor wenigen Wochen als Sozialist gefeiert wurde, als den Vater und Verkündiger einer wahrhaft sozialen Pädagogik und zugleich als den grossen Proletarierfreund, der selbst auch Proletarier gewesen ist und mit seinem Herzen voll Liebe aus eigener Noth heraus fremde Noth zu verstehen befähigt und ihr Hilfe zu bringen gewillt war. Zu dieser Liebe aber, die Pestalozzi, den Mann des Gefühls, so ganz erfüllte, gehört noch eines, das ist der Glaube — der Glaube an die Macht und an den Sieg des Guten. Auch dieser Glaube hat ihm nicht gefehlt: seine Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ideale war nach seinem eigenen Geständniss nie grösser als in den Zeiten, in denen sie äusserlich ganz scheiterten. So war er ein Mann des Glaubens, ein frommer Mann. Wenn wir ihn als philosophischen Idealisten und sittlichen Reformator mit Kant, als Sozialisten mit Fichte zusammenstellen, so dürfen wir ihn hier mit Schleiermacher zusammen nennen. Nur freilich war dieser sein Glaube nicht irgendwie konfessionell gefärbt; das erkannte der Scharfblick orthodoxer oder pietistischer Kritiker ganz richtig, sie haben darum für ihn höchstens das entschuldigende Wort: „ihm ist viel vergeben, denn

er hat viel geliebt.[1])" In seinen Anstalten wurden katholische und protestantische Kinder gemeinsam erzogen, sie waren also im vollsten Sinn des Wortes simultan, und man hat nicht gehört, dass andersgläubige Kinder oder deren Eltern an den Gebeten und Ansprachen des Vaters Pestalozzi jemals Anstoss genommen hätten. Ja nicht einmal spezifisch christlich klingt es, wenn er der Mutter die Rolle zuweist, Mittlerin zu sein zwischen Gott und ihrem Kinde. Aber gerade darin trifft er mit Schleiermacher zusammen, der von Christus sagt, er habe „nie behauptet, der einzige Mittler zu sein, sondern alle, die ihm anhingen und seine Kirche bildeten, sollten es mit ihm und durch ihn sein"[2]). Und auch in das Wesen der Religion hat Pestalozzi tiefe Blicke gethan, sie als Werk und innere Wahrheit unserer selbst unendlich hoch gestellt, dagegen über die „Nationalunchristlichkeiten unserer Nationalchristenthümer" scharfe Worte gesprochen. So gehört er zu den seltenen Menschen in der Welt, die ganz fromm zu fühlen die Kraft und zugleich ganz frei zu denken den Muth haben. Die Quintessenz des Christenthums bestand diesem Mann voll Liebe schliesslich wie Lessing in dem Wort des Johannes: Kindlein, liebet euch untereinander! und eins wusste er sich im Geist und in der Wahrheit mit dem, der gesagt hatte: lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! und der das Gefühl des Kindersinns den Menschen auch Gott gegenüber gegeben hatte.

Und nun, verehrte Anwesende, die Ideen und Ideale, die Pestalozzi erfüllt haben, sind sie alle verwirklicht? Haben wir heute, 25 Jahre nach des Deutschen Reiches Aufrichtung unter Preussens Führung die nationale Erziehung, wie sie berührt vom Geiste Pestalozzis, vor 80 Jahren und mehr die grossen preussischen Staatsmänner und Schulräthe, die Stein und die Humboldt, Nicolovius und Süvern gedacht und erstrebt haben? Ist heute das unterste Stockwerk unserer Volksbildung an allen Orten so ausgestattet und eingerichtet, dass es für Schüler und Lehrer allüberall erfreulich ist, darin zu wohnen und durchweg erspriesslich ist darin zu lehren und zu lernen? Und sind die Verbindungstreppen nach oben hin überall gebaut, an der richtigen Stelle angelegt und für jeden nach Massgabe seiner Kraft zugänglich und erreichbar? Haben Staaten und Gesetzgebungen die Nothwendigkeit und den Werth geistiger Kultur überall begriffen und auch nur das Unabweisliche dafür überall gethan und bewilligt? Und endlich jene sozialen Forderungen, wie sie Pestalozzi aufgestellt und formuliert hat, die Forderung der Selbstständigkeit, der Vergeistigung der Arbeit, der Versittlichung von Eigenthum und Besitz, die Forderung, dass man immer erst an den Menschen denken müsse und ihn nie herabwürdigen dürfe zum blossen Mittel und zur verkrüppelten Existenz einer blossen Hand — ist das alles

---

[1]) So Karl von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 2. Theil Seite 383 (4. Aufl.).

[2]) Die Stelle findet sich in Schleiermacher's Reden über die Religion. 5. Rede gegen Ende.

erreicht und erfüllt? Gewiss würde Pestalozzi in vielem, was da ist und heute gestaltet und geleistet wird, seines Geistes einen Hauch verspüren, es giebt wirklich in Theorie und Praxis eine soziale Pädagogik. Aber es sind doch mehr nur Anfänge und Ansätze einer solchen, das meiste ist noch ungethan, das Beste ist noch immer Idee, Ideal, Forderung, nicht Wirklichkeit. Dahin rechne ich neben den allgemeinen und prinzipiellen Forderungen einer sittlich-sozialen Reform, die unser ganzes inneres und äusseres Leben allmählich umgestalten soll, auf dem uns hier besonders nahe liegenden Gebiet der Pädagogik dreierlei: die Durchführung des Gedankens einer wirklich allgemeinen Volksschule, die Unabhängigkeit auch der Elementarbildung von konfessionellen, überhaupt von anderen als rein menschlichen und rein pädagogischen Rücksichten, und endlich zum dritten die fortschreitende Hebung der Stellung und Bildung aller derer, die berufen sind, an dem grossen Werke der Volkserziehung mitzuarbeiten.

Das alles sind längst schon Forderungen der deutschen Lehrerschaft; der heutige, Pestalozzi geweihte Tag giebt uns Recht und Pflicht, sie aufs neue auszusprechen. Dem ersten, dem Gedanken einer in Wahrheit allgemeinen Volksschule stehen die Vorschulen und die von weichlichen oder hochmüthig antisozial gesinnten Eltern ins Leben gerufenen Privatschulen hemmend im Weg. Solche Klassen- und Kastenschulen gefährden im ersten Anbeginn schon die Erziehung zu einer gesunden sittlich-sozialen Gesinnung und drohen die Volksschulen gerade am Sitz der grossen sozialen Gegensätze, in den Städten zu Armenschulen zu degradieren und stören so von vornherein gleich den ersten Schritt auf dem Weg zum sozialen Frieden. Also fort damit!

Und antisozial, antinational wirkt auch die konfessionelle Scheidung der Schulen. Ist denn Kindersinn und Vaterliebe, deren uns das Christenthum aller Konfessionen versichert, weniger werth als das Wort sich streitender Theologen? Und weiss etwa unsere Kultur etwas von einer Unmöglichkeit, dass Katholiken und Protestanten zu den Füssen Eines Lehrers sitzen? Nein und abermals nein; denn in denselben Städten, wo die Kinder des Volkes getrennt sind, als ob das katholische Kind durch die Gemeinsamkeit des Unterrichts im Rechnen oder Schreiben mit seinen protestantischen Spielgenossen Schaden nehmen könnte an seiner Seele, da sitzen in den höheren Schulen die Kinder aller Bekenntnisse harmlos beisammen und lernen sich vertragen und sich verstehen. Das sind doch wahrlich Widersprüche, die der Jammer unserer konfessionell sich erhitzenden Zeit zur Schande und zum Schaden unseres Volkes immer noch nicht überwunden hat. Darum weg mit der Konfessionsschule![1]) Es ist an der Zeit, dass die Pädagogik in Kulturfragen ihre eigenen von der Kirche unabhängigen Wege gehe und diese Forderung dem deutschen Staat

[1]) In dieser Forderung stimme ich u. a. mit dem badischen Oberschulrath Dr. E. von Sallwürk überein und schliesse mich seiner Begründung derselben theilweise auch im Wortlaut an.

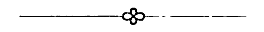
gegenüber als in dessen eigenstem Interesse liegend mit allem Nachdruck geltend mache.

Und zum dritten gehört hierher die Erkenntniss, dass auch schon das anspruchslose Thun und Arbeiten des Volksschullehrers beruhen muss und nur gedeihen kann auf dem Grund einer Fülle von Wissen und Können, wie sie zu erwerben ihm heute noch so schwer gemacht und für seine offizielle Bildung versagt wird. Auch darüber wird man sich in künftigen Zeiten wundern, warum doch der geistliche Lehrer des Volkes in Bildung und Ausbildung so viel besser gestellt wurde, als der weltliche und man wird in dieser Verkümmerung etwas sehen von jenem Mangel an Verbindungstreppen zwischen den verschiedenen Stockwerken unserer Bildung. Diese innere Hebung des Standes, der mit geringen Mitteln schon so Grosses leistet, muss mit der äusseren Besserstellung von Lehrern und Schulen Hand in Hand gehen und ihr als der wahre Ausgangspunkt für alle berechtigten äusseren Ansprüche vorangestellt werden.

Um alle diese Dinge kämpfen Sie und suchen dafür unter ungünstigen Konstellationen Schritt für Schritt Anerkennung und Besserung zu erringen. Aber allein es durchzusetzen, dazu reichen Ihre Kräfte nicht aus. Und darum freuen wir uns des heutigen Tages auch in dem Sinn, dass Männer aus allerlei anderen Ständen sich Ihnen zugesellen und dadurch Ihre Forderungen an Eltern, Staat und Gesellschaft mit zu den ihrigen machen.

Aber wenn unter allen diesen Kämpfen und Siegen das Beste fehlt, so kann Ihre Arbeit nicht gedeihen. Und dieses Beste, was ist es für den Lehrer anders als die echte Begeisterung für seinen Beruf und die warme Liebe — Kinderliebe, Menschenliebe! Pestalozzi war das grösste pädagogische Genie, das wir gehabt haben, er war ein durch und durch genialer Mensch, an Sokrates erinnert er mit dem Dämon in seiner Brust und dem hässlichen Aeusseren, das den Genius in ihm eher verhüllte, als andeutete. Aber was er war, das war er in Kraft seiner Begeisterung und in Kraft seiner Liebe. Ohne einen Funken von diesem heiligen Feuer, ohne einen Hauch dieses Feuergeistes gedeiht keinem Lehrer die Arbeit; im Einerlei des Berufs mit seinen kleinen Werkeltagssorgen und seinen grossen Aufgaben im Kleinen und am Kleinen droht der Funke bei vielen zu erlöschen. Da dient ein Tag wie der heutige, wo wir uns vor dem Genius alle zusammen so klein vorkommen und doch freudig zu ihm emporschauen und sehnend uns zu ihm emporstrecken, die erloschene Flamme wieder anzufachen und den unter der Asche des Alltags verborgenen Funken wieder glühen zu machen. Und darum — warme Herzen voll Kindersinn und Liebe, kühnen Glaubensmuth und siegende Hoffnung, dass es voran gehe in der Welt, in Menschheit und Volk, das ist es, was wir uns am heutigen Tage gegenseitig wünschen wollen. Aber dieser Wunsch muss zum Ideal in uns werden, sonst bleibt er ein frommer, todter Wunsch, zum sittlichen Anreiz, zum feierlichen Gelöbniss im Namen und auf den Namen Pestalozzi's. Dann arbeiten wir nicht bloss als Miethlinge

und Tagelöhner unter dem äusseren Zeichen dieses grossen Namens, sondern was wichtiger und mehr ist, in seinem Geist am nationalen, am pädagogischen, am sittlich-sozialen Fortschritt der Zeit und wirken damit an unserem bescheidenen Theil, wie Goethe's Erdgeist, der Gottheit lebendiges Kleid.*)



Über den steirischen Minnesänger Ulrich von Liechtenstein.

Von

ANTON E. SCHÖNBACH.†)

Ein alter deutscher Volksglaube erzählt: zu tief innerst im Märchenwalde, der sich tagereisenlang in stiller Schaurigkeit dahinstreckt, da wächst eine riesenhafte Schwarztanne, die Ahnherrin ihres Geschlechts, die trägt im dunklen Gehänge ihrer Nadeln drei seltsame Zweige: einen ehern, einen silbern, einen golden; mit ihr grünt der Wald, ohne sie welkt er und stirbt. Vielfach mag der ernste Spruch ausgelegt werden: auf das Leben des einzelnen Menschen, der rückschauend auf die Flucht seiner Jahre, wie sie einförmig abrollten, harter und schwerer Zeiten gedenkt, guter und froher, und, so das Schicksal im wohlwollte, dann weiss er noch ein Jahr, ein goldenes, überstrahlt vom sonnigen Glück der Jugend und der Liebe. Auch die Geschichte eines Volkes, nach weiterem Maasse bemessen, zeigt uns aus der Reihe der Jahrhunderte, die dem nimmersatten Abgrunde des Gewesenen sich zuwälzen, Zeiträume friedlichen, ernteschweren Behagens, Epochen gräulicher, Glück und Menschen mordender Kriege, hie und da einen Goldblick weniger Jahrzehnte, in denen alle Kräfte des Stammes sich zusammenfassen, alle Umstände fördernd in einander greifen und dann rühmliche Werke der Kunst entstehen, die als dauernder Besitz dem grossen Schatze der Nation einverleibt werden.

Solch ein goldenes Blatt in dem Leben der deutschen Steiermark war, so weit wir es wissen, die Zeit, welche ungefähr durch die Jahre 1150 bis 1250 begrenzt wird. Freilich vom Volke in dem umfassenden Sinne unseres

*) Die Inschrift auf Pestalozzi's Denkmal am Schulhaus zu Birr möge hier am Schluss noch eine Stelle finden, da sie Lebensgang und Bedeutung Pestalozzi's in wenigen Worten glücklich zusammenfasst. Sie lautet: „Retter der Armen auf Neuhof, in Stanz Vater der Waisen, in Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der Volksschule, in Yverdon Erzieher der Menschheit, Mensch, Christ, Bürger — Alles für andere, für sich nichts — Friede seiner Asche!"

†) Dieser Aufsatz beruht auf meinen Arbeiten über den Dichter: dem Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie und den beiden Abhandlungen in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 26, 307—326; Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 198—225. Meinen Freunden Franz von Krones und Alfred von Siegenfeld schulde ich aufrichtigen Dank für beigesteuerte Mittheilungen.

heutigen Sprachgebrauches haben wir im Ganzen nur geringe Kenntnis: wir wissen, wie das fast überall anderwärts auch der Fall ist, genauer nur um Fürsten, Adel und Klerus, von denen die Urkunden herrühren, aus welchen allein wir schöpfen; die breiten Schaaren der Hörigen und Knechte fliessen für uns in eine stumme Masse zusammen, innerhalb deren die Wirthschaftsgeschichte mühsam Gruppen unterscheidet, die nach gewissen Eigenthümlichkeiten ihres Verhältnisses zum Boden und seinen Besitzern sich sondern. Die herrschenden sind die Deutschen, vorwiegend Bayern, wenige Franken und Sachsen, wohl auch etliche vornehme slawische Familien, welche sich durch die vom 9. Jahrhundert ab angenommenen deutschen Namen der Bestimmung entziehen; die beherrschten sind zum grösseren Theile Slawen, zum kleineren eingewanderte Deutsche in verschiedenen Stufen von Pacht und Abhängigkeit. Mehrere grosse und reich ausgestattete Klosterstiftungen gewähren Mittelpunkte gelehrter Thätigkeit und Bildung, noch mehr aber einer wohlgeordneten und zeitweise sogar mustergiltigen Gutsverwaltung, die so lange bleibt, als der nothwendige Übergang von der Natural- zur Geldwirthschaft nicht ihre Kraft unterbindet und sie in andere Bahnen zwingt. Dieses Herrenvolk der Deutschen in Steiermark hat aus seinen Heimathgauen eine Fülle volksthümlicher Überlieferungen mitgebracht, die hier neue Wurzel geschlagen haben: den Antheil der Steirer an den Dichtwerken aus der Heldensage schlage ich bei weitem höher an, als es gemeinhin geschieht. Im 12. Jahrhundert blüht geistliche Poesie, von Franken her angeregt. Aber den Glanz altdeutscher Litteratur in Steiermark begreift die höfische Dichtung in sich, Lied und Erzählung des Ritterthums, in denen sich das Ideal des Adels verkörpert, Standespoesie.

Als die „*Chevalerie*“, dem Süden Frankreichs entsprungen, im Norden Frankreichs und bei den Vlamen entfaltet und in feste Formen gebracht, ihren Siegeszug durch die germanischen und romanischen Kulturvölker des Mittelalters antrat, konnte sie kaum irgendwo günstigere Vorbedingungen antreffen als auf steirischem Boden. Denn hier hatten sich die Dienstmannen des Landesfürsten, denen von ihrem Herzog, dem ein grosser Theil der Steiermark gehörte, Grundbesitz gegen festgesetzte Leistungen übertragen worden war, eine Stellung besonderer Art errungen. Ihre anfangs vollständige Abhängigkeit muss bald einer gewissen Freiheit gewichen sein: der berühmte Georgenberger Vertrag von 1186, durch den der letzte Traungauer, der dem gewissen Tode entgegensiechende Ottokar IV., seine Steiermark dem Babenberger, Herzog Leopold V. von Österreich übergab, zeigt uns, auch ohne die späteren Zusätze und die erweiternde Bestätigung durch Kaiser Friedrich II., dass alle erheblicheren Veränderungen in den Zuständen des Landes, soweit sie vom Herzog abhingen, der Zustimmung seiner Dienstmannen bedurften, denen offenbar ein klarer Kreis von Rechten durch die Überlieferung bereits gezogen war. Unter den mannigfachen Gründen, die wir für diese eigenartig vortheilhafte Lage der steirischen Dienstmannen

verantwortlich machen dürfen, werden vielleicht die Schwäche des Landesfürstenthumes, die weite Entfernung von der Centralgewalt des deutschen Reiches, die Aufgaben der Grenzmark wider die Nachbarn im Osten, die besondere Art der ältesten Besiedelung namhaft zu machen sein. Immerhin, wie sich das auch verhalten haben mag, gewiss ist, dass die gesellschaftliche Organisation des Ritterthums hier schon einen halbwegs geschlossenen Stand von Besitzenden vorfand, die sich ungemein leicht und rasch damit befreundeten und das Ideal dieses Lebens nach französischem und deutschem Muster mit eigenem Antheil für sich ausbildeten. Den dichterischen Ausdruck dieses Ideales gaben der Minnesang und das höfische Epos, und der hervorragendste Vertreter der ganzen Richtung und ihrer Poesie in der Steiermark war Ulrich von Liechtenstein.

Das Geschlecht dieses Namens war in Niederösterreich und in Steiermark, dessen Grenzen sich damals über den Semmering vorschoben und sogar Wiener Neustadt in sich schlossen, ansässig, Ulrich war Herr auf Ternberg bei Gloggnitz, seine steirischen Burgen lagen im oberen Murthale. Was wir über ihn wissen, stammt aus zwei Quellen: einem ziemlichen Vorrath von Urkunden, der sich noch immer vermehrt, und aus der Selbstbiographie, die er in seiner Dichtung „Frauendienst“ niedergelegt hat, das lehrhaft-satirische Gedicht „Frauenbuch“ tritt diesem Werke zur Seite. Darnach war Ulrich im Jahre 1200 geboren — also um die Zeit, da im deutschen Südosten der Einfluss des vorgeschrittenen Westens auf die ritterlichen Lebensformen völlig durchgebrochen war — und Ulrich will uns glauben machen, dass schon seine Kindheit davon die Spuren getragen habe. Er berichtet nämlich, wie er als Knäblein, da er noch ein Steckenpferd übte, allenthalben das Lob der Frauen und des Frauendienstes gehört und desshalb sich vorgenommen habe, einst ein wackerer Frauenritter zu werden. Denn natürlich hat er sich schon eine Herrin gewählt, eine vornehme Dame, der er als Page zu dienen hatte, der von jetzt ab seine Verehrung gewidmet wird; diese Frau bleibt im Vordergrunde des grössten Theiles von Ulrichs Erzählung. Im Alter von 12—15 Jahren will er bereits allerlei Selbstgespräche über die Minne nach der Art Hartmanns von Aue gepflogen haben, ja, provenzalischen Vorbildern folgend trank der thörichte Junge das Waschwasser der Geliebten. Wahrscheinlich hat er aber dabei, was noch heute Jeder von uns thut, aus seiner späteren Lebenserfahrung auf die Knabenjahre zurückgeschlossen. Gleichwohl ist sicher, dass er in einer Umgebung aufwuchs, welche die siegreiche Mode des Minnedienstes zum Gegenstande täglicher Unterhaltung machte. Ulrich kam an den Hof des Markgrafen Heinrich IV. von Istrien aus dem Hause Andechs-Meran, der gegen 1228 starb; das darf uns nicht Wunder nehmen, denn der Markgraf hatte auch Besitzungen in Steiermark, Ministerialen von ihm hausten in der Nähe des Liechtenstein, er selbst kommt urkundlich öfters unter den vornehmen Herren im Gefolge der Babenberger vor, denen auch die Liechten-

steiner dienstpflichtig waren. Bei diesem Manne, dessen reine Gesinnung und feine höfische Bildung Ulrich mit beredten Worten preist, ward der Jüngling in allen ritterlichen Künsten unterrichtet: im Spiel der Waffen, in der Übung mit Frauen zu konversieren, im Verfassen von Liedern und Melodien, wunderlicher Weise nicht im Lesen und Schreiben, so dass der Liechtensteiner den Mangel dieser Kenntnisse mit dem grössten Dichter Deutschlands im Mittelalter theilt, mit Wolfram von Eschenbach. Man hat das damals in den Kreisen des Adels offenbar nicht für nöthig gehalten, im späteren Leben wird Ulrich, besonders bei seiner politischen Thätigkeit, den Schaden bitter genug empfunden haben. Eines aber brachte der Markgraf von Istrien jedesfalls seinem Zöglinge bei: das Gebot höfischer Sitte, dass ein tüchtiger Ritter sich bei Zeiten nach einer Dame umsehe, die er sich zum Ideale seines Lebens erkiese, der er in aller Form diene, die er in süssen Versen besinge, der zu Ehren er Turniere mitmache und Speere breche. Es ist, wie wir zu wissen glauben, diese Einrichtung des höfischen Minnedienstes durch das bestimmte ständisch abgegrenzte Verhältniss der ritterlichen Dienstmannen zu adeligen Frauen so sehr gefördert worden, dass sie eine Zeit lang einen wesentlichen Bestandtheil der Chevalerie bildet, ein Zierstück des Lebens, wichtiger noch in der Phantasie der späteren Nachfahren als der Zeitgenossen. Dass diese Dame die eigene Hausfrau nicht sein durfte, versteht sich von selbst: das Ideal hätte sonst nicht aufrecht erhalten bleiben können, wie uns die Poesie aller Zeiten belehrt.

Vier Jahre dauerte Ulrichs Unterweisung beim Markgrafen Heinrich, dann starb der alte Liechtensteiner, und der Sohn musste 1219 nach Steiermark heimkehren, um die väterlichen Güter zu übernehmen. Seinem Berichte nach vergingen die nächstfolgenden Jahre in Waffenübung und im Besuche von Turnieren, soweit dieser einem Knappen gestattet war. 1222 bei dem grossen Feste, das Leopold der Glorreiche in Wien veranstaltete, um die Vermählung seiner Tochter Agnes mit Herzog Albrecht von Sachsen zu feiern, da empfing auch Ulrich Schwert und Ritterwürde mit anderen dritthalb Hundert Knappen und turnierte sofort in den Schaaren der 5000 Ritter, die sich damals zu der Hochzeit versammelt hatten. Nun fasste er auch sein Ziel fester ins Auge. Die Dame, der er als Edelknappe hatte aufwarten müssen, sprach ihre Freude darüber aus, dass Herr Ulrich nun Ritter geworden sei, und daran knüpfte dieser die verwegene Hoffnung, vielleicht wünsche sie demnach, seinen Ritterdienst entgegen zu nehmen; er wenigstens beschloss, ihr das bekannt zu geben. Überschauen wir des Liechtensteiners ganzen Lebensroman, so war dieser Augenblick für ihn verhängnissvoll, denn es scheint, dass er das begreifliche Wohlwollen, welches die Dame über seinen Ritterschlag äusserte, zu einer Möglichkeit tieferer Neigung umdeutete, mehr in ihre Worte hineinlegte, als er durfte, und mit dieser Selbsttäuschung jene Komödie der Irrungen begann, deren unfreiwilliges Opfer er nach seiner eigenen Erzählung geworden ist.

Da es nicht möglich schien, mit der auserkorenen Herrin unmittelbar zu verkehren, so wendete sich Ulrich zunächst an eine ihm verwandte Frau, die mit der hohen Dame seines Herzen befreundet war. Diese „*niftel*", wie er sie nennt, hat nun einen sehr bedeutenden Antheil an der Entwickelung der Liebesgeschichte. Nach Frauenart interessirt sie sich für die Sache, wenn sie auch ihrem „Neffen" oder Vetter die Aussichtslosigkeit eines Unternehmens nicht verhehlt, und unterzieht sich der Vermittlung. Wie weit sie es dabei aufrichtig meinte, darüber lässt uns der Liechtensteiner nicht ins Klare kommen. Fürs Erste lehnt die Dame zwar seinen Dienst ab, doch nicht in so ganz bestimmter Art, dass er nicht noch Hoffnung hätte hegen dürfen, sie nimmt ein Lied entgegen, das er ihr widmet, und — was ihren Antheil an ihm besonders bekunden soll — sie tadelt seinen Mund; Ulrich hatte nämlich eine Hasenscharte. Sofort erklärt er sich bereit, diesen Schönheitsfehler beseitigen zu lassen und, trotzdem seine Niftel ihm abräth, denn zu jener Zeit war die kleinste chirurgische Operation eine gefährliche Sache, reitet er im Mai 1223 nach Graz und lässt sich dort von einem geschickten Meister ein Stück der Lippe abschneiden. Ein Knappe der Herrin musste zusehen, damit er ihr berichten könne, Ulrich habe sich dabei tapfer gehalten. Freilich wird dann noch angemerkt, dass ihm der Mund aufschwoll wie ein Wurfball, dass er sechs Wochen darniederlag in grossen Schmerzen, nur beschwerlich essen konnte und durch eine ranzige Pappelsalbe, die man ihm auf die Wunde strich, nicht wenig gequält wurde, denn sie stank „wie ein fauler Hund". Es war ein kleiner Trost, dass ihn die Base lobte und die Dame selbst, um ihn etwas zu entschädigen, ihm Zeit und Gelegenheit einer Reise bekannt geben liess, bei der er sie sehen und sprechen konnte. Aus Schüchternheit findet Ulrich, da er die Herrin anreden soll, keine Worte, kränkt sich sehr darüber und erfährt, als er es dann doch wagt, eine deutliche Abweisung. Das hindert ihn nicht, ihr Lieder zu senden und sogar ein „Büchlein", nach dem Beispiele Hartmanns von Aue eine grössere Minnerede; das soll alles den Sinn der Dame ihm geneigt machen. Es gelingt freilich nicht, denn als der Arme sein Werklein zurückerhält, merkt er, dass eine Antwort darin steht, muss aber zehn lange Tage warten, weil sein Schreiber nicht bei ihm ist und er die Botschaft zwar liebkosen, jedoch nicht lesen kann. Als sie entziffert wird, weist sich, dass die Dame mit schlechten Versen ihn von seinem Dienste abmahnt. Ulrich ist einen Augenblick entmuthigt, dann fasst er sich und denkt daran, sich bald zum Ruhme seiner Herrin durch ritterliche Thaten auszuzeichnen.

Es findet sich demnächst eine Gelegenheit, da der Babenberger Leopold von Österreich und Steiermark einen Streit, der zwischen Herzog Bernhard von Kärnthen und Markgraf Heinrich von Istrien entstanden ist, auf einer Tagung zu Friesach am 1. Mai 1224 als Schiedsrichter beilegen will. Von allen Seiten ziehen nun die Herren in das kleine Kärntner

Städtchen — wir können ihre Reisen an den Urkunden verfolgen — und es beginnen die langwierigen Verhandlungen. Die Versammlung ist glanzvoll, der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg (wegen seines grossen Grundbesitzes in Kärnten), Brixen, Freising und Passau erschienen, die Grafen von Görz und Tirol und die vornehmsten Standesherren aus den Ländern, die an dem Zwiste betheiligt waren. Das Einigungswerk wollte aber nicht rücken, denn die jüngeren Ritter kümmerten sich gar nicht um den Gegenstand der Tagung, sie tummelten sich lieber in improvisierten Einzelkämpfen und Turnieren, indess die Fürsten rathschlagten. Besonders Ulrich von Liechtenstein verstach viele Speere und gewann grosses Lob, hauptsächlich, als er den guten Einfall hatte, sich und seine Knappen mit grünen Zweigen besteckt als König Mai vorzustellen und in dieser Vermummung bei den Ritterspielen zu erscheinen. Er hat damit das erste Mal einen Gedanken versucht, den er später mit Glück ausführen sollte. Herzog Leopold von Österreich ward nun allgemach unwirsch, da seine diplomatischen Bemühungen so wenig Erfolg hatten, und um die Herren sich austoben zu lassen, wurde Montag den 13. Mai ein regelrechtes Turnier veranstaltet, bei dem Ulrich die besten Preise davon trug. Darnach ging es glatt mit dem Sühnewerk und geeinigt schieden die Fürsten. Aber die Herrin glaubt nicht recht an den Ruhm des Liechtensteiners, was diesen immer wieder zu neuen Unternehmungen anreizt. Wo ein Turnier ausgeschrieben wird, dort reitet er hin, und weil er kräftig und geschickt war, so gewinnt er allerorts Ehre, die er natürlich der Dame zurechnet. So verstach er Speere 1224 zu Triest auf einem grossen Turnier des Görzer Grafen, 1225 zog er nach Südtirol und ritt in einem Turnier zu Brixen auf der Mahr. Dabei widerfuhr ihm ein Malheur: Herr Uolschalk von Bozen traf ihn bei der Tjost auf den Ringfinger der Speerhand so, dass dieser nur noch an einem Hautstreifen hing. Erst der zweite Arzt heilte die Verletzung, Ulrich benutzte die Musse, um neue Lieder auf wälsche Weisen zu dichten. Ein Zug aus dieser Zeit ist sehr für ihn bezeichnend: noch verwundet hört er von einem neuen Turnier zu Friesach; er reitet hin, kann selbst nicht theilnehmen, es ist ihm aber unbehaglich, dass Andere hier sich auszeichnen, indess er zuschauen muss, und so stiftet er allerlei Listen an und entzweit in der That die Ritter der Nachbarschaft so sehr, dass sie das Waffenspiel aufgeben. Nun bekommt er einen treuen Knappen, der ihm sogar ein bischen verwandt ist, und dieser besorgt für ihn fortan all die Botenfahrten, deren ein Ritter im Minnedienst nicht entbehren kann.

Lieder und ritterlicher Ruhm bringen aber den Liechtensteiner bei seiner Dame nicht vorwärts: jene lobt sie, über diese spöttelt sie, und als er 1225 von einer Romfahrt heimkehrt, hört er gar, sie glaube überhaupt nicht, dass ihm zu Brixen der Finger krumm geschlagen worden sei. Das wurmt ihn, er bittet zuerst einen Freund, Herrn Ulrich von Hasendorf,

ihm den Finger abzuhacken, und als der diese Gefälligkeit verweigert, thut er es selbst, dichtet ein zärtliches zweites Minnebüchlein, lässt es in grünen Sammt mit goldenen Schliessen binden, legt den abgehauenen Finger hinein und sendet das geschmackvolle Geschenk der Herrin. Sie wird doch ein wenig gerührt davon, will aber nichts versprechen. Da wagt Ulrich einen Hauptschlag. Er hat sich eine abenteuerliche Ritterfahrt ausgesonnen. Am 25. März 1227 wird von der Lombardei bis nach Böhmen hin ein Ausschreiben an die Ritterschaft dieser Lande versendet, in welchem die hohe Liebesgöttin Venus ankündigt, sie werde am Tage nach St. Georg von Mestre aufbrechen und binnen 29 Tagen durch Friaul, Kärnten, Steiermark, Niederösterreich bis jenseits der Thaya nach Böhmen ziehen. Der Weg, die Stationen und ihre Tage werden ganz genau angegeben. Die Ritter aller dieser Gegenden werden aufgefordert, sich an den bezeichneten Plätzen einzufinden. Dort darf Jeder im Zusammenreiten mit ihr einen Speer verstechen und bekommt dafür einen goldenen Ring, der die Kraft hat, die Frau, der man ihn schenkt, zu treuer Liebe zu wenden. Wirft Frau Venus einen Ritter aus dem Sattel, so muss sich dieser zu Ehren einer gewissen, nicht benannten, Dame nach allen vier Weltgegenden verneigen; wird sie geworfen, so erhält der Sieger alle Rosse, die Venus mit sich führt, also Turnier- und Saumpferde sammt ihren Lasten. Als Zweck der Fahrt ist mitgetheilt, Frau Venus wolle die Ritter belehren, wie sie um rechte Minne werben und sie verdienen mögen. Mit einem festlichen Turnier zu Klosterneuburg soll der Zug abschliessen. Welche Ritter nicht kommen, die verfallen dem Banne der Göttin Venus. — Und wirklich ist gemäss diesem Programme der sonderbare Mummenschanz, der nur in Frankreich seines gleichen und vielleicht auch sein Vorbild fand, durchgeführt worden.

Den Winter über, das ist durch die ersten Monate des Jahres 1227, lag der Liechtensteiner zu Venedig, ganz heimlich, er hatte eine neue Romfahrt vorgeschützt, und liess an den Kleidern arbeiten, deren er für den Zug bedurfte. Da wurden zwölf Frauenröcke aus kostbaren Stoffen genäht, die über dem Harnisch getragen werden konnten, Überwürfe aus weissem Sammt, dazu zwei lange schöne Zöpfe, mit Perlen bewunden, wurden herbeigeschafft; weisse Tuchkleider für die Knappen, Sattel- und Zaumzeug von derselben Farbe, und vorläufig hundert weisse Speere. Sonntag, den 25. April, ritt Frau Venus aus. An der Spitze der Kavalkade trabten selbfünft der Reisemarschall, der für die Herberge, der Koch, der für die Zehrung zu sorgen hatte. Der Liechtensteiner nahm nichts geschenkt, und als bei Kapfenberg Herr Wülfing von Stubenberg die fahrende Königin und ihr Gefolge als seine Gäste behandeln wollte, ward es ihm geweigert. Das begreift sich als nothwendig, sobald man bedenkt, dass gastfreundliche Aufnahme die ganze Regelmässigkeit des Zuges in Frage gestellt hätte. Den beiden Quartiermeistern folgte ein Bannerreiter, diesem zwei Trompeter, dann drei Saumpferde, deren Lenker nebenbei liefen, drei Streitrosse mit

den Knappen, die den weissen Schild, Helm und Krone trugen, ein Flötenbläser, der auch Trommel schlug, dann ritten wieder vier Knappen mit je drei Speeren, zwei Knappen, die als Mägde weiss verkleidet waren, zwei Fiedler und endlich die Königin Venus, auf deren langen braunen Zöpfen ein breiter weisser Hut sass. Ein Häuflein Reisiger beschloss den Zug. Es mag wunderlich genug ausgesehen haben, wie diese Schaar durch die felsigen Gelände von Friaul, die grünen Thäler Kärnthens und Steiermarks hinausritt in die breiten Felder Niederösterreichs und nach Wien, wo die von allen Seiten zusammenkommenden Ritter bei den Bürgern der Stadt Quartier nahmen. Alles gestaltete sich gut und nach Wunsch. Des Morgens rückte man aus der Herberge und zog an den bestimmten Ort, der natürlich nicht weit entfernt sein durfte, auf dem vorgesorgten Platze harrten schon die geladenen Ritter, rasch wurden die Speere verstochen, Abends die Preise vertheilt und Frau Venus suchte müde das Lager auf. Die körperliche Anstrengung des Abenteuers war für den Liechtensteiner ziemlich gross, er hat auf dieser Fahrt 307 Speere gebrochen und 271 Goldringe verschenkt. Seine Stärke und Zähigkeit muss ganz erheblich gewesen sein. Trotzdem wäre es ihm gewiss nicht gelungen, heil davon zu kommen, wenn nicht die Ritter, die mit ihm stachen, auf das Spiel eingegangen wären und das Vergnügen ungestört lassen wollten. Denn nach dem Ausschreiben durfte Frau Venus nicht geworfen werden. Geschah es dennoch, dann verlor sie die Ausrüstung, und damit war die Sache schon zu Ende. Man hat also sicherlich überall gewusst, wer hinter der Maske steckte, und hat die nöthige Rücksicht geübt, damit das Ganze gut ablaufen konnte.

Ohne irgend welche Anstösse ging es freilich nicht. Gleich im Anfange zu Treviso verbot der Podestà in dieser Stadt das Stechen, weil er von der Ansammlung gewappneter Ritter Schlimmeres befürchtete; nur dem Grafen von Görz wurden zwei, dem Herren Leutfried von Eppenstein ein Speer mit der Königin Venus verstattet. Beim Einritt in Kärnten, wo man den Zug mit slowenischen Rufen begrüsste, fanden sich gar keine Ritter, begreiflicher Weise, denn in der Nacht vorher hatte Herzog Bernhard die Burg Goldberg mit dem Aufgebot seiner Mannen gebrochen. Mit Herrn Zachäus von Himmelberg, einem Kärntnischen Minnesänger, wollte Frau Venus zuerst nicht stechen, weil er sich als Mönch maskiert hatte, sie that's erst auf vieles Bitten. Im Mürzthale hingegen traf sie Herrn Otto von Buchau, der als windische Bäuerin gekleidet war, und brach mit ihm einen Speer. Manchmal gab es Ritter, denen nur um die goldenen Ringe zu thun war. Viel böser stand die Sache mit dem mächtigen Hadamar von Kuenring, der sich von Ulrich beleidigt meinte und daher Frau Venus wollte zu Falle bringen lassen; nur durch Klugheit wurde die Gefahr vermieden. Das grosse Schlussturnier zu Klosterneuburg verlief prächtig, und im Ganzen hatte sich Ulrich von Liechtenstein als ein überaus wackerer Ritter bewährt. Beulen und Schrammen gab es allerdings die Menge, hier

und da eine wirkliche Wunde, aber die liess sich Herr Ulrich auf der Hinfahrt während zweier Tage in der Burg Ternberg von seiner lieben Hausfrau verbinden, heimwärts blieb er dann zehn Tage dort, um sich von den Strapazen ordentlich zu erholen. So endete die Venusfahrt. Man könnte heute leicht geneigt sein, ein Geschlecht kindisch zu schelten, das so viel Zeit, Mühe und Kosten auf ein ritterliches Maskenspiel wandte; bei solchem Tadel empfiehlt sich aber Vorsicht, denn einer Gegenwart, in welcher alle Arten von Sport einen so breiten Raum des Lebens einnehmen, dass ein ausgezeichneter Cricketspieler in England sogar geadelt werden kann, ziemt es wenig, mit Hochmuth über die Turnierfahrt steirischer Ritter abzusprechen.

Freilich, wenn der Liechtensteiner gehofft hatte, durch sein ausserordentliches Unternehmen die Gunst der von ihm verehrten Dame plötzlich zu erringen, so sah er sich getäuscht. Zwar in der Nähe von Möllersdorf in Niederösterreich war ihm ein Knappe zugeritten, der durch die erste Strophe des wunderschönen Liedes von Walther: „Ir sult sprechen willekomen“ eine freudige Botschaft verkündete: er brachte das Lob der Herrin und überdies ein Ringlein, das sie durch zehn Jahre getragen hatte. Allein, das Hochgefühl währte nicht lange, denn schon nach Klosterneuburg kam der Bote wieder mit ganz anderer Nachricht: die Herrin habe von Ulrichs Treulosigkeit vernommen, sage ihm ab und verlange den Ring zurück. Darob unendliches Weinen und Klagen des tapferen Turnierstreiters, der tröstliche Zuspruch des Domvogtes von Regensburg und des Schwagers Heinrich von Wasserberg fruchten nichts, bis die gewaltige Erregung des Gemüthes sich in einem Bluterguss aus Nase und Mund erschöpft. Scenen wie diese sind es, welche dem Liechtensteiner den unliebsamen Vergleich mit Don Quijote de la Mancha eingetragen haben. Vergeblich war aber alle diese Plage doch nicht gewesen: die Dame liess sich durch ein Lied etwas besänftigen und erklärte sich auf Bitten des Boten sogar zu einer sehr merkwürdigen Art von Entgegenkommen bereit.

Am 11. Juni 1227, also ein paar Wochen nach der Venusfahrt, erschien der Knappe auf dem Liechtenstein und meldete Herrn Ulrich, seine Dame habe sich entschlossen, ihn auf ihrer Burg zu sehen und zu sprechen. Nur müsse — und der Vorschlag ging von ihr aus — damit Niemand Verdacht schöpfe, der liebende Dichter sich in die elende Trach eines Aussätzigen hüllen, als solcher vor das Burgthor bitten kommen, dann werde man Rath schaffen, ihn vorzulassen. Ulrich folgte, mit seinem treuen Boten und seinem Knecht ritt er die vierzig Meilen (wahrscheinlich südwärts) vom Liechtenstein zu der Burg der Herrin, die Rosse liess er in der Nähe unter der Hut des Knechtes zurück und nun stiegen die Beiden als aussätzige Bettler mit hölzernen Speisenäpfen in den Händen zu dem Schloss hinauf. Wie der Liechtensteiner da zwei Tage unter der scheusslichen Gesellschaft vor dem Thore sitzen musste, ist unlustig zu lesen. Am Abend des zweiten Tages musste er sich im Burggraben verstecken und ward von da mit zusammen-

geknüpften Leintüchern zu dem Erker emporgezogen, in dem seine Base ihn erwartete, um ihn frisch gekleidet der Herrin vorzuführen. Da sassen sie denn zusammen, und Herr Ulrich nahm die Gelegenheit wahr, seine Wünsche nach Erhörung stilvoll vorzutragen. Das Gespräch, das nun folgte, der Dame Weigerung, sein Zudringen, das Vermitteln der Base, ist sehr sonderbar, und wenn man erwägt, worum es sich handelt, so müssen die Nerven schon einigermaassen durch die feinen Lustspiele des 19. Jahrhunderts abgehärtet sein, will man dabei nicht ungeduldig werden. Endlich baten die Frauen Herrn Ulrich, nochmals in die Laken zu treten, die ihn herauf befördert hatten. Er thats, man liess die Zipfel aus und der Herr von Liechtenstein fiel in den Burggraben, glücklicherweise, ohne sich arg zu beschädigen. Erst jetzt — ein Bischen spät — kam der Minnesänger zu der Einsicht, dass die Frauen ihn genarrt hatten. Mit einem Wehruf sprang er den steilen Burgberg hinab, fand Rosse und Knecht und ritt tiefbetrübt heim, wo die Seinen schon sorgenvoll nach dem Vermissten ausgeschaut hatten. Trotz alledem aber gab er die Beziehung nicht völlig auf, sondern liess sich noch erkundigen, ob es der Herrin wohl mit ihrer Grausamkeit Ernst sei. Wieder schickte er ein Büchlein und wieder dichtete er sehnsuchtsvolle Strophen. Nun erzählt er freilich weiter, die Dame habe ihn erhört. Er deutet das aber so vorsichtig an, er spricht so kurz darüber und redet dann so ausführlich von dem Bruch, der nach einiger Zeit erfolgte, als die Herrin ihm Übles anthat (wahrscheinlich schwatzte sie die lächerliche Affaire aus), dass wir zu diesem Schlusse der abenteuerlichen Minne Ulrichs sagen müssen mit Walther von der Vogelweide: *dâ hœret ouch geloube zuo!*

In aller Kürze brauchen wir nur zu erwähnen, dass Herr Ulrich von Liechtenstein um etliches später ein zweites Verhältniss anknüpfte, das seinem Berichte nach glücklicher verlief. Der neuen Gebieterin zu Ehren hat er im Sommer 1240 wieder eine Turnierfahrt in Szene gesetzt: diesmal zog er als König Artus von seiner Burg aus in langsamen Tagereisen nach Niederösterreich, immer Speere mit Rittern verstechend, denen er die Namen von Helden der Tafelrunde beilegte. Die Beschreibung, welche der Frauendienst von diesem Aufzuge liefert, zeigt klärlich, dass auch der Dichter merkte, ein guter Scherz dürfe nicht wiederholt werden: der ganze Bericht ist, verglichen mit dem über die Venusfahrt, matt und farblos, durch Charakterschilderungen der betheiligten Ritter soll das Interesse an den Vorgängen selbst ersetzt werden, das diesmal mangelte. Zu Wiener-Neustadt fand die Fahrt ihr jähes Ende, weil Herzog Friedrich der Streitbare soeben in neue Händel gerathen war, durch den päpstlichen Legaten mit dem Banne belegt wurde und in Folge dessen ein Bündniss mit den kaiserlich gesinnten Bischöfen gegen Bayern abschloss. Darum verbot er das Maskenturnier und erlaubte auch nicht, dass der König Artus nach Krumau in Böhmen zu einem abschliessenden Feste ziehe. Mit dem raschen, unbedingten Gehorsam, den der letzte Babenberger sich allmählig zu ver-

schaffen gewusst hatte, ward seinem Befehle Folge geleistet. Trotzdem erfreute sich der Herzog einer gewissen Beliebtheit, denn die Klage, welche Ulrich von Liechtenstein bei dem Tode Friedrichs in der Leithaschlacht von 1246 nachrief, ist sonder Zweifel aufrichtig gemeint. Noch enthält der Frauendienst die traurige Geschichte, wie Herr Ulrich von seinem eigenen Dienstmann Piligrim von Katsch 1248 in eine Falle gelockt, gefangen genommen und erst nach einem Jahre harter Misshandlung gegen schweres Lösegeld auf Vermittlung des Grafen Meinhard von Görz freigelassen worden ist. Wenn der Dichter angiebt, dass sein Haar vor Sorgen ergraut sei, so mag man ihm das gerne glauben. Auch die Poesie wird ihm dadurch verleidet worden sein, und die letzten lehrhaften Partieen des 1255 verfassten „Frauendienstes“ tragen sichtliche Spuren der Ermüdung. So ist nicht minder das „Frauenbuch,“ welches 1257 gedichtet wurde, und eine kritische Schilderung der geselligen Zustände eben dieser Jahre enthält, eine schwunglose, obgleich sachlich interessante Leistung. Der Autor ist mit seinen Zeitgenossen gar nicht zufrieden: die höfischen Ideale sind verblasst, man lebt nicht mehr in Zucht dem Minnedienste, Rohheit und derbe Sinnenlust sind an die Stelle ritterlicher Bildung getreten. Verschiedene Forscher wollten zwischen den beiden Werken einen unlösbaren Widerspruch ausfinden: im „Frauendienst“ rühme Ulrich die steirische Ritterschaft, im „Frauenbuch“ tadle er eben dieselben Menschen. Dabei ist unbeachtet geblieben, dass es zwei verschiedene Generationen sind, von denen der Liechtensteiner in den beiden Werken redet, das preiswerthe Geschlecht seiner eigenen Jugend und die übel gearteten Nachkommen späterer Zeit. Ein feiner Minneritter mochte da wohl Ursache haben, den Wandel der Dinge zu beklagen. —

Von einer ganz anderen Seite lernen wir Herrn Ulrich von Liechtenstein kennen, wenn wir das Zeugniss der Urkunden und der historischen Überlieferung in Bezug auf sein Leben befragen. Ich habe schon hervorgehoben, welch eigenthümliche Sonderstellung die steirischen Dienstmannen unter ihres gleichen in Deutschland und Österreich einnehmen und wie sie es verstanden haben, ihre Rechte zu erweitern. Zur Zeit Ulrichs wird man nicht fehl gehen, wenn man die Neigung dazu beim Adel der Steiermark überhaupt voraussetzt. Jedesfalls ist sie sehr durch die Umstände unterstützt worden. Der Tod Friedrichs des Streitbaren erledigte auch die Steiermark und es folgten Jahrzehnte der Verwirrung. Den Erben des Babenbergers, dem schwachen Friedrich von Baden, der Fürstin Gertrud, suchte alsbald Ottokar von Böhmen, der sich als Gemahl Margarethens die besten Ansprüche zuschrieb, das schöne Land zu entreissen. Aber auch der Ungarnkönig Bela IV. griff darnach, und es gelang ihm wirklich, durch einige Zeit sich der Herrschaft zu bemächtigen. Doch der Widerwille der Steirer gegen die Fremden, die Rohheit und Habgier der schnell wechselnden ungarischen Vögte wandte die Landherren dem Przemysliden zu, und wir sehen Ottokar II.

auf der Höhe seines Ruhmes auch durch mehr als ein Jahrzehnt im ruhigen Besitze der Steiermark. Nicht ohne Gegenströmungen unter dem Adel. Ottokar ist misstrauisch, er sendet nur Böhmen als Landeshauptleute, den klugen Wok von Rosenberg, später den Bischof Brun von Olmütz, sogar die amtliche Aufnahme der Landessteuern im Rationarium Styriae geschieht durch einen Fremden, den thüringischen Notar Helwig. Die steirischen Adligen und Dienstmannen hatten die Unabhängigkeit bereits gekostet und es gelüstete sie darnach, ein aristokratisches Regiment aufzurichten, das wider die Eingriffe fremder Herrschaften ihre Besitz- und Standesinteressen wahrnehmen und vertheidigen sollte. Unter den vordersten Führern dieser grossen Gruppe, zeitweilig unbestritten an ihrer Spitze, stand Herr Ulrich von Liechtenstein, zuerst Schenk der Steiermark, wiederholt Landesrichter und Landesmarschall, ein angesehener Mann, mit stattlichen Gütern, die er eifrig und erfolgreich mehrte, mit weitgespannten Verbindungen. Diesen Männern wäre ein schwaches Landesfürstenthum das liebste gewesen, das ihnen möglichst freien Spielraum gönnte. Darum hielten sie es gerne mit den dürftigen letzten Sprossen der Babenberger, noch 1260 erscheint Ulrich von Liechtenstein als der erste im Rathe der Getreuen der unglücklichen Gertrud zu Judenburg. Wie diese steirischen Landherren ihre Stellung auffassten, davon giebt ein merkwürdiger Brief klares Zeugniss, der unlängst ans Licht gekommen ist. Es berichtet der Landeshauptmann der Steiermark Woko von Rosenberg 1261 an seinen Herrn, König Ottokar von Böhmen, er habe Folgendes in Erfahrung gebracht: Ulrich von Liechtenstein und der ihm verschwiegerte Herrand von Wildon hätten davon gesprochen, dass auf Weisung des Herzogs von Österreich, unter dem nicht der wirkliche Inhaber des Landes, König Ottokar, sondern Friedrich von Baden zu verstehen ist, die Burg Wildon dem Böhmenkönige entzogen werden solle; wenn das geschähe, dann wollten sie öffentlich erklären, dass der König überhaupt über ihre Burgen nichts zu verfügen habe. Diese amtliche Mittheilung scheint sich Ottokar wohl gemerkt und seine Zeit für die Bestrafung der allzu unabhängigen Steiermärker abgewartet zu haben. Auch das Rationarium Styriae bemerkt 1260, dass der Pettauer aus den Einkünften, die dem Könige gebührten, Manches für sich eingezogen habe. Das wird wohl bei den anderen steirischen Landherren ebenso gewesen sein. Ottokar hat um einiges später, 1268, die beiden Grafen Bernhard und Heinrich von Pfannberg, die Herren Wülfing von Stubenberg, Ulrich von Liechtenstein und Herrand von Wildon zu sich geladen, als er von der Preussenfahrt heimkehrte, wahrscheinlich ins Kloster Trebnitz bei Breslau. Dort stellte er ihnen Friedrich von Pettau gegenüber, der ihm angezeigt habe, die steirischen Herren hätten ihm nahe gelegt, ihnen bei dem Abfalle von Ottokar und der Wahl eines neuen Herrn behilflich zu sein. Widerspruch blieb vergeblich, die Herren wurden alle, auch der Pettauer selbst, dem Ottokar offenbar gleichfalls nicht traute, auf verschiedene böhmische

Schlösser in feste Haft gebracht. Darin verblieben sie 26 Wochen und wurden erst frei gelassen, als sie zur Gewähr künftiger Botmässigkeit ihre wichtigsten Burgen an den König abtraten. Herr Ulrich verlor ihrer drei, und zwar die Frauenburg, die wenigstens stehen blieb, Murau und Liechtenstein wurden gebrochen. Schliesslich mussten sie sogar noch eine Versöhnung mit dem Pettauer über sich ergehen lassen, der freilich nicht besser wegkam, indem seine Burg Wurmberg zerstört, Schwanberg ihm genommen wurde, und mussten geloben, mit ihm Friede zu halten. Darnach darf man sich nicht wundern, wenn die steirischen Herren bitteren Hass wider Ottokar zu hegen begannen und wenn sie nachmals, da Rudolf von Habsburg deutscher König wurde, schnell mit ihm Verbindungen anknüpften, die 1276 zur eiligen Übergabe des durch die Böhmen ziemlich bedrückten Landes an den neuen Herrscher führten. Ulrich hat das nicht mehr erlebt, in demselben Jahre ist er gestorben. Allerdings, wenn der steirische Dienstmannenadel gehofft hatte, nunmehr in den Genuss freierer Bewegung zu kommen, weil der ferne König aus der Schweiz ihnen nicht viel würde anhaben können, so irrten sie gründlich. Wie wir wissen, verlegte König Rudolf bald das Schwergewicht seines Hauses nach den österreichischen Ländern und seine strenge Hand bereitete der steirischen Junkerwirthschaft ein für allemal ihr Ende.

In den vielen Fehden der unruhigen Zeit, die auf die Leithaschlacht von 1246 folgte, sehen wir Herrn Ulrich von Liechtenstein stets unter den Ersten des steirischen Adels, auch als kriegerischer Führer. Da Philipp von Kärnten und Ulrich von Seckau um das Erzbisthum Salzburg kämpften, steht der Liechtensteiner eine Zeit lang auf Philipps Seite. 1258 kommt es da bei Radstatt, ein Jahr nach der Abfassung des Frauenbuches, zu einem Treffen, und da zeigt es sich, dass die Steirer das grösste Vertrauen auf Herrn Ulrich haben und ihn um Rath in ihrer Noth befragen. So erscheint er noch mehrmals als militärischer Leiter, nicht gerade mit grossem Erfolg, so weit uns bekannt ist, aber immer war sein Ansehen gross genug, dass es auch durch gelegentliche Schlappen nicht erschüttert werden konnte. Die Urkunden reden dieselbe Sprache, aus ihnen erhellt die zunehmende Geltung Ulrichs von Liechtenstein, der unter den ihrem Range gemäss geordneten Zeugen allmählich weiter nach vorne rückt. Wir wissen ferner, dass Ulrich vier Kinder besass, zwei Söhne und zwei Töchter, alle wohl versorgt und ausgestattet. Überall lernen wir ihn als einen tüchtigen Mann in ausgebreiteter Wirksamkeit kennen, der sich und sein Haus emporbringt. Sogar die Stiftungen, die sein Sohn Otto, der Mäcen des steirischen Reimchronisten, 1277 errichtet, um das Gedächtniss des Vaters zu ehren, bezeugen uns, dass der alte Ulrich als ein Mann gestorben sein muss, dem man auch nach seinem Tode verdiente Achtung zollte. —

Das ist der geschichtliche Ulrich von Liechtenstein. Früher haben wir uns mit dem Dichter des „Frauendienstes“ bekannt gemacht. Welch

verschiedene Bilder bieten diese beiden! Ist das überhaupt ein Mann, sind es zwei? Und wenn diese von einander abstechenden Gestalten wirklich in eine zusammenfallen müssen, welche von ihnen ist die wahre? Sind sie beide falsch, beide echt? An dem durch die historischen Zeugnisse uns überlieferten Lebensgange des Liechtensteiners zu zweifeln, wäre thöricht. Es bleibt also nur die Frage übrig, wie steht es mit der Wahrheit von Ulrichs Erzählung im „Frauendienst"? Das Problem, ob Dichtung oder Wahrheit in Ulrichs Lebensroman überwiegen oder ob gar eine die andere ausschliesst, ist schon lange von den Philologen eingehend erörtert worden. Es fehlt nicht an Stimmen — und sie sind noch unlängst laut geworden — die der Erzählung des „Frauendienstes" jede Realität absprechen, das sei eben Alles unter dem Einflusse der Vorbilder höfischer Romane erfunden und erfabelt. Dem steht nun allerdings die ausdrückliche Angabe des Dichters im Eingange seines Werkes gegenüber, er verschwöre darin das Lügen, er wolle die offene Wahrheit berichten. Und zum Ende der Erzählung spricht er auch eingehend darüber, wie sie entstanden ist, er hat sie dem edlen Geschlechte der Frauen zu Liebe gedichtet und von den Frauen erwartet er nun Lob und Fürbitte für einen seligen Tod. Er entschuldigt sich mit Nachdruck darob, dass in dem Buche so viel von ihm selbst und seinen ritterlichen Thaten die Rede sei. Er hätte es auch gar nicht gewagt, sein eigenes Leben zum Gegenstande der Darstellung zu machen, allein die Herrin habe es ihm geboten und da bleibe nichts übrig, als dem Befehle treulich zu gehorchen. Welches Recht haben wir nun, den klaren Worten Ulrichs von Liechtenstein unseren Glauben zu weigern?

Andere Erwägungen zu Gunsten der Wahrhaftigkeit des Dichters treten hinzu. Der „Frauendienst" erwähnt so viele seiner Zeitgenossen, sagt so Manches von ihnen aus, eine grosse Anzahl derer, die z. B. bei der Venusfahrt vorkamen, lebte noch 1255, als das Werk geschrieben und veröffentlicht wurde; hätte Herr Ulrich das wagen dürfen, wenn seine Landsleute ihn sofort der Lüge zu zeihen vermochten? Und solches durfte er nicht riskiren, war doch „Verlogenheit" der Hauptvorwurf, den das ernstere Publikum des 13. Jahrhunderts den höfischen Epen machte. Die vorgebrachten Thatsachen mussten richtig sein, die benannten Ritter mussten daran wirklich theilgenommen haben, wenn das Gedicht überhaupt geschrieben werden sollte. Ferner: was der Held des „Frauendienstes" über sich selbst erzählt, ist keineswegs durchaus schmeichelhaft für ihn: wir sehen ihn mehrmals in schlimmen Lagen, benachtheiligt, für Unvorsichtigkeit bestraft und beschämt und was mehr ist, bisweilen macht er sich geradezu lächerlich und spottet auch darüber. Wenn Ulrich einen Roman seines Lebens erfinden wollte, das Buch hätte anders werden müssen, als es jetzt vor uns liegt: der Frauenritter wäre mit einer Glorie aufgetreten, von der man bei dem Liechtensteiner keine Spur antrifft. Freilich ist er stolz auf die Speere, die er bricht, auf die Hiebe, die er austheilt, auf seine Lieder und Büchlein. Nichts davon

überschreitet jedoch irgendwo das Wahrscheinliche oder etwa das Mögliche. Endlich ist es nicht uneben zu erwähnen, dass sogar die Form und Technik seiner Erzählung für ihre Wahrheit Zeugniss ablegen: das Gedicht ist nämlich, abgesehen von den älteren eingeschalteten Liedern, so trocken in Art der Chronik geschrieben, ja hölzern und steifbeinig, dass es den Schwung gänzlich vermissen lässt, den wir als Zeichen einer lebhaften Erfindung erwarten müssten. Die nüchternen, zuweilen etwas klapperigen Verse stehen just im Gegensatz zu der beflügelten Rhetorik, in welche sich gemeinhin eine farbenreiche Phantastik kleidet.

Somit darf es uns nicht erstaunen, wenn die historische Forschung, sobald sie sich mit dem Werke des Liechtensteiners beschäftigt, immer mehr Beweise für die Genauigkeit seines Berichtes an den Tag bringt. Die Anmerkungen zu Lachmanns Ausgabe des Frauendienstes, vor mehr als fünfzig Jahren durch Georg Theodor von Karajan ausgearbeitet, legen schon eine grosse Zahl urkundlicher Zeugnisse für die von Ulrich namhaft gemachten Ritter vor, kurze Zeit später hat v. d. Hagen noch Einiges hinzugefügt, und neulich ist es mir gelungen, nahezu alle in dem Werke vorkommenden Ritter, Edle und Dienstmannen, urkundlich nachzuweisen. Und zwar nicht blos die Namen, sondern des öfteren auch in einem Zusammenhange, der mittelbar die Ereignisse bestätigt, an denen der Dichter sie theilhaben lässt; finden sich Fehler, so lässt sich genau zeigen, auf welche Verwechslung der Irrthum zurück geht. Man hat gezweifelt, ob einige der wichtigsten von Ulrich erzählten Vorgänge sich überhaupt zugetragen haben. Mit Unrecht: das Turnier zu Friesach z. B. ist jetzt geschichtlich erwiesen. Die Venusfahrt muss ebenso wie der missglückte Artuszug für historisch gehalten werden. Beschreibt der Dichter Wappen, was sehr oft geschieht, so stimmen Ulrichs Angaben mit den uns an Urkunden bewahrten Siegeln vollkommen überein. Sogar auffallende Helmzierden, die er schildert, waren den vorhandenen Siegeln gemäss wirklich so beschaffen. Vielen Anlass zu Misstrauen gab es, dass Ulrich bei der Venusfahrt berichtet, er habe sich von Gloggnitz aus auf seine Burg zu seiner Frau begeben. Da man nur von Liechtensteiner Burgen im Murtale wusste und die Unmöglichkeit, binnen der angegebenen Frist von der österreichischen Seite des Semmerings dahin zu kommen, klar vor Aller Augen lag, so hielt man seine Angabe einfach für erlogen. Jetzt hat sich herausgestellt, dass Ulrich fünf Kilometer von Gloggnitz die Burg Ternberg besass, auf der seine Hausfrau weilte, und Alles ist in Ordnung. Es war bisher unklar, weshalb die Venusfahrt von Friaul ihren Ausgang nimmt. Heute erfahren wir, dass Ulrichs Gemahlin Perchta von Weissenstein mütterlicherseits aus einem vornehmen Geschlechte Friauls, wahrscheinlich der Ragogna, stammte (beim Markgrafen von Istrien hat er sie vermuthlich kennen gelernt, von ihrer Heimat aus war es auch nicht schwer nach Rom zu pilgern), und nun ist es deutlich, dass es für ihn sehr bequem war, seinen Zug von dem

Stammsitze seiner Frau aus zu beginnen, ja das ganze Abenteuer schiebt sich dadurch in einen verständlichen und natürlichen Rahmen. Wo überall wir nach unseren Kenntnissen die Mittheilungen des Dichters genauer nachzuprüfen in der Lage sind, dort halten sie Stich. Das reicht herab bis zu den geringfügigsten Einzelheiten. Der Grazer Chirurg will ihm die Hasenscharte nur im Mai operiren: das geschieht, weil die Pappelsalbe, deren er dann bedarf, aus den frischen Blattknospen des Baumes bereitet werden muss, die erst im Mai zu haben sind. Beim Turnier zu Friesach begeben sich die besiegten Ritter zu Juden in der Nähe, um mit ihrer Hilfe die verfallenen Pferde und Waffen auszulösen: wir wissen wohin: in die alte Judenansiedlung, die via Judeorum nächst Friesach. Sonntag 26. April 122[illegible] fand sich nach Ulrichs Bericht in Treviso eine grosse Menge Volkes aus der Umgebung zusammen; wir rechnen nach und finden, dass vom Tage vorher, Sonntag, dem Markustag, der grosse Bittgang Letania major auf den folgenden Tag verlegt wurde: die Bauern waren also zur Prozession gekommen. Schier erstaunen muss man, wenn sich erweist, dass sogar die Beiworte, mit denen der Dichter einzelne der von ihm genannten adligen Herren zu ihrer Charakteristik bedenkt, historisch zutreffen. Von den beiden Preussel, Herrn Kadolt dem Waisen, dem Domvogt von Regensburg, dem Kuenringer Hadamar wusste man schon aus den Geschichtswerken der Zeit, aus dem steirischen Reimchronisten, der späteren Überlieferung Seifried Helblings und Jans des Enikel, dass die Schilderung ihrer Persönlichkeiten im „Frauendienst“ mit der Auffassung der Mitlebenden übereinstimme. Besonders merkwürdig ist aber eine Angabe Ulrichs, die einen kleinen, sonst gar nicht nachweisbaren Herrn betrifft: auf der Artusfahrt wird einmal bei dem Turnier zu Wiener-Neustadt ein *Her Ebrân* genannt und von ihm gesagt, er sei *ein übermüete zornic man;* vierzehn Jahre später, 1254, hat König Ottokar diesen Herrn Eberan von Ernstbrunn einfangen und ihm *ob malitiam suam,* wegen seiner Bosheit, das Haupt abschlagen lassen. Sogar in solch seltsamer Weise kommt die Wahrheitsliebe des Liechtensteiners nachträglich zu Ehren.

Das bezieht sich nun freilich Alles nur auf einen Theil des „Frauendienstes“, auf die historische Erzählung mit bestimmten Angaben über Zeit, Ort und Personen. Hier haben wir oftmals Gelegenheit, den Dichter zu kontrolliren. Anders steht es mit den Partieen, welche seine beiden Minneverhältnisse darstellen, besonders das erste, das an Breite des Berichtes das zweite viele Male übertrifft. Da forderte schon der Stoff selbst eine geheimnissvolle, vielleicht geradezu irreleitende Behandlung: um keinen Preis durfte der Name der Herrin bekannt gemacht, ja auch nur die Umstände der Beziehungen Ulrichs zu ihr so weit angedeutet werden, dass man auf die Person der Dame hätte Schlüsse ziehen können. Lagen auch lange Jahre zwischen der Dichtung und den Vorgängen, die darin beschrieben wurden, die einfachsten Vorschriften ritterlicher Zucht verboten es hier, die volle und ganze Wahr-

heit zu sagen. Wird aber einmal ein solches Thürchen für die Einbildungskraft offen gelassen, dann ist es schwer auszumachen, wie viel von Phantasie dem Berichte zugeflossen ist. Wir entnehmen aus Ulrichs eignen Worten, dass er sich bewusst war, im „Frauendienst“ nicht eine gewöhnliche Selbstbiographie verfasst zu haben. Er wollte ein höfisches Epos dichten, aber ein solches, das im Wesentlichen auf Wahrheit beruhte, nicht auf der tollen Erfindung der französischen und deutschen Ritterromane. Sobald jedoch der Stoff an sich den Dichter zum Umbilden seiner Erfahrungen nöthigte, ist es sehr wahrscheinlich, dass er Folge und Beschaffenheit des wirklich Erlebten wird seinen Zwecken entsprechend umgearbeitet haben. Wird man nicht seine Eitelkeit auch ein wenig in Betracht ziehen müssen? Und die Vorbilder der dem Verfasser so wohl bekannten Dichtungen Wolframs von Eschenbach, Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Strassburg u. A. werden dabei nicht ohne Wirkung geblieben sein. Wir glauben sogar noch Etliches davon zu bemerken. So wird dem meistbekannten Abenteuer Ulrichs, dem verunglückten Rendezvous mit seiner Dame auf ihrer Burg, nicht allzuviel an Wahrheit zu Grunde liegen. Es drängen sich nirgends im „Frauendienst“ als eben da so viele Übereinstimmungen der behandelten Motive mit älteren Dichtungen (z. B. auch Tristan verkleidet sich einmal als Aussätziger, um zu Isolden zu gelangen) zusammen. Das allein macht die Geschichte verdächtig. Überlegen wir alle geschilderten Umstände näher und vergleichen sie mit dem, was uns von den realen Verhältnissen des Lebens auf deutschen Burgen im Mittelalter bekannt ist, so muss uns die Wahrscheinlichkeit noch geringer dünken. Wer wollte es für erlebt halten, dass Ulrich, der tagelang unter Aussätzigen geweilt hat, so wie er ist, vor die Herrin in das Gemach voll romanhafter Pracht treten darf? Die Räume der Burg sind nicht der damaligen Wirklichkeit gemäss beschrieben, schon bei dem Verkehr der Dienerin mit Ulrich. Eine üble Burg wäre es gewesen, bei der es so leicht war, sich zu verbergen und nachts einzudringen, als es hier scheint; wo der Graben so beschaffen war, dass Ulrich ohne Schaden hineinstürzen konnte. Desgleichen ist die ganze Unterredung über Ulrichs Wünsche nicht recht glaubhaft, ihr Inhalt berührt sich allzusehr mit den Liedern. Ich halte dafür, der Bericht Ulrichs über diese Episode wird nicht zu retten sein. Und weiter, ich glaube, in Wahrheit ist das erste Minneverhältniss nach einer Zusammenkunft, bei welcher der Dichter betrogen wurde, zu Ende gewesen. Ulrich kam dahinter, dass die Herrin einen Anderen bevorzugte, und musste wohl oder übel abbrechen. Was er dann noch vorbringt, womit er uns einen glücklichen, Ausgang glauben machen will, dass ist so ganz ohne die Sicherheit des Wirklichen, so farblos, unbestimmt, so kurz erzählt, so wenig durch Lieder illustrirt, dass es Niemanden täuschen wird.

Noch übler steht es um das zweite Minneverhältniss. An sich wird alles darüber Mitgetheilte so schattenhaft gehalten, dass eine bestimmte

Vorstellung unmöglich ist. Eine weitere Beobachtung muss hinzugenommen werden. Die Erzählung von Ulrichs zweiter Liebe ist eigentlich gar keine. es werden in den Schlagreimen nur die zierlichen Verse der eingelegten Lieder umschrieben, häufig dieselben Worte nach den Forderungen des anderen Metrums nur umgestellt. Es sind also die Lieder in den umgebenden Stücken der Erzählung dünn gezogen worden. Darnach sollte es mich nicht wundern, wenn Jemand die Existenz dieser zweiten Dame, welcher Ulrich seine Huldigungen nach dem ersten sauren dreizehnjährigen Minnedienste widmete, gänzlich in Abrede stellte. Vielleicht kommt man aber auch damit aus, wenn man platonische Gespräche belehrenden Inhaltes. wie das „Frauenbuch" sie wirklich darbietet, als das einzige Thatsächliche der zweiten Minne bestehen lässt. Es muss allerdings noch in Betracht gezogen werden, dass gegen Ende seines Hauptwerkes die Kraft des Dichters fühlbar erlahmt. Die Absätze und Stockungen werden immer häufiger und empfindlicher. Der Eifer lässt nach, die Inhaltlosigkeit und Eintönigkeit der späten Lieder können ihn nicht befeuern, die Geschäfte des politischen Lebens nehmen Ulrich mehr und mehr in Anspruch, und so klebt er Verse und Gedichte müde an einander, bis er mit einem allgemeinen Lobspruch auf die Damen die drückend gewordene Arbeit am „Frauendienste" abschliesst.

Zerlegt sich nun dermaassen die Dichtung in zwei Theile, die sich allerdings gegenseitig durchdringen, einen historischen mit Anspruch auf Wahrheit und einen phantastischen, worin einzelnes wirklich Erlebte und die daraus geschöpfte Anschauung des höfischen Minnewesens ausschmückend und stilisierend vorgetragen wird, so ist damit doch keineswegs das gesammte Problem Ulrichs von Liechtenstein gelöst. Nicht einmal die Fragen über die technische Möglichkeit des Gedichtes sind noch beantwortet. Sie bieten mancherlei Schwierigkeiten. Der Dichter steht in der Mitte der Fünfzig. die Sonnenhöhe des Lebens hat er lang überschritten, da hebt er an, seinem Schreiber die Erzählung von Ereignissen zu diktiren, die, wenn wir nur das Turnier zu Friesach und die Artusfahrt als Grenzpunkte gelten lassen wollen, dreissig bis fünfzehn Jahre hinter ihm liegen. Wie konnte er sich den Verlauf der Dinge so genau merken, als er ihn berichtet? Dürfen wir auch dem Gedächtniss eines mittelalterlichen Menschen, der sich nicht auf Lesen und Schreiben verlassen konnte, mehr zutrauen als den überreizten Gehirnen unserer eigenen Zeit, so viel der Liechtensteiner leistet. kann doch nicht gut angenommen werden: er muss also Hilfsmittel besessen haben, die seiner Erinnerung als Anhalt, Faden, zuweilen als direkte Vorlage dienten. Und derartiges stand ihm wirklich zur Verfügung. Da waren vor Allem Urkunden, in denen sich, nach Stand und Rang gereiht, die Namen derjenigen vorfanden, die beisammen waren, als die mit den Urkunden verknüpften Ereignisse sich abspielten. So hat Ulrich die Listen der Ritter beim grossen Turnier zu Friesach ein paar bestimmten Urkunden

entlehnt. An den Urkunden hingen die Siegel der Zeugen, sie enthielten die Wappenbilder, die Ulrich beschrieb, den Helmschmuck, den er manchmal so genau kennt. Für die Venusfahrt hat sein Kämmerer täglich genaue Verrechnung geführt (Aufzeichnungen solcher Art sind uns von anderen Herren erhalten): da stand notirt, wie viele Speere tagsüber verstochen wurden, wie viele Goldringlein ausgetheilt waren und an wen, wie viel Herberge und Zehrung gekostet katte, was unterwegs darauf gegangen war. Liess sich der Liechtensteiner das bei Abfassung der entsprechenden Partie des „Frauendienstes“ vorlesen, so mochten allerdings einzelne Verstösse eintreten, indem der Schreiber die Namen falsch las oder Ulrich sie falsch verstand oder beim Diktiren dann ein Irrthum unterlief, aber für die gesammte Darstellung boten solche Rechenbücher eine zuverlässige Grundlage. Ähnliche Notizen müssen für die Artusfahrt vorhanden gewesen sein. Damit verliert der Zeitabstand zwischen der Niederschrift des „Frauendienstes“ und den geschilderten Vorgängen sein Wunderbares, und Ulrichs Erinnerungsvermögen braucht, wenngleich es sicherlich sehr stark war, doch nicht so fabelhaft gedacht zu werden, als es sonst hätte sein müssen.

Noch immer aber klafft ein ziemlicher Widerspruch zwischen dem historischen Landmarschall der Steiermark, Herrn Ulrich von Liechtenstein, und zwischen dem minnesiechen Dichter der Abenteuer des „Frauendienstes“. Wie kam dieser Mann dazu, ein solches Buch zu verfassen? Wollen wir auf diese Frage mit einiger Sicherheit antworten, so müssen wir uns etlicher Thatsachen aus der Geschichte des geistigen Lebens der Steiermark entsinnen. Vor Allem des einen Umstandes, dass, wie das ritterliche Wesen an sich in seinen neuen Formen ganz unverhältnissmässig rasch in diese entlegenen Länder des Südostens vorgedrungen ist, so auch die höfische Poesie, der litterarische Ausdruck der ganzen sozialen Erscheinung, sehr schnell und tief auf die aristokratische Gesellschaft der Steiermark gewirkt hat. Gerade weil die adeligen Grundbesitzer und Dienstmannen hier so zu sagen unter sich waren, Niemandes rechte Herrschergewalt über sich, als Herren einer breiten dienenden Masse, waren sie so gefügig für die Eindrücke einer auf sie berechneten Standesordnung und eines Ideales der Lebensführung, das sich in der höfischen Dichtung, in Lyrik und Epos, verkörperte. Wo sonst erlebt man es als in der Steiermark, dass z. B. einer der vornehmsten Edelleute des Landes, als er nach Palästina fährt, um es nach damaligen Begriffen pseudonym zu thun, sein Wappen in ganz derselben Weise abändert, wie das in dem kurz vorher erschienenen Parzival Wolframs von Eschenbach durch Gahmuret, den Vater des Helden, bei ähnlichem Anlass geschieht? So stark greift hier die Poesie in die Wirklichkeit über. Mag sein, dass Wolframs für uns noch dunkle Beziehungen zu Steiermark den Einfluss seines Werkes unterstützt haben, die Thatsache bleibt für sich höchst merkwürdig. Wie ein Jahrhundert vorher die Namen aus den Dichtungen der deutschen Heldensage von dem Adel der Steiermark an-

genommen wurden, so dringen jetzt die Namen der Artusepen in Innerösterreich vor, und es gehört bald zum guten Ton, die Söhne Parzival und Feirefiz, Iwein und Wigalois, die Töchter Sigune oder Laudine zu nennen. Hinwiederum geht das Leben in die Dichtung über, wenn ein innerösterreichischer Epiker den Helden seines Artusromanes Wappen verleiht, die seine guten Freunde auf den benachbarten Burgen wirklich führen. Es darf darnach nicht wunder nehmen, dass uns verschiedene Thatsachen sogar eine wirklich einflussreiche Stellung Steiermarks in Bezug auf ritterliche Kultur bezeugen: es war im 13. Jahrhundert eine Art Vorland höfischer Bildung für die angrenzenden Gebiete, die Steiermark wirkte bis auf das Deutsche Reich selbst zurück. So ist uns jüngst dargelegt worden, dass ein eigenthümlicher Brauch, die Wappen zu schmücken, indem man ihnen die Form von Rosen gab, in deren Rahmen man die heraldischen Bilder einfügte, oder indem man Rosen zwischen diese Bilder streute, Mond und Sterne als Zierden verwendete, dass diese Mode im Anschluss an den zuerst in Frankreich vornehmlich gepflegten Kultus Marias in der Steiermark sich festgesetzt, hier entwickelt und von da aus den weiteren Weg in verschiedene deutsche Länder angetreten hat. Dass eine Adelsgesellschaft, deren regsames Geistesleben von solchen Trieben bestimmt wurde, den richtigen Nährboden für eine Persönlichkeit wie Ulrich von Liechtenstein abgiebt, ist leicht einzusehen.

Wilhelm Scherer hat einmal den Gedanken geäussert, „die Vorbildlichkeit der höfischen Epik trete in Ulrichs Leben auf das Seltsamste hervor; er habe Episoden daraus nach der Analogie der ritterlichen Dichtung gelebt, Ideal und Wirklichkeit durchdringen sich bei ihm, verschlingen sich so dicht und unlösbar, dass wir die Elemente nicht zu scheiden vermögen. Goethe habe an solchen wiederholten Spiegelungen gelernt, der Wirklichkeit eine poetische Gestalt zu verleihen, in der altdeutschen Poesie stehe aber das Ideal der Lebenswirklichkeit zu ferne, als dass eine Wechselwirkung von Wahrheit und Dichtung in der Regel zu anderen als konventionellen poetischen Gebilden hätte führen können“. Daran ist, auf den Liechtensteiner bezogen, jedesfalls das Eine richtig, dass zeitlebens für ihn das Konventionelle ein treibendes Motiv ist, das gesellschaftliche Ansehen, dass man nämlich thut, was als guter Brauch gilt. Doch dürfen wir nicht so weit gehen als Scherer. Ulrich war ein beweglicher, leicht erregbarer Mensch, ganz was wir heute einen Sanguiniker heissen würden. Das zeigt sich in der Waghalsigkeit seiner politischen und militärischen Unternehmungen, die ihm gar oft unliebe Rückschläge und Gefahren eintrugen. Eine besonders lebhafte Phantasie liegt diesem Temperamente zu Grunde, sie ist auch die bewegende Kraft im Wesen des Liechtensteiners. Die ritterliche Gesellschaft seiner Kindheit, die frisch aufblühende epische Dichtung dieser Kreise, der Minnesang, sie alle nehmen seine Einbildung gefangen, erfüllen sie und drängen sich mit aller Wucht in sein Leben.

Gelegentlich bringt Ulrichs Phantasie ihn zu Fall, sie erhebt ihn aber auch sofort wieder. Ein beachtenswerthes Beispiel dafür erzählt uns der Gefolgsmann des Liechtensteinschen Hauses, der Reimchronist: als die steirischen Herren aus jener langen bittern Gefangenschaft bei Ottokar sich mit grossen Opfern gelöst haben und aus ihren Kerkern kommen, da merkt man ihnen allen an, wie schwer die harte Haft und die Sorgen sie bedrückt haben: bleich, mit spannenlangen Bärten, hinkend von der Qual der Fesseln, so treten sie betrübt vor den gewaltigen Böhmenkönig. Nur der Liechtensteiner allein, der hat sich den Bart zuvor scheeren lassen, hat neue schöne Kleider angelegt, thut, als wenn ihm gar nichts Übles widerfahren wäre, und gehabt sich so munter, dass der König darob verwundert seinen frohen Sinn preist. Das ist der ganze Mann, wie er leibte und lebte! Der konnte weinen, dass er einen Stein erbarmte, wahrhaft blutige Zähren, wenn das hochmüthige Frauenzimmer, die Herrin seines höfischen Ideallebens, ihr Ringlein zurück begehrte; hier bei Ottokar, da liess er sich den Muth nicht drücken und schritt frohgelaunt aus dem böhmischen Burgverliess hinaus, und machte sich ungebrochen daran, den längst verklagten Schaden zu heilen. Die Elastizität dieser Natur hängt mit dem sanguinischen Temperament aufs Innigste zusammen. So begreifen wir auch, wie das Ideal des Ritterthumes ihn bezaubern konnte, wie es ihn, den Mann der plötzlichen Entschlüsse, zu den sonderbarsten Abenteuern trieb, wie er aus einem Ungemach immer wieder emportauchte und nach der ziemlichen Betrübniss des Misslingens mit der ersten Herrin sich alsbald eine zweite suchte. Ein so beweglicher Mensch brachte es auch zu wege, Minneritter und Adelsführer, Frauenschwärmer und guter Gatte und fürsorglicher Hausvater zugleich zu sein; er verstand es, den verschiedenen Forderungen, die das Leben an ihn stellte, nach einander zu genügen, ohne Sprünge oder Widersprüche zu gewahren. Und so verstehen auch wir, dass er, als die Zeit der Minnethaten vorbei war, als schlimme und rauhe Jahre über die Steiermark wegzogen, mit der Sehnsucht des Alternden auf seine Jugendstreiche zurückschaute; die Gestalt, mit der das Ritterthum die Welt ausstaffirt hatte im ersten Aufschwung, sie dünkte ihn die beste, die vollkommenste: die goldene Zeit seiner jungen Tage war für ihn das goldene Alter der ritterlichen Welt überhaupt. Mag ihn auch seine Herrin zu der langwierigen Ausarbeitung des „Frauendienstes“ veranlasst haben, das Gedicht entsprach doch ebenso einem Drange seines Herzens, das sich an den entschwundenen Bildern seiner jugendkräftigen Abenteuerlust erfreuen wollte.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, dass Herr Ulrich ein wirklicher Dichter war. Nicht gerade ein Epiker, das haben wir schon gesehen, die Gabe anschaulicher Beschreibung ist ihm so wenig verliehen gewesen wie die packende Verlebendigung des Erfahrenen. Aber seine lyrische Befähigung war nicht klein. Seine Liebeslieder haben ja eigentlich den Grundstock für den „Frauendienst“ gebildet, die alten Blätter hat er sich vorlesen

lassen und seine Erzählung nach ihnen geordnet und aufgebaut, als er den Roman schrieb, lange nachdem er ihn erlebt hatte. Er ist auch als Lyriker nicht unabhängig von der Überlieferung der höfischen Poesie, Reinmar der Alte war sein Vorbild, Walther von der Vogelweide vielleicht in der That sein Lehrer, und er hat sich dieser Meister nicht unwürdig erwiesen. Aber er hat doch auch seine eigene Art und findet seine eigenen Melodieen. In seinen besten Stücken klingt eine zum Herzen redende schlichte Empfindung, der sich die einfachsten Worte schön zusammenfügen. Nicht ohne Stolz berichtet er mehrmals, wie seine Lieder und ihre Weisen rasch beliebt und verbreitet worden sind. Wir glauben ihm das gerne, brauchen wir ja nur eine Strophe zu hören wie die berühmte:

In dem walde süeze dœne
singent kleiniu vogellîn.
An der heide bluomen schœne
blüejent gegen des maien schîn.
Alsô blüet mîn hôher muot
mit gedanken gegen ir güete,
diu mir rîchet mîn gemüete
sam der troum den armen tuot.

Das ist echte Poesie, und wie wunderlich sich der Don Quijote der steirischen Ritterschaft auf dem Hintergrunde des ereignissvollen dreizehnten Jahrhunderts für unser Auge abheben mag, hier spricht ein guter, liebenswürdiger Mensch zu uns, und in diesen Zügen wollen wir sein Bild dauernd festhalten.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe.

Erinnerungen von

OTTO FREIHERRN VON VOELDERNDORFF.

Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen. Ich eilte nach München, um mich mit den Freunden zu besprechen, welche ich daselbst besass, und zu denen damals noch — als Minister wurde er mein politischer Feind — der Kabinetsekretär des Königs, Lutz, gehörte. Wie ich erst kürzlich in diesen Blättern erwähnt habe, war ich bis 1866 entschieden grossdeutsch im Sinne der Trias: Österreich-Preussen und ein engerer Bund der übrigen Staaten, welche drei zusammen in einem weiteren Bunde das deutsche Reich bilden sollten. Die Misere, welche in den Mittelstaaten schon bei der Mobilisirung und dann noch mehr bei der Kriegführung an den Tag getreten war, erschütterte, angesichts des energischen und zielbewussten Vorgehens der preussischen Regierung, meinen Glauben an die Möglichkeit, dass Bayern der norddeutschen Grossmacht als gleichberechtigter Faktor entgegentreten könne, bereits merklich. Es bedurfte daher kaum mehr des

„Schullehrers von Sadowa“, um mir die richtigen Begriffe beizubringen von dem, was Bayern fortan zu thun habe. Ich kam also mit der Absicht nach der Hauptstadt, auf Grund meiner in den Provinzen gesammelten Wahrnehmungen, so weit es in meinen schwachen Kräften stand, die Einschlagung einer anderen Politik, als der bisherigen, Österreich freundlichen, zu befürworten. Bis dahin hatte zwischen den bayrischen und preussischen Truppen noch kein ernsthaftes Rencontre stattgefunden. Berichtet war mir worden (ich habe auch später nie mit Bestimmtheit erfahren können, ob diese Nachricht begründet war), es sei auf nicht offiziösem Wege und in ganz vertraulicher Weise preussischerseits angeregt worden, diese Art der Kriegführung beizubehalten, bis der Frieden mit Österreich geschlossen sein werde. Mir schien es geradezu undenkbar, dass man bei uns nicht mit grosser Befriedigung hierauf eingehen sollte, aber ich hatte mich leider getäuscht. Einer der damaligen Minister sagte mir kategorisch: „Sie mögen Recht haben, dass Oesterreich unterliegen wird; aber dann ist es unsere Pflicht, als ehrlicher Verbündeter mit ihm unterzugehen.“ Nun war ich zwar immer der Ansicht, dass auch im politischen Leben die Gesetze der gewöhnlichen Moral Geltung haben müssen, aber für die Grösse einer solchen jeden eigenen Vortheil vergessenden Tugend fehlte mir das Verständniss. Ganz zerknirscht und trostlos ging ich die Ludwigstrasse hinunter, als mich ein mir Begegnender, den ich in meiner Gedankenvertiefung ganz übersehen hatte, mit den Worten ansprach: „Aber, lieber Baron, Sie scheinen ja ganz gegen Ihre Gewohnheit allen Humor verloren zu haben.“ Ich blickte auf und erkannte den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, den ich seit meinen Jugendjahren hoch verehrte, und den ich seit Anfang der sechziger Jahre zu Nürnberg im Hause des Grafen Giech öfters gesehen und gesprochen hatte. „Ja, da muss Einem wohl der Humor gründlich vergehen,“ erwiderte ich und erzählte ihm, was ich gewollt hätte, und wie ich überall abgewiesen worden sei. Da bleibt der Fürst stehen und sagt: „Nun, Gott sei Dank, finde ich doch einen vernünftigen Menschen in München; es ist ja, als ob alles irrsinnig geworden wäre, so mit offenen Augen in's Verderben zu rennen“. Von diesem Augenblicke datirt das Vertrauen, welches mir der grosse Staatsmann geschenkt hat und noch schenkt, und welche ich als die werthvollste Errungenschaft meines politischen Lebens ansehe.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst*) wurde am 31. März 1819 als dritter Sohn geboren, hatte also wenig Aussicht auf Erlangung der Standesherrschaft, und beabsichtigte in preussischen Staatsdienst zu treten. Zu diesem Zwecke studirte er in Heidelberg Jurisprudenz. Zu gleicher Zeit, gegen Ende der dreissiger Jahre, besuchten auch mein älterer Bruder August und mein Vetter Freiherr von Ungern-Sternberg dieselbe

*) Sein voller Name lautet: Chlodwig Karl Viktor Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey.

Universität. Beide lernten den jungen Fürsten kennen und sprachen mir oft mit Enthusiasmus von dem hochbegabten und liebenswürdigen Prinzen, so dass ich ihn verehrte, noch ehe ich ihn gesehen.[1])

Schon war Fürst Chlodwig auf der ersten Stufe zum Staatsdienste angelangt — er arbeitete als Referendar in Breslau — als sich sein Schicksal plötzlich änderte. Durch den kinderlosen Tod des Landgrafen von Hessen-Rothenburg fielen der Schillingsfürster Familie grosse Besitzungen zu. Der älteste Prinz des Hauses wurde Herzog von Ratibor und überliess die Standesherrschaft in Bayern seinem zweiten Bruder. Als dieser kinderlos starb, ging sie dann auf den Fürsten Chlodwig über, welcher damit „erblicher Reichsrath der Krone Bayerns" wurde. Als solcher war er ein „Collega" meines Grossvaters, und so fand ich Gelegenheit, mich eines Abends in des letzteren Rauchstüblein, in welchem sich zu jener Zeit alle liberalen Elemente unter den Reichsräthen und unter den adeligen Landtagsmitgliedern (z. B. Lerchenfeld, Rotenhan, Heynenberg, Lindenfels, Thon-Dittmar und Andere) zu versammeln pflegten, dem Fürsten persönlich vorzustellen.[2]) Darob wurde ich in unserem jungen Kreise viel beneidet.

---

[1]) Sehr verschieden war der Lebensweg meines Bruders und meines Vetters. Ersterer, ein seltenes Talent und dabei ein felsenfester Charakter, zog sich, nachdem er zuvor längere Zeit in Paris, London und Neapel verweilt hatte („ich wollte — so erklärte er mir später einmal — der Welt nicht entsagen, bevor ich sie kennen gelernt"), im Jahre 1840 auf den Hohengeissenberg zurück und blieb daselbst bis an sein Lebensende, über fünfzig Jahre lang, in völliger Einsamkeit, nur mit religiösen und philosophischen Studien beschäftigt. Obwohl er Protestant war, wurde er in der ganzen katholischen Umgegend wie ein Heiliger verehrt. Mein Vetter Sternberg starb als Geheimrath und Vorstand des Grossherzoglichen Kabinets in Karlsruhe.

[2]) Mein Grossvater Heinrich Graf von Reigersberg (er starb 1865 im Alter von 96 Jahren) war der letzte Reichskammerrichter. Das Gericht zu Wetzlar hatte nämlich nur einen Richter, eben „den Reichskammerrichter", als welcher stets ein katholischer Jurist, der seine Abstammung aus einem der alten Dynastengeschlechter nachweisen konnte, ernannt werden musste. Unter ihm standen zwei Präsidenten, ein katholischer und ein protestantischer; die Senate bildeten sich aus einer grossen Anzahl von Assessoren. Mein Grossvater erhielt diese hohe Stelle als ganz junger Mann, und ich möchte bei diesem Anlasse eine Thatsache der Vergessenheit entreissen, welche die grossartige Denkungsweise und zugleich die unendliche Herzensgüte dieses edlen Mannes bezeugt. Als nach dem Lüneviller Frieden das Deutsche Reich endete und damit auch das Kammergericht aufgelöst wurde, dachte niemand an diejenigen Assessoren, die kein Vermögen hatten, und noch weniger an das Unterpersonal. Da zahlte mein Grossvater aus der eigenen Tasche die Bezüge fort, bis für sämmtliche Personen anderweitig gesorgt war. Erst längere Zeit nach Errichtung des Deutschen Bundes machte man Anstalten, ihm diese Aufwendungen zu ersetzen. Aber es dauerte Jahrzehnte, bis die einzelnen Staaten die auf sie repartirten Beträge zahlten. Einige z. B. Dänemark und Liechtenstein haben — wenn ich mich der Erzählung meines Grossvaters recht erinnere — bis heute ihre Schuld noch nicht getilgt. Nach Auflösung des Deutschen Reiches trat Graf Reigersberg in Bayerische Dienste, und vom König Max Joseph, der ihm sehr gewogen war, wurde ihm das Staatsministerium der Justiz übertragen. Unter seiner Ägide schuf Feuerbach sein bahnbrechendes Strafgesetzbuch und Gönner das noch unübertroffene Hypothekengesetz.

denn wir alle sahen schon damals in dem angehenden Staatsmanne den bayrischen Zukunftsminister.

Fürst Chlodwig war eine elegante und einnehmende Erscheinung. Sein helles feuriges Auge, dessen durchdringender Blick auch im Alter nicht erloschen ist, schien dem mit ihm Redenden in das Innerste schauen zu wollen. Sein von allem hochmüthigem Wesen freies, aber stets reservirtes, und bei vollendeter Liebenswürdigkeit fein aristrokratisches Benehmen gewann ihm augenblicklich die Herzen. Im politischen Leben stellte er sich in die Reihe der vom Grafen Giech geführten liberalen erblichen Reichsräthe, und als das Jahr 1848 kam, war er besonders bei der Ablösungsfrage in hervorragender Weise thätig. Dabei aber hielt er nicht blos Reden, sondern er brachte durch freiwilliges Aufgeben von Steuerfreiheiten und grundherrlichen Rechten thatsächlich erhebliche Opfer. Selbstverständlich ergriff er mit lebhafter Begeisterung in der damals entbrannten Frage über Reform der deutschen Bundesverfassung Partei für eine den Wünschen der Nation entsprechende Neugestaltung Deutschlands. Und auch hier zeigt sich als charakteristische Eigenschaft dieses echten Patrioten, dass seine Betheiligung niemals blos in Worten, sondern stets zugleich in Thaten bestand. So finden wir den noch nicht Dreissigjährigen bereits damals im deutschen „Reichsdienste". Er stellte sich nämlich opferwillig der Reichsverwesung zur Verfügung und wurde als „deutscher Reichsgesandter" nach Florenz, Gaëta und Athen geschickt. Der junge vornehme Diplomat wurde viel beachtet. „Dieser junge Fürst hat eine Zukunft", soll Pio Nono geäussert haben. Freilich konnte ein Mann von Hohenlohe's Gesinnungen der Frankfurter Regierung nicht lange dienen, und auch in den auf 1848 folgenden Jahren war wenig Gelegenheit zu politischer Arbeit für Jemand, der, wie er schon damals, den erst zwanzig Jahre später zum Siege gelangten Ansichten huldigte: dass die Gesundung der deutschen Verhältnisse nur durch eine engere Vereinigung der reindeutschen Staaten unter preussischer Führung und eine völkerrechtliche Verbindung dieses Bundesstaates mit Österreich erzielt werden könne. So lebte denn der Fürst fast zehn Jahre hindurch in Zurückgezogenheit, nur seinen Studien und der Verwaltung seiner Güter. Wer hätte damals gedacht, dass gerade diese stille Thätigkeit ihn befähigen werde, dereinst an der Spitze der Reichsregierung auf Grund praktischer Erfahrung der Lösung der wichtigsten Frage unserer Zukunft, der agrarischen, nahe zu treten.

Im Jahre 1859 trat Hohenlohe wieder in die Öffentlichkeit; der österreichisch-französische Krieg in Italien rief ihn auf seinen Platz in der Reichsrathkammer zurück. Ich habe es ihm anfänglich etwas verargt, dass er der Sache ziemlich kühl gegenüberstand; denn nach dem in unseren jungen Herzen glühenden Wunsche hätte Preussen und das übrige Deutschland sofort mit allen Kräften Oesterreich zu Hilfe eilen sollen. Aber bald erkannte ich, dass der kluge Politiker viel richtiger gesehen als ich. Zufällig

führte mich, unmittelbar nach Beendigung des Krieges, eine juristische Mission über die schwarzgelben Grenzpfähle — ich sollte in Linz das österreichische Grundbuch- und Hypothekenwesen studiren — und wie gross war mein Staunen, als ich fand, dass man in weiten Kreisen gar nicht sehr bekümmert war darüber, dass das damals herrschende System einen so gewaltigen Echec erlitten habe. „Na“, sagte mir eine der Gerichtspersonen, „das wäre eine schöne Reaktion geworden, wenn wir gesiegt hätten.“

In voller Übereinstimmung dagegen war ich von Anfang an mit dem Fürsten über das einige Jahre später in Scene gesetzte, österreichische Reformprojekt. Ich war im Jahre 1862 an das in Nürnberg neu errichtete Handels-Appellationsgericht als Rath versetzt worden. In dieser Stadt hatte sich, wie bereits eingangs erwähnt, der alte Vorkämpfer des aristokratischen Liberalismus, Graf Giech, niedergelassen. In seinem gastlichen vor dem Laufer Thor gelegenen Hause, welchem durch seine geistvolle und hochgemuthete Gemahlin eine besondere Anziehungskraft verliehen war, fand ich mich jede Woche mehrere Male ein. Sehr häufig erschien dort auch Fürst Hohenlohe, mit dem edlen Standesgenossen „des Landes Wohl betrachtend in vernünftigem Gespräch“. Da war es denn auch, wo über das österreichische Reformprojekt geredet wurde, und aus der ganzen Fülle meiner Triasbegeisterung rief ich aus: „Nein, wir wollen weder von Österreich noch von Preussen mediatisirt werden.“ Da sah mich Fürst Hohenlohe mit seinen hellen Augen lächelnd an und sagte: „Sie dürfen ganz ruhig sein, lieber Baron, bei dem Versuche, wie er jetzt in Frankfurt angestellt wird, thut vor allem Preussen nicht mit.“ Und so war es.

Wenige Jahre später kam die 1866er Katastrophe. Ich habe im Eingang schon erwähnt, dass der Fürst einer der Wenigen war, die vor der in Bayern damals eingeschlagenen Politik gewarnt haben. Man hörte nicht auf ihn; als aber der von ihm vorausgesagte Zusammenbruch erfolgt war, erschien er als der richtige Mann, das Zerstörte wieder aufzubauen. Im Januar 1867 übernahm Fürst Hohenlohe das Portefeuille des Äussern, und wenige Monate später berief sein Vertrauen den jungen Handelsappellrath mit Überspringung der dazwischen liegenden Stufen des Staatsdienstes zum vortragenden Rath in seinem Ministerium. Es waren aufreibende, an Mühe und Arbeit reiche Jahre, die nun folgten. Oft ging ich um sieben Uhr morgens in das Bureau und kehrte abend um 10 Uhr heim, ohne etwas anderes genossen zu haben, als ein belegtes Brod und ein Glas Madeira. Aber es war doch die schönste Zeit meines Lebens, und ich hoffe, sie ein anderes Mal näher schildern zu können.

Conrad Ferdinand Meyer.

Von
ADOLF FREY.*)

Die fahlen Blätter stieben von den Bäumen, die trüben Nebel streichen, und durch die ernsten Gründe hallt das Jägerhorn. Jetzt verblasst mit dem welken Laube auch unsere Festfreude, die sommerlang sich jegliche Laune vergönnt. Es ist still und einsam geworden, selbst die Winzerfreude auf den nun entlaubten Hügeln ist verklungen, und nur die Erinnerung greift noch in die sanften Saiten.

Aber wir wollen doch noch eine Feier begehen, wenn auch ohne Banner und Fanfaren. Eine weithin zerstreute, doch eine grosse Gemeinde tritt zusammen, um den Geburtstag eines Dichters zu feiern.

Heute vor siebzig Jahren wurde Conrad Ferdinand Meyer der Welt geboren, am 11. Oktober 1825.

Sein Vater Ferdinand Meyer war ein gründlich gebildeter Jurist, erlangte früh den Sitz eines Regierungsrathes, unterrichtete vorübergehend am Gymnasium in seinen Lieblingsfächern Geschichte und Geographie und wurde dann wieder Regierungsrath. Eine reine, ausserordentlich pflichtgetreue Natur, wurde er mit vierzig Jahren von seiner einzigen Leidenschaft, von der zur Arbeit, dahingerafft; in ihm verlor die Heimath einen musterhaften Beamten, die schweizerische Geschichtschreibung einen tüchtigen Gelehrten, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der schweizerischen Gegenreformation hervorgethan hat. Seine Gattin Betsy, eine geborene Ulrich, die Tochter eines um die Entwickelung des Taubstummenunterrichts sehr verdienten Mannes, war eine Frau, die in seltener Weise Vorzüge des Geistes und Gemüthes vereinigte, phantasievoll, liebenswürdig, religiös, von feinem Wesen durch und durch.

Unter ihrer Obhut wuchs nach des Gatten Tode der Sohn heran, dessen Begabung und ungewöhnliche Art auch nicht einer seiner Lehrer witterte. Eine etwas ungeberdige Klasse verlassend, begab er sich auf Wunsch der Mutter vor Vollendung der Gymnasialstudien nach Lausanne, wo die Schönheiten der Landschaft und die Bekanntschaft mit der französischen Litteratur seine ersten poetischen Versuche zeitigten. Aus dem Welschland zurückgekehrt, bestand er die Maturität, gab aber die Jurisprudenz, der er sich, von J. K. Bluntschli berathen, zugewandt hatte, bald wieder auf und begann ein immer mehr auf sich selbst gestelltes, einsiedlerisches Leben. Zwar war es mit reicher Lektüre, vielerlei Studien und dichterischen Entwürfen gefüllt; aber weil es planlos und, wie es wenigstens damals schien, auch unfruchtbar war, vermochte es ihn schliesslich dermaassen zu ängstigen

*) Mit gütiger Erlaubniss des Herrn Verfassers wiederholt aus der Neuen Züricher Zeitung, Morgenblatt, 11. Oktober 1895 (zum 70. Geburtstag des Dichters).

und zu peinigen, dass es ihn aus den unerträglich gewordenen heimischen Verhältnissen wieder zu den von den Eltern her befreundeten Familien im Waadtland trieb. Er verkehrte namentlich mit dem liebenswürdigen Historiker Louis Vulliemin, der ihn veranlasste, Thierrys *Récits des temps Mérovingiens* zu verdeutschen.

Diese Übertragung, eine umfangreiche, gründliche, in ihrer Art vorzügliche und übrigens ohne den Namen des Übersetzers ans Licht getretene Arbeit, stellt Meyers erste literarische Publikation dar. Sie bereitete der Mutter die erste Freude über das schriftstellerische Betreben des Sohnes und die letzte zugleich. Denn sie schied 1856 nach schweren Gemüthsleiden aus diesem Leben. Im folgenden Jahre zog Conrad Ferdinand nach Paris, um die vor mehr als einem Decennium verlassenen juristischen Studien wieder an die Hand zu nehmen und dadurch irgendwie zu Amt und äusserer Stellung, also in Reih und Glied mit seinen Mitbürgern zu kommen. Allein ein heftiger Ruhranfall vertrieb ihn, und zum ersten Male suchte er nun seit seinen Knabentagen die heimischen Berge auf, indem er sich zur Kräftigung der Gesundheit ins Engelberger Thal begab. Einen alten Reisewunsch erfüllend, reiste er 1858, von der Schwester begleitet, nach Rom und dann nach Florenz, wo die Geschwister die Gäste Ricasolis waren, dessen entschiedene Persönlichkeit auf Meyer einen nachhaltigen Eindruck machte. 1860 suchte er Lausanne zum dritten Male auf. Ihn leitete der Vorsatz, seine Kenntnisse der französischen Litteratur und Sprache derart zu vertiefen und auszubreiten, wie es seine Dozententhätigkeit, an die er damals dachte, allenfalls erforderte. Allein gegenüber einer systematischen Gelehrtenarbeit machte immer wieder die Poesie ihre angeborenen, unabweisbaren Rechte geltend. Wieder folgten Jahre voll stillen, mühevollen Ringens um die Kunst und ihren Lorbeer, in ihrem gleichmässigen Gange nur unterbrochen durch Sommerfrischen im Gebirge. 1864 endlich trat er mit den „Zwanzig Balladen eines Schweizers" hervor. Wiewohl das Büchlein keinen starken äusseren Erfolg erzielen konnte, so bedeutete es doch, kraft seiner poetischen Tugenden, für den Dichter eine Art Auferstehung, wenigstens in den engeren Kreisen. Denn so hoch man auch seine Fähigkeiten und seine Begabung anschlug, eine dermaassen geschlossene, konzentrirte Leistung hatte ihm niemand zugetraut, da er trotz allen Ernstes und aller Anstrengung so lange auf ein entschiedenes Zeugniss hatte warten lassen und hatte warten müssen. Nur die Schwester, die, seit sie aus den Kinderschuhen geschlüpft, in seine Pläne und Blätter blickte und den wärmsten und genauesten Antheil an seinem Schaffen nahm, nur die Schwester hatte von früh auf an den Bruder geglaubt. Und dieser Glaube trügte sie nicht.

Der Hauptgewinn aus dem Erfolg der Balladen bestand wohl in dem Muth, den Conrad Ferdinand Meyer gewann, das Ziel höher zu stecken und sich an Grösseres zu wagen. Da die Gestalt des Jenatsch, die ihn seit der Jugendzeit beschäftigte, seiner Seele stetig näher trat, so ging er

1866 und 1867 während der Sommermonate nach Bünden, um Lokal und Geschichte auf den Fährten des merkwürdigen, dämonischen Mannes zu studiren. Aus den rhätischen Bergen zurückgekehrt, vertauschte er den Wohnsitz in der Vaterstadt mit einem Landhaus in Küsnach. Unter seinen Nachbarn zog ihn keiner an, wie Dr. François Wille, der, eine geistvolle und kräftig ausgeprägte Persönlichkeit und ein liebenswürdiger Wirth, auf seinem gastlichen Landsitze zu Meilen langehin zuweilen eine Tafelrunde von Dichtern und Künstlern versammelte, wie sie mancher gefürstete Mäcen nicht um sich sieht, eine Tafelrunde, die er fesselte und anregte.

Ende 1869 liess Meyer die kleine Sammlung „Romanzen und Bilder“ erscheinen, deren gedämpfte Töne der Waffenlärm des ausbrechenden grossen Krieges völlig übertäubte. Und doch war gerade dieser Krieg, der Sieg des Deutschthums über den Welschen, für den Dichter von weitreichender Bedeutung, indem er dadurch veranlasst wurde, die gemäss Schicksal und Bildung grossgezogene Zwiespältigkeit zwischen welschem und germanischem Geiste in seinem Innern entschieden zu überwinden und, am erwachten Stammesgefühl erwarmend, einen echt deutschen Stoff meisterlich zu formen: der sterbende Hutten auf der Ufenau gehörte unter die Balladenstoffe, die er seinerzeit zurückgelegt hatte und in welchen er nun, indem er ihn zu einem Cyklus erweiterte, seine gereifte individuelle Kraft und die gesteigerte nationale Empfindung hineinlegte. „Huttens letzte Tage“ brachten ihm einen schönen Erfolg und warfen den ersten Strahl auf seinen Namen.

Ungefähr ein Vierteljahr nach dem Erscheinen des „Hutten“ reiste er mit der Schwester nach Venedig. Während des traumhaft schönen Winters, den er in der Lagunenstadt (1871/72) verbrachte, entstand „Engelberg“: kaum war die Dichtung gedruckt, so begann und vollendete er die kleine Meisternovelle „das Amulett“. Das geschah in Meilen, wohin er von Küsnach seeaufwärts sich gewendet hatte und wo er jahrelang hauste. 1874 gelang es ihm endlich, in Chiamut unterhalb des Oberalppasses seinen Jenatsch abzuschliessen, der gleich darauf in einer Zeitschrift, zwei Jahre später in Buchform erschien.

Das Jahr 1875 bildete einen bedeutsamen Einschnitt im Leben des Dichters, da es ihm einen eigenen Herd beschied: er verlobte sich im Sommer mit Luise, der Tochter des Obersten und Regierungsrathes Ziegler, und führte sie im Oktober heim. Die Hochzeitsreise ging nach Südfrankreich und Corsica, in dessen Hauptstadt das Ehepaar monatelang verweilte. Nach der Rückkehr bewohnte C. F. Meyer zuerst den sog. Wangensbach in Küsnach; im Frühling 1877 erwarb er das Gut in Kilchberg, wo er noch weilt. Nun folgten anderthalb Decennien glücklichen und arbeitsreichen Lebens. So wunderbar und räthselhaft seine Produktion langehin gestockt hatte, so geheimnissvoll und wunderbar brach sie nun in mächtiger Fülle hervor, und staunend sah die Welt ein grosses Werk nach dem andern entstehen. Hatte auch „Jenatsch“ Aufsehen gemacht und die Blicke Vieler

magisch auf sich gezogen, so war es doch eigentlich erst der 1879 vollendete „Heilige“, der den Dichter zum berühmten Manne machte und unter die allerersten seiner Zunft einreihte. Heimath und Fremde hielten mit der Anerkennung nicht zurück: 1880 schenkte ihm die Hochschule der Vaterstadt den Hut eines Ehrendoktors. 1882 gab er die gesammelten Gedichte heraus, die seither, verändert und vermehrt, eine Reihe von Auflagen erlebten. Neben den kleineren novellistischen Schöpfungen, wie „der Schuss von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“, „das Leiden eines Knaben“, „Gustav Adolfs Page“, bilden die grossen Novellen „die Hochzeit des Mönchs“, „die Richterin“ und „die Versuchung des Pescara“ die eigentlichen Denk- und Merkmale seiner schaffensfrohesten Zeit. Sie sind unübertroffene Meisterwerke der historischen Novelle, hervorragend durch Vertiefung der psychologischen Momente, völlige Bändigung des historischen Materials durch das poetische Belieben, strengen Aufbau, dramatisch geführte Handlung, Eigenheit der Erfindung und klassische Schreibart. Aus allen seinen Werken blickt seine Physiognomie in scharfgeprägten und grossen Zügen hervor. Er wählt das Grosse, das Heroische, er sucht die hervorragenden und räthselvollen Figuren der Welthistorie und weicht darum der Gegenwart aus. Eine ausserordentlich scharfe Beobachtungsgabe, die ihm auch den kleinsten Zug in der Art und dem Wechsel der Menschen und Dinge enthüllt, ermöglichte ihm, mit den Jahren das realistische Element fortwährend zu steigern. Kraft seiner dichterischen Intuition ein Menschenkenner, verräth er seinen psychologischen Tiefblick nicht nur durch die klare und erschöpfende Behandlung der Leidenschaften, sondern auch durch eine Fülle der kleinsten, oft nur im Vorbeigehen angebrachten, oft kaum angedeuteten Züge. Denn ein grosser Zauber seiner Kunst liegt gerade in dem, was er von psychologischen Vorgängen unter Umständen nur ahnen lässt. Mit der scharfen Wahrnehmung alles Sinnfälligen geht Hand in Hand eine Gestaltungskraft, die den äusseren Eindruck bis an die Grenze des Möglichen wiederzugeben vermag. Diese Gabe verleitet ihn aber niemals zur Betonung des Nebensächlichen oder zur Breite; vielmehr sieht er es darauf ab, die Handlung womöglich in wenig grosse Akte und Scenen zusammenzufassen, wie er denn den Stil der hohen Tragödie in die Novelle eingeführt hat.

Das Merkmal der hervorragendsten seiner Gedichte besteht darin, dass sie mit den Mitteln der einfachsten Erzählung die tiefsten lyrischen Wirkungen erzielen: dahin gehören namentlich die Liebesgedichte. Ein eigenthümlicher Reiz liegt ferner darin, dass das späte Glück, die spät errungene Stellung, die verscherzte Jugend, wie er es im Lied nennt, rührend und mit schicksalsmässiger Kraft vielfach durchklingen. Überhaupt offenbaren die rein lyrischen Gedichte die ganze Tiefe seines Gemüthes, die Feinheit seines Geistes.

Vielen von denen, welche seine Werke bewundern, ist es zu theil

geworden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen und sich an seiner feinen Liebenswürdigkeit und seiner geistvollen Unterhaltung zu erfreuen, die vom leichten Geplauder zu ernsten Tiefen heruntersteigt, sich ebenso gewandt und ungezwungen zu den Interessen des Tages zurückwendet und dabei nie die Theilnahme an den Geschicken, Hoffnungen und Plänen seiner Freunde vergisst.

Der Mann, der seinen Freunden von jeher so viel war und in gesunden Tagen so manchem Anliegen freundlich entgegenkam, hielt seine Zeit und Stunden aufs ernstlichste zu Rathe. Nur dadurch war bei seiner Art zu arbeiten eine verhältnismässig so rasche Produktion so tadellos ausgearbeiteter Werke möglich. Mehrere Jahre hintereinander verzichtet er sogar zu Gunsten der dichterischen Produktion auf einen Aufenthalt in den geliebten Bergen. Es ist nicht zu vergessen, dass neben den Neuschöpfungen die Wandlungen und Änderungen an älteren Musse und Stimmung mitunter in starkem Maasse beanspruchten, so die Änderungen an „Hutten“, den „Gedichten“, „Engelberg“. Es steht wohl ausser Frage, dass diese starken Zumuthungen an seine Kraft und Gesundheit mitwirkten, als eine heftige Erkältung mit ihren übeln Folgen ihn vor mehreren Jahren, nachdem er den „Pescara“ vollendet, zwang, seine litterarischen Pläne für eine geraume Weile zurückzulegen. Allein er erholte sich wieder, und es war ihm vergönnt, in der „Angela Borgia“ eine Reihe seiner dichterischen Fähigkeiten noch in gesteigertem Grade zu bethätigen.

Schon legte er die Hand freudig an etwas Neues, Grosses. Doch abermals übermochte ihn die Übermüdung, sodass ihm Abgeschlossenheit und Stille zum Bedürfniss geworden sind.

Möchte die Verehrung der Tausende, die sich an seinen Werken erfreuen, möchten Theilnahme und Wunsch seiner Freunde, möchten die gedämpften Laute, womit wir sein Geburtsfest feiern, emporschweben zu der stillen Klause seines Kilchberger Tuskulums und ihm sagen, wie viele Herzen an ihm hängen und wie gross und herrlich das Geschenk ist, das er der Welt in seinen Schöpfungen gegeben hat.

Über den Tod Eduard Vogels in Wadaï.

Von

FRIEDRICH RATZEL.

Das über dem Tod Eduard Vogels aus Leipzig lagernde Dunkel zu lichten, unterfängt sich heute Niemand. Wir wissen, dass er im Jahr 1856 in der Haupstadt von Wadaï, Abesche, getödtet worden ist. Die noch lange

von Vielen gehegten Zweifel, ob er nicht doch am Leben sei, sind schon seit den von Munzinger 1862 aus Kordofan gebrachten Nachrichten erloschen. Nichts Neues von Bedeutung über dieses traurige Ereigniss ist seitdem bekannt geworden. Das Wenige, was man weiss, ist Jedem zugänglich, der es in den Reisebeschreibungen und geographischen Zeitschriften suchen will. Ich habe also keinen neuen Beitrag zu bringen. Mich veranlasst zu diesem kurzen Aufsatz über eine scheinbar abgeschlossene Sache nur die Erwägung, dass die letzten eingehenderen Nachrichten über Eduard Vogels Tod von dem ersten aus Wadaï heil wieder zurückgekehrten europäischen Forschungsreisenden, Gustav Nachtigal, erst zu einer Zeit veröffentlicht wurden, wo die Theilnahme für den jungen Leipziger Afrika-Reisenden nur noch in ganz engen Kreisen lebendig war. Desswegen sind sie kaum beachtet worden. Der posthume dritte Band des Nachtigal'schen Reisewerkes, der diese Nachrichten ausführlich giebt, ist erst 33 Jahre nach dem Tode Vogels ans Licht getreten. Es ist wohl diesem Umstand zuzuschreiben, dass Niemand die Nachtigal'schen Angaben mit den früheren verglichen hat, die zum Theil sehr bald nach dem traurigen Ereigniss nach Europa gedrungen waren. Gerade das, was Eduard Vogel einen so grossen Platz in der Geschichte der Afrikaforschung einräumt, hat eben die unmittelbare Theilnahme an seinem Schicksal früher erlöschen lassen. Denn es knüpfte sich an seinen lange Jahre nicht über allen Zweifel festgestellten Tod die erste grosse Bewegung in Deutschland auf Afrika hin. Der ersten deutschen Afrika-Expedition folgten andere, und jede neue Entdeckung, jede neue Enttäuschung lenkte die Aufmerksamkeit mehr von dem ab, der der Anlass dieser Bemühungen gewesen war. Man ergab sich darein, nichts mehr zu erfahren. Als endlich der erste Europäer in Wadaï erschien, waren 18 Jahre seit dem Verschwinden Eduard Vogels verflossen. Niemand zweifelte mehr an seinem Tod, und die ganze Gestalt gehörte der Geschichte an. Für uns aber, für die schon die ganze wissenschaftliche Afrikaforschung, wie sie von Barth bis Nachtigal betrieben wurde, geschichtlich geworden ist, gewinnen nun die einzelnen hervorragenden Gestalten dieser abgeschlossenen Epoche unseres nationalen Lebens ein neues Interesse. Wir wollen sie so klar wie möglich erkennen, wollen sie verstehen und jedes Räthsel, jede Unklarheit wird uns zur Aufgabe. Vor Allem wollen wir aber keine Ungerechtigkeit in ihrer Beurtheilung aufkommen lassen.

Eduard Vogel war wahrscheinlich im Frühling 1856 von Kuka, der Hauptstadt Bornus, nach Massena, der Hauptstadt Baghirmis, gegangen. Von Barth, der am 10. Mai 1855 Kuka verlassen hatte, hatte er Rathschläge für seine gefährliche Reise nach Wadaï empfangen, denen folgend, er in Massena warten wollte, bis ein nach Wadaï vorausgesandter Diener mit der Erlaubniss zurückgekehrt wäre, dieses Land zu betreten. Munzinger erfuhr, er sei ungefähr einen Monat dort gewesen. Man weiss aber nicht, ob er die Rückkehr seines Dieners abgewartet hat oder vorher schon über

Fittri und Midogo, kleine Länder östlich von Baghirmi, nach Wadaï gegangen ist. Von Nachtigal wird berichtet, Vogel sei von Mohamed Scherif, dem Herrscher Wadaïs, gut aufgenommen worden, und aus einem Bericht des Scheich von Bornu scheint hervorzugehen, dass Boten Mohamed Scherifs ihn im nördlichen Wadaï getroffen und nach der Hauptstadt geleitet hätten. Wir wissen auch, dass ein hilfreicher Freund Vogels, der damalige englische Konsul in Tripolis, Oberst G. F. Hermann, schon 1854 einen Brief an Mohamed Scherif mit der Empfehlung Vogels gesandt hatte. In Abesche scheint in der That nicht von Anfang an eine feindselige Stimmung gegen ihn geherrscht zu haben. Vogel wurde bei einem, dem Hofe nahestehenden hohen Beamten, dem Aquîd (Heerführer) der Mohâmid, Dscherma mit Namen, einquartiert. Er bewegte sich frei, wenn auch beobachtet, in der Stadt und ihren Umgebungen. Leider war seine Kenntniss des Arabischen so gering, dass er sich nicht gut verständigen konnte. Allmählich scheint es Verdacht erregt zu haben, dass er so rastlos umherstreifte, Messungen machte und „mit einem Stab“ aufzeichnete. Niemand machte ihn auf kleine Verstösse gegen die Sitten dieses Volkes aufmerksam, und so scheint er selbst durch das Essen von Hühnereiern Anstoss erregt zu haben. Ein Gewährsmann Nachtigals betonte, dass das dort „kein anständiger Mann zu thun pflegt.“ Verständlicher wäre der Anstoss, durch die unbewusste Verletzung heiliger Gräber auf einem Berge, den nur ein neuer Fürst vor der förmlichen Thronbesteigung besucht. Vogel soll den Berg bestiegen haben. Wahrscheinlich waren das die Ahnengräber bei der kurz vorher verlassenen Hauptstadt Wara, die Nachtigal in Trümmern fand. Der früh vorstorbene Baron Neimanns, der Vogels Spuren folgen wollte, erfuhr das in Dscheddah von Pilgern, die aus Wadaï kamen, und das Gleiche berichtete ein über die Reisen von Barth, Overweg und Vogel gut unterrichteter Gesandter des Herrschers von Dar For an den ägyptischen Vizekönig.

Noch wichtiger ist aber die in einer ganzen Anzahl von Berichten wiederkehrende Erzählung, dass in Wadaï seit der Mitte der 50er Jahre ein leidenschaftlicher Hass der Weissen um sich griff, dessen Ursache die Plünderung einer wadaïischen Handelskarawane in der Nähe der Oase Audschila gewesen sein soll. Angeblich sollen dabei dreissig Leute des Herrschers von Wadaï zu Sklaven gemacht worden sein, und der Paschah von Tripolis sollte sogar seine Zustimmung zu diesem Friedensbruch gegeben haben. Mohammed Scherif aber soll, als er davon erfuhr, geschworen haben, keinen Christen lebendig aus seiner Hand entkommen zu lassen. Allerdings sind auch Vorgänger von ihm ohne so schweren Anlass fremdenfeindlich gewesen, und Gewaltthaten gegen Fremde sind in Wadaï auch früher vorgekommen. Es ist jedenfalls Thatsache, dass als Moritz von Beurmann 1862 von Bengasi nach Wadaï den einst viel betretenen Wüstenweg gehen wollte, man ihm sagte, seit 6 Jahren seien aus diesem Grund alle Verbindungen mit dem Norden abgeschnitten. In die von jener Nachricht erzeugte Auf-

regung mitten hinein scheint der unglückliche Vogel gerathen zu sein. Wahrscheinlich kam vor ihm jene Empfehlung aus Tripolis, die ihn vielleicht noch verdächtiger machte. So ist erklärlich, dass Mohammed Scherif entweder die Ermordung Vogels geradezu befahl oder doch duldete. Dass sein Sohn, der später Nachtigal freundlich aufnahm, bei dessen vorsichtiger Frage nach dem Umgekommenen voll Scham über die Unthat seines Vaters das Bedürfniss zu haben schien, die fast verschollene That in keiner Weise wieder aufzurühren, begreift man unter dieser Voraussetzung recht gut. Auch Nachtigal berichtet von einer gefährlichen Stimmung, in der Vogel den Herrscher von Wadaï fand, giebt aber andere Thatsachen dafür an. Mohammed Scherif wird von ihm als blutdürstiger Tyrann geschildert, der besonders den Arabern feindlich gewesen sei und mit dem Blut zahlreicher Fessaner und Tripolitaner seine Hände befleckt habe. Kurz vor Vogels Ankunft habe er einen Scherif aus Bengasi tödten lassen. Man könnte annehmen, dass auch Vogel, gleich diesem, für einen Spion der Türken gehalten wurde, da er ja aus dem türkischen Tripolis gekommen und wahrscheinlich von dorther empfohlen worden war. Sein Tod sollte verhindern, dass Nachrichten über die Unthaten Mohammed Scherifs nach Norden gelangten. Nachtigals weitere Erzählung, dass ein liebedienerischer Hofmann, der Aquîd (Heerführer) Dscherma dem König den Verdacht gegen den Fremdling eingeflösst habe, er werde wohl nur nach Wadaï gekommen sein, um die Umstände der Ermordung des Mannes aus Benghasi auszukundschaften, passt in diese Stimmung. Der unglückselige Fremdling ahnte nichts von dem Verdacht, der ihn begleitete und argwöhnisch ausspähete. Sein Benehmen musste also den Eingeborenen doppelt auffallend erscheinen, und man begreift, dass noch bis auf Nachtigals Zeit das Staunen über das ungezwungene Benehmen des Mannes, der nicht einmal arabisch sprach, bei älteren Bewohnern Abesches lebendig war.

Woher nimmt unter solchen Umständen Nachtigal das Recht zu sagen: „Er wurde vom König Scherif nicht unfreundlich aufgenommen, benahm sich indessen so unklug, trug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingeborenen so wenig Rechnung, dass diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist“? Sein trauriges Loos war, in einer so gefährlichen Zeit nach Wadaï gekommen zu sein, wo der gewandteste, der Sprache und Sitten mächtigste Fremde gegen den Fremdenhass nicht hatte aufkommen können, der von der mächtigsten Person des Landes ausging und das Volk ohnehin durchdrang. So wie andere vor ihm in Wadaï diesem Hass zum Opfer gefallen waren, so wurde nach ihm Moritz von Beurmann von wadaïschen Beamten an der Grenze von Kanem ermordet. Soll man das allzu grosse Maass von Kühnheit tadeln, das den jungen Reisenden in eine solche Löwenhöhle führte? Dann könnte man ja vielleicht auch den mit Vogel befreundeten Scheich Omar von Bornu tadeln, dass er, dem die Verhältnisse von Wadaï nicht fremd sein konnten, den ihm Anempfohlenen unter so bedenk-

ichen Umständen dahin ziehen liess. Aber wenn dieses nachträgliche Fehlerfinden mindestens überflüssig genannt werden muss, wie sind dann lie aus der schwachen Erinnerung und den verzerrten Auffassungen Eingeborener geschöpften Beschuldigungen der Unklugheit und Unvorsichtigkeit zu verstehen, die Nachtigal gegen Eduard Vogel wiederholt? Wie merkwürdig, dass Nachtigal nicht der Gedanke gekommen ist, dass die Wadaïer alles thun mussten, um vor ihm, dem Landsmann des Ermordeten, sich reinzuwaschen. Nachtigal hatte vielen Grund, auf seine den Orientalen abgelernte Diplomatie stolz zu sein, und er war es in nicht geringem Maasse. Aus diesem Gefühl der Überlegenheit im Verkehr mit Arabern und Sudanesen schöpfte er sein absprechendes Urtheil über Eduard Vogel, von dem er annimmt, dass er weniger von dieser Kunst besessen habe. Dass die Wadaïer, mit denen er über Eduard Vogel sprach, seine Schwäche kannten, verräth Nachtigal selbst ganz naiv, indem er einen Eingeborenen sagen lässt: „Jener Mann war ganz anders wie Du. Er war wirklich kein guter Mensch, denn er liebte die Leute nicht, liess sich nicht gern von ihnen besuchen und konnte mit ihnen nicht sprechen, da er der arabischen Sprache nicht mächtig war.“ Nachtigal glaubte das offenbar recht gern. Er vergass darüber die zwei grossen Dinge, die sich dem unbefangenen Betrachter jener Unthat zuerst aufdrängen. Die erstaunliche Kühnheit, mit der Eduard Vogel die Grenze des verrufenen Wadaï überschritt, und den unglücklichen Zufall, dass es in einer Zeit geschah, in der der Fremdenhass dort seinen höchsten Stand erreicht hatte. Wir hoffen, dass trotz Nachtigals Bemängelungen Eduard Vogel auch der Zukunft als ein Opfer seiner bewundernswerthen Kühnheit und der hervorragend schwierigen Verhältnisse erscheinen wird, unter denen er als der erste Europäer nach Wadaï vordrang. Was aber Nachtigals Ruhm anbelangt, so ist der so gross, dass ihn die bereitwillige Anerkennung der Thatsache nicht mindern kann, es sei schon vor ihm ein europäischer Reisender in der Hauptstadt Wadaïs erschienen, der, weniger erfahren und vom Glück weniger begünstigt, den Rückweg in die Heimath nicht fand.

Moritz Willkomm.

* 29. Juni 1821; † 26. August 1895.

Von

ERNST ROTH.

Ohne die Thätigkeit eines Moritz Willkomm würde heute die Kenntniss der iberischen Halbinsel oder wenigstens sicherlich ihrer Flora nicht die Höhe erreicht haben, welche es erlaubt, in den Vegetations-Verhältnissen Spaniens wie in einem offenen Buche zu lesen. Man möchte behaupten, die Quintessenz der Arbeit

dieses Forschers war neben einer Reihe von hervorragenden Forschungen und Werken diesem so weit nach Westen vorspringenden Zipfel unseres heimathlichen Kontinentes geweiht und gewidmet, bei ihm setzte die erste Thätigkeit im grösseren Maasstabe ein, und noch das Jahr 1894 brachte aus seiner nun ruhenden Feder eine werthvolle Zusammenstellung und Umgrenzung der Strand- und Steppenvegetation der iberischen Halbinsel.

Von Geburt war Willkomm Sachse; in dem Pfarrhause zu Herwigsdorf bei Zittau stand seine Wiege, wo er am 29. Juni 1821 als jüngster Sohn seines Vaters das Licht der Welt erblickte. Von seiner Kindheit ist wenig zu berichten; sie verlief im elterlichen Hause, wo sein Vater den Sprössling in den Wissenschaften so weit unterrichtete, dass er nach siebenjährigem Besuch das Gymnasium zu Zittau mit dem Zeugniss der Reife zu verlassen vermochte.

Die Absicht des jungen Mannes war, sich der Medizin auf der Landesuniversität zu weihen, doch fesselten ihn bereits damals die Naturwissenschaften und speziell die *scientia amabilis*, welcher er durch einen glücklichen Unglücksfall vollständig zugeführt werden sollte. Die Betheiligung an der Burschenschaft bez. ihrer Wiederherstellung griff auch in Willkomms Leben wie in das so vieler Zeitgenossen hart ein, so dass der Jüngling gezwungen wurde, Leipzig zu verlassen, bevor er seine Studien beendet hatte.

In diesem Dilemma vermochte der Professor der Botanik Kunze seinen Famulus dahin zu bringen, eine Reise nach Südspanien zu unternehmen, dessen Flora damals noch sehr wenig erforscht war. Bei dem interessanten Ziele der Expedition fanden sich denn auch Gönner, welche dem Unternehmen thatkräftige Hülfe angedeihen liessen, sodass der Aufenthalt sich zu einem in jeder Weise nutzbringenden gestaltete. Die Frucht dieses Ausfluges liegt neben umfangreichen Sammlungen in dem dreibändigen Werke: Zwei Jahre in Spanien und Portugal vor, das es in dem darauffolgenden Jahrzehnt noch zu einer zweiten Auflage brachte. Gleich hier wollen wir noch anschliessen, dass Willkomm noch einige Male die iberische Halbinsel bereiste. Die zweite Tour unternahm er bereits im Jahre 1850, während die dritte fast 25 Jahre später (1873) neben wissenschaftlichen Untersuchungen auch der Gesundheit wegen erfolgte.

Nach der Rückkehr von der ersten Forschungsreise widmete sich Willkomm in Leipzig noch eingehenden naturwissenschaftlichen Studien, um im Jahre 1850 dann daselbst zum Doktor zu promoviren. Zwei Jahre darauf folgte ebenfalls an der sächsischen Universität seine Habilitation. 1855 wurde Willkomm zum ausserordentlichen Professor und Custos des Universitätsherbariums ernannt, doch berief ihn der Staat kurz nachher als Professor der organischen Naturgeschichte an die Forstakademie nach Tharandt. Von diesem innerhalb der prachtvollsten Buchenwaldungen gelegenen Orte zog ihn im Frühjahr 1868 Russland nach Dorpat, um ihm neben dem Lehrauftrag für Botanik zugleich den botanischen Garten zu unterstellen. Doch nicht lange war sein Weilen dort, denn bereits zu Beginn des Jahres 1874 übernahm er dieselbe Stellung an der deutschen Universität zu Prag, welche er in segensreicher Weise bis zu seinem im Jahre 1893 erfolgten Rücktritt ausfüllte.

Die Zahl der von Willkomm geschriebenen Bücher ist recht bedeutend; deren Aufzählung nebst der Zusammenstellung seiner Zeitschriftenaufsätze würde eine beträchtliche Anzahl Seiten füllen.

Als ein Hauptwerk, das er mit Joh. Lange in drei starken Bänden herausgab, während das Supplement von ihm allein stammt, ist zu verzeichnen: Prodromus florae hispanicae seu synopsis methodica omnium plantarum in Hispania sponte nascentium vel frequentium cultarum. 1861—80 und Supplement 1893.

Aber nicht nur rein botanische Werke wusste Willkomm zu schreiben und childerungen von den durch ihn durchwanderten Ländertheilen in wahrhaft bewundernswürdiger Weise zu entwerfen (Wanderungen durch die nordöstlichen und entralen Provinzen Spaniens 1852; Streifzüge durch die baltischen Provinzen, childerungen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung der Wälder nd der Forstwirthschaft 1872; Spanien und die Balearen, Reiseerlebnisse und laturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen 1876 nd Titelauflage 1879; aus den Hochgebirgen von Granada, Naturschilderungen, rlebnisse und Erinnerungen nebst granadischen Volkssagen und Märchen 1882), ondern auch auf anderem Gebiete zeigte sich seine grosse Vielseitigkeit und die 'ülle seiner Kenntnisse. Wir wollen auf die Wunder des Mikroskops oder die Velt im kleinsten Raume hinweisen, welche seit 1856 mehrfach aufgelegt wurden nd noch kürzlich wieder heraus kamen, auch in das Holländische übersetzt wurden, ir gedenken des Werkes: Der Böhmerwald und seine Umgebungen, die Nonne, er Kiefernspinner und die Kiefernblattwespe 1858, wie der zahlreichen, welche Villkomm herausgegeben, revidirt, ergänzt, ganz oder theilweise umgearbeitet der übersetzt hat. Gerade er hat es wie leider nicht allzuviele Jünger der cientia amabilis verstanden, die Früchte der Wissenschaft auch der grossen Menge chmackhaft zu machen und sie an den Fortschritten der Botanik theilnehmen zu ssen. So lieferte Willkomm für zwei oder mehrere Auflagen des Brockhaus'schen Conversationslexikons sämmtliche botanische Artikel, so bearbeitete er die Naturschichte des Pflanzenreiches neu, welche vielfach als Schubert's Naturgeschichte ekannt ist; Rossmäsler, der Wald, liegt von ihm durchgesehen und verbessert or, während er in einer Reihe von Werken die Artikel Spanien und Portugal earbeitete, von denen genannt seien: Staatslexikon von v. Rotteck und Welcker. . Aufl. 1856—66, Stein-Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik ir die gebildeten Stände. 7. Aufl. 1862.

In ähnlicher Weise und Absicht betheiligte sich der Gelehrte an der ammlung gemeinnütziger Vorträge, herg. vom deutschen Verein zur Verbreitung emeinnütziger Kenntnisse in Prag; so finden wir dort: Über europäische Culturflanzen amerikanischer Herkunft 1877; Über die Bedeutung der Pilze im Hausalte der Natur und für das Leben der Menschen 1878; Über die Nadelhölzer nd ihre Beziehungen zur Vegetation der Vorwelt 1891; Über den Lotos und apyrus der alten Ägyter und die Papiererzeugung im Alterthume 1892; Über harakterpflanzen der Mittelmeerländer, deren Herkunft und Geschichte 1895, ährend die bekanntere Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge on ihm 1877 brachte: Über Südfrüchte, deren Geschichte, Verbreitung und ultur, besonders in Süd-Europa.

Gehen wir die Reihe der Zeitschriften durch, für welche Willkomm ausser en rein botanischen Journalen Beiträge geliefert hat, so stossen wir ohne die ollständigkeit zu erstreben auf: Ausland, Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, gronomische Zeitung, Jahrbuch der Kgl. sächsischen Akademie zu Tharandt, lobus, Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden, ahrbücher für Volks- und Landwirthschaft, Chemischer Ackersmann, Meteoroogische Beobachtungen, Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, Zeitschrift der östereichischen Gesellschaft für Meteorologie, Österreichische landwirthschaftliche Zeitung, Wiener Obst- und Gartenzeitung, Heimath, Bohemia, Unsere Zeit, Sitzungsberichte der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Lotos u. s. w.

Im Umgange war Willkomm äusserst liebenswürdig, was Schreiber dieser Zeilen selbst in jungen Jahren erfahren durfte. Sein Alter vermochte der Greis n geistiger wie körperlicher Rüstigkeit noch nach seinem Zurücktreten zu

geniessen. Am 26. August 1895 starb er zu Schloss Wartenberg in Böhmen. ei deutscher Gelehrter im wahren Sinne des Wortes. dessen bienenhafter Fleiss un weitestgehende Gründlichkeit jedem Gegenstande Interesse und neue Seiten al zugewinnen wusste.



Briefe von und an Wilhelm von Humboldt.

Herausgegeben von

OTTO HARNACK.

Die folgenden Briefe[1]) sind durch nichts anderes als die Persönlichkeit Wilhel von Humboldt's zusammengehalten. Die Verschiedenartigkeit ihres Inhalts en spricht der Weite des Interessenkreises und des Arbeitsgebietes des Manne welcher, Staatsmann und Gelehrter zugleich, sein innerstes Wesen doch in kein dieser beiden Bethätigungen erschöpfte, sondern in der Ausbildung der zur höchst Kultur sich erhebenden Persönlichkeit sein Höchstes und Werthvollstes leistet Nächst Goethe ist Humboldt der vollendetste Vertreter des Humanitätsidea unserer klassischen Litteraturperiode gewesen, und wie Goethe hat er es ve standen, den verschiedensten Personen durch Zuwendung und Erschliessung einzeln und jedesmal anderer Seiten seines Wesens ein werthvoller Freund, Berather und Führ zu werden. Der im amtlichen Verkehr durch seine scharfe Verstandeskälte und sein Sarkasmus so gefürchtete Mann war in jenen persönlichen Beziehungen der rücksicht vollste Anerkenner jeder fremden Eigenart, von fast weiblicher Zartheit des Nac fühlens und des Mithelfens. Und auch die schweren und peinlichen Erfahrunge welche ihm amtliche Differenzen und Feindseligkeiten brachten, liess er nicht den persönlichen Verkehr eingreifen.

Gerade von dieser selbstlosen Hoheit des Wesens geben die folgenden Bri zahlreiche Beweise, obgleich sie meist nicht von Humboldt selbst herrühren, so dern nur die Widerspiegelung seines Verhaltens gegenüber den Korrespondent uns gewähren. Mit Ausnahme der beiden ersten Stücke entstammen sie sämmtli der Zeit, als Humboldt, müde der gegen ihn gerichteten Intriguen Hardenberg aus seiner ministeriellen Stellung und thatsächlich überhaupt aus dem aktiv Staatsdienst geschieden war und sich immer intensiver der wissenschaftlichen Arb widmete. Keine Spur von Bitterkeit oder gar Gegenwirkung gegen die subaltern Personen, denen er hatte weichen müssen, verrathen diese Korrespondenzen, selt dem Staatskanzler, der ihn verdrängt hatte, versagt Humboldt seinen Rath nic und man möchte glauben, dass die immer sich gleich bleibende vornehm gefälli Überlegenheit seinen Gegnern oft peinlicher gewesen ist, als ein rachsüchtig Losfahren es gewesen wäre. Zum Theil freilich findet diese unerschütterlic Seelenruhe ihre Erklärung auch darin, dass Humboldt sich überhaupt mehr pflic mässig dem öffentlichen Wirken gewidmet hatte, während er seine persönliche B friedigung vollauf in der wissenschaftlichen Atmosphäre seiner künstlerisch au geschmückten Heimstätte fand.

Was die beiden ersten Briefe betrifft, so gehören sie der nur um eine kur Zeitspanne vorausliegenden Periode von Humboldt's Gesandtschaftsthätigkeit

---

[1]) Die Originale befinden sich im Besitz der Baronesse Mathilde von Humbol Rom, welche mir die Veröffentlichung gütigst gestattet hat.

London an. Auch diese bezeichnete eigentlich schon eine ehrenvolle Verbannung. Nach dem Abschluss des grossen Friedenswerkes in Wien und Paris hatte man allgemein geglaubt, Humboldt bald in einer Ministerstellung zu sehen, und auch er selbst hatte es erwartet. Die Übertragung des Londoner Postens, so angemessen sie auch scheinen mochte, entsprach thatsächlich nur den Wünschen Hardenberg's, der den gefürchteten Nebenbuhler hatte entfernen wollen, nicht denen Humboldt's selber. Altenstein, der hier unsere Briefsammlung eröffnet, hatte den Posten des Unterrichtsministers erhalten, für welchen zunächst Humboldt vorbestimmt schien, der schon einmal dieses Gebiet (1809—1810), wenn auch in etwas untergeordneter Weise als Sektions-Chef, verwaltet hatte. Auch in Altensteins Briefen, wenigstens in dem zweiten nicht amtlichen, wird man eine gewisse Verlegenheit unschwer erkennen. Die Kunstsammlungen, von welchen beide Schreiben vorwiegend handeln, bestanden aus den Schätzen, theils Originalen, theils Kopieen, welche Humboldt während seiner achtjährigen Mission in Rom erworben hatte. Die Kriegsereignisse waren lange Zeit ihrem Transport über die Alpen hinderlich gewesen, und auch jetzt, als sie endlich eingetroffen, konnte ihr Besitzer, der abwesend war, sie nicht nutzen, sondern überliess sie provisorisch dem Staat zur Aufstellung. Erst nachdem Humboldt dauernd in die Heimath zurückgekehrt im Tegeler Schloss der Kunst eine würdige Stätte bereitet hatte, fanden sie dort ihren schliesslichen Ruhepunkt.

Ew. Excellenz haben in einem Schreiben an den Herrn Staatsminister von Schuckmann vom 16. Julius v. J. den Wunsch geäussert, dass Ihre aus Rom hieher gesandten Marmorsachen in dem Universitätsgebäude ausgestellt werden möchten. Da sich hier kein schicklicher Ort dazu fand, so sind die Ihnen zugehörigen Antiken und andere Kunstsachen in den Säälen des Königlichen Lustschlosses Montbijou (sic!) unter den Gipsabgüssen der Akademie der Künste aufgestellt worden, wo sie so lange, bis diese nach den für sie bestimmten Säälen des neuen Museums transportirt werden, stehen bleiben können. Indem ich mich freue, Ew. Excellenz von der richtigen und guten Ankunft dieser Kunstsachen und von dieser getroffenen Veranstaltung benachrichtigen zu können, bemerke ich zugleich ganz ergebenst, dass die einzelnen Stücke mit Nummern und mit Zetteln, worauf bemerkt ist, dass sie Ew. Excellenz zugehören, bezeichnet worden sind. Von dem Verzeichnisse, worin die Ew. Excellenz zugehörigen Kunstsachen nach den Nummern aufgeführt sind, welches der Staatsrath Uhden eingereicht hat, lege ich Abschrift ganz ergebenst bei und schmeichle mir, durch Vorstehendes Ew. Excellenz Wunsche nach Möglichkeit entsprochen zu haben.

Genehmigen Ew. Excellenz zugleich die Versicherung meiner Ihnen gewidmeten ausgezeichnetesten Hochachtung.

Berlin, den 18. August 1818.

Altenstein.
(nur die Unterschrift eigenhändig.)

An
des Königlichen Staatsministers und
ausserordentlichen Gesandten
Herrn von Humboldt Excellenz
zu
London.

Berlin den 18. August 1818.

Soeben sagte mir der Herr Direktor Bornemann, dass er in wenig Stunden nach London abgehe. Ich benutze diese Gelegenheit um endlich meinen schon so unendlich offt vergeblich gefassten Vorsatz auszuführen, mich mit Excellenz schriftlich zu unterhalten. Kaum wage ich es mein bisheriges Stillschweigen bey Ihnen zu entschuldigen und ich muss Ihr ganzes freundschaftliches Vertrauen deshalb in Anspruch nehmen. Schon bey dem Antritt meiner Stelle war es mir Bedürfniss Ihnen zu schreiben und Ihnen so vieles mit-

zutheilen was ich darüber zu sagen hatte. Der Drang der Geschäfte hat es mir in d ersten Zeit unmöglich gemacht. Bey jedem Schreiben, welches ich seitdem von Eu Excellenz zu erhalten das Vergnügen hatte, erneuerte sich lebhaft mein Wunsch, allein i wollte Ihnen zu viel sagen und bin in der Auswahl eines ruhigen Augenblickes nicht da gekommen. Die officielle Anlage mit der Bescheinigung über Ihre herrliche in Monbij aufgestellte Sammlung hat stets auf meinem Schreibtisch gelegen um solche mit eine Schreiben zu begleiten und ich musste sie heute als gar zu veraltet, umschreiben lassen.

Wie es mir gegangen ist, seitdem ich wieder in das Geschäfftsleben geworfen word bin, werden Euer Excellenz schon aus Vorstehendem ersehen. Ich bin ganz in solche aufgegangen. Sicher würde ich dieses Verhältniss für die Dauer weder geistig noch körperli lange aushalten. Ich habe mir kaum selbst zugetraut, solches so lange zu ertragen. Jet geniesse ich einige Erleichterung da der Staatsrath geschlossen ist, dessen Sitzungen z dem Angreifendsten meiner ganzen Geschäfftsführung gehören. Euer Excellenz kenne solche und ich darf daher nichts hierüber zur Erläuterung beyfügen. Ich hoffe auf no mehr Erleichterung und kämpfe sie mir auf mannichfaltige Art zu verschaffen.

Mit schwerem Herzen bin ich an das Geschäfft getreten. Auch hierüber kenne Sie meine früheren Ansichten. Ich rechnete viel auf die neue Einrichtung, vorzüglich a die neue Anordnung des Staatsministeriums. Meine Erwartung hat mich auch nicht ga getäuscht. Vieles bleibt mir noch zu wünschen übrig. Inzwischen habe ich doch für mei Geschäftsressort vieles Land gewonnen und verzweifle nicht an einem guten Erfolg wen auch gleich mancher böse Geist sich regt. Der Himmel wird es durchführen helfen wen es gut ist was ich treibe und ist es nicht gut, scheint es mir nur so, dann mag es scheiter Ich werde mich daran setzen so viel ich kan und vermag.

Recht herzlich wünschte ich wieder einmal mit Euer Excellenz freundschafftlich übe so manche Hoffnung und Besorgniss mit altem Vertrauen zu sprechen. Vielleicht wird mi dieser Genuss bald zu Theil. Vor einiger Zeit schon hörte ich, dass Sie Ihrem frühere Vorsatz getreu Ihre Stelle nicht länger zu behalten gedächten. Ich habe mich deshalb er kundigt, allein ich konnte zu keinem sichern Resultat gelangen und es schien mir, als hoff man Sie noch zu veranlassen, Ihren Entschluss hinauszusetzen. Auf jeden Fall haben Eue Excellenz die Genugthuung aller nicht so ganz leichten Verhältnisse dort Herr geworde zu sein. Von allen Seiten erschallt nur eine Stimme über Ihre Geschäftsführung dort.

Recht oft habe ich unserer nächtlichen Konferenzen in Paris in der Privat Recla mations Sache bey deren jetziger gänzlicher Erledigung mit Vergnügen gedacht. Das Ver hältniss bleibt immer äusserst vortheilhaft.

Für Euer Excellenz gütige Theilnahme an verschiedenen Gegenständen meine Ressorts, die Uebersendung verschiedener Schrifften das Erziehungswesen betreffend und fü die mehreren unserer Gelehrten gewährte Unterstützung bey Ihren Unternehmungen sage ic Ihnen den herzlichsten Dank. Ich bitte Sie um geneigte Beförderung der Anlage an de Herrn Prof. Bernstein den ich benachrichtige, dass ich mich für die Verlängerung seine Aufenthaltes in England verwendet habe. Wenn die General-Controlle mit welcher ic viel zu kämpfen habe, nicht Schwierigkeiten macht, so zweifle ich nicht an der Ge nehmigung.

Ich schliesse für heute mit der Bitte um die fernere Fortdauer Ihres freundschaft lichen Vertrauens und Andenkens welche von so hohem Werthe für mich sind und er neuere die Versicherung meiner Euer Excellenz gewidmeten innigsten freundschaftliche Verehrung.

Altenstein.

Die in diesem zweiten Brief genannten Gelehrten waren Philologen, welch die Schätze der Londoner Bibliothek ausnutzen wollten, Bornemann für di klassischen Sprachen, Bernstein für das Syrische: Humboldt hielt es stets für ein seiner Pflichten als Gesandter, die Zwecke solcher Forscher zu fördern und ihr

Interessen auch gegenüber der heimischen Regierung wahrzunehmen. Mit den Philologen verband ihn auch ein spezielles Gefühl wissenschaftlicher Gemeinschaft.

Was Altenstein über sein ministerielles Ressort und seine Bemühungen, Terrain zu gewinnen bemerkt, bezieht sich auf die Sachlage, dass ein wirkliches Unterrichtsministerium in voller Selbstständigkeit überhaupt erst damals in Preussen geschaffen worden war. Die frühere Eingeschränktheit und Abhängigkeit der Stellung war ein Hauptgrund gewesen, wesshalb Humboldt sie schon nach wenig mehr als einem Jahre aufgegeben hatte.

Die Privat-Reklamations-Sache endlich, deren Altenstein erwähnt, bestand in der Rückforderung der von den Franzosen nach Paris entführten werthvollen Besitzthümer.

Die beiden folgenden Briefe sind von einem besonderen psychologischen Interesse. Es dürfte überraschen, dass Hardenberg den Entschluss fasste, den Mann, welchen er aus der politischen Laufbahn gedrängt hatte, in so intimer Weise um seinen Rath in heikler Angelegenheit anzugehen. In Humboldt's Antwort andererseits ist keine Spur persönlicher Stimmungen zu bemerken; sie ist mit derselben umsichtigen erschöpfenden Sachlichkeit gegeben, welche seine Auseinandersetzungen stets kennzeichnet. Historisch interessant sind die Briefe besonders dadurch, dass sie uns vorführen, ein wie schwieriger und bedenklicher Besitz das kleine schweizerische Fürstenthum für Preussen stets gewesen, das sich dann seiner, gewiss ohne Nachtheil, schliesslich entledigt hat. Über die einzelnen neuenburger Persönlichkeiten, die in den Briefen genannt werden, vermag ich Näheres nicht anzugeben.

Monsieur le Baron,

Monsieur de Rougemont, Procureur général du Roi à Neuchâtel ayant donné la démission de sa charge, il s'agit de proposer au Roi un successeur de ce magistrat. Ce choix n'est pas facile, tant à cause des connoissances, de l'expérience, de la probité et de l'énergie qui sont requises pour remplir dignement une place si importante, que par rapport à l'esprit de division et d'intrigue qui, on ne sauroit le dissimuler, règne à Neuchâtel. Cette disposition, dont les hommes les mieux intentionnés de la principauté, n'ont sçu se préserver, ne me permet pas de mettre une confiance entière dans les indigènes sur la proposition que je dois soumettre à Sa Majesté. Comme Votre Excellence connoit mieux que personne les localités et les individus, j'ai pensé ne pouvoir mieux faire que de Lui demander conseil, bien persuadé qu'Elle m'indiquera le fonctionnaire le plus digne sous tous les rapports d'être nommé à la place éminente de Procureur général du Roi. Je prie Votre Excellence d'agréer l'assurance de ma considération la plus distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur le Baron
de Votre Excellence
le très humble et très obéissant Serviteur
(Die Unterschrift eigenhändig.) Hardenberg.

Berlin le 31. Octobre 1821.

A Son Excellence Mr. le Baron de Humboldt,
Ministre d'Etat etc. etc.
Berlin.

à Berlin le 5 Novembre 1821.

A Son Altesse, Monsieur le Prince de Hardenberg,
Chancelier d'État de Sa Majesté le Roi de Prusse.

Mon Prince,

Je m'empresse à répondre à la lettre que Votre Altesse m'a fait l'honneur de m'adresser en date du 31 Octobre dernier. Les fractions dont Monsieur de Rougemont a été

chargé jusqu'ici à Neuchâtel, sont si multipliées et si variées qu'elles exigent, outre les connoissances requises en droit, en même temps des talents administratifs, et ces vues générales qu'on ne rencontre guères souvent dans les hommes d'affaires d'un païs de peu d'étendue. Il est nécessaire en même temps ainsi que Votre Altesse l'observe avec beaucoup de justesse, que la personne déstinée à remplir la place de Procureur général du Roi, loin de se laisser entraîner elle-même par l'esprit de division et d'intrigue, qui malheureusement ne règne que trop à Neuchâtel, sache le maîtriser et le calmer. En partant de ce point de vue je ne saurais recommander à Votre Altesse d'autres personnes pour cette place importante que Monsieur de Pierre ou Monsieur de Sandoz Rollin. L'un et l'autre est Conseiller d'État, et il ma paru qu'ils se distingue egalement par un esprit juste, des connoissances solides et une reputation sans tâche. Je suppose surtout à Monsieur de Pierre qui actuellement est maire de Neuchâtel, le dégré d'énergie et d'assiduité au travail qu'exige la place de Procureur général, et je lui donnerai la préference par cette raison.

Mais j'ignore, à mon grand regret, si ces deux individus joignent aux avantages qui les distinguent, l'étude de la jurisprudence et les connoissances en droit qui sont indispensables pour la place en question, puisque le Procureur général ne doit non seulement vailler aux interêts du fisc mais aussi présider aus déliberations des trois tribunaux.

Ce point demanderoit par conséquent a être éclairé préalablement.

Si ces connoissances manqueroient à Messieurs de Pierre et de Sandoz Rollin, il faudroit se résoudre à faire tomber la choix de Sa Majesté sur un des Conseillers d'Etat qui sont proprement jurisconsultés, et j'avoue, que je n'en connais aucun suffisamment pour le proposer à Votre Altesse. Mais dans ce cas j'oserois Lui conseiller de faire examiner, si en effêt toutes les fonctions qu'exerçoit Monsieur de Rougemont, appartiennent à la place de Procureur général, ou si elles lui étoient seulement dévolues, puisque son activite extraordinaire l'engageoit à réunir autant d'affaires que possible entre ses mains. A la suite de cet examen il seroit facile à Votre Altesse de distribuer autrement ces différentes fractions, et de restreindre les attributions de Procureur Général aux seules fractions judiciaires et fiscales. Comme cette place n'exigeroit plus alors une si grande variété de connoissances et de talens, on pouvroit la confier avec plus d'assurance à quelque autre membre du conseil d'État, et il suffiroit que la personne qu'on nommeroit, eût fait preuve de connaissance du droit, de probité et d'une attention scrupuleuse à remplir son devoir.

Il est d'usage, autant que je me souvienne, que le Conseil d'État fasse des propositions sur toutes les places qui viennent à vaquer, et je suppose que Votre Altesse, avant que de Se décider sur la choix de la personne, voudra attendre ces propositions. Quoique certainement on ne puisse pas s'en remettre entièrement au Conseil d'État, dans cette occasion son avis servira toujours à donner quelque lumières, et à guider le choix qu'on va faire.

Je prie Votre Altesse d'agréér l'assurance de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Mon Prince

de Votre Altesse

Humboldt.

Der folgende Brief an Altenstein giebt ein schönes Zeugniss dafür, mit welcher Wärme Humboldt für Personen einzutreten wusste, die ihr Vertrauen auf ihn setzten.

Humboldt an Altenstein.

(Concept von Schreiberhand.)

Berlin, 15. April 1823.

An des Königlichen Wirklichen Geheimen Staatsministers, Herrn Freiherrn von Altenstein Excellenz.

Der Professor Siegling, über welchen mich Ew. Excellenz in Ihrem geehrten Schreiben

vom 10. huj. befragen, ist mir so vortheilhaft, theils persönlich seit einer sehr langen Reihe von Jahren, theils durch den allgemeinen Ruf bekannt, dass es mich doppelt freut, dass er sich in seinem Gesuch um Erhöhung seiner Pension auf mich bezogen hat.

Ohne anführen zu wollen, dass der Professor Siegling sich jederzeit in allen Verhältnissen seines Lebens als einer (!) durchaus rechtlicher, fleissiger, ordentlicher, und streng pflichtmässiger Mann gezeigt hat, so hat er auch immer einen regen Eifer für das Gemeinwohl und eine uneigennützige Bereitwilligkeit bewiesen, dafür thätig zu seyn. Da er zugleich gute und gründliche theoretische und praktische Kenntnisse besitzt, so genoss er schon, als Erfurt noch Mainzisch war, einer verdienten Auszeichnung bei dem damaligen Statthalter von Dalberg, und hat sich unter der preussischen Herrschaft eines gleichen Beifalls seiner Obern zu erfreuen gehabt. Was er von seinem Patriotismus seit dieser Zeit und seiner Anhänglichkeit an des Königs Majestät sagt, ist vollkommen wahr. In den unglücklichen Jahren der Französischen Botmässigkeit hat er diese Gesinnungen immer bewährt und sich namentlich durch Beherbergung preussischer Unterthanen bei schon ausgebrochenem Kriege vielen Gefahren ausgesetzt. Obgleich ich die näheren Data nicht so genau weiss, dass ich sie einzeln angeben könnte, so ist mir die Sache im Allgemeinen, da ich öfter seitdem durch Erfurt gereist bin, und dort von meinem früheren Aufenthalte her, mehrere Bekannte habe, aus dem Munde unverdächtiger und unpartheischer Augenzeugen bekannt.

Dass er ferner eine Pensionserhöhung dringend bedarf, ist gewiss, indem er eine sehr zahlreiche Familie besitzt. Ich kan ihn daher mit Zuversicht Ew. Excellenz zu möglichster Berücksichtigung seines Gesuches angelegentlichst empfehlen.

Mit dem folgenden Brief beginnt eine Reihe, welche sich durchweg auf eines der vollendetsten Erzeugnisse des Humboldt'schen Geistes bezieht: seine Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers.“ Diese wahrhaft klassische Darlegung, welche noch jetzt an erster Stelle genannt wird, wenn es gilt für die Geschichtswissenschaft bestimmte leitende Gedanken zu normiren, kann als Zeugniss gelten, dass Humboldt sich zweifellos zum Geschichtschreiber vorzüglich geeignet hätte, wenn er sich von seiner psychologischen Betrachtung der Völker zur historischen hätte wenden wollen. Die Abhandlung war von Humboldt zahlreichen Freunden und Bekannten, persönlichen und wissenschaftlichen Gefährten, endlich auch politischen Persönlichkeiten zugesandt worden. Gerade gegen die letztgenannten verfuhr Humboldt nach dem Prinzip: „Er lässt seine Sonne scheinen über Böse und Gute.“ Mancher erhielt es, dem es nicht behaglich war zur Feder zu greifen um seine Dankbarkeit bezeugen zu müssen. So der Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff. Den unbedeutenden Mann, den keine besonderen Verdienste empfahlen, hatte Hardenberg aus dem dänischen Staatsdienste hinübergezogen, um einen ihm unschädlichen und unbedingt ergebenen Mann an der Stelle zu wissen, welche während des Wiener Kongresses von Vielen als Humboldt's künftige Wirkungsstätte betrachtet worden war. Die Scheinexistenz, welche er auf diesem Posten führte, lässt die Phrase als unbeabsichtigte Wahrheit erscheinen, wenn er seine ministerielle Thätigkeit eine „untergeordnete“ nennt. Graf Bernstorff schreibt:

Empfangen Sie, mein liebster Freund, meinen innigsten Dank für die so gütige als freundliche Mittheilung Ihrer tief aus der Fülle Ihres Geistes hervorgetretenen Abhandlung. Es liegt zwar immer etwas unbarmherziges darin einen tief in dem immer halb blinden Treiben praktischer Geschäftigkeit befangenen mit dem Gespenst der Geschichte zu schrecken. Allein da ich mich schon längst beschieden habe in untergeordneter Würksamkeit nur nach dem nahen selbstgesteckten Ziele zu streben, so finde ich nur Aufrichtung darin, wenn man mir von einem höheren Standpunkte aus einen hellen weitumfassenden Blick über das grosse ewig gleichbedingte Walten der Zeit öffnet. Seien Sie von ganzem Herzen umarmt von Ihrem treuergebenen Bernstorff. 4. März 1822.

Der folgende Dankbrief stammt von einer Persönlichkeit ganz anderer Art, dem geistvollen und hochgesinnten General von Pfuel, damals Generalstabschef des rheinischen Armeekorps in Koblenz, welcher später in der Revolutionsperiode eine so wichtige politische Rolle gespielt hat.

Ew. Excellenz

Sage ich meinen verbindlichsten Dank für das mir übersandte Exemplar Ihrer Abhandlung; ich habe sie mit dem grössten Interesse gelesen, und da Sie mir ein Urtheil darüber erlauben, so sage ich, dass sie der Idee sowie der Darstellung nach erschöpfend ist. Die Wahrheit einer Idee sich einfach und klar entwickeln zu sehen, gehört für mich unter die allerreizendsten Dinge, und so verdanke ich denn Ihrer Abhandlung einen sehr schönen Genuss. Zu verwundern ist es danach freilich nicht mehr, warum der guten Geschichtsschreiber so wenige sind, ja man muss sogar gestehen, dass auch die Zukunft hierin nicht ergiebiger seyn wird als die Vergangenheit; denn es gilt die Beobachtung und Darstellung der allerfeinsten Lebensentwicklung, sichtbar und verschleiert zugleich, der Vegetation der Idee, wenn ich so sagen kann, und wie selten wird die Natur die hierzu nöthigen Gaben in einem Menschen vereinigen! Sehr glücklich haben Sie die Idee des Geschichtsschreibers mit der Idee des Künstlers in Verbindung gebracht; es ist dadurch meinem Gefühle nach eine Leichtigkeit und Rundung in das Ganze gekommen, die ich nicht anders zu nennen weiss als das Gepräge des Reizenden. — Einen Wunsch haben Sie durch diese Abhandlung bei mir erzeugt; es ist der, dass Sie eine Begebenheit der Geschichte, eine Lebensperiode der Idee, selbst behandeln mögten: uns Deutschen thut vor Allem ein Muster genialer Klarheit Noth, denn wenn schon bei uns eine Richtung nach dem Ideellen im Allgemeinen nicht verkannt werden kann, so ist doch auch zugleich eine Neigung zum phantastischen bemerkbar, die alle Verhältnisse verschiebt und nichts weniger als den Anforderungen die die Wahrheit macht entspricht.

Indem ich Ew. Excellenz nochmals auf das ergebenste danke, habe ich die Ehre mich Ihrem fernern Wohlwollen zu empfehlen. Fr. v. Humboldt bitte ich meine Achtung zu bezeugen. Dass ich Ew. Excellenz in Berlin verfehlen soll macht mich sehr traurig.

Koblenz, 16. April 1822. Ew. Excellenz
ganz ergebener
Pfuel.

Der nächste Korrespondent musste für Humboldt durch sein kompetentes Urtheil von besonderer Bedeutung sein; es ist der berühmte Historiker Rom's Barthold Niebuhr. Leider wusste dieser nicht viel zu sagen; er befand sich damals als Nachfolger Humboldt's auf dem römischen Gesandtschaftsposten, wo er freilich ganz im Gegensatz zu jenem, nicht zum Gefühl der Befriedigung gelangte: dem Geschichtschreiber fehlte das künstlerische Empfinden, welches nothwendig ist, um die Ruinenwelt Rom's als ein Ganzes zu empfinden; er sah nur die traurigen Reste einer grossen Vergangenheit und das kümmerliche Vegetiren einer elenden Gegenwart. Chronischer Missmuth bedrückte ihn, etwa wie einst den ähnlich empfindenden Herder bei seinem römischen Aufenthalt, während Humboldt's wonnevolles Geniessen Rom's sich mit dem Goethe's vergleichen liess. Niebuhr's hier folgender Brief lässt die ungünstige Stimmung, in der er sich befand, deutlich erkennen.

Rom, 13. April.

Herrn von Humboldt Excellenz.

Ich weiss, mein höchstverehrter Freund, dass Sie zu den ganz einzelnen Menschen gehören, die immer können was sie sollen und wollen, und sich nie vorzuwerfen haben etwas versäumt zu haben, und das ist sehr schlimm für mich da ich so schmählig gegen Sie versäumt habe. Ich habe Ihnen nicht blos zum Dank, sondern als Gelehrter zum Gelehrten, nicht ohne einige Anmerkungen über ihre richtige Abhandlung, die ich seit 10 Monaten habe,

schreiben wollen, und bin nie dazu gekommen: immer laufen mir ungebetene Beschäftigungen, meistens für andere, in die Quere, und da ich nicht zu meinen eigenen Arbeiten kommen kann, so müssen mir andere verzeihen wenn ich mich nicht mit dem beschäftige womit ich könnte und sollte.

Ihre neuesten Geschenke habe ich noch nicht einmal lesen können, obgleich sie seit 14 Tagen in meinen Händen sind: aber danken will ich Ihnen doch jetzt, mit Vorbehalt eines bestimmtern Dankes.

Ob sich etwas hier für Sanscritlitteratur findet, will ich treulich untersuchen. In der Vaticana möchte ich behaupten, nein: tamulische Bücher sind da. Auf der Propaganda könnte einiges seyn. Es geht ein Gerede dass die Propag. Stücke von der borgiaschen Sammlung verkauft: sie ist in grosser Geldnoth. Wenn Sanscritbücher zu kaufen wären, wollten Sie die Bibliothek veranlassen sie zu nehmen?

Sie beneiden mir meinen Aufenthalt hier: ich wollte dass ich es verdiente beneidet zu werden. Das Schlimmste ist, dass ich mich hier acclimatisire, und am Ende mich irgendwo in Deutschland (welches nicht Preussen allein ist) doch fremd und entwöhnt fühlen werde.

Mit herzlicher Verehrung

Der Ihrige.

Das folgende ausführliche und hochbedeutende Schreiben des Freiherrn vom Stein ist gleichfalls durch den Dank für die übersandte Abhandlung und durch interessante Bemerkungen über dieselbe mit den vorigen Briefen verknüpft, eröffnet aber zugleich eine ganz neue Perspektive. Es ist ein wichtiges Dokument zur Geschichte der Theilnahme Stein's an den preussischen Verfassungsbestrebungen und zur Beleuchtung der rein ständischen, man möchte sagen „agrarischen" Art, in welcher er die Verfassung wünschte. Die ausführlichen Denkschriften sowohl Stein's als Humboldt's über diesen Gegenstand sind bereits bekannt und lassen erkennen, dass beide wohl in der allgemeinen konservativen Tendenz, die sie gewahrt wissen wollten, übereinstimmten, aber doch nicht in der heftigen, dem modernen Staatswesen geradezu widersprechenden Entrüstung und Erbitterung Stein's gegen das Beamtenthum und damit überhaupt gegen den abstrakten Staatsbegriff. So angreifbar indess auch Stein's einseitiger Standpunkt erscheint, so wird sich doch Niemand dem wuchtigen Eindruck einer eminenten Persönlichkeit entziehen, welche aus den flammenden Sätzen seines Briefes spricht. Eine Naturverwandtschaft seiner Ideen mit solchen, welche Fürst Bismarck in einer seiner neueren Kundgebungen in die Welt gesandt hat, ist unverkennbar. Der Brief ist zum Theil von Pertz in seinem Leben Stein's veröffentlicht worden, aber mit ganz willkürlichen Abglättungen und Abschwächungen, und gerade der interessanteste und charakteristischste Abschnitt der mit der „ohnbedingten Beamtenherrschaft" beginnt und mit der „Schreibmaschinerie" schliesst, ist von Pertz gänzlich weggelassen worden, vermuthlich weil er ihm, als altem preussischem Beamten, zu bitter und verletzend schien.

Frankfurth den 30. Merz 1822.

Ich benutze eine gute Gelegenheit um Ihnen theure Excellenz meine dankbare Freude über Ihren Brief dd. 5. m. c. und seine geistvolle Anlage, und über einige andere mich gegenwärtig lebhaft interessirende Angelegenheiten auszusprechen — nämlich über ständische Verfassung, und die Gesetze, über bäuerliche und gutsherrliche Verhältnisse: beide Gegenstände sind geeignet Ihre Aufmerksamkeit es sey als Gutsbesitzer in unseren preussischen Provinzen, oder als Mitglied des Staats Raths in Anspruch zu nehmen.

Die neuere fremde Gesetzgebung hat sich auf mancherley Weise bestrebt, in denen der Westphälischen Bayrischen und französischen Herrschaft entrissenen Provinzen, so zwischen Rhein und Elbe liegen, die Gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse umzuformen, ohne Schonung des Alt Herkömmlichen, Gesetzlichen, Bestehenden, ohne Entschädigung der Beeinträchtigten.

Als nun ein bedeutender Theil dieses Landes an die Preussische Monarchie zurückfiel, so beschäftigte sich die Regierung mit Ausgleichung der bauerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse; sie bestimmte und ordnete sie durch ein Edict dd. 23. Sept. 1820 aber auf eine für beyde Theile höchst verderbliche Art.

Die hierüber von mir und mehreren angesehenen Gutsbesitzern erhobene Beschwehrden und dadurch veranlasste Verhandlungen enthalten die Anlagen die ich Ihrer Aufmerksamkeit, mein verehrter Freund, empfehle, und zu deren zweckmässiger Beendigung ich mir Ihren Beystand erbitte, da die Sache gegenwärtig bey dem Staats Rath anhängig ist.

Ich würde diese Angelegenheit nicht mit solchem Ernst und Eifer betrieben haben, wäre ich nicht überzeugt von der Verderblichkeit für den Gutsherrn und den Bauern, der von mir in dem Gesetz gerügten Mängel.

Dass in unserer Gesetzgebung ein denen adlichen Gutsbesitzern feindseliger Geist regiert, dass sie alle Interessen kränckt statt sie zu befriedigen, daher immer schwanckt, dass unsre Verwaltung kostbar schwehrfällig, in alles eingreifend, daher allen Gemeingeist tödtend ist, dass unsere Finanzen zerrüttet sind, dass nichts zur Reife und Festigkeit gelangt davon liegt der Grund

in der ohnbedingten Beamten Herrschaft.

Wir werden von besoldeten, buchgelehrten oder empirischen, interesselosen, eigentumslosen Buralisten regiert.

Diese wenige Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher Geistloser Regierungs Maschinen, besoldet also strebend nach Erhaltung und Vermehrung der Gehälter, buchgelehrt also lebend in der Buchstabenwelt, oder in flacher Routine, interessenlooss denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Caste für sich die Schreiberkaste, eigenthumslooss also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, es gebe Regen oder Sonnenschein, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöhre althergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisire alle Handwerker zu patentisirten Pfuschern und alle Bauern zu Brucksitzern und substituire an die Stelle der Hörigkeit an den Gutsherrn die Hörigkeit an die Juden und Wucherer, alles das kümmert sie nicht, sie schreiben schreiben schreiben, im Stillen ohnbekannt, ohnbemerckt, ohnberühmt und ziehen ihre Brut zu gleichen Schreibmaschinen an.

Es heisst, es sey eine Commission zur Bearbeitung eines Plans für Organisation von Provinzialständen, bestellt, mir scheint, die so vorgelegte Frage lässt sich folgendermassen ausdrücken:

ist die Regierung besoldeter buchgelehrter oder emperischer interessenlooser und eigentumslooser Beamten vorzuziehen, einer Regierung, die

bey der Gesetzgebung sich mit Menschen aus allen Ständen, so durch eignes Interesse das Interesse ihres Standes lebendig erkennen, beräth,

und einen Theil der Verwaltung ihnen gegen geringe Besoldung oder unentgeldlich überträgt?

Die Antwort giebt sich von selbst.

Kann sich jene fehlerhaft verrottete Anstalt erhalten, zu einer Zeit der allgemeinen Aufregung, bey dem Einfluss und der Einwürckung der in halb Europa in das Leben getrettenen Representativen Verfassungen — bey der Verbreitung und täglichen Wiederhohlung durch die Zeitungen, der Grundsätze worauf letztere beruhen? bey denen Angriffen die in diesen Versamlungen auf das verderbliche dieser Schreibmaschinerie geschehen?

Es können aber die Provinzialstände nur das oertliche Interesse in's Auge fassen, darauf einwürcken, ihnen fehlt aber die Kraft zu einem nachdrücklichen Schutz der bürgerlichen und politischen Freyheit die Kenntniss des National Interesses, um auf das Allgemeine einzugreifen, und lebendige Liebe dafür einzuflössen, Reichsstände bleiben daher immer nöthig und wünschenswerth.

Die Furcht vor ihnen ist ungegründet, wenn sie eine in Stände zergliederte, jede

Interesse vertrettende, geschichtliche, nach den Resultaten der Erfahrung vervollkommnete, Bildung haben. Diese wird belebt durch den guten gesunden Menschenverstand des deutschen Volkes, seine ruhige Besonnenheit die noch wenigstens grösstentheils bestehende zweckmässige Vertheilung des Eigenthums und so sichere Organisation und Deutschen Volks Sinn gegen Erschütterungen.

Die bestehende Ständische Verfassungen in Deutschland haben wie ihre im Druck erschienenen Verhandlungen beweisen, viel Gutes milderndes ersparendes bewürckt, und werden, gewiss sich ferner wohlthätig beweisen. Das erstere ergiebt sich aus einer ruhigen billigen Beurtheilung der bisher im Druck erschienenen Verhandlungen und Beschlüsse.

Ihre mir güstigst mitgetheilte geistvolle Vorlesung hat das grosse Verdienst der Würde der Geschichte zu huldigen, die metaphysische und naturhistorische Einseitigkeit zu verdunkeln bemüht war.

Allerdings muss die Geschichte zu etwas höherem führen, als zur Wisserey von hundertausend Erscheinungen, in die hunderttausend Hände auf eine verworrene Art eingegriffen haben, wir müssen die von Ihnen aufgestellte Ideen darinn erkennen, und hätte ich das Element einer höheren Weltregierung, das Sie nur andeuten noch näher ausgeführt zu sehen gewünscht. —

Dieses und eine nähere Anwendung der von Ihnen aufgestellten höheren Gesichtspunckten, auf die unmittelbare Zwecke der Geschichte wäre wohl ein würdiger und lehrreicher Gegenstand für fernre Vorlesungen.

Ich habe die Absicht im Juny und July nach Schlesien zu reisen, und zwar nach Buchwald, könnten wir uns nicht dorten treffen.

Versichern Sie theuere Excellenz Ihre Frau Gemahlinn meiner Ehrfurcht, und leben herzlich wohl.

Mit Verehrung und Freundschaft
Ihr v. Stein.

Was Stein über Humboldt's Abhandlung zu sagen wusste, ist für ihn selbst sehr charakteristisch, wird aber den Verfasser wenig befriedigt haben. Was dieser nur als letzten Ausblick anzudeuten, als letzte Frucht mehr zu hoffen wie zu fordern wagte, das wollte Stein, ein überzeugter, gläubiger Christ und eminent praktischer Mann, resolut angefasst und in den Vordergrund gestellt wissen; die eigenthümliche Durchdringung von wissenschaftlicher Nüchternheit und geistvoller Ahnung, die Humboldt's Arbeit eigenthümlich ist, war damit gänzlich unvereinbar.

Noch immer durch eben dieselbe Abhandlung ist ein anderer Brief mit den vorausgehenden verbunden, der uns jedoch in eine ganz andere Sphäre, in die unserer klassischen Humanitätsepoche hineinführt. Es ist Schiller's begabte und bis in's Alter lebendig regsame Schwägerin Karoline, verwittwete Wolzogen, deren Brief übrigens deutlich erkennen lässt, dass auch in diesen Kreisen klassischer Tradition nach den Befreiungskriegen unter dem Einfluss der Romantik einerseits, des Reformationsjubiläums andererseits eine Umwandlung des rein humanen Idealismus zu religiöser Empfindung sich vollzogen hatte. Daneben freilich die Bewunderung des Griechenthums noch in ungeschwächter Kraft!

Weimar, den 8. April 22.

Ihr Andenken und Ihre Schrift, haben mich unendlich erfreut, Theurer Freund. Sie ist voll tiefen Sinnes, voll guter Beziehungen, deren viele mir durchaus neu scheinen und hat mir recht die tiefere Seele bewegt.

Der Reichthum einer Seele vor der Alle Felder des Wissens und Lebens klar und sonnig daliegen, ist immer befruchtend und neue Blüthen spendend. Ich entsinne mich Schiller's Gespräche wohl, und schön haben Sie seine Ideen über den Dichter in dem Geschichtschreiber entwickelt. Der Reichthum des eignen Gemüths, das Mass im eignen Busen spricht sich auch nirgends so deutlich aus als in der Art wie die Geschichte auf-

genommen und dargestellt wird. Sehr wahr scheint mir die Deutung der hohen Ausbildungsstufe auf der die Griechen standen. In jedem lebte und wirkte die Menschheit frei und jeder war ein gebohrener König in Philosophie, Dichtung und Kunst, deshalb konnte er Götter bilden.

Besonders lieb ja wohlthätig ist mir das Ahnden und Anerkennen des Unsichtbaren und Ewigen, hinter dem Schleier der Natur und Geschichte, die Weltregierung der Idee, die die Geistlichkeit in uns fordert und ausbildet. Ich habe noch einen Aufsatz von Ihnen aus frühester Zeit, wo dieses Aufnehmen des Göttlichen schön ausgedrückt ist, denn immer war mir diese ganz eigene Richtung Ihres Wesens sehr merkwürdig. Vom Weltregieren bis zum Gott in meinem Herzen, von dem die Hahre unseres Hauptes gezählt sind, ist nur eine kleine Lücke in der Gedankenwelt. Denn wass ist gross und klein! in der unendlichen Verkettung der Wesen findet der Verstand Ordnung, die Vernunft Folge, und das weiche warme Herz, an dem alle Schmerzen des Lebens anschlagen, einen Sonnenblick des Vater Auges über den Fluthen.

Mein Wunsch wäre, Sie wählten einige Epochen der Weltgeschichte und entwickelten die Momente der Herrschaft der Idee darinnen. Z. E. die Griechenwelt, bis an ihren Gipfel in Plato. Die Weltherrschaft der Römer, in Vaterlandstugend und Freiheit bis zum Untergang des Menschlichen. Die Westhistorische Wirkung des Christenthums, sein Untergang in toden Formen, bis zum neubelebenden Prinzip der Reformation. Die neugährende Zeit die Sie mitansehen, das Bedürfniss der Wahrheit und gegründeten Seins in ihren Elementen wäre besonders für Sie geeignet, wie mir däucht. Sie kennen alle Länder Europens, und Ihr fehlloser (?) Geist und leise wahrnehmender Sinn konnte das treuste Bild, wie Ihre Idealität die tiefste Verbindung auffassen.

Wir sprechen von diesem Allen in Burggörner, denn herzlich verlangt mich Sie und die liebe Li wiederzusehen, und gern nehme ich Ihre freundliche Einladung für den Mai an. Auch hoffe ich, soll mich nichts abhalten. Es ist recht hübsch wenn wir einmal Allein nur mit der guten sonst (?oder fast?) kleinen Li, zusammen sind. Schön wollen wir alle Bilder unseres so lang und innig vereint gebliebenen Lebens um uns versammeln. Leben Sie wohl theurer Freund. In einigen Tagen gehe ich nach Bösleben bei Arnstadt. Im Fall sich Ihre Pläne änderten, finden Sie mich dort.

Ihre CW.

Seiner Excellenz
Dem Herrn Minister
Freiherrn von Humboldt
in
Burggörner bei Eisleben.

Burg Oerner, wie der Name richtig heisst, war das ererbte Familiengut von Humboldt's Gattin, Karoline von Dacheröden, die in diesem Brief vertraulich mit der gebräuchlichen Abkürzung ihres Namens Li genannt wird.

Wir reihen hier noch einen zweiten Brief der Schreiberin an, obgleich er um einige Jahre späteren Ursprungs ist. Besonders seine hübsche Schilderung Goethe's, seine schöne, kraftvolle Erinnerung an Schiller giebt ihm hohen Werth. Er führt uns in die Zeit, da der Briefwechsel Beider durch Goethe dem deutschen Volk als eine reiche, unvergängliche Gabe dargeboten wurde. Sein treuer Freund und Kunstgenosse Heinrich Meyer, dem Schiller noch einstmals ein herrliches, ermunterndes Epigramm nach Italien gesandt, hatte wohl Recht, die Briefe des längst Hingeschiedenen und vor Allem die unerschöpflichen über den Wilhelm Meister zu rühmen. Und mit dem grössten Interesse musste Humboldt dem Erscheinen des Briefwechsels entgegensehen, da er an dem Freundschaftsbunde der beiden Dichter so nahen persönlichen Antheil genommen und selbst schon vor einigen Jahren seine gehaltreiche Korrespondenz mit Schiller veröffentlicht hatte.

Bösleben bei Arnstadt den 9. Julius 29.

In der Ungewissheit, ob Sie meinen Brief durch Rauch noch in Berlin empfangen haben, gebe ich Ihnen, theurer Freund, die Mühe noch einen zu lesen. Vorerst beginne ich damit, dass ich Ihr Schloss Tegel, mit Göthen besehen habe in Schinkels Darstellung nehmlich. Die Kunsthalle ist grandios, und wir haben uns zusammen erfreut dass so etwas durch Sie, existirt. Ich soll Ihnen von G. sagen, dass wir uns im Geist auf die Sopha's gesezt hätten, ich hoffe persöhnlich im nächsten Jahr da zu sitzen. Göthe ist sehr weich und anmuthig und es scheint ihm immer wohl zu thun wenn ich komme. Leider umgiebt ihn zu oft Heterogenes um sich aussprechen zu können. Meier sagt mir, dass die Briefe Schillers herrlich sind, besonders die über Wilhelm Meister. Manche litterarische Persohnen würden sie vielleicht unsanft berühren, doch alles wass Persöhnlichkeiten kräncken könnte wird unterdrückt; doch bleiben die Originale sicher aufbewahrt. Göthe denkt jetzt weniger ungern an eine Zeit nach sich. Der Kampf mit dem Gemeinen war Schiller's Existenz, und läuft auch Anstossendes mit unter, so kümert mich das nicht. Seit der Ausdruck Philisterei verschollen ist, regt sie sich in neuen bunten Kleidern, es ist nicht übel dem alten Gespenst mit altem Geist zu begegnen. Ich lebe in glücklicher Ruhe mit meinen Alten wo die ewige Klarheit wohnt und in dieser frischen Jugend der Welt und Reminiszenzen der eignen bin ich produktiv und unterhalte wenigstens mich selbst, angenehm.

Ueber ein tausend Dinge mögte ich Sie sprechen fragen, und mit Ihnen dencken und empfinden. Ich hoffe die Zeit wird kommen.

Der lieben Li, und Caroline und wass sonst um Ihnen ist, von den Ihren die herzlichsten Grüsse. Adolf ist eben bei mir und empfielt sich. Er hat für Sie eine besondere Zuneigung und sagt dass ihm wenig Menschen so lieb wären als Sie. Er hat das Herz der Mutter geerbt.

Nun das kleine Geschäft, worin ich in dem Brief durch Rauch bat. Es ist die Frage. ob Sie in der Nähe von Auleben einen Geschäftsmann kennen, der sich unsrer in einer Schuldforderung, die uns Mama hinterlassen hat, annehmen könnte. Es beträgt 2000 Rs. auf dem Bilckischen(?) Guth Berzen nahe bei Auleben das in Concurs ist. Ob die Schwarzburgsche Regierung noch damit zu thun hat, und an wen man sich am besten wenden kann! Sie verzeihen mir mit altbekannter Güte, und Antworten mir, wenns binnen zehn Tagen sein kann, nach Weimar, oder Ende Julius nach Nürnberg poste restante. Ich sehne mich nach dem Anschaun einer reicheren Natur, und von der alten Kunststadt fahre ich weiter.

Mit innigster Liebe und Freundschaft
Ihre
C. W.

Mit dem folgenden Briefe treten wir in das Gebiet jener wissenschaftlichen Thätigkeit ein, welche schliesslich die Hauptarbeit des Humboldt'schen Geistes wurde und ihm am sichersten die Unvergänglichkeit verbürgt, in die sprachwissenschaftliche. Wir sehen den Begründer der universalen vergleichenden Sprachbetrachtung in gemeinschaftlichem Streben mit Franz Bopp, welchem die Welt die specielle Vergleichung der arischen Sprachen auf Grund der Sanskritforschung verdankt. Auch hier nehmen wir das schönste menschliche Verhältniss wahr. Dem damals neunundzwanzigjähren Bopp steht Humboldt, der als Gesandter in London ihn kennen gelernt hatte, zunächst in wohlwollender Autoritätsstellung gegenüber, da er sowohl durch seine äussere Lebenslage als durch den schöpferischen Reichthum seiner sprachwissenschaftlichen Ideen sich schützend und fördernd gegen den jungen Gelehrten erweisen kann. Zugleich aber scheut er sich nicht im Mindesten bei ihm in die Schule zu gehen und sich zur Erlernung des Sanskrit sachverständige Anweisung geben zu lassen. Wir bringen hier nur diese mehr persönlichen Abschnitte der Briefe zum Abdruck, da ihre ausführlichen sachlichen

Auseinandersetzungen in ein nur dem Fachmann verständliches, linguistisches Detail sich vertiefen. Es sei noch angeführt, dass die erwähnte Schrift Bopp's die zweite Auflage seines „Conjugationssystems der Sanskritsprache“ ist, welche in englischen Sprache zu einem sprachvergleichenden Grundriss erweitert erschien.

Bopp an Humboldt.

Ew. Excellenz

haben mir durch Ihr gnädiges Zuschreiben eine sehr grosse Freude gemacht. Die gelehrte Bemerkungen, welche dasselbe darbietet, sind für mich von äusserster Wichtigkeit. Es is mir sehr lieb, dass Ew. Excellenz die Amerikanischen Sprachen zum Gegenstande Ihre Untersuchungen machen; ich habe längst gewünscht, dass dieselben eine gründliche Bearbeitung deren sie würdig sind, finden möchten. Die scharfsinnigen Beobachtungen Ew. Excellen rechtfertigen meine Erwartungen, dass eine gründliche Durchforschung der Amerikanische Sprachen sehr bedeutende Aufschlüsse über allgemeine Sprachengeschichte geben würde...

Hierbey habe ich die Ehre Ew. Excellenz ein Exemplar meiner früher erwähnte Arbeit zu schicken; ich habe darin mehrere neue Ansichten zu entwickeln gesucht un verschiedene neue Berührungspunkte der verglichenen Sprachen aufgestellt. Es würde mic sehr freuen, wenn Ew. Excellenz diese Abhandlung Ihrer Durchsicht würdigen und mic durch Ihr Urtheil darüber belehren wollten.

Indem es keine gedruckte Anweisung zum Lesen des Sanskrites giebt, wie Sie Ew Excellenz wünschen, so habe ich mir das Vergnügen nicht entsagen können diesen Mange in etwas zu ersetzen. Ich überschicke Ew. Excellenz hiermit die 4 ersten Seiten de Hitopadesa in Lateinischen Buchstaben, und wenn Hochdieselben diese kleine Arbeit fü nützlich und eine Fortsetzung für erwünscht halten, so bitte ich Ew. Excellenz mich mi Ihren Befehlen zu beauftragen und überzeugt zu seyn, dass es für mich eine grosse Freud seyn wird sie zu erfüllen.

Ich werde wahrscheinlich im August London verlassen, kenne aber bis jetzt mein Bestimmung noch nicht, ich erwarte längst meine Ernennung zu einer Professur, um s mehr als mir das damit verbundene Gehalt zur Bestreitung meiner hiesigen Aufenthalts kosten beytragen sollte. Denn die Unterstützung die ich von dem Kronprinzen hatte hörte mit dem verflossenen Jahre auf, und die Regierung hat es bey den tausend Gulde die ich von ihr hatte bewenden lassen; hiermit kann ich bey der grössten Einschränkun kaum die Hälfte meiner nothwendigsten Ausgaben bestreiten. Der Kronprinz begünstig wie bekannt sehr die Wissenschaften, auch den Zweig, den ich ergriffen, ohne S. König Hoheit hätte ich wirklich sehr geringe Hoffnung; wenn ich noch meinen Zweck bei de Bayrischen Regierung durchführe, so wird es durch den Kronprinzen seyn.

Im Falle mich Ew. Excellenz noch Anfang August mit einem Briefe beehren wollte so bitte ich Sie denselben gnädigst an meinen Vater, Andreas Bopp, in Aschaffenburg z addressiren.

Ew. Excellenz werden vielleicht die Gnade haben beyliegenden Brief an seine Bestim mung ergehen zu lassen und meine Zudringlichkeit zu entschuldigen.

Mit tiefster Verehrung
Hochgebietender Herr Staatsminister
Ew. Excellenz
Unterthänigster
Fr. Bopp.

London, den 20. Junius 1820.
37 Windsor Terrace
City Road.

Es wird Ew. Excellenz vielleicht angenehm sein zu erfahren, dass Wilson's Sanskri Dictionary seit kurzem in London angekommen: ich zweifle jedoch, dass es jetzt schon in Verkaufe sey.

An HE. Dr. Fr. Bopp. Wohlgeb. in Aschaffenburg; abzugeben bei HE. Andreas Bopp.

Berlin, den 4. Januar 1821.

Ich bin wahrhaft beschämt, Ihren so gütigen und ausführlichen Brief vom 20. Jun. v. J. erst heute zu beantworten. Ich erhielt ihn aber erst spät, da ich auf dem Lande war. Das Lesen Ihrer interessanten Schrift zog mich dergestalt an, dass ich den Vorsatz fasste. nun mehr einen ernstlichen Versuch mit der Erlernung des Sanskrit zu machen. Dennoch konnte ich hierzu erst in der Mitte Novembers, wo ich zu meinen Büchern in die Stadt zurückkehrte, kommen. Nachdem ich nun einige, wenn auch noch sehr geringe Kenntniss erlangt habe, bin ich zu einer neuen Lesung Ihrer Abhandlung geschritten, und kann Ihnen nicht sagen, wieviel Nutzen und Vergnügen ich daraus geschöpft habe.

Sie ist gewiss der erste so ausgezeichnet gelungene Versuch einer vergleichenden Analyse mehrerer Sprachen, und über die Richtigkeit der aufgestellten Hauptsätze kann, meines Erachtens, kein Zweifel obwalten. Sie haben vollkommen bewiesen, dass auch dass Sanskrit nur durch Agglutination seine grammatischen Formen bildet, und dass der von Fr. Schlegel gemachte Unterschied zwischen Sprachen, welche diese und andere, welche die Inflexion anwendeten, so wie ich immer geglaubt, ein aus mangelhafter Sprachkenntniss entstandener Irrtum ist.

Eine sehr richtige . . . . Bemerkung ist es, wenn Sie S. 38 sagen, dass die Sprachen oft einen ganz umgekehrten Gang genommen haben, als der ist, welchen ihnen die Gramatiker anweisen. Sie erwähnen dies bei Gelegenheit der Ableitung der tempora vom Participium. Gewiss haben Sie schon recht, dass die Participien der Bildung der Conjugation vorausgehen, nicht aber nachfolgen, obgleich auch dies mit (Einschränkung) verstanden seyn will. Das Participium ist der constitutive Begriff des Verbi, welches nichts anderes ist als die Zusammenfassung eines Subjects mit einem Participium. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, dass Ew., wo Sie S. 13 vom Verbum sprechen, eine der von Silvestre de Sacy in seiner allgemeinen Grammatik vorgetragene Ideen im Sinne gehabt zu haben scheinen. In demjenigen, was Sie gerade beweisen, ist auch nichts, was ich nicht unterschreiben möchte, allein sonst leugne ich nicht, dass ich nach genauerem Studium der Sacy'schen Schriften hierüber, mich überzeugt habe, dass seine allgemeine Sprachlehre wirklich ein höchst schwaches Buch ist, und auch viel Irriges enthält. Dagegen scheint mir Bernhardi in seiner kurzen Sprachlehre ungemein geistvoll und im Einzelnen richtig. Es giebt auch in diesem Buch Capitel, die ich nicht für gelungen halte . . . .

Ich wünsche von Herzen, dass es Ihnen recht bald gelingen, oder vielleicht schon gelungen seyn möge, eine vortheilhafte Anstellung zu erhalten. Ich kann mir nicht denken, dass nach demjenigen, was Sie bereits geleistet haben, man Ihnen nicht damit entgegen kommen und die Art selbst Ihrer Wahl überlassen sollte. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen manchmal schreiben, und wenn ich, wie bisher, auf Ihre gütigen und ausführlichen Antworten rechnen darf.

Sie haben gewünscht, dass ich Ihnen über Ihre Schrift und die Grundideen derselben meine Meinung umständlich sagte, dies wird mir für die Weitläufigkeit dieses Briefes zur Entschuldigung dienen. Ich muss Sie dessen ungeachtet um Erlaubniss bitten noch, über mein eigenes Sanskritstudium Einiges hinzusetzen zu dürfen und Sie um die Ertheilung Ihres einsichtsvollen Rathes zu ersuchen.

Ihre Abschrift einiger Seiten des Hitopadesa hat es mir allein möglich gemacht, nun das Lesen anfangen zu können. Ich kann jetzt alles lesen, ohne weiter nachzusehen, wenngleich die eigentliche Geläufigkeit nur mit der Zeit kommen kann.

Damit Ew. den Standpunkt meiner Kenntniss oder vielmehr Unkenntniss beurtheilen können, so schicke ich Ihnen eine Abschrift dessen, was ich mir über die ersten Verse Ihres Nalus für mich angemerkt habe. Ich lerne ohne alle mündliche Hülfe. . . . . Ich habe zuerst Wilkins Grammatik theilweise genau gelesen, theilweise eben nur durch-

gesehen. Dann habe ich die mir von Ew. geschickten einzelnen Bogen über den Hitopadesa stellenweise gelesen, endlich mich auch mit Hülfe des Wilson, den leider noch nicht ich selbst besitze, den aber die Bibliothek hat, an Ihren Nalus gemacht. Dies zieht mich am meisten an, allein ich halte es für gut mit diesen die Arten des Studiums abzuwechslen.

Das Alphabet habe ich so gründlich, wie möglich, studiert. Es ist eine wunderbare Regelmässigkeit und Vollständigkeit. Allein, was mich darin immer hindert und stört ist, dass es für mich wenigstens völlig todt ist. Ich kann mir durchaus keinen Begriff machen über sehr viele Punkte. . . . Ueberhaupt möchte ich das Sanskrit die todteste aller todten Sprachen nennen. Denn ich habe in der dicken Gramatik von Wilkins keine Zeile über den Accent gefunden, auf den doch in der Sprache alles Leben, ja selbst alle Unterscheidung der Wörter, der Individuen der Sprachen beruht. Was darin vorkommt, ist nur immer Quantität. . . . . .

Indem wir die ferneren, sehr weit ausgesponnenen, wissenschaftlichen Auseinandersetzungen Humboldt's übergehen, erinnern wir noch daran, dass der hier gerühmte Bernhardi der Schwager Ludwig Tiecks und der Vater des bekannten Kriegshistorikers und Politikers Bernhardi war; das hervorgehobene Buch ist seine Sprachlehre. Der von Humboldt so abschätzig beurteilte Silvestre de Sacy, welcher sonst eines grossen wissenschaftlichen Rufs genoss, hatte schon 1799 „Allgemeine Prinzipien der Grammatik“ herausgegeben.

Die in dem Briefe ausgesprochenen guten Wünsche für Bopp's Fortkommen setzte Humboldt rasch in That um; während Bopp vergeblich auf eine Anstellung seitens der heimischen bayrischen Regierung hoffte, verschaffte ihm Humboldt noch im Jahre 1821 eine solche als ausserordentlicher Professor an der Berliner Universität.

Mit dem folgenden Briefe bleiben wir im Kreise der allgemeinen Sprachwissenschaft. Auch Julius Klaproth (geb. 1783) widmete dieser und besonders der Erforschung asiatischer Sprachen seine Kräfte. Er stand im preussischen Staatsdienst, hatte aber durch Humboldt's Vermittelung seit 1816 die Erlaubniss ständig in Paris zu wohnen und die dortigen reichen Bibliothekschätze auszunutzen.

Klaproth an Humboldt.

Paris, 8. Mai 1824.

Endlich bin ich im Stande, hochgeehrter Herr Baron, Ihnen die erste Lieferung meiner Tableaux historiques de l'Asie zu übersenden, und ich hoffe dass mit dem nächsten Courier zwei neue werden abgehen können. Nehmen Sie dieses Werk mit gütiger Nachsicht und als ein Zeichen der Dankbarkeit auf, die ich Ihnen in so grossem Maasse schuldig bin. Ich bin so frei Sie mit der Bitte zu belästigen, das eine Velin-Exemplar im Paquete nebst inliegendem Schreiben an Se. Majestät den König kommen zu lassen, und das andere im blauen Umschlage an Herrn von Ancillon, dem ich es versprochen habe. Ich lege für Ew. Hochgebohren noch einige Americana, die ich durch Herrn Duponseau in duplo erhalten habe bei. Es hat mir derselbe auch den neuen Ausdruck von J. Elliot's grammar of the Massachusetts Indian Language, die zuerst 1666 zu Cambridge erschienen ist, übersendet. Sollten Sie dieselbe nicht kennen so bin ich gern bereit sie mitzutheilen.

Ich höre mit Bedauern, dass Herr von Altenstein sehr krank gewesen oder es noch ist, und dass wir fürchten müssen ihn als Minister zu verlieren. Dies wäre besonders für mich und meine Arbeiten sehr unangenehm, zumal wenn das wissenschaftliche Fach wieder unter den Hammer eines Cyklopen fiele.

Mit vielem Vergnügen sehe ich, dass Herr Professor Bopp unermüdlich in seinen Sanskrit-Arbeiten fort fährt, und ich hoffe, dass seine Schüler, sowie die von A. W. Schlegel das Studium der Indischen Litteratur bald in Deutschland verbreitet haben werden. Höchst wünschenswerth scheint es mir zu sein, dass ein Mann wie Bopp nach England gienge, um

dort die 6000 von Mackenzie copirten Inschriften, die sich im Besitze der Ostindischen Compagnie befinden zu übersetzen. Sie würden eine herrliche Ausbeute geben und historisch manches erklären.

Die Engländer werden nie damit zu Stande kommen, oder gar nicht an die Entzifferung dieser Inschriften denken. Sobald der Druck meiner Tableaux beendigt sein wird (ich hoffe in vier Monaten) so werde ich mit Eifer an den Mithridates gehen, bis dahin muss ich mich begnügen die einlaufenden Beträge zu sammeln und zu ordnen. Die grösste Schwierigkeit beim ersten Bande bieten die Popularsprachen in Indien dar, für die ich eigentlich keinen Mitarbeiter habe. Das Malabarische, Tamulische und Balabandische verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Sollten Ew. Excellenz mir dazu nicht behülflich sein können? Der Professor in Hartfort, an den mich Herr Bopp gewiesen, hat mir auf meinen Brief nicht geantwortet. Der Abbé Dubois ist nicht Grammatiker genug um nützlich zu sein, auch versteht er nicht Sanskrit, und das ist ein Hauptmangel.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um mich Ew. Excellenz' fernerem Wohlwollen zu empfehlen und bin mit Hochachtung und Ergebenheit

Ew. Hochgebohren
gehorsamster Diener
H. Klaproth.

Aus dem Kreise der vergleichenden Sprachforscher treten wir in den der klassischen Philologen, mit denen Humboldt nicht nur durch seine Verehrung für die Antike sich verwandt fühlte, sondern denen er als Übersetzer Aeschylus' und Pindar's geradezu angehörte. Seine inhaltreichen Briefe an Friedrich August Wolf, die sich durch vier Jahrzehnte erstrecken, sind längst bekannt. Auch die Briefe an Schweighäuser, den elsässischen Gelehrten, der zuerst in Paris Hauslehrer bei Humboldt war, später in Strassburg Professor wurde, sind vor einigen Jahren in französischer Übertragung und mit einem verständnissvollen Commentar gedruckt worden. Es dürfte nun von Interesse sein, auch Schweighäuser persönlich aus einem seiner Briefe kennen zu lernen, um so mehr als durch diesen das schon gedruckte Antwortschreiben Humboldt's eigentlich erst verständlich wird.

Strasburg den 5ten August 1823

Verehrtester Herr Baron

Schon lange suchte ich eine günstige Gelegenheit mich, nach langem Stillschweigen, wieder einmal in Ihr gütiges und mir ewig theures Andenken zurückzurufen. Diese bietet mir nun Herr Professor Bruch D der Theologie und einer unsrer schätzbarsten und liebenswürdigsten jungen Gelehrten an, der eine litterarische Reise bis nach Berlin fortzusetzen gedenkt und den ich zugleich Ihrer gefälligen Güte bestens zu empfehlen die Freyheit nehme.

Gerne würde ich selbst, statt meines Briefes, ihn begleiten, um wieder einmal das Glück zu geniessen Sie Verehrtester, an den sich so manche der interessantesten Erinnerungen meines Lebens knüpfen, die gnädige Frau Ihre Gemahlin, Ihre (Fräulein oder gnädige Frau?) Tochter Caroline und übrigen mir zum Theil unbekannten Angehörigen zu sehen, weis aber nicht, ob ich je Ihre etwas fernen Gegenden werde erreichen können. Ich bin seit 1816, und zwar sehr glücklich verheirathet: was zwar, da wir keine Kinder haben, Reisen nicht ganz hindert, aber doch sehr beschränkt. Ein vor mehreren Jahren durch die Schweitz bis nach Genua Mailand und Turin gemachter Ausflug und im vorigen Frühjahr eine, zum Theil durch Geschäfte veranlasste Reise nach Paris, so wie auch bis zu meinem ehemaligen Zögling Cabanon in Rouen war das weiteste, wozu wir uns bisher bringen konnten. Meine Frau möchte für's Leben gern einmal Rom und Neapel sehen und wir sprechen oft von der Zeit wo Ihr Haus jene Hauptstadt der Welt zierte und unter anderen auch unsern Freund Helmsdorf öfters aufnahm; aber die Akademischen Ketten machen dergleichen weitschichtige Pläne noch schwieriger auszuführen als sie es schon an sich und durch die Ausgaben sind die dazu erfordert werden.

Seit einigen Jahren bin ich überdies, durch die von unsrer Regierung geforderte Untersuchungen über die Departements Alterthümer, an das unsrige gefesselt; indem ic diese Arbeit, nach der nun schon zum drittenmahle wiederhohlten Erklärung der Akademi der Inschriften, mit grösserem Eifer als es in irgend einem anderen Departement geschehe ist ergriffen habe und auch zu Ende zu führen hoffe. Ich bin so frey hier ein ganz kleine Probestückchen meiner schon sehr weitläufigen memoiria(!) beyzufügen; zu deren Bekannt machung, wofür aber von meiner Seite erst die Vorarbeitungen geschehen sind, die Akademi neuerlich so gütig war unsern Minister des Innern aufzufordern.

Sie sehen wie sehr ich fortdauernd auf Ihre alte Güte baue, da ich es wage Ihne soviel von mir und meiner Lage zu sprechen. Zu glücklich würde ich seyn, wenn Sie mic auch blos mit einigen Zeilen, über das was Sie und die Ihrigen angeht beehren wollte Wenigstens hoffe ich durch Herrn Bruch einige nähere Nachrichten von ihnen zu erhalte

Noch habe ich παλαιὸν χρέος zu berühren, dass mich schon seit so langer Ze beschämt, dass ich nicht einmal mit Pindar hinzusetzen kann ὅμως δὲ λῦσαι δυνατὸ ὀξεῖαν ἐπιμομφὰν ὁ τόκος ἀνδρῶν, sondern die ganze Sache Ihrer Güte, welche dieselbe vie leicht schon längst vergessen hat, anheimstellen muss. Sie haben mir noch im vorige Jahrhundert, einmal 10 Louisdor vorgestreckt: wovon Sie mir späterhin sagten, ich sol Ihnen dieselben blos alsdann zurückgeben wenn ich einst reich werden würde. Dieses i zwar noch nicht der Fall: doch erlaubt mir meine Lage an die Erstattung zu denken, oh dass ich dadurch in Verlegenheit käme. In Rücksicht auf die Ihrige, würde es vielleic täppisch seyn, Ihnen diese, für Sie so unwichtige Summe geradezu in klingender Mün anzubieten; aber ich dachte schon lange auf irgend etwas derselben gleichkommendes, da Ihnen etwa angenehm seyn könnte; doch wollte ich die Wahl nicht auf's ungefehr wagen. Nu hat mich seit einiger Zeit, die Viscontische Familie das von der Iconographie grecque e romaine existirende, mit einem Rabat der es gerade auf diese Summe setzt, zu verkaufe zu suchen gebeten; da sie noch mit einer ziemlichen Anzahl an Exemplaren, die der Ve ewigte ad honorem erhielt, überladen sind. Wenn Sie ja dieses Werk nicht schon in Ihr Bibliothek besitzen oder wenn Sie irgend einen anderen Gebrauch davon machen könnte so würde es mir sehr angenehm seyn wenn Sie mir erlauben wollten diese alte Schuld a diese Weise, woraus noch zu gleicher Zeit beynahe ein gutes Werk an den Visconti's, d zwar nicht bedrängt aber doch auch nicht in glänzenden Umständen sind, geschähe, z berichtigen. Haben Sie das Werk schon und wissen auch Niemand dem es angenehm wär so bitte ich Sie die Güte zu haben mir ein anderes Mittel anzugeben mein, nun schon lange in Schlummer gewiegtes Gewissen wachend zu befriedigen.

Geruhen Sie mich der gnädigen Frau und allen Ihren werthen Umgebungen au beste zu empfehlen und mir immer in Ihrem Andenken eine kleine Stelle gütigst zu bewahre

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Schweighäuser Sohn.

N. S. Dass ich meinen nun 82 jährigen Vater noch in guter Gesundheit zu besitz das Glück habe und was uns noch sonst angeht wird Ihnen G. Bruch, so wie Sie es an hören so gütig seyn werden, als ein besonderer Freund unser Aller, berichten.

Wie hübsch Humboldt auf diese Rückerinnerung an eine vergessene al Schuld geantwortet, und wie er die Summe einem bedürftigen würdigen Man einem wirklich „verschämten Armen“ zugewandt, mag man in seinem Antwor brief nachlesen.

In ganz ähnlichem Verhältniss wie Schweighäuser stand zu ihm Welcke damals Professor in Bonn, der freilich später eine weit bedeutendere Stellung der wissenschaftlichen Welt einnahm. Auch er war Hauslehrer bei Humbold und zwar in Rom, gewesen. Auch aus seinem Nachlass sind die Briefe Humboldt veröffentlicht worden (von Haym); doch ohne die Antwort Welcker's. Einige v diesen sind allerdings in Kekulé's ausführlicher Biographie des Philologen abg

druckt; doch nicht die beiden inhaltreichen Schreiben, welche wir hier den Lesern vorlegen.

2. October 1823.

Ich habe mich sehr gefreut, von dem Minister von Stein zu hören, dass Ew. Excellenz Ihre Frau Schwiegertochter einen Enkel geschenkt hat, und dass diese Erfüllung eines langen Wunsches ein neues Glück in Ihrer Familie vorbereitet hat. Ich wünsche dem Kleinen, dass er recht frisch und stark aufwachsen und in seiner aufblühenden Jugend von dem Einfluss der Grosseltern recht viel aufnehmen möge. Auch seinen Eltern bitte ich meine herzlichen Glückwünsche zu sagen.

Den Herrn von Stein hatte ich im Anfang Sept. in Cappenberg besucht. Ich trennte mich von meiner emsigen Arbeit, welche in der ungewohnten Musse der Ferien mich mit doppelter Anziehung fest hält, weil ich den Vortheil einer gelegentlichen Einladung von ihm nicht aus den Händen lassen wollte, in der Absicht und Erwartung einen so merkwürdigen Mann in der Nähe zu sehen. Die kleine Reise ist mir aber zu einer der erfreulichsten Ereignisse ausgeschlagen, weil er so gar nicht zu denen gehört, die sich nur sehen lassen, sondern Charakter und Gemüth so klar und offen zu erkennen giebt, und weil fast alle seine Reden mir einnehmend und bedeutend waren. Ein so bescheidner Sinn bey soviel Stolz und Kraftgefühl, die Vereinigung altväterlicher Einfachheit mit dem Geist und Ton neuerer Welt, und die durchgängige Richtung aufs Grosse und Bedeutende, wodurch der Gedanke an alles, was ein einzelner Charakter oder Standpunkt im Leben ausschliessen kann, entfernt wird, übt einen wahren Zauber.

Seitdem habe ich mehrere Wochen auf dem Lande bey meinen Eltern in angenehmer Ruhe und Einförmigkeit gelebt. Es ist hier mein Tegel, nur ohne Eigenthum, und ohne vieles andre; aber meine Eltern sind noch gesund und sehr empfänglich. Mein jüngster Bruder lebt verheirathet im Haus, hat ein allerliebstes Kind von Einem Jahr und zieht viel Musik in das Haus. Ich unterdessen habe einen Aufsatz über die Trilogie im Allgemeinen geschrieben, nachdem ich neulich die einzelnen Trilogieen herauskonstruirt hatte, und habe mich dabey noch fester überzeugt, dass wirklich das Aeschylische Drama eine Gattung für sich war, mit welcher die neuere Tragödie des Sophokles und Euripides in vieler Hinsicht auf ganz andere Art verglichen werden muss, als bisher geschehen ist. Merkwürdig war mir dabey zu sehen, wie dem Aristoteles die ganze idealische Kunstanschauung, worauf auch die grossen Compositionen der bildenden Kunst in der besten Zeit beruhen, so sehr abgeht, und wie Aeschylus nach nicht viel mehr als hundert Jahren ihm gewissermassen veraltet gewesen ist. Demohngeachtet glaube ich auch Beziehungen auf die Trilogie in der Poetik zu finden, welche meiner Behauptung sehr zu Statten kommen. Wenn ich irre, dann wird Herrmann grosses Recht haben mich zu tadeln. Denn ein grösserer Contrast der Ansichten hinsichtlich der Haupt- und Nebensachen als in meiner kleinen Schrift mit seinem Programm über Aeschylus liegt, ist kaum möglich: nur diess setzt mich in einige Verlegenheit. Aber Ew. Excellenz werden müde seyn, von einer im Werden begriffenen Schrift zu hören, welche Sie wenn es Ihnen dann gefällt, bald gedruckt lesen können. Fort muss ich sie haben, weil ich es sonst nicht lassen kann, mich auf die Geschichte des Dramas immer weiter einzulassen, was doch darum verkehrt ist weil ich erst das andere über die epische Poesie ausgeführt haben müsste, um alles unter den vielleicht entstehenden Beziehungen und in übereinstimmender Ordnung zu behandeln.

Niebuhr zu sprechen habe ich bey seiner neulichen Anwesenheit in Bonn nicht das Glück gehabt, ein einziges mal, dass ich ihn besuchte und einen andern antraf, der ihn beschäftigte. Er hat sich nur mit wenigen eingelassen und soll verstimmt gewesen seyn. Es war auf Veranlassung eines eifrigen Anhängers von ihm ein Plan, von Seite der Professoren seine Anstellung in Bonn nach Ablauf der fünf Jahre zu sollicitiren, und diess ist so wenig geheim geblieben, dass mir auf meiner Hinreise Graf Beust(?), der aus der Schweiz zurückkehrte, in Coblenz davon erzählte. Mir ist es auffallend gewesen, manches

zu hören, woraus ich schliessen muss, dass der Aufenthalt in Rom gar nicht dazu beigetragen hat Niebuhr'n die Poesie und Kunst des Alterthums lieber zu machen. Palimpseste, wie sie bis jetzt sie gefunden haben, sind anziehende Sachen, besonders in Rom, wo einem selbst diejenigen, welche sich im Mauerwerk finden, angenehm beschäftigen. Aber zu bedauern wäre es doch, wenn viel solche Männer wie Niebuhr in unserer Zeit, welche auf das historische Wissen und die Antiquitäten aller Art versessen genug ist, das Ansehen historischer und grammatischer Subtilität zum Nachtheil einer lebendigen Erkenntniss des Alterthums bey dem grossen Haufen der Jugend zu ausschliessend beförderte; Herder, Göthe, die Schlegel haben neben dem Grossen und Guten ihrer Wirkung freylich auch ein oberflächliches Raisonniren unter den Mittelmässigen und Schwachen erzogen. Man wird noch viel unerträglicheres mitpflanzen, wenn man zu einseitig die Richtung der blossen Schule nimmt. Doch hätten wir nur Niebuhr zum Curator! Die Schätze seines Wissens würden der Universität nicht blos Glanz, sondern auch vielfache Anregung mittheilen.

Ich hoffe, dass Ew. Excellenz bald wieder eine Vorlesung geben; es ist nur fatal, dass der Abdruck so sehr hinausgeschoben zu werden pflegt. Herr von Stein sagte mir von einem Vorschlag, den er Ihnen gethan, in Bezug auf die Urgeschichte der deutschen Stämme aus der Etymologie. Ich habe ihm aber so viel von Ihren Studien im Remayana und Baghvat Gita erzählt, dass seine Hoffnung für die deutsche Geschichte noch kleiner geworden ist. Ich bitte recht viele Empfehlungen.

Mit grösster Verehrung
Ew. Excellenz
treu ergebenster
F. G. Welcker.

Es bedarf nicht vieler Worte, um die Bedeutung dieses Briefes hervorzuheben. Nicht nur ein Fachmann, sondern ein Mensch mit offenem Aug' und Sinn für alle Beziehungen des Lebens spricht aus ihm. Wir sehen den gewaltigen, in sich selbst gefestigten Stein und den missmutigen, unsicher gewordenen Niebuhr aus Welcker's Schilderungen fast ebenso leibhaftig vor uns treten wie aus ihren eigenen Briefen. Wir sehen den Gelehrten, eifrig in subtile Forschungen vertieft, doch zugleich den vollen Blick für die allgemeine Aufgabe und Bedeutung seiner Wissenschaft bewahren, und die Gefahren eines übertrieben schulmässiger und mechanischen Betriebes mit nur allzu treffender Sicherheit vorausbestimmen. Sachlich sei noch hinzugefügt, dass Niebuhr in der That später seinen Aufenthalt in Bonn nahm, doch nicht als Curator, sondern nur als freier der Universität gleichsam attachirter Dozent. August Wilhelm Schlegel, dessen sowohl in diesem als im folgenden Brief Erwähnung geschieht, war als Professor des Indischen Welcker's College in Bonn. Der zweite Brief ist noch inhaltreicher als sein Vorgänger. Die Beobachtungen über die Fortwirkung von Rousseau's Heloise bei Schiller und Goethe zeigen den weiten Interessenkreis Welcker's. Die Fülle der Probleme der Altertumswissenschaft, welche im Fluge berührt werden, bekunden die Vielseitigkeit und den Gedankenreichtum seiner gelehrten Arbeit.

Bonn den 24. Dec. 1823.

Sehr lieb ist es mir, die Rede auf den Bhagavad Gita gebracht zu haben, weil Ew. Excellenz dadurch veranlasst worden sind, über das Alterthum und den Charakter des Werkes sich ausführlich zu äussern und Betrachtungen daran zu knüpfen über die höhern Beziehung gewisser Erkenntnisse oder Anschauungen zu dem Ganzen der menschlichen Bestimmung. Die Wissenschaft würde gewiss sehr viel dabey gewinnen, wenn ein letztes oder nur ein höheres Ziel ihr öfter vorschwebte, und ihre Aufgaben mit unter den Maassstab gebracht würden, an welchen alle Güter und alle Erfahrungen des Menschenlebens gemeinschaftlich gehalten werden können. Es bemeistert sich ihrer eine gewisse leichtsinnige, mit äusserlichen, augenblicklichen Erfolgen zufriedene Weltlichkeit unvermeidlich,

nachdem an die Stelle anfänglicher, dem Erhabenen günstigerer Einfachheit eine grosse Ausbreitung und Ausbildung getreten ist. Sehr gegründet ist gewiss die Bemerkung, dass diejenigen Erkenntnisse, welche mit der Neuheit eines Lebensverhältnisses in uns aufgehn und mit der Frische und Stärke einer in unserer eigenen Natur gemachten Erfahrung auf das Bewusstseyn wirken, ganz unvergleichbar denen vorzuziehen sind, welche einer fortgehenden Reihe von Entwicklungen gleichen. In jenen ist die bedeutende Augenblicklichkeit einer durchaus spontanen oder auch heroischen Handlung, und der eigentliche schönste Charakter der Jugend. Das Fortschreiten auf irgend einer Bahn, wie z. B. durch die glücklichsten Combinationen und Entdeckungen im Naturstudium, oder in unerforschten Gebieten der Geschichte ist doch nur wie die glückliche Fortsetzung eines geselligen oder beruflichen Lebensverhältnisses: das Neue und Erste hat eine gewisse Magie voraus. Auch darin bin ich vollkommen mit Ew. Excellenz einverstanden, dass das Bewusstseyn für jede höhere Anlage und Empfänglichkeit in uns den rechten Stoff, die rechte Stunde gefunden zu haben, den Gedanken des Abtretens aus dieser Reihe der Entwickelungen mit Heiterkeit umgeben kann. Nur ist ausser dieser mehr positiven Erhebung, wenn nicht schmerzliche Erfahrungen gegen das Leben gleichgültiger machten, nach meinem Gefühl, um uns den Tod, in Gedanken oder in der Wirklichkeit noch mehr zu erleichtern, auch eine Art negativer Kraft erforderlich, nur Ergebung, die wie ein inneres Schwergewicht uns in die allgemeine Bestimmung, in die grossen Wellen fortreisst, und dann auch ausser uns vollkommen Liebe und Theilnahme, die alles leicht machen, und deren geheime Wirkung vielleicht sehr oft den Heldentod und das Märtyrerthum versüssen, indem eine geistig verbundene Familie sie unsichtbar zu umgeben scheint.

Ich habe Ew. Excellenz längere Zeit nicht geschrieben, weil ich höre, wie sehr Sie wissenschaftlich beschäftigt sind. Mögen Sie auch niemals Ihren Kräften zuviel zumuthen, da anhaltendes Beschäftigen der Gedanken, und vielleicht am Meisten die Thätigkeit der Urtheilskraft, wenn sie sich von den übrigen Vermögen fast gewaltsam trennen muss, auch für den Körper doch leicht etwas spannendes und ermüdendes hat. Die letzte Vorlesung, welche Sie in der Akademie hielten, ist meines Wissens immer noch nicht gedruckt. Ich habe denn auch nach Berlin gar keinen Briefwechsel. Schlegel ist sehr zufrieden aus England zurückgekehrt, und hat Ihnen vielleicht schon geschrieben: er sprach mir davon. Niebuhr lebt leider sehr zurückgezogen; ich wenigstens habe ihn nur ein einziges mal gesprochen, obgleich ich ihn gleich nach seiner Ankunft aufsuchte. Ich hatte mich sehr auf sein Hierseyn gefreut, weil er in Berlin sehr gütig und wissenschaftlich mittheilend gegen mich gewesen war. Schlegels Rec. seiner Geschichte ist ihm so unangenehm gewesen, dass er mit ihm keine Bekanntschaft gemacht hat; und überhaupt scheint er eher verdrieslich gestimmt zu seyn. Doch gedeiht, trotz allem was die Recensenten gesündigt haben mögen, die Fortsetzung des Werkes. Mich beschäftigen in dieser Zeit die Vorlesungen wieder ziemlich stark, indem ich über Horaz und die philologische Encykläpodie (!) zum erstenmal lese. Zu dieser habe ich mir den Plan gebildet, wie es mir gutdünkte, und da ich keine Möglichkeit sah, sie durch innere Gründe zu einem selbstständigen Fach zusammenzuhalten, so habe ich ihr das tiefbegründete und auf andere Weise nur bey Einzelnen etwa, im Ganzen durchaus nicht zu befriedigende Bedürfniss der Gesellschaft und der gelehrten Welt zur Basis gegeben, und so also auch einen praktischen Theil, wie die Theologie, Medicin haben, bestimmt. Im Uebrigen die allseitige Kenntniss des classischen Alterthums zum Gegenstand nehmend, habe ich fünf Theile oder Seiten unterschieden, Sprache, Religion, Litteratur (Poesie mit Musik, Mimik, Orchestrik, Philosophie, Geschichtsschreibung, Beredsamkeit, Gelehrsamkeit), bildende Kunst, Staats- und Gesellschaftsverhältnisse. Ich halte es für einen wesentlichen Mangel, dass mann niemals gesucht hat die Sprache als einen Theil der Nationalität und Cultur (in diesen philologischen Kreisen) zu behandeln, ihre Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, wie man vergleichend, die übrigen Hauptbestandtheile untersucht: immer wird sie als eine sogenannte instrumentale Disciplin, und nur nach der

Methode des Erlernens betrachtet, und so wird eher eine Geschichte der Grammatik als eine Schilderung der Sprache daraus. So stellt man denn gewöhnlich in eine Linie mit der Grammatik — Kritik und Interpretation, welche ich mir erlaube auf die bildende Kunst auszudehnen und als besondere instrumentale Hülfsdisziplinen des ganzen Fachs darzustellen. Wie viel fehlt, um eine befriedigende Beurtheilung beyder Sprachen auch nur skizzenhaft geben zu können, bin ich von Neuem lebhaft inne geworden: und beklagen muss man die Herrschaft schulmässig hergebrachter Methoden, wenn man sieht, wie so Manches leicht zu leisten wäre, wenn nur die Rubriken aufgestellt, oder nicht vielmehr durch die aufgestellten und so fleissig und rühmlich bearbeiteten bey den Meisten die Meynung verbreitet wäre, dass nur in diesen Richtungen zu suchen und zu finden sey.

Ein trefflicher Aufsatz von Dahlmann über Herodot und die Logographen stellt Creuzers früheres Buch über die Griechische Geschichtschreibung nicht in das beste Licht. Auch was im 1. Bande von Dahlmanns Forschungen über Saxo Grammaticus ausgeführt ist, war mir höchst erfreulich und lehrreich. In der Abhandlung über Herodot, der befriedigendsten vielleicht, die wir über einen einzelnen Punkt griechischer Entwicklungsgeschichte besitzen, vermisse ich nur zwey Kapitel, über Herodot's Befangenheit, Beschränktheit und Widersprüche hinsichtlich des äusseren Zusammenhangs der Religionen verschiedener Völker, und seine geringe Kenntniss altgriechischer Religionsideen, und dann über eine hexametrische Logographie und Genealogieenschreibung, welche freylich allgemein scheint übersehen zu werden; obgleich mir klar dünkt, dass sie seit dem Anfang der Olympiaden, besonders in Samos und Sparta, im Kynäthon, Antimachos, Simmias, Korophilos, Asias, später in Attika und Böotien, im Hegesinus und Charsias dagewesen ist; der Prosa die Hexameter vorangehend wie in der Philosophie. Auch dieser Punkt wie die meisten in nachrichtenarmen Zeiten, dient zu den verschiedensten Folgerungen, besonders aber verknüpft er sich mit denjenigen Bemerkungen, welche einer grossen Blüthe und Fülle Jonischer Productionen in einer meist weit vorher angenommenen Zeit günstig sind.

Ein Buch einer andern Gattung hat mir ganz neuerlich das grösste Interesse abgewonnen, Tiecks Novelle der Geheimnisvolle. Mir scheint, so sey Walter Scott auf Deutsch. Hiebey fällt mir ein, dass ich ohnlängst in Rousseaus Heloise (T. 4. p 143 einer neueren Ausg.) die Grundlage des Schiller'schen Liedes an Emma bemerkte. In Rom erzählte mir Ihre Frau Gemalin, Schiller sey einst von einer Freundin gefragt worden, ob diesem Gedicht nicht eigne Erfahrung das Daseyn gegeben? Er habe gelacht, und gesagt: solche Vorstellungen hegen immer die Frauen von der Poesie. Die Stelle ist diese: Que n'est elle morte! osai-je m'écrier dans un transport de rage: oui je serois moins malheureux, j'oserais me livrer à mes douleurs, j'embrasserois sans remords sa froide tombe, mes regrets seroient dignes d'elle; je direrois: Elle entend mes cris, elle voit mes pleurs, mes gemissemens la touchent, elle approuve et reçoit mon pur hommage. J'aurois au moins l'espoir de la rejoindre. Mais elle vit, elle est heureuse. Elle vit, et sa vie est ma mort, et son bonheur est mon supplise; et le ciel après me l'avoir arrachée, m'ôte jusqu' à la douceur de la regretter. Elle vit, mais non pas pour moi, elle vit pour mon désespoir. Je suis cent fois plus loin d'elle que si elle n'étoit plus.

Auch diesen Gedanken scheint Schiller ausgedrückt zu haben: (p. 258) Le pays des chimères est en ce monde le seul digne d'être habité: et tel est le néant des choses humaines, qu' hors l'Être existant par lui même il n'y a rien de beau que ce qui n'est pas.

Auch in den Wahlverwandtschaften ist eine schöne Scene aus diesem reichen, grossen Werke entlehnt, die Scene in der Kapelle mit Ottiliens Leiche.

Ew. Excellenz haben die grosse Güte gehabt, sich für meine Arbeiten zum Philostratus zu interessiren. Sie liegen nun weit hinter mir; aber ob das Buch bald wird erscheinen können, weiss ich nicht, da mein Freund Jacobs noch auf eine Collation aus Florenz wartet. Um Ihnen einstweilen zu zeigen, wie ich die Sache meinerseits aufgefasst habe, so lege ich Ihnen einige Artikel bey, den kleinsten, weil darin auf der Aenderung

eines einzigen Buchstabens die ganze pointe des Gemäldes selbst beruht, die beyden andern, weil sie Dichter angehen, welche zu Ihren Lieblingen gehören. Die Schönheit und Anmuth der Gegenstände ist weit grösser in andern, und ich wage zu behaupten, dass wenn ein geschickter Künstler mehrere, die meisten dieser Bilder nach der Vorstellung, die ich von ihrer Composition gefasst und aeusserlich auch dargelegt habe, zeichnete, die alte Kunst sich von einer andern Seite zeigen würde, und vortheilhafter, als in Meyers, wenngleich lobrednerisch entworfenen, aber mit dem richtig verstandenen Text grossentheils nicht übereinstimmenden Schilderungen Philostratischer Gemälde in Goethe's Heftchen.

Jetzt beschäftigen mich Untersuchungen über Kabiren oder Daktylen, die verworrensten und missverstandensten aller Nachrichten aus dem mythologischen Alterthum, die ich früher schon durchgebadet hatte — und die ich, wenn auch wenigen Lesern zur Lust, doch mir zu Liebe, um Bahn für manches andre zn gewinnen, wieder vornehmen musste. Eine seltsame Materie! man kann darin nicht einfach, sondern immer nur hundertfach irren, und es sollte mich nicht äusserst wundern, wenn im Fortschritt der Sache meine jetzige Darstellung mir ebenso von Irrthümern zu wimmeln scheinen sollte, wie jetzt die meiner Vorgänger, von denen allen ich vieles lernen konnte. Vorher habe ich einen kleinen Aufsatz entworfen, wodurch ich mich fast anheischig machen wollte, Ew. Exellenz als sehr wahrscheinlich darzuthun, dass Kadmos der erste κόσμος oder König einer Kretischen Kolonie in Theben, und dass der Name unsres Welttheils von deren damaliger Göttin Europa ausgegangen sey. — Möchte dieser lange Brief Sie bei guter Gesundheit und in gewohnter Heiterkeit treffen, und Gesundheit uud Heiterkeit ungetrübt fortwährend, recht lange Sie und ihre theure Familie begleiten. Mit den Gesinnungen treuer Anhänglichkeit und Verehrung Ew. Excellenz ergebenster F. G. Welcker.

Mein Bruder hat mich neulich durch den Druck seiner Defension vollkommen überrascht. Mein und Arndts Loos ist noch in der Schwebe. Ich habe immer und von Anfang an auszuharren gedacht bis zu dem Punkte, wo die Ehre gebieterisch ein anderes geböte. Dass meine unmittelbaren Vorgesetzten und einige Freunde mich freysprechen, kann mir nicht genügen: das Gericht kann man verachten, aber nicht eine gerichtliche Untersuchung; und deren, welche verunglimpfen, sind mehr als deren, welche rechtfertigen könnten. Absolution von einer criminellen Anklage zu fordern, scheint mir müssig; Herstellung im eigentlichen Sinn; so habe ich oft gefühlt, wäre jenseit des Oceans zu suchen. Aber Jeder lässt viel zurück — und mein Lebensplan ist von Arbeit abhängig geworden, die ich besser zu beschleunigen nicht vermöchte.

Der Schluss des Briefes führt uns wieder zu politischen Verhältnissen zurück, zu den traurigen Zuständen der Demagogenriecherei, welche in den zwanziger Jahren die tüchtigsten Patrioten mit Verdächtigungen und Kränkungen verfolgte. Auch Welcker hatte darunter zu leiden. Mit Ernst Moritz Arndt, seinem Collegen, zusammen wurde er einer Untersuchung unterworfen. Sein jüngerer Bruder, welcher Professor der Jurisprudenz in Bonn war, wurde gleichfalls hereingezogen, und verfasste darauf eine „aktenmässige Vertheidigung,“ in welcher er zugleich die Sache seines Bruders führte. Welcker war durch die Angelegenheit in hohe und berechtigte Erregung versetzt. In Humboldt's Briefen an ihn kann man nachlesen, mit welcher Feinheit und welchem Verständniss dieser den alten römischen Freund zur Mässigung mahnte.

Ganz und gar auf die römische Periode Humboldt's weisen uns die beiden letzten Briefe unserer Sammlung zurück. Sie zeigen uns, welche Sympathieen sich der preussische Gesandte auch in hohen römischen Kreisen erworben hatte und wie lange Zeit sie sich lebendig erhielten. Der erste Brief, rein persönlicher Art, lehrt uns das Haupt eines der ersten Adelsgeschlechter kennen, welches eine in seinem Gesellschaftskreise seltene Bildung befähigt hatte, mit Humboldt in gleichberechtigten geistigen Verkehr zu treten, der auch fünfzehn Jahre nach

Humboldt's Weggang noch fortwirkt. Die Antikensammlung, deren Abgüsse der Fürst an ihn sendet, ist keine andere als die durch die „Juno" weltberühmte Sammlung Ludovisi; sie befindet sich noch heute — auch nach der Zertheilung und Zerstörung der herrlichen Villa — im Besitz der Familie Piombino.

Monsieur le Baron!

J'ai reçu l'obligeante lettre du 30 juin passé, dont Votre Excellence a voulu m'honorer, e qui m'a été remise par Mons. Schinkel Conseiller intime, et Architecte de S. M. Prussienne. Je suis sensible aux expressions sincères, et au souvenir qu'Elle conserve pour moi ainsi que Madame Humboldt, mais je vous prie de croire, que des sentimens de reconnaissance m'obligent toujours au souvenir de sa très-digne Personne, qui dans toutes circonstances a voulu prendre tant de soin pour moi, et pour les interêts de ma famille.

Je n'ai pas pu offrir dans le moment mes services à Mons. Schinkel, parceque il m'a trouvé dans une circonstance bien affligeante, à cause d'une maladie très violente survenue à mon petit Enfant qui a fait craindre de ses jours, mais j'espere que à son retour de Naples il profittera de mes offres, et voudra bien honorée ma ville Ludovisi pour voir les objets de beaux arts qui y sont renfermés et je me preterai bien volontiers a sa demande.

Les plâtres des statues de la dite Ville ne pouvaient pas manquer à leur exactitude, ayant été travaillés sous la surveillance du célèbre feu Canova, et je suis bien aise d'apprendre leur arrivée sans avoir rien souffert dans un si long voyage. Votre Excellence s'est daignée de les agréer, et je suis bien content, qu'Elle conserve des objets qui appartiennent à ma famille.

Je conserverai aussi, mais avec reconnaissance les volumes manquants à ma Bibliotheque des memoires de l'academie des sciences, qu'il Vous a plu non seulement de me procurer, mais encore de se charger de l'expedition. Elle m'a fait un tres-grand plaisir pour avoir pu reunir une collection que j'aspirais de si long tems, et que je n'avais jamais pu obtenir, non obstant la commission donnée aux premiers Marchands libraires d'ici. Je vous en remercie infiniment, vous priant de ne pas prendre la peine de les faire lier, autrement j'aurais les volumes d'une différente methode.

Enfin il ne me reste que de faire agréer à Votre Excellence et à Madame Humboldt, de la part de ma femme les sentimens affectueux de notre estime, avec laquelle je suis Monsieur le Baron

De Votre Excellence

Le très humble serviteur

Le Prince de Piombino.

à Rome, le 5 septembre 1824.

Der letzte unserer Briefe führt uns wieder eine Persönlichkeit von hoher politischer Bedeutung vor, den Cardinal Consalvi, langjährigen Staatssekretär des Papstes Pius VII. und thatsächlichen Wiederhersteller des Kirchenstaats nach der französischen Herrschaft. Seine Beziehungen zu Humboldt stammten nicht nur aus der Gesandschaftsperiode des letzteren, sondern auch aus der gemeinsamen Thätigkeit beider auf dem Wiener Congress, und es ist von hohem Interesse zu erfahren, wie lebhaft Humboldt nach dem Zeugniss des päpstlichen Diplomaten für die Befriedigung der päpstlichen Ansprüche eingetreten war. Was die Sorge des Cardinals für den protestantischen Kirchhof an der Cestiuspyramide betrifft, so war dies eine Angelegenheit, für welche sich die preussische Regierung offiziell interessirte, zugleich aber auch ein persönliches Anliegen Humboldts, da zwei seiner Kinder dort bestattet waren.

Im Augenblick da unser Brief geschrieben ist, war der schon betagte Kirchenfürst am Ende seiner politischen Laufbahn angelangt. Mit dem Tode Pius' VII. war er von dem Amt des Staatssekretärs zurückgetreten und hatte den Ruheposten des Sekretärs der Breven übernommen. Das Gefühl nicht nur

der Müdigkeit, sondern des Ausgelebt- und Abgethanseins spricht deutlich aus dem Briefe. Auch die Handschrift zeugt von Ermattung, und ist um so schwieriger zu entziffern als die wunderbare, französische Orthographie des Cardinals oft nur errathen lässt, welches gesprochene Wort er hat niederschreiben wollen. Drollig ist auch, dass er sich bei dem Datum um zehn Jahre versehen und 1813 geschrieben hat, was wir in 1823, das Todesjahr Pius' VII. geändert haben.

Monsieur le Baron.

La lettre de Votre Excellence datée le 13. Juillet d'Ottmachau m'etant parvenue presque contemporanement au funeste evenement de la mort du Pape Pie VII, j'avoue que je ne me trouvai pas en etat alors, et V. E. n'aura pas de peine a le concevoir, d'y repondre sur le choup comme je l'aurois fait en toute autre occasion. Enferme ensuite dans le Conclave: je ne pouvais pas le faire sans au moins donner une lettre ouverte a qui de droit. Les 8 jours que j'ai passè a Rome entre l'election du nouveau Pape, et son couronnement ayant été tout à fait absorbès par tous les devoirs et convenances indispensables dans une pareille circonstance; j'ai dû par necessité differer ma reponse, bien involontairement, jusqu' à mon àrrivèe dans ce petit village de la Sabine, ou je me suis jetè après le Couronnement pour y passer le mois d'octobre, et voir si dans un air fin et élastique (mais j'ai bien d'en douter beaucoup) je puis trouver ce remede efficace à ma maladie que j'ai cherché en vain dans tant de medicaments qu' on m' à fait prendre pendant 18 mois. J'ai voulu dire abord tout ceci à V. E., parceque je serois au desespoir, qu' elle pût attribuer à tout autre motif qu' à une fatale necessité, le retard de ma reponse. Je ne saurois lui dire avec quel joie j'ai reçu son ècriture et j'y ai trouvè l'assurance que V. E. me conserve ces sentiments aux quels j'ai toujours attachè le plus grand prix, son amitié et son interet pour moi. Je puis aussi assurer egalement que ces memes sentiments envers V. E. n'ont été diminuè en moi en rien ni par l'absence, ni par aucune autre circonstance, et que je conserve tout entier le souvenir des obligations que j'ai contractè avec elle pendant tout le cours de son Ministere, et puis à Vienne à l'occasion du congrès, où V. E. à été un des principaux, et plus utils appuis des interets du S. Siege, et c'est à elle que Rome doit en une très grande partie ce qu' elle à recouvrè, ainsi que je me suis fait toujours un devoir de le repeter à tous, et dans toutes les occasions. Votre excellence me disent qu' elle avait partagè avec moi les inquietudes que donnait la chute faite par le Pape Pie VII, j'ai dû imaginer combien son cœur bien fait et sensible a du partagèr ma douleur pour le funeste evenement de sa mort arrivèe lorsque on le croyait assurè, sauf à rester boiteux. L'ayant servi avec tant d'intimitè pendant presque 23 ans, et ayant etè comblè de ses bienfaits, j'ai du être celui qui a senti plus vivement de tous un tel malheur. Votre Excellence aussi a connu l'estime et l'attachement qu'il avait pour elle et peut aussi imaginer que le recit que je lui avais fait de tout ce que V. E. avait fait pour le succès des affaires du S. Siège au Congrès de Vienne avaient augmentè ses dits sentiments avec celle de la reconnaissance, et ce ne fût que pour en lui donner un temoignage qu'il desira qu' elle acceptè ces objets d'arts que V. E. me mande avoir dignement placès dans sa campagne près de Berlin pour en conserver obligement le souvenir dans sa famille. — J'ai etè très flattè que les soins que je fais relativement aux enterrements qui se font près de la piramide de Cajus Cestius ayant pu meriter la satisfaction du Gouvernement de Berlin, et j'ai été charmè que ceux que j'ai pris particulierement pour le terrain y annexè de la proprietè de V. E. soient reussi agreables à elle, et à Mad. la Baronne de Humboldt pour ces restes qui y sont conservès. J'ai fait ce que je devais faire à tous les égards. N'etant plus dans les affaires, comme V. E. ne l'ignorera pas sans doute, je ne pourrois repondre d'une manière aussi positive que je le voudrois, à la recommandation que V. E., et Madamme la Baronne me font pour la continuation des memes soins pour eux, mais je leur dirai pourtant qu' en premier lieu je ne crois pas qu'il paisse y avoir besoin des tels soins et secondairement qu' en cas de besoin je les aurai en tant que je le pouvrai. Je la prie de

le dire à Madame la Baronne, en la remerciant en mon nom du souvenir qu'elle veut bien me conserver. J'en vie à V. E. dans sa campagne sa douce compagnie de sa famille, et sa bonne santè. N'ayant pas personne des miens, et ma santè se trouvant bien ruinèe, je manque de l'une et de l'autre chose. En m'en retournant à Rome pour la Toussaint, je tenterai de respirer l'air des campagnes voisines, telles que Frascati, Grottaferrata, Albano en tant que mon emploi de Secretaire des Brefs le consentira. Je ne terminerai pas cette lettre sans renouveller à V. E. l'offre de mes services tels qu'ils se soient. Elle peut disposer librement de moi dans l'assurance que les sentiments de reconnaissance, d'estime et d'attachement que je lui porte ne s'éteindront jamais dans cœur, et je m'estimerais heureux toutes les fois que je pourrai lui en donner des preuves.

Veuillez, Monsieur le Baron, agréér l'assurance de la consideration le plus distinguée avec la quelle je suis toujours

De Votre Excellence

le tres obèissant et très devouè serviteur et ami

Montopoli en Sabine le 10. octobre 1823. Le Card. Consalvi.

Laube-Historietten.

1.

Laube las jede Nacht von der grossen Menge der eingehenden Dramen mindestens ein Stück im Bett vor dem Einschlafen, und das Einschlafen gestattete er sich erst spät, wenn in dem zur Hand genommenen Stücke auch nur Etwas Bemerkenswerthes war. Zu jedem solchen Stücke pflegte er einen Bericht zu schreiben, und es war erstaunlich, wie ihm der Gang der Stücke, oft genau mit den Personennamen, im Gedächtniss blieb.

Einst kam er auf seiner Sommerreise in Leipzig an und in weitem Bogen suchte er, die ihm bekannten Promenaden durchwandernd, mit uns, die ihn erwartet hatten, sein Hôtel auf. Beim Eintritt ins Haus hielt ihn ein stattlicher Mann, ein Schriftsteller an, — dessen Namen ich wohl vergessen habe. —

„Guten Abend, Laube! Sie haben mein Stück auch nicht gelesen, denn Sie haben es nur drei Tage in Händen gehabt, und dennoch erlauben Sie sich weit darüber zu urtheilen.“ —

„Was für ein Stück“, erwiderte Laube in sehr kräftiger Tonart, offenbar verletzt. Der Fremde nannte den Namen des Stückes.

„Weiss nichts davon. Erzählen Sie.“ —

Der Mann fing an den Gang des Stückes zu erzählen.

Laube unterbrach ihm bald und mit voller Energie sagte er:

„Ach ja! Jetzt weiss ich“, und mit fliegender Hast, aber mit der an ihm bekannten Energie setzte er auseinander, warum das Stück nicht gegeben werden konnte.

Der Mann zitterte an Händen und Füssen und stotterte Entschuldigungen. „— Ja, ich seh' es jetzt ein, Sie haben das Stück gelesen.“

Laube liess ihm nicht viel Zeit dazu.

„Adieu“, rief er ihm mit Stentorstimme zu und kehrte ihm den Rücken. —

Der Eingang des Hôtel de Baviere hatte sich mit Gästen und Dienerschaft gefüllt.

Laube fühlte sich in vielen Stücken, auch wenn es sein geliebtes Theater betraf, keineswegs für unfehlbar, sondern nahm Belehrung und Fingerzeige an oder gab sich Mühe auf eine Sache einzugehen, wenn sie für sein Theater annehmbar sein konnte. Im Burgtheater wurde die Komödie der Irrungen gegeben. Laube, Frau Iduna und Hans der Sohn sassen mit mir in dem Hause am „Stoss im Himmel"*) noch spät Abends zusammen und plauderten.

„Alles hat mir im Spiel gefallen", sagte ich, „nur der Schluss will mir nicht zusagen. Ihre beiden Dromio benehmen sich so ungeschickt, wie es an solch' gegeweihter Stelle eigentlich unerlaubt sein sollte. Das machen die Schauspieler an unserer Provinzialbühne weit besser."

„Ei, mein Bester, wie können Sie so was sagen", meinte Laube, sichtbar erregt, denn jeder Tadel seines Burgtheaters berührte ihn scharf.

„Ja, viel besser", blieb ich dabei.

„Nun, wie machen sie es?

„Unsere recht geschickten Künstler spielten wahrscheinlich die Scene nach einer alten Tradition. Wenn die beiden Dromio sich als Brüder erkannt haben, wendet gleichsam einer den andern um, indem einer den andern beim Arme fasst und um sich drehen lässt. Ist das geschehen, betrachtet einer den andern und er freut sich des Bruders."

Hier galt es nun, die Scene Laube ganz augenfällig zu machen. Natürlich begriff er die Sache schneller, als ich es mit meinen ungelenken Gliedern ihm zeigen konnte, und zum grössten Ergötzen unseres kleinen Publikums, der Frau Iduna und des Hans, drehte ich ihn und drehte er mich im Kreise herum.

Die folgende Vorstellung im Burgtheater brachte die letzte Scene nach meiner Belehrung, sie schien sehr zu gefallen, und Laube schmunzelte mir zu. Es würde mich nicht wundern, wenn diese Scene jetzt noch so gespielt würde, denn sie verdient es wirklich.

Laube ging sein Geschäft über Alles, und er konnte, wenn seine Direktorenpflicht in Frage kam, rücksichtslos bis zum Äussersten sein. Sein Theater blieb ihm die Hauptsache. — Den damals schon bekannten, später berühmten Schauspieler Kahle hatte er aus Pest für Leipzig engagirt. Ich besuchte Laube in der Kaffeestunde und war allein mit ihm in seinem Zimmer, als Kahle gemeldet wurde.

„Er soll herein kommen", rief Laube der Dienerin zu, und Kahle trat ein.

„Guten Tag, Kahle", rief Laube, ihm die Hand reichend, ohne sich aus seiner Sophaecke zu erheben. „Wie weit sind Sie mit Ihrer Rolle"?

Es wurde der Demetrius Laube's einstudirt und Kahle sollte den Komla (so ist wohl der Name?) spielen.

„Ich habe den ersten Monolog inne", erwiderte etwas verlegen Herr Kahle.

„Legen Sie los", sagte Laube, indem er die Rolle aus Kahle's Händen nahm. Kahle warf einen fragenden Blick auf mich.

„Der kann dableiben", und Kahle begann seinen Monolog zu rezitiren. Nach einigen Versen unterbrach er sich: „Verzeihen Sie, es ist mir zu heiss", band die hohe Cravatte ab und sprach weiter.

Laube hörte gespannt zu. Kahle hatte geendet, und Laube meinte „recht gut! recht gut! Nun Kahle, wie sind Sie gereist? Sie nehmen eine Tasse Kaffee und eine Cigarre?"

Die Scene könnte ich malen, so lebhaft ging sie vor sich und so lebhaft blieb sie mir im Gedächtniss. —

---

*) „Stoss im Himmel" heisst der kleine Platz, an dem das Haus steht.

Keine Regel ohne Ausnahme. Laube's Abneigung gegen Ordensauszeichnungen war seinen Freunden bekannt. Es wird kaum Einer sein, der ihn jemals einen Orden tragen sah, und dennoch besass er deren eine ganze Reihe, wie bei seinem Begräbniss bekannt wurde, da diese Orden hinter seinem Sarge hergetragen wurden. Eine Ausnahme fand jedoch statt. Der Grossherzog von Weimar war zum Besuche des Theaters in Leipzig angemeldet, und desshalb wurde die Treppe, die zu seiner Loge führte, mit Blumen geschmückt. Frau Iduna schickte nach mir, um ihr beizustehen. Sie meinte: „Ich weiss es bestimmt, Laube besitzt den Weimarschen Falkenorden. Gesehen habe ich ihn nie, — er ist aber da und Laube muss ihn heut Abend beim Empfange des Grossherzogs tragen. Helfen Sie mir, ihn dazu zu bestimmen, denn es wird schwer genug gehen". Wir betraten Laube's Arbeitszimmer, er sass in seiner Arbeit vertieft an seinem Schreibtische. Frau Iduna trug dem lieben Heinz ihr Verlangen vor. Wie wir es erwartet, so geschah es. Wie ein Löwe, der gereizt wurde, fuhr Laube in die Höhe und wies Frau Iduna's Verlangen ganz entschieden von sich. Sein Zornesausbruch, den er, wie uns wohlbekannt war, im nächsten Moment innerlich beklagte, dauerte diesmal länger, er begegnete jedoch zweien ruhig zuhörenden Naturen, die hier und da ein Wort einwarfen. Der Zorn steigerte sich, und als er sah, dass dies bei uns nichts änderte, warf er seinen Rock über und lief davon. „Er giebt schon nach, wir haben noch Stunden übrig. Wo sind die Orden, wo sind die Schlüssel? — Gott sei Dank, er hat sie liegen lassen." Die verschiedenen Kästen wurden geöffnet, und in mehreren fanden sich Etuis mit Orden. Weder Frau Iduna noch ich kannten den Falkenorden. Es hätte leicht ein falscher genommen werden können. Wir entschieden uns für einen, der ein Wappen, ich meine ähnlich dem Sächsischen trug, und dieser wurde an den Frack genäht. Eine Scene fand noch beim Anziehen des Fracks statt, aber bessere Laune war bei Laube eingekehrt. Die Theatervorstellung ging zu Ende und Laube begleitete den Fürsten an den Wagen. Dann trat er in die Loge zu seiner Frau. Ich stand dabei im Hintergrunde. Ein rascher Griff Laube's riss den Orden von seiner Stelle. Er verschwand in einer Tasche. — Laube trug in seinen letzten Lebensjahren, entgegen seiner Gewohnheit für einfache Erscheinung, eine kostbare Tuchnadel und brüstete sich gleichsam damit. Fragte man: woher der Glanz? — so erwiderte er: „die hat mir die Stadt Wien verehrt". — Es ist dem Schreiber dieser Zeilen entfallen, bei welcher Gelegenheit es geschehen ist.*) H. H.

ANZEIGEN.

Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. Im Auftrage des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreussen herausgegeben von Arthur Ludwich. Zwei Theile (1802—1878). Leipzig, Duncker und Humblot, 1894.

Der Geist Lessings schwebt über diesen Blättern. Nennt doch der älteste in der mehrere Geschlechtsfolgen umschliessenden Reihe bedeutender Männer, die hier

*) Es war wohl eine Ehrengabe der Wiener Frauen zum 70. Geburtstag Laube's, an dem er von der Gemeinde Wien mit dem Bürgerrecht ausgezeichnet wurde. Zu Ehren des Tages gab man Laube damals ein Bankett, bei dem er selbst in einer bedeutenden Rede seinen ganzen Lebenslauf schilderte. Diese Rede und die Stadttheater-Reden Laube's sollten längst gesammelt und in Buchform zugänglich sein. D. H.

zu uns reden, der Dichter der „Luise“ und der Verfasser der „Antisymbolik“, Lessing seinen „Schutzheiligen“, der ihn „zuerst durch ein zutrauliches Wort aufmunterte“ (S. 46). Allein auch Christian August Lobeck, der Gründer der Königsberger Philologenschule, hat, wenige Monate nach Lessings Tode geboren, einen Theil des Erbes des grossen Kritikers und Aufklärers angetreten. Und auch sonst spielt der leidenschaftliche Kampf gegen Obscurantismus und Mysticismus in dieser Briefsammlung eine sehr erhebliche Rolle. Doch ganz abgesehen von unserem Antheil an dieser Gesinnungsrichtung und unabhängig von dem hellen Licht, das über ein grosses, drei Viertheile unseres Jahrhunderts umfassendes Stück Wissenschaftsgeschichte verbreitet wird, auch durch ihr rein menschliches Interesse sind diese Mittheilungen uns zu fesseln in hohem Maasse geeignet.

Im Mittelpunkte steht Lobecks (1781—1860) gross angelegte, kerngesunde und, um wieder mit Johann Heinrich Voss zu sprechen, „kerngute“ Natur (S. 45). Dass diese hervorragende Gestalt fast nur den Fachgenossen bekannt geworden ist, muss aufs lebhafteste bedauert werden. Wäre sein „Aglaophamus“ in deutscher statt in lateinischer Sprache geschrieben worden, hätte der von der Last des schwersten gelehrten Gepäckes niemals gebeugte, vielmehr unaufhörlich von Witz und Geist sprühende, mit weltweitem Blick ausgestattete Mann sich seiner Muttersprache nicht nur zu gelegentlicher Abfassung von Rezensionen (die übrigens bis zur Stunde nicht gesammelt sind!) und von Universitätsreden bedient*) —: sein sonnenhaftes und bezauberndes Wesen hätte weithin den Eindruck hervorgebracht, der aus manchen Stellen dieser Briefe hervorleuchtet und den August Nauck (S. 434) in die nachfolgenden Worte kleidet: „Noch nie hat eine Persönlichkeit auf mich einen so überwältigenden Eindruck geübt als die von Lobeck, noch nie mich jemand zu einer so unbegrenzten Verehrung fortgerissen, so gehoben und so vernichtet. Seine Worte klingen mir noch jetzt wie eine himmlische Musik; so glücklich ich mich schätze ihn gesehen und gesprochen zu haben, so lebhaft beklage ich, dass ich ihn erst so spät kennen lernen musste.“

Des grossen Sprach- und Religionsforschers Nachfolger im Lehramte war Lehrs (1802—1878), dessen „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum“ in der deutschen Lesewelt heimisch geworden sind. In ihm verschmolz der Königsberger Vernunft- mit hellenischem Schönheits-Kultus, dem der von Goethe mächtig beeinflusste Philologe ganz und gar ergeben war. Mit reichster Empfänglichkeit gesegnet entbehrte er doch nicht starker Originalität; frühe Überanstrengung hat seine Entwicklung gehemmt und ihn gehindert alle die Früchte zu zeitigen, die sein gewaltiges Erstlingswerk erwarten liess. Er war berufen, die Geschichte der (man darf fast sagen, von ihm wieder entdeckten) antiken Philologie zu schreiben, und er liess sie leider ungeschrieben. Der anmuthigste Zug seines Wesens war tiefinnerliche Bescheidenheit. Auf den Lehrstuhl Gottfried Hermanns, des grössten Hellenisten unseres Jahrhunderts, berufen, erschrak er über die Grösse dieser Ehre so sehr, dass er sie ablehnte. Sein scharf umrissener Charakterkopf blickt uns übrigens aus diesen Bänden um vieles freundlicher an, als aus seinen Schriften. Aus diesen spricht mitunter eine Neigung zu fast unduldsamer Schroffheit des Urtheils. Spuren davon begegnen uns auch hier, vor allem in den erstaunlich unbilligen Urtheilen über die Fahnenträger jener Richtung der Alterthumswissenschaft, die man im Gegensatz zu der rationalistisch-kritischen eines Hermann und Lobeck die romantisch-historische nennen möchte. Allein daneben, welch' eine Fülle von Gemüthswärme in den Beziehungen zu Amts- und Fachgenossen, zu

*) Vergl. Auswahl aus Lobecks akademischen Reden, herausgegeben von A. Lehnerdt, Berlin 1865, und L. Friedländer's Mittheilungen aus Lobecks Briefwechsel usw., Leipzig 1861.

befreundeten Männern und Frauen. Welche Intensität des Antheils an Natur und Kunst, an Beethoven wie an Shakespeare, an Plato wie an Spinoza und weit über das litterarische und künstlerische Gebiet hinaus an allen Vorgängen des Lebens — ein Reichthum, der insbesondere seinen Reisebriefen (auch jenen aus Österreich S. 229 ff.) die reizvollste Mannigfaltigkeit verleiht. Dabei zeigen ihn uns zumal seine Tagebuchblätter (vergl. S. 334 ff.) als den gewissenhaftesten und humansten Schulmann und als von einer Liebe zu lebendiger Bildung beseelt, die nur von seinem Hass gegen totes Vielwissen übertroffen wird. Das schönste seiner Lebensverhältnisse war wohl jenes, das ihn mit dem Philosophen Karl Rosenkranz verband. Als dieser den Siebzigjährigen mit einem poetischen Geburtstagsgruss erfreut hatte, antwortete Lehrs in Distichen, aus denen wir einige hervorheben

„Andere ach! entfremdet die unbezwingliche Meinung,
Die durchs Leben den Mann stärker und starrer umfängt.
Doch wir überstanden der staatsumwälzenden Jahre
Sinneverwirrenden Streit: nahte die Eris, so war's
Jene friedliche nur, die in vielverschlungnen Gespräches
Windungen trennend uns nur fester und fester vereint."

Im Übrigen standen ihm von Gelehrten vor allem Friedrich Ritschl und August Meineke bis zu ihrem Ende und Karl Lachmann mindestens in Jugendjahren sehr nahe. Ein schönes Wort Ritschls über die „Populären Aufsätze" mag hier eine Stelle finden: „— Ihr ganzes Buch, welches wie Milch und Honig hinabgleitet, so lind und so lauter zugleich, nur manchmal leise erinnernd, dass der Honig von der Biene kommt und die Biene einen Stachel hat" (S. 618). Von Lachmanns geistiger Eigenart und ihren Schranken entwirft Lehrs ein Bild das uns der Mittheilung werth scheint, nicht zum wenigsten darum, weil er damit zugleich Vorzüge sowohl als Schwächen der eigenen Natur gezeichnet hat: „Was Sie über Lachmann sagen, möchte ich doch aus persönlicher Kenntniss, Hochverehrung und Dankbarkeit für den Mann ein weniges modifiziren. ‚Gift und Galle' hatte er gegen anders Denkende nicht. Das wären Herzensfehler. Er hatte — das will ich Ihnen unter vier Augen aussprechen, weil es meine Ansicht ist — eine gewisse Überhebung des Verstandes, gegen die es nur eine Rettung giebt wenn auch die verständig Begabtesten sich sagen, dass wir alle arme Sünder sind und dass all unser Wissen Stückwerk ist, ja vielmehr auch im besten Fall — ein Quark . . . Das Verstandeslineal — und allerdings sind grosse Verstand wohl dem sehr ausgesetzt — will alles gerade haben: ja es kann dabei sogar die so nothwendige feinste Empfindung für die Grenze zwischen dem Geraden und Steifen verloren gehn — und doch pflegen die Formen alles Lebenden, der Sprache also auch und des Styles . . . wenn auch gesetzmässig, so doch nicht lineal gerade zu sein" (S. 687 ff.).

Wien. Th. Gomperz.

Die Mittheilung unmittelbarer Erlebnisse ist für jeden, den biographisches Wissen fesselt, immer werthvoll, auch dann, wenn die Persönlichkeiten, die der Berichterstatter vorführt, nicht an und für sich bedeutend sind; denn immer erfahren doch dabei besondere Umstände, eigenartige Verhältnisse, die ein bestimmtes Zeitalter kennzeichnen, aufklärende Beleuchtung. Der Werth solcher Mittheilungen steigert sich freilich erheblich, wenn es sich um hervorragende Menschen, um eine grosse Weltverwickelung handelt; er erreicht die volle Höhe, wenn die dargebotenen Erlebnisse scharf beobachtet, geistreich angeordnet und mit frischer Kraft geschildert sind. — Alles das gilt nun von den persönlichen Erinnerungen

welche J. v. Verdy du Vernois unter dem Titel „Im Grossen Hauptquartier 1870/71“ veröffentlicht hat.*)

Aus dem engsten Kreise der Männer, die berufen waren, das Geschick Deutschlands bei Begründung des neuen Reiches durch ihre meisterhafte Kriegsleitung festzustellen, plaudert hier in einfacher und natürlicher Weise einer der wichtigsten Mitarbeiter darüber, wie es damals gewesen ist. Ich sage: er plaudert. Denn obgleich überall die Zeitfolge innegehalten und eine im tiefsten Grunde künstlerische Anordnung hinsichtlich des ursächlichen Zusammenhanges und der schriftstellerischen Wirkung nirgends mangelt, so ist doch der angeschlagene und treu innegehaltene Ton der eines angeregten Gesellschafters, der so freundlich ist, uns in guter Stunde aus dem Schatze seiner Erinnerungen harmlos und unbefangen das zu berichten, von dem er voraussetzt, dass es seinen Hörerkreis ansprechen werde und dass er es ohne Sorge, Geheimnisse zu berühren, mittheilen dürfe. — Es giebt Auguren, die daran Anstoss genommen haben. Sie meinen: eine derartige Behandlungsweise sei der Würde des Gegenstandes nicht angemessen und könne leicht dahin führen, die ehrfurchtsvolle Scheu vor den Leitern unserer Geschicke herabzumindern, weil der Erzähler solcher persönlichen Erinnerungen es sich naturgemäss versagen müsse, die eigentlichste Wirksamkeit der maassgebenden Männer ihrem ganzen Umfange nach zu veranschaulichen und die Last der auf ihnen ruhenden Arbeitsmasse, die Wucht ihrer Verantwortlichkeit in entscheidenden Augenblicken erschöpfend zu kennzeichnen. Die Gefahr einer solchen Behandlungsweise vergrössere sich noch, wenn der Erzähler selbst eine warmblütige, frohgemuthe Natur sei, der, wie Verdy oder Egmont, meint: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens werth!?“ — Ich glaube, dass die Besorgnisse jener Auguren doch unbegründet, zum mindesten arg übertrieben sind. Flachköpfe freilich, die von den grossen Aufgaben, um die es sich in einem Heereshauptquartiere handelt, und von den Mitteln, mit denen sie zu erfüllen sind, schlechthin keine Ahnung haben, stumpfe Naturen, die kein Ohr besitzen für die Stimmlage und den Tonfall des Erzählers, die sind vielleicht den vorher angedeuteten Gefahren ausgesetzt; aber an dem Urtheil solcher Leute ist thatsächlich wenig gelegen. Verständnissvolle Leser wird der weltfreudige Ton dieser Aufzeichnungen zugleich die kraftfrohe, vertrauensvolle Grundstimmung des ganzen Kreises mitempfinden lassen, in welchem der Verfasser damals wirkte, und sie werden es dann doppelt verstehen, wenn Verdy sagt: „Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie der Geist in einem höheren Stabe beschaffen ist. Die Ruhe, die in demselben herrscht, das Fernhalten jeder pessimistischen Anschauung, die Sicherheit des ganzens Auftretens wie der feste Glaube an den siegreichen Enderfolg kommen nicht blos allen Arbeiten, die dort gefertigt werden, wesentlich zu Gute, sondern verbreiten auch Ruhe, Frische und zuversichtliches Vertrauen bei allen denen, die mit den Mitgliedern dieses Stabes in Berührung traten“. — Übrigens gelangen der Ernst und die Grösse der Zeit auch in diesen Erinnerungen durchaus zu ihrem Recht; für den Biographen aber sind sie eine Fundgrube kennzeichnender Züge oft traulichster Art, die bald diesen, bald jenen grossen oder bedeutenden Mann betreffen. Die Verführung liegt nahe, einige solcher hübschen Geschichten nachzuerzählen; aber es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, Verdys Buch auszuschreiben, sondern sie wollen zu seiner Lesung anregen; sie wollen darauf hinweisen, welch' ein Schatz in ihm verborgen liegt, und wie

*) Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn.

ausserordentlich dankbar wir dem Verfasser gerade dafür sein müssen, dass er die auf Grund seiner Familienbriefe hervorgerufenen Erinnerungsbilder nach Möglichkeit vor jeder Nachtusche behütet und uns dadurch in den Stand gesetzt hat, aufs neue den frischen Odem jener grossen Zeit einzusaugen, von der man wohl sagen durfte, wie einst Hutten von der seinen: „es ist eine Lust darin zu leben!"

Max Jähns.

Briefe von Theodor Billroth. Verlag der Hahn'schen Buchhandlung, Hannover und Leipzig, 1895.

Die Sammlung, von Dr. Georg Fischer herausgegeben, enthält 420 Briefe, der grösste Theil davon ist an Kollegen gerichtet, der kleinere Theil an andere Freunde und an Familienglieder. Man nimmt das schön ausgestattete, mit Porträts aus verschiedenen Lebensepochen Billroths geschmückte Buch zur Hand, um flüchtig darin zu blättern, doch schon der erste Brief, aus der Studentenzeit, der in schöner, jugendlicher Begeisterung eine Begegnung mit der gefeierten Sängerin Jenny Lind schildert, nimmt unser Interesse gefangen, und wir begnügen uns nicht mit einer oberflächlichen Durchsicht des Buches, sondern lesen weiter und bleiben stets gleichmässig gefesselt, ob nun Billroth an seinen ersten Lehrer der Chirurgie oder an Kollegen und Schüler schreibt, ob die Briefe an seine nächsten Angehörigen oder an Freunde gerichtet sind. Ist es der leichte Stil, der uns anzieht? Sind es die Ansichten über Natur und Kunst, die Bemerkungen über wissenschaftliche Fragen, die Urtheile über verschiedene Persönlichkeiten, die Äusserungen über die eigenen Erlebnisse und Bestrebungen oder die Anschauungen über mancherlei Fragen des Lebens im Allgemeinen, die uns fortgesetzt anregen? Kaum, denn manche Personen, manche Verhältnisse sind uns fremd, manche Urtheile fordern unseren Widerspruch heraus, aber Eines finden wir in jedem Briefe wieder, und dies Eine ist es auch, wodurch uns im Weiterlesen das Buch immer lieber wird und auch der Schreiber der Briefe: es ist die Wahrhaftigkeit, es ist das Streben, über sich selbst, über die Menschen und Dinge klar zu werden und das Erkannte auch Anderen klar zu sagen ohne Beschönigung, ohne Pose. Solche Aufrichtigkeit ist selten und wenn sie vorhanden ist, so sind wir nicht immer dankbar dafür. Hier aber lernen wir von einer bedeutenden Persönlichkeit Züge kennen, die zur Vervollständigung des Charakterbildes dienen, wir sehen wieder, wie zu genialer Begabung ausdauernder Fleiss gehört, wenn etwas Rechtes zum Vorschein kommen soll, und wie der grosse Blick für ferne Ziele ergänzt werden muss durch liebevolles Eingehen in scheinbar geringfügiges Detail. Dadurch ist die Sammlung der Briefe Billroths nicht nur eine Gabe für seine Freunde und Verehrer, sondern ein Buch reich an Anregung für Jeden. Der Herausgeber bereitet schon jetzt — das Buch ist erst vor wenigen Wochen erschienen und bereits im Buchhandel vergriffen — eine zweite Auflage vor, die voraussichtlich noch eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe enthalten wird.

R. Gersuny.

Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann 1896. VI und 173 S.

Die Namen Müllenhoff und Scherer beherrschen eine spätere Epoche der deutschen Philologie fast so untrennbar und fast so unbedingt, wie über dem Heroenzeitalter dieser Wissenschaft das Dioskurenpaar der Brüder Grimm strahlt. Wie diese setzen der Meister der Deutschen Alterthumskunde und der Verfasser der Geschichte der Deutschen Literatur sich gegenseitig voraus, ergänzen sich, waren einer des anderen Lehrer und Schüler zugleich. Aber wenn auch von

ihnen ein gemeinschaftliches Werk — die „Denkmäler“ — die Erinnerung an die Tage innigster Vereinigung erhält, so bezeichnet es leider nur eine Epoche ihres Lebens, während die Bücher der „Brüder Grimm“ symbolisch im Beginn der gesammten Laufbahn dieser Parallelsterne aufgingen. Die Heftigkeit, die Strenge und auch der Eigensinn des Älteren vermochten mit dem rasch vordringenden, ungeahnt selbständig sich entwickelnden Geist des Jüngeren nicht auf die Dauer in Freundschaft zu bleiben. Längst hatte sich ein Gegensatz angekündigt; eine politische Frage führte ihn zu offenem Bruch. Denn beide Gelehrte, so heiss und leidenschaftlich sie ihrer Wissenschaft lebten, waren doch weit entfernt davon, sich engherzig in ihre Bücher zu vermauern; wie es in der Wissenschaft gute Tradition ist, die ihre Pfleger Jakob und Wilhelm Grimm, Ludwig Uhland, Moriz Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Wilhelm Wackernagel, sämmtlich Märtyrer ihrer politischen Überzeugungen werden sah, nahmen auch Müllenhoff und Scherer von ganzem Herzen Theil an dem nationalen Leben auch in seinen politischen Bethätigungen. Für den leidenschaftlichen Nordalbingier Müllenhoff aber nahm (wie es altgermanische Art ist) jede politische wie jede wissenschaftliche Gegnerschaft allzurasch den Charakter einer moralischen Versündigung an. Die Entzweiung konnte überbrückt werden, geheilt wurde sie nicht; und für Scherer blieb die Entfremdung von seinem verehrtesten Lehrer und Freunde ein dauernder Schmerz, der seine letzten Jahre getrübt hat.

Aus diesen Erlebnissen erklärt es sich, dass ein wehmüthiger Ton durch die Blätter geht, die der jüngere Genosse dem älteren gewidmet hat, den er nur um eine so kurze Spanne Zeit überleben sollte. Es verstand sich trotz jener Lösung des alten Bandes ganz von selbst, dass Scherer Müllenhoffs Biographie schreiben würde; und es verstand sich bei diesem edeln und grossen Herzen nicht minder von selbst, dass jene Erfahrung — an der ja gewiss keiner der beiden Theile ganz allein die Schuld trug — nur eben in schmerzlichen Tönen, nicht etwa in Bitterkeit oder Strenge sich verrathen würde. Ganz im Gegentheil hat sie nur dazu geführt, dass Scherer mit doppeltem Eifer der Individualität Müllenhoffs gerecht zu werden suchte. Gerade wo ihre Persönlichkeiten am entschiedensten auseinanderstrebten, da müht er sich am meisten, die Eigenart seines Helden ins hellste und beste Licht zu setzen, seine menschliche Eigenart wie die wissenschaftliche. Scherer war durch und durch, was Berthold Auerbach einen „Menschenmensch“ nannte, auf rasche Anfreundung, auf lebhafte Theilnahme, auf tolerantes Gewährenlassen im Umgang gerichtet, gesellig, gesprächig, bei jedem Thema zu fragen und Auskunft zu geben niemals müde. Wie hebt er dem gegenüber Müllenhoffs schwerflüssige, schweigsame, schwer zu gewinnende und leicht zu verscherzende Freundschaft heraus! wie liebevoll verweilt er auf seinen wenigen dauernden Verbindungen, der rührenden Treue, mit der M. an seinem alten Schullehrer Kolster hielt, der unverbrüchlichen Genossenschaft mit dem bedeutenden Historiker Nitzsch, vor allem auf seinem höchst glücklichen und innigen Familienleben! Und Scherer war als Forscher eine Lessing-Natur, dem der Kampf um die Wahrheit mehr Glück gewährte, als die Idee ihres Besitzes, auch jeder wissenschaftlichen Frage mit reger Theilnahme näher tretend, froh neue Probleme anzuregen und in kühnem Wagen noch Unbeweisbares vorauszuahnen. Aber nur um so mehr betont er das Grossartige in Müllenhoffs wissenschaftlicher Natur, die Leidenschaft, mit der er Einer Aufgabe sein Leben weihte, mit der er hier aber auch die ganze volle Wahrheit in der Hand zu halten begehrte. Dieser Forscher hätte sich wohl, ein neuer Epimenides, in den Ätna stürzen mögen vor Verzweiflung über unlösbare Räthsel; und gerade dies tiefinnere Bedürfniss nach festen Resultaten, nach dem, was man dem kritischen Skepticismus gegenüber den wissenschaftlichen

Glauben nennen könnte, gerade dies Verlangen nach Ruhepunkten für den suchenden Geist machte ihn in der Polemik so unerbittlich und auch so ungerecht: eine geheime Furcht, endlich errungenen Besitz wieder in Frage gestellt zu sehen, regte sich unter der Oberfläche des Bewusstseins. Und eben hier liegt auch die Ursache, weshalb sein Lebenswerk unvollendet blieb; er wagte nicht abzuschliessen, er sah noch nicht alle Gestalten so deutlich, so greifbar vor sich, wie er die Gelehrten des Alterthums, einen Eratosthenes, einen Strabo und andere Gewährsmänner unserer Urzeit erblickte; er zauderte noch, hoffte auf neue Erleuchtungen, und starb darüber unter Fragmenten.

So stimmt denn der elegische Ton von Scherers rührend-schönem Abschiedswerk nur zu gut auch zu dem Inhalt. Scherer hat in einem wundervollen Buch auch Jakob Grimm geschildert, den Mann des kühnen Wagens, der unermüdlichen Pläne, der unvergleichlichen Stoffbeherrschung. Welch ein Jubel klingt durch seine ganze Lebensgeschichte! Freilich, in hundert Fällen hat die deutsche Philologie ihren grössten Stifter zu berichtigen gehabt; wären aber unsere ersten Meister vor dem „Unfertigen", vor dem „noch nicht reifen Problem", vor dem „vorzeitigen Abschluss der Untersuchung" so ängstlich wie Spätere zurückgebebt, so hätten wir weder J. Grimms Deutsche Grammatik noch W. Grimms Heldensage, weder Uhlands Volkslieder noch Lachmanns Ausgaben je erhalten. Hier aber rächte sich an Müllenhoff selbst jene unrichtig moralisirende Auffassung wissenschaftlicher Fragen. Er hätte in kühnem Wurf die Deutsche Alterthumskunde vollenden mögen und Alles, was er für seine Lebensaufgabe gethan, der fördernden Kritik und Weiterführung der Mitforscher vorlegen sollen. 1870 gab er den ersten Band heraus — der grosse Krieg der deutschen Nation hätte ein ruhmvolles Denkmal in einem Werke gefunden, das zum ersten Mal die Entstehung des deutschen Volkes mit wissenschaftlicher Schärfe, mit ungeheurer Gelehrsamkeit, mit phantasievoller Veranschaulichung an den Tag legte. Es sollte nicht so kommen. Dieser Columbus starb, ehe er den Fuss aufs Land gesetzt hatte. Scherer nahm die Vollendung der Arbeit, eigene Pläne grossherzig zurückschiebend, auf sich; und auch er sank um. Treue Schüler leiten jetzt die Herausgabe des Nachlasses, Pniower, Ranisch, Roediger gaben Band nach Band heraus; das Ganze bleibt doch Fragment, und was Müllenhoff in einem langen Leben strengster Arbeit erreichen wollte — so unendlich er auch unser Wissen bereichert hat, so gross der Einfluss auch seiner kleineren Arbeiten war, so treu seine Schüler von ihm lernten, was er erreichen wollte, blieb ihm versagt.

Und Bruchstück blieb auch seines grössten Schülers Nachruf. Das Kapitel gerade, das die Alterthumskunde und Müllenhoffs gesammte Lebensarbeit aus ihrem Mittelpunkt heraus würdigen sollte, konnte Scherer nicht mehr vollenden. Ein jüngerer Schüler sollte es zu Ende führen; statt es rasch und mit energischer Sammlung zu beenden, liess er sich von andern Aufgaben in die Ferne locken, und nach zehn Jahren musste das Buch unvollendet erscheinen, wie es 1886 schon hätte ans Licht treten können. Scherers Denkrede auf Müllenhoff tritt in die Lücke, ohne den wehmüthigen Eindruck des grossangelegten Torsos verdecken zu können. Und so gewinnt die schöne Biographie noch einen besonderen persönlichen Werth, indem sie uns den zu frühen Tod beider Meister veranschaulicht, des älteren, der im siebenundsechzigsten Jahr dahinschied und sein Lebenswerk unabgeschlossen zurückliess, wie des jüngeren, dem nur fünfundvierzig Jahre für die Vollendung eines Theils seiner reichen Pläne gegönnt waren.

Richard M. Meyer.

Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Frau Marie von Bülow. Band I und II. Leipzig 1895, Breitkopf und Härtel.

Zwei Jahre werden in Bälde verstrichen sein, seitdem die Freunde und Schüler Meister Hans von Bülow's aus entlegensten Fernen zusammengeströmt waren, um an einer Bestattungsfeier von solch' erhebender Grösse theilzunehmen, wie sie das altehrwürdige Hamburg in seinen Mauern schwerlich je zuvor gesehen hatte. Auch denen, welche nicht Zeugen jenes unvergesslichen, weihevollen Finales eines Heldenlebens gewesen waren, hat die so kurze, seitdem verflossene Zeitspanne es mit unerbittlicher Schärfe dargelegt, was die Tonkunst, was die Mitwelt in Hans von Bülow verloren hat. An den Stätten, an welchen er in heissem Kampfesdrang für seine Ideale stritt und litt, werden jetzt mit den geringeren Künsten, die man ihm etwa ablernen konnte, leichtere Siege gewonnen. Mit mässiger Anstrengung windet sich das Talent seine Kränze; dornenbesäet ist die Bahn des Genies, welches die Anerkennung für die weittragenden, neuen Gedanken, die es bringt, ja auch im Interesse seiner Nacheiferer von den Menschen und dem Schicksal erst ertrotzen muss. Wie mühevoll das Leben Hans von Bülow's gewesen, dafür legen jetzt seine Briefe vor der Öffentlichkeit ein vollgültiges Zeugniss ab. Herzlichen Dank verdient die edle Gattin des allzu früh Dahingeschiedenen, welche unter tausend Mühen und Widerwärtigkeiten das wie in alle Winde verstreuete Material zusammenbrachte. Sie hat es mit unleugbarem Geschick zu gruppiren verstanden und in der zu Herzen sprechenden, vom Tone warmer, natürlicher Empfindung erfüllten Einleitung, in dem geist- und taktvoll komponirten verbindenden Text sich selbst als eine beachtenswerthe, federführende Kraft erwiesen. Die Briefe welche in den vorliegenden Bänden die Periode der Jünglings- und ersten Mannesjahre umfassen, sind einerseits ein bedeutungsvoller Beitrag zur Kenntniss der Geschichte der musikalischen Revolutionsjahre um die Mitte des Saeculums, in denen wieder einmal ein ansehnliches Stück Philisterwelt aus den Angeln gehoben wurde, andererseits eröffnen sie einen wundersamen Einblick in das Werden einer eigenartigen, durch alle Stürme und Unbilden des Lebens erst recht zu ungewöhnlich energischen Willensbethätigungen angespannten Individualität. Krankheit, Kummer und Noth, die unfreien Gedanken allzu besorgter Angehöriger, der Neid und die Bosheit der Minderbegabten, der Stumpfsinn breiter, am Gewohnten klebender Massen: all' das wird überwunden durch eine beispiellose Gewalt zielsicheren Vorschreitens. Und wie viel schöne, hülfsbereite Menschenliebe, welche Fähigkeit zarten, fast frauenhaft innigen Empfindens in diesem streitfrohen jungen Kämpfer! Auf viele namhafte Erscheinungen jener Periode, mögen sie vorwiegend litterarischen, politischen oder musikalischen Kreisen angehören, fallen fesselnde Schlaglichter: denn Bülow lernte es rasch und gut, nicht nur die Saiten zu meistern und das Schwert zu schwingen, sondern auch ein gewandter Schilderer fremder Persönlichkeiten und wechselnder, eigenfarbiger Umgebungen zu werden. Dazwischen sprühen schon die bunten Capriccio's lustiger Launen auf — und der Pritschenschlag trifft oft noch schärfer und sicherer als der Degenstoss. Hinwiederum sprechen sich Wagner und Liszt gegenüber, den geistigen Pathen des Aufstrebenden, Dankbarkeit und Erkenntlichkeit in wohlthuendster Weise aus. Die Briefe an Liszt sind zumeist in klarem, fliessendem Französisch geschrieben — ein Zugeständniss, welches der Schüler der kosmopolitischen Wesensart des Lehrers machen zu müssen glaubte. Nichts destoweniger schlägt das, was ein Bülow auf gut Deutsch vorzubringen vermag, denn doch noch mit ganz anderer Wucht ein. Keiner, der vornehme geistige Anregung willkommen heisst, wird die vorliegenden Bände ohne eine von Seite zu Seite wachsende Befriedigung durchgehen — er mag „musikalisch“ sein oder nicht. Der echte Prinz aus Genieland findet überall Einlass. —

Paul Marsop.

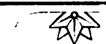
Aus dem Stammbuch eines Biographen.

IV.

Zum 100. Geburtstag von Carlyle.

Mit England feiert auch Deutschland heute den hundertjährigen Geburtstag Thomas Carlyle's. Nicht allein, weil er Goethe nahetrat und Friedrich dem Grossen eine liebevolle Biographie, die menschlich beste bisher in der Welt überhaupt, gewidmet hat. Ein höherer, gemeingültiger Ruhm gebührt ihm, wie allerorten, so auch unter uns. In die allgemeine realistische Bewegung des Jahrhunderts warf er die subjektive Genialität einer urwüchsigen, durch und durch wahrhaften, echt germanischen Persönlichkeit und vollbrachte dadurch eine ungeheure Reaktion des praktisch fühlenden Gemüths gegen die theoretischen Ideale der Vergangenheit in Wissenschaft und Politik. Wie man Rousseau als den Vorempfinder und Vordenker der grossen französischen Revolution zu betrachten pflegt, wird die Zukunft wahrscheinlich Carlyle in erster Reihe als einen Mann nennen, der den sozialen Umwandlungen unserer und der folgenden Tage feurig, tiefsinnig und beredt, mit aller einseitigen Übertreibung, die dazu gehört, die weltgeschichtliche Bahn gebrochen.

Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 4. Dec. 1895.



Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Gustav Freytag.

Von

ERNST ELSTER.

Wenn wir den Verlust eines grossen Mannes beklagen, so pflegen wir mit dem Gefühl der Trauer den Wunsch zu verbinden, das Tüchtige, das wir dem Verstorbenen verdanken, in ernster Stunde zu überschauen, um so dem Drang pietätvollen Gedenkens verständnissvoll zu genügen und um womöglich auch den Gewinn zu ermessen, den wir aus dem Schaffen des Heimgegangenen in unser eigenes Leben überführen können. So ist auch, seit Gustav Freytag hochbetagt am 30. April 1895 sein klares Auge für immer geschlossen hat, seinem Gedächtniss manch warmes Wort gewidmet worden; und in der That ist es eine genussreiche Aufgabe, dem Geheimniss seines siegreichen Strebens nachzuspüren und zu fragen, durch welche geistige Güter er unser Leben und das unserer ganzen Nation bereichert hat.

Eine so weite Zeitspanne Freytags Wirken umfasst, so können wir darin doch nicht wie in dem vieler anderen Dichter mehrere Entwickelungsperioden, sondern nur eine Epoche der Vorbereitung und eine solche der Meisterschaft unterscheiden. Und charakteristisch für ihn ist es, dass der grosse Einschnitt seines Lebens nicht sowohl durch ein litterarisches, als vielmehr durch ein politisches Ereigniss bezeichnet wird. Die Revolution von 1848 gab seiner Weltanschauung den Abschluss und die endgültige Richtung, als das Ziel seines Strebens stand ihm fortan unerschütterlich fest: den nationalen Aufgaben als Dichter und Schriftsteller zu dienen.

Eine solche Wendung mochte wohl durch ein äusseres Ereigniss befördert und zum Abschluss gebracht werden, aber vorbereitet musste sie sein durch die ganze bisherige Entwickelung des Dichters. Die Keime von Freytags nationaler Weltanschauung sind bis in seine frühe Jugend zu verfolgen, ja sie weisen über diese hinaus auf den Geist der Familie und der Landschaft, der er entstammte.

Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 in der kleinen Stadt Kreuzburg in Schlesien als Sohn des dortigen Bürgermeisters, der früher Arzt gewesen war, geboren. Die Nähe der polnischen Grenze führte zu zahlreichen Reibereien mit den Nachbaren, und die Folge hiervon war, dass sich die Deutschen ihrer Eigenart mit starkem Selbstgefühl bewusst wurden. Insbesondere im Hause des wackeren Bürgermeisters, der die Selbstverwaltung der Stadt als der erste durchzuführen hatte, herrschte ein kräftiger Gemeingeist. Zu ihm gesellte sich ein ebenso deutliches Gefühl der Segnungen des Protestantismus, als dessen Verkündiger mehrere Mitglieder der Familie erspriesslich gewirkt hatten. Aber der Knabe wuchs hier und in Oels, wo er das Gymnasium besuchte, heran, ohne sich nach irgend einer

Richtung auszuzeichnen, und die stille Umgebung, in der er lebte, war nicht geeignet, seinen Genius frühzeitig zu wecken. Immerhin drängte es ihn, als er 1835 die Universität bezog, das nationale Studium der deutschen Litteratur und Sprache zu erwählen, er erfuhr in Breslau durch Hoffmann von Fallersleben, namentlich aber in Berlin durch Karl Lachmann tiefgehende Anregungen, und obwohl er sein Examen nur mit dem Lob bestanden hatte, welches erforderlich war, um zu den Ehren eines Doktors befördert zu werden, so bestieg er doch bereits ein Jahr darauf selbst in Breslau das akademische Katheder, um fünf Jahre hindurch, bis 1844, als Privatdozent zu wirken. Wenn auch seine gelehrten Arbeiten achtbar und sein Erfolg als Lehrer nicht gering war, hatte sich Freytag doch nicht der Gunst der Fakultät zu erfreuen, und als ihm 1844 verweigert wurde, ein beabsichtigtes Kolleg über deutsche Kulturgeschichte zu halten, das in der That über die Grenzen seines Faches hinausging, sagte er im Alter von 28 Jahren dem akademischen Beruf Valet und lebte fortan nur als unabhängiger Schriftsteller. Drei Jahre noch verblieb er in Breslau, zog sich von manchen Zerstreuungen zurück und arbeitete still für seine Zukunft. Die Breslauer Jahre waren trotz mancher Enttäuschung wichtig und bedeutungsvoll für Freytags Entwickelung, er wusste, wie Lessing, dass die Bücher ihn wohl gelehrt, nimmermehr aber zu einem Manne machen könnten, und so suchte er denn in lebendigem Verkehr mit verschiedenen Lebenskreisen seine Anschauungen und Erfahrungen zu berichtigen, zu erweitern und zu vertiefen. Wie Breslau der Schauplatz seines beliebtesten Romanes geworden ist, so ist ihm die Kenntniss des kaufmännischen Lebens insbesondere durch einen Freund, den er dort gewonnen hatte, durch Theodor Molinari, den Chef des angesehenen Breslauer Hauses, erschlossen worden.

In diese Epoche fallen die Jugendwerke unseres Dichters, die neben Verfehltem doch schon höchst bemerkenswerthe Züge aufweisen. Die Zeit, in der Freytag hervortrat, war keineswegs ungünstig für ein Talent, dessen Schwergewicht in gesund-realistischer Lebensauffassung ruhte. Das reiche Programm des sogenannten Jungen Deutschland war in langen kritischen Erörterungen nach allen Richtungen hin gründlich durchgearbeitet worden, die Führer der Schule, Gutzkow und Laube, rüsteten sich zu grossen dichterischen Thaten. Dies vielgeschmähte Junge Deutschland bildete ein nothwendiges Übergangsstadium von der Romantik zur modernen Poesie der Wirklichkeit. Man war der mondbeglänzten Zaubernacht Tiecks, der minniglichen Ritterpoesie Fouqués, der übermüthigen Phantasieen Brentanos, der tollen Gespenstergrimassen Hoffmanns, man war selbst der stereotypen Waldpoesie Eichendorffs, kurz des ganzen romantischen Rausches und Zaubers von Herzen überdrüssig geworden, und man sehnte sich nach natürlicherer Kost und lebenswahrer Poesie. Diesen Forderungen der neuen Zeit gaben die Jungdeutschen beredten Ausdruck. Aber sie blieben von bedenklicher Einseitigkeit nicht frei. In dem Bestreben, die Dichtung mit

dem Leben der Zeit auszusöhnen, zwangen sie die Musen in den Dienst der liberalen Politik, verzettelten ihre Kraft in wohlstilisirten Leitartikeln und in endlosen theoretischen Erörterungen über die Emanzipation der Frauen, über freie Liebe, über die Entbehrlichkeit des Christenthums und über das, was der modernen Dichtung eigentlich fromme. Da traf die Führer der Bewegung, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Mundt, der rauhe Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835, kraft dessen die Verbreitung aller Werke dieser Schriftsteller, auch der künftigen, einfach untersagt wurde. Diese Bestimmung liess sich natürlich nicht durchführen, sie war nicht nur barbarisch, sondern auch lächerlich. Aber wie der Teufel oft wider Willen Gutes stiftet, so auch hier. Die gemaassregelten Schriftsteller besannen sich, dass die Poesie nicht in tendenziösen Leitartikeln bestehe, sondern in der künstlerischen Darstellung lebensvoller Schicksale der Menschen, und hiergegen hatte auch der selige Bundestag nichts einzuwenden. Die Polizei beschleunigte eine Entwickelungskrisis der Litteratur, die über kurz oder lang hätte ausbrechen müssen, und zwang die Poesie, der ästhetisch höchst verderblichen politischen Dienstbarkeit zu entsagen. Die Folge davon war, dass die Litteratur der 40er Jahre ein ganz anderes und ein viel erfreulicheres Antlitz aufwies als die der 30er. Immerhin behielten die Führer der jungdeutschen Bewegung, als sie im Drama und im Roman zu grossen und dauerhaften Leistungen vorschritten, noch manche ihrer bisherigen Eigenthümlichkeiten bei: die Neigung zur Tendenz, die blasirt absonderlichen Helden, die geistreich-schillernde Phrase, den Mangel nationaler Empfindung.

An diese zweite Epoche des Jungen Deutschland schliesst sich Freytags Jugenddichtung an, und unterscheidet sich doch auch schon von ihr durch manche charakteristische Züge. Als Lyriker ist er wie jene Schriftsteller ohne Bedeutung, und diese Grenze seines Talents ist bemerkenswerth: die drängende Fülle starker und leicht wechselnder Affekte, die den Lyriker zur dichterischen Äusserung zwingt, war seiner klaren und festen Natur wohl fremd; auch widerstrebte es der keuschen Bescheidenheit seines Gefühls, das Tiefste seiner Persönlichkeit aller Welt zu offenbaren. Sobald er sich an einen fremden Stoff anschliessen konnte, wählte er dagegen in seiner Jugend gern die lyrische Form der Darstellung und bediente sich hierzu mit Vorliebe der modifizirten Nibelungenstrophe, des sogenannten Hildebrandtons, den er bei freier Behandlung für sehr brauchbar hielt.

Verrathen Freytags Gedichte die Grenzen seiner Gefühlsbegabung, so offenbart uns sein erstes Drama „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ deren liebenswürdigste Seite: den schalkhaften Humor. Das Stück behandelt die Werbung des Prinzen Max von Österreich, des späteren Kaisers Maximilian I., um Maria von Burgund. Der frische herzhaft deutsche Ton des Werkes, der häufige Szenenwechsel, das Zeitkolorit und anderes erinnern uns ein wenig an den „Götz von Berlichingen“. Aber die Vor-

aussetzung des Dramas, dass zwei Liebende sehnsüchtig die Verbindung herbeiwünschen, ohne sich je zuvor mit Augen gesehen zu haben, ist etwas bedenklich, und die Handlung ist zwar im einzelnen bühnengemäss, im ganzen jedoch viel zu breit und episch angelegt. Die Charakterzeichnung ist dagegen sauber und bestimmt, und in Kunz von der Rosen, dem Narren Maximilians, tritt uns der liebenswürdige und dreiste Humor Freytags entgegen, den er später in ähnlicher, aber noch vollkommenerer Weise in den Figuren von Bolz und Fink verkörpert hat.

Freytag selbst erkannte bald die Fehler seines Werkes und suchte sich für's künftige durch eifriges Studium der dramatischen Technik vor ähnlichen zu bewahren. Dies emsige Nachdenken über das Erlernbare, über die Theorie seiner Kunst bildet wiederum einen charakteristischen Zug in dem Bilde unseres Dichters und zeugt von der ernsten Auffassung seines Berufs. Wohl wenige haben wie er durch kleine Griffe und Handwerksregeln die etwa stockende Erfindung zu erleichtern, die Handlung zu sichten und geschickt zu gruppieren verstanden. Aber gerade in dieser Beziehung hat er viel von Gutzkow gelernt, und seine beiden nächsten Dramen „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ könnte allenfalls auch dieser in seinen besten Stunden geschrieben haben. In beiden Stücken wird die Hauptperson aus beklommenen und bedrückenden Verhältnissen, aus einer gewissen Unfreiheit errettet: Valentine wird vor den Schlingen bewahrt, mit denen sie ein deutscher Duodezfürst umstrickt, Waldemar wird durch eine echte Liebe erhoben aus der erstickenden Sumpfluft sittlicher Verkommenheit. Der Stoff beider Werke ist erfunden, aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, nicht frei von Anlehnungen an überlieferte Motive: die Schöne, der ein Fürst nachstellt, war seit „Emilia Galotti“ auf den deutschen Bühnen öfter gesehen worden, aber Freytag, der im Zeitalter des erstarkenden Liberalismus dichtet, erlöst das Weib aus unwürdigen Banden und lässt den hohen Herrn mit einem langen Gesichte abziehen. Im Humor des Schurken Benjamin klingen einige Töne von Fiescos Mohren nach, die behende Aufopferung Georg Saalfelds für Valentine (er lässt sich als Dieb verhaften, um die Schöne nicht durch seinen nächtlichen Besuch blosszustellen) ist in gewisser Hinsicht vergleichbar mit Posas Aufopferung für Carlos und die Sache der Freiheit, doch ist sie besser motiviert als diese. Im Sinne der Jungdeutschen und im Sinne des vormärzlichen Liberalismus dünkt sich der Held des Stückes, der als politischer Flüchtling lange in Amerika gelebt hat, über die deutschen kleinlichen Zustände erhaben. Deutsche Sitte und Sittlichkeit wird mit kritischem Blicke betrachtet und zu niedrig geschätzt: den Schluss eröffnet die Aussicht, dass das gerettete Paar sich in der Fremde, in Italien, ansiedeln werde; mit Recht sagt Freytag in seinen Lebenserinnerungen: „In der ‚Valentine‘ verräth der freie Held Georg am auffälligsten die Unfreiheit des Dichters.“ Darin zeigt sich eben noch der Geist des Jungen Deutschland: Freytags nationale Gesinnung schlummert

noch, seine Weltanschauung liegt noch halb in den Banden des kosmopolitischen Liberalismus. Aber in technischer Hinsicht ist er mächtig vorgeschritten. Die Theile der echt dramatischen Handlung greifen wundervoll ineinander, die Höhepunkte, namentlich die nächtliche Balkonszene im 3. Aufzug, sind höchst wirksam. Der Dialog ist knapp und schlagfertig, wie in der „Emilia Galotti“; kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig. Aber die Fülle gewagter Intriguen verräth das bedenkliche Vorbild Scribes, die grellen Effekte erinnern an das Raffinement Gutzkows. Immerhin durfte Freytag mit Recht behaupten, „dass es zur Zeit in Deutschland niemanden gab, der die technische Arbeit des Bühnenschriftstellers besser verstand“, als er. — „Graf Waldemar“ schildert den durch Liebe geretteten Roué wie Victor Hugos „Marion de Lorme“ die durch Liebe gerettete und verklärte Courtisane. Auch dieses Stück ist höchst packend, der Aufbau der Handlung meisterhaft. Auffallend ist nur, dass der wichtigste Zug der Vorgeschichte, die ehemalige Liebe Waldemars zur Fürstin Udaschkin, dem Zuschauer erst im 4. Aufzug enthüllt wird: Man betrachtet es sonst mehr als Eigenart des Novellisten, durch Verschleierung des Vergangenen die Spannung des Lesers zu steigern. Die Charakteristik der Hauptperson ist schlechthin vollendet: sowohl der vornehme Schliff wie die allmähliche Umkehr und Einkehr des frivolen Sünders ist meisterhaft dargestellt; insbesondere aber ist der heikle Stoff durch taktvolle Behandlung geadelt; die Rolle des Grafen Waldemar gehört zu den besten Rollen des deutschen Theaters. Und schon zeigt sich in der Weltanschauung des Dichters ein Ansatz zum Gesünderen: der Held beklagt sich, dass er durch die Beengtheit der öffentlichen Zustände zum sinnlichen Wohlleben verführt worden sei, er will nach seiner Umkehr vor allem rastlos schaffen und handeln, sich nicht in thatloser Reue verzehren; und indem er das Mädchen aus dem Volk heirathet, erkennt er die gediegene Kraft des schlichten Bürgerthums an. So sehen wir, wie sich die nationale und bürgerliche Gesinnung des Dichters allmählich durchringt, aber zunächst wagt sie nur schüchternen Flug.

Stärker hatte sie sich bereits drei Jahre vorher, 1844, in dem poetisch allerdings werthlosen Dramenfragment „Der Gelehrte“ verrathen. Der Held des Stückes, der Archivar Walter, scheidet von seinen Büchern, um als Arbeiter mitten im Volke zu wirken und den niederen Kreisen die Kraft zu mehren. Die Handlung ist schwach, die Charaktere sind schattenhaft und die schlechten Verse passen zu dem Inhalt wie die Faust auf's Auge. Auch der Grundgedanke des zum Volk herabsteigenden Gelehrten riecht nach der Studierlampe. Aber in ihm verräth sich gleichwohl schon der echte Freytag, der Dichter deutschen Volksthums, deutscher Art und bürgerlicher Sitte.

Seit Anfang 1847 lebte Freytag in Dresden, und der anderthalbjährige Aufenthalt in dieser Stadt machte Epoche in seinem Leben. Zunächst verheirathete er sich mit einer älteren verständnissvollen Freundin, der Gräfin

Dyhrn, die er seit 1840 kannte; dann machte er die Bekanntschaft Julian Schmidts, der bald sein treuester Freund, Berather und Genosse werden sollte, und vor allem erlebte er hier die Stürme der Revolution, durch die seine Weltanschauung ihr klares und endgültiges Gepräge erhielt. Freytag war von Anfang an der Ansicht, dass die deutschen Verhältnisse nur unter der Führung Preussens und unter Österreichs Ausschluss aus dem Reich geregelt werden könnten. Vor allem aber befestigte er sich in der Überzeugung, dass die Zeit jeden Tüchtigen in den Dienst des Vaterlandes zwinge, dass die Stunde gekommen sei, wo nur ein Ideal gelte: die Pflege deutschen Volksthums. Die nationale Gesinnung, die von Jugend an in ihm schlummerte, kam jetzt zu voller und freiester Entwickelung. Die Worte, die Viktor König im letzten Bande der „Ahnen“ nach Ausbruch der grossen Bewegung äussert, sind aus Freytags eigenem Herzen geschöpft: „Ich bin nichts als Schriftsteller und habe die ersten frischen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwandt, die mir in diesem Augenblick so weichlich und ungesund erscheinen, dass ich mich ihrer schäme. Dies Lippenfechten über schöne Attitüden und über die Geheimnisse einer ästhetischen Wirkung, und ob der Schauspieler das Bein so oder anders setzen soll. Pfui!“ Freytag, der bis dahin ganz überwiegend den ästhetischen Interessen gelebt hatte, stieg, wie sein „Gelehrter“, der Archivar Walter, zum Volke herab, um „den niederen Kreisen die Kraft zu mehren“: als Leiter des Dresdener Handwerkervereins wirkte er mit Eifer und Freude, und der Einblick, den er hier in die Herzen der sogenannten kleinen Leute gewann, trug viel dazu bei, seine tiefe Liebe zu allem, was deutsch dachte und fühlte, zu befestigen. Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung ist Freytag nicht gewesen; ein Mandat, das ihm in Deutschböhmen angeboten wurde, wies er zurück; er hielt „eine Volksvertretung, in welcher Östreich mit seinem ganzen Bundesgebiet lagerte“, überhaupt „nicht für die Stätte, auf welcher die Entscheidung über die deutsche Zukunft getroffen werden konnte.“ Die Entfernung alles Fremden aus Deutschland galt ihm als unerlässliche Forderung, und sein Viktor König zerschmettert das Gewehr, das ihm während der Berliner Bewegung von polnischen und französischen Abgesandten zum Kampf auf den Barrikaden in die Hand gedrückt wird.

Gustav Freytag wurde Journalist; dem in so vielen Lebenskreisen Heimischen wurde ein neues Gebiet erschlossen, das auch seiner Dichtung zu Gute kommen sollte. Am 1. Juli 1848 übernahm er gemeinschaftlich mit Julian Schmidt die „Grenzboten“, die beide zu einer der angesehensten deutschen Zeitschriften gestalteten, und der Freytag bis zum Abschluss des Krieges eifrig diente. Seitdem wohnte er in Leipzig, und hier sowie in Siebleben, wo er seit 1851 bis zu seinem Tode die Sommermonate verbrachte, hat er die glänzende Reihe seiner Meisterwerke geschaffen. Hier in Leipzig, dem ungenannten Schauplatz seines zweiten Hauptromans, hat er im Verkehr mit einer Schaar bedeutender Männer viele genussreiche und anregende

Stunden verbracht; so wurde er hier befreundet mit den Professoren Otto Jahn, Moritz Haupt, Theodor Mommsen, Karl Ludwig, Wilhelm Braune, Woldemar Wenck u. A., er erfreute sich hier der herzlichsten Beziehungen zu dem berühmten badischen Politiker Karl Mathy, der von 1859—1862 Direktor der Deutschen Kreditanstalt in Leipzig war und dem Freytag in einer ausgezeichneten Biographie den Zoll treuer Freundschaft gewidmet hat; hier wurden ihm Dr. Rudolf Wachsmuth, der Nachfolger Mathys, und der jetzige Oberbürgermeister von Leipzig, Dr. Georgi, werthe und theure Genossen, und hier fand er in Salomon Hirzel nicht nur einen weitschauenden und klugen Verleger, sondern auch einen kenntnissreichen Förderer seines Schaffens und einen aufrichtigen Freund. Solche Beziehungen Freytags zu ausgezeichneten Männern zeigen aufs deutlichste, wie sehr man den männlichen Charakter des imposanten, im Verkehr überaus anregenden Dichters allgemein zu schätzen wusste.

Jahrelang widmete sich Freytag mit Hingabe den politischen Interessen, und es war ein trauriges Zeichen der Zeit, dass der eingefleischte preussisch-deutsche Patriot wegen der Verbreitung einer politischen Notiz im Winter 1853 von der Berliner Regierung aufs heftigste verfolgt werden konnte. Um den Dichter diesen Nachstellungen zu entziehen, ernannte ihn der Herzog Ernst von Coburg-Gotha zu seinem Vorleser und verlieh ihm den Titel eines Hofraths. Mit diesem Fürsten, der ihm stets ein gnädiger und bequemer Herr blieb, verlebte er viele frohe und eindrucksreiche Stunden, und die volle Übereinstimmung der politischen Überzeugungen kettete die sonst ungleichen Männer dauernd aneinander. Durch Herzog Ernst gewann der Dichter Einblick in das Hoftreiben, und so wurden dem scharfen Beobachter der Menschen allmählich alle Kreise des Lebens, vom Arbeiter bis zum Fürsten, aus persönlicher Anschauung bekannt.

Nach dem Abschluss des „Graf Waldemar“ waren fünf Jahre verflossen, ohne dass Freytag etwas Dichterisches geschaffen hatte: da entwarf und vollendete er im Sommer 1852 zu Siebleben sein bestes Werk, „Die Journalisten.“ Er trat als ein anderer, und wahrlich als ein grösserer dem Publikum gegenüber! Wie einst Schiller Jahre lang geschwiegen hatte, um seinen Genius in der rauhen Schule der Philosophie zu läutern, wie Goethe in der ersten Weimarischen Zeit verstummt war, weil seine Seele sich erst allmählich zurecht finden konnte in einer Welt, die grössere Anforderungen an ihn stellte und neue bedeutsame Anregungen gewährte, ähnlich Freytag: im Strom der Welt und im Feuer der Politik lernte er Stellung zu nehmen zu allen Aufgaben der Zeit, um dadurch auch in seiner dichterischen Weltanschauung zu wachsen und zu reifen. Die grosse Frage, wie der Einzelne zur Gesammtheit stehe, hatte ihn während dieser Jahre fort und fort beschäftigt, und die Antwort war ihm während der Revolutionsstürme vollends klar geworden. Diese Frage berührte auch in hohem Grade den Dichter. Während Freytag bis dahin fast nur Vorgänge von rein

individueller Bedeutung behandelt hatte, die der Volksseele fernlagen und ihr mehr oder minder gleichgültig waren, dichtete er jetzt gleichsam aus dem Gesammtbewusstsein der Nation heraus und brachte Dinge auf der Bühne zur Darstellung, von denen der Markt oft genug widerhallte. Und diesem Grundsatz, im Sinne breiter Gesellschaftsklassen oder des ganzen Volkes zu schaffen, blieb er fortan getreu: im einzelnen Vorgang spiegelt sich immer das grosse Leben der Gesammtheit. Freytag bringt den Kampf der Parteien bei einer Wahl und die Treibereien und Machenschaften der Zeitungen auf die Bühne, und er wählt für den leicht erfundenen aber spröden Stoff die Form des Lustspiels. Seit „Minna von Barnhelm“ waren die grossen nationalen Anliegenheiten der Zeit aus der deutschen Komödie so gut wie völlig verschwunden: Freytag tritt beinahe neunzig Jahre nach Lessing mit gleicher poetischer Kraft, aber mit zweifellos stärkerem Humor in die Fusstapfen des grossen Reformators. Und wiederum sind über vierzig Jahre vergangen, ohne dass nur Einer dem Beispiel der beiden Meister hätte folgen können. Mit feinem Takt hat Freytag die unpoetische Wirklichkeit der politischen Kämpfe verschleiert; er lässt keine Wahlreden halten, er erwähnt nirgends direkt, dass die Männer der „Union“ Liberale sind und die des „Coriolan“ Konservative. Er schildert nur die Menschen in ihrem Drängen und Streben, in ihren Schwächen und Leidenschaften; und vermag man auch zu erkennen, welcher Seite das Herz des Dichters angehört, so steht er doch auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei. Die Gegner müssen sich als Menschen ehren, und der erwählte Abgeordnete der Liberalen heirathet die Tochter seines konservativen Gegners. Die Sonne des liebenswürdigsten und tiefsten Humors strahlt hernieder auf dies Häuflein ringender Menschen. Des Dichters eigene Ansicht liegt in den goldenen Worten seiner schalkischen Hauptfigur: „Ich schreibe frisch drauf los, so lange es geht. Geht's nicht mehr, dann treten andere für mich ein und thun dasselbe. Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der grossen Mühle zermahlen ist, so fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brod bäckt zum Besten vieler.“ Das ist Freytags neue herrliche Weltanschauung: der Einzelne soll rastlos wirkend sich fühlen als Diener der Gesammtheit. Das Stück weist im übrigen alle früheren Vorzüge der Poesie Freytags auf: eine wohlgebaute, lebenswahre Handlung, Charaktere von Fleisch und Blut, die, kunstvoll von einander abgestuft, durchweg von typischer Bedeutung sind.

In den beiden nächsten Jahren, 1853 und 54, schrieb Freytag seinen ersten Roman „Soll und Haben“, der wohl als das beliebteste Werk der neuesten deutschen Litteratur gelten darf. In nahezu 150 000 Exemplaren verbreitet, hat es Millionen deutscher Herzen erquickt und erfreut. Auch dieses Werk giebt im Sinne der neuen Weltanschauung des Dichters ein grosses Kulturbild breiter Gesellschaftsklassen unseres Volkes und der Form des Romanes gemäss in ausführlicher, weit ausgreifender Darstellung. Das

sunde kaufmännische Bürgerthum aus der Mitte unseres Jahrhunderts ist
n dem entartenden Adel einerseits und von gewissenlosen jüdischen Händlern
lerseits in seiner tüchtigen Kraft und Biederkeit glänzend abgehoben.
ese Pioniere deutscher Kultur wirken und schaffen an der Ostgrenze des
ichs, und in harten Kämpfen bewähren sie die Überlegenheit der
rmanischen Rasse über das Slaventhum. Zu einer Zeit, wo die deutsche
chtung wiederhallte von sentimentalen Klagen über die Leiden Polens, gab
eytag, fest ruhend in den nationalen Gesinnungen seiner Jugend, ein
ires, unverfälschtes Bild von den elenden Zuständen des viel bejammerten
lkes. Richtiger als unsere Väter wissen wir die Worte zu schätzen, die
Held des Romans, mit der Hand nach Morgen weisend, zu Karl äussert:
u wirst mit der Pflugschar in der Hand hier ein deutscher Soldat sein,
den Grenzstein unserer Sprache und Sitte weiter hinausrückt gegen
sere Feinde." — In der Vorrede zu seinem Roman vom April 1855,
gt der Dichter, dass es schwer sei, in der Zeit dumpfer Reaktion die
ie Laune in der poetischen Gestaltung deutscher Verhältnisse zu bewahren
d die praktische Tendenz vom Tempel der Musen fernzuhalten. Aber er
t das Schwierige durchgeführt und hat nicht im Sinne einer Partei ge-
htet. Sein zweiter Held, Fink, der Zwillingsbruder von Konrad Bolz,
ein Adliger, und unter den Juden ist der junge Bernhard Ehrenthal
idealer Charakter. Wie aus der Vogelperspektive schaut Freytag
f die breiten Volksschichten seiner lieben Deutschen herab und prüft
len Jeden nach seinem Werth für die Gesammtheit; da erkannte er denn,
ss die geistreichen Sonderlinge und weltschmerzlichen Schwätzer, die
oblematischen Naturen im Stile der Jungdeutschen vor unserm Herrgott
niger gelten als die braven, arbeitsamen Jünger Merkurs, die Anton und
rdan, Pix, Specht, Baumann und wie sie alle heissen. Nicht ohne Ein-
tigkeit verwarf er jetzt die jungdeutschen Theorieen, indem er mit Julian
hmidt sagte: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in
iner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit." Und nun ersann er
f Grund seiner Breslauer Erfahrungen eine breite bedeutungsvolle Handlung
n einer Lebensfrische und Wahrheit und von einer Fülle anmuthigster Einzel-
ge, auf die man, da sie allgemein empfunden werden, nur hinzuweisen
aucht, die man aber nicht ohne umständliche Erörterungen im einzelnen
weisen kann. Genug, den verschiedensten Charakteren wird der tief-
hauende Menschenkenner gerecht, und die mannigfaltigsten Mischungen
r Menschennatur treten in dem Freiherrn, in Fink, Anton, Ehrenthal,
zig, Lenore und Sabine vor unser Auge. Dabei hat der kluge Beherrscher
ler technischen Hülfsmittel, belehrt insbesondere durch die Romane Walter
otts, auch hier im Aufbau der Handlung seine ganze Meisterschaft be-
ährt, er hat die Ereignisse, wie im Drama, in kunstvoller Steigerung zu
nem Höhepunkt hinaufgeführt, um sie nach wohlüberlegter Umkehr in einem
ossen Finale austönen zu lassen. Auch eine dichterische Idee hat ihm

bei seinem Schaffen zum Leitfaden gedient: dass nämlich der Mensch Gedanken und Wünsche, welche durch die Phantasie in ihm aufgeregt werden nicht allzu grosse Herrschaft über sein Leben gewinnen lasse. So muss Anton sein Hoffen auf Lenorens Hand und alles, was daraus folgt, als schönen Irrthum erkennen, der Freiherr erleidet Schiffbruch durch sein Streben nach Ausdehnung seiner Besitzthümer, Itzig wird durch maasslose Geldgier und die Hoffnung auf das Erbe der Rothsattel zum gemeinen Verbrecher, und in ähnlicher Weise scheitert Ehrenthal; der wackere Riese, der Auflader Sturm, berührt den Grundgedanken des Romans, wenn er seinen braven Sohn Karl vor nichts mehr als vor dem Ehrgeiz warnt. Und hier im Roman derselbe theils liebenswürdige, theils dreist übermüthige Humor wie in den „Journalisten", verkörpert nicht nur in einzelnen Figuren, namentlich in Fink, sondern auch in dem Ton der Erzählung, durch den uns der Dichter in dauerndem Behagen an seinen Gegenstand fesselt.

Seit Freytag gelernt hatte, vor allem dasjenige geistige Leben in seiner Poesie festzuhalten, das in Tausenden und Abertausenden gemeinsam wirkt, seitdem musste ihm auch der Blick für das Leben der Vorzeit geschärft und erleichtert sein. Denn zahlreiche Erscheinungen unseres Denkens, Fühlens und Wollens weisen auf eine ferne Vergangenheit zurück, und vieles, was jetzt in breiten Kreisen als Gemeingut lebt, war einst nur einem Einzelnen eigenthümlich. Gerade diese letztere Thatsache, dass der einzelne grosse Geist das überlieferte Denken der Gesammtheit eigenartig umprägen und formen könne, stand ihm deutlich vor Augen, der Wechselwirkung des Individuums und des Gemeingeistes zu lauschen, war ihm ein hoher Genuss. Von dieser grossen und richtigen Auffassung sind Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" getragen, die von einzelnen Aufsätzen in den Grenzboten allmählich zu einem fünfbändigen Werke heranwuchsen. Der Breslauer Privatdozent hatte einst das beabsichtigte Kolleg über deutsche Kulturgeschichte fallen lassen müssen: jetzt nahm es der gereifte Mann wieder auf und führte es mit tiefdringender Weltkenntniss und auf Grund überaus sorgfältiger Studien glänzend zu Ende. Freytag, ein eifriger Sammler von Flugschriften, hat aus vielen Quellen geschöpft, die kaum einem Zweiten zugänglich sein dürften. Er hat ein Meisterwerk geschaffen, das einstimmig als die beste Kulturgeschichte unseres Volkes geschätzt wird. Er giebt eine Anzahl mustergültiger Porträts der führenden Geister, die ihrer Zeit den Stempel ihrer Person aufgedrückt haben (ich erinnere nur an Karl den Grossen, Luther und Friedrich den Grossen) und verfolgt die Wandelungen des deutschen Gemüths von den ältesten Zeiten bis nach den Befreiungskriegen mit dem eindringenden Verständniss des erfahrenen Beobachters und des tiefblickenden Psychologen. Die anschauliche Phantasie des Dichters arbeitet mit bescheidener Zurückhaltung im Dienst strenger historicher Forschung. Von dem Äusseren der Geräthe, Kleider, der Zimmer, Häuser, Städte, von dem Verkehrswesen, der

Umgangsformen, dem häuslichen Leben bis zu den typischen Formen des sittlichen und religiösen Denkens schildert er uns alles, was in den verschiedenen Epochen unserer Geschichte charakteristisch und bedeutungsvoll war. Und dabei ist die Form der Darstellung so sauber und ansprechend wie in allen Werken des sorgsamen Dichters.

Auf einen kleineren Leserkreis war das zweite wissenschaftliche Hauptwerk Freytags, die „Technik des Dramas", berechnet. Der erfahrene Bühnenschriftsteller, der in rastloser Arbeit über die Kunstmittel des Dramas nachgedacht hatte, sah mit Bedauern, dass seine Landsleute in der Beherrschung des Technischen, in der Erkenntniss des auf der Bühne Wirksamen, weit hinter ihren westlichen Nachbaren zurückgeblieben waren. Er hielt es für „eine ernste Sache", dass „manche Arbeit hochgebildeter und tüchtiger Männer" am Publikum spurlos vorüberging, nur weil die Verfasser das Handwerksmässige der Kunst zu wenig verstanden. Diesem Übelstande suchte er dadurch abzuhelfen, dass er den Genossen seine reichen praktischen Erfahrungen über die Wirkung dramatischer Kunstmittel in systematischer Darstellung mittheilte. Aber seine scharfsinnigen Anweisungen waren wohl nur für die sehr beschränkte Zahl der Dramatiker brauchbar, die mit dem dichterischen Talent eine grosse Verstandesbegabung und eine nicht geringe gelehrte Bildung vereinigten. Insbesondere sind in der „Technik des Dramas" die Erörterungen über den Bau der Handlung werthvoll und fesselnd. Freytag besass eine ganz hervorragende Fertigkeit, das Gewebe einer dichterischen Handlung bis in seine kleinsten Theile zu zerlegen und kritisch zu prüfen, und während sich der Laie nur dem Eindruck mitfühlend hingiebt, weiss er sich über die Bedeutung des Ganzen und jedes einzelnen Zuges umständlich Rechenschaft zu geben. Aus diesen Beobachtungen ergab sich ihm deutlicher als anderen vor ihm, dass jede dramatische Handlung aus fünf Stufen: Einleitung, Steigerung, Höhepunkt, Umkehr und Katastrophe, bestehe, und er untersuchte nun des Genaueren, wie dieser fünftheilige Bau in den Werken der besten Meister, Sophokles, Shakespeare und der deutschen Klassiker, zu erkennen sei. Er verräth in diesen Erörterungen wiederum seine überaus gründliche und eindringende Belesenheit. Kann man über Einzelheiten des inhaltreichen Werkes mit dem Verfasser rechten, so muss man ihm doch für die Fülle geistvoller Anregungen, die er giebt, aufrichtig dankbar sein.

Einige Jahre zuvor, 1859, hatte er selbst noch einmal ein Drama veröffentlicht, „Die Fabier", das vom Publikum mit Kopfschütteln und Befremden aufgenommen wurde. Denn der liebenswürdige dichterische Interpret des modernen Lebens verlangte, dass man ihm jetzt zu den alten Römern, in das 5. Jahrhundert vor Christi Geburt folgen solle, und dazu war nirgends viel Neigung vorhanden. Freytag hatte, angeregt durch die römische Geschichte und andere Arbeiten seines Freundes Mommsen, sich mit Liebe in jene fernen Zeiten vertieft, aber er hatte darum keineswegs seine moderne

deutsch-nationale Weltanschauung preisgegeben. Mit Leichtigkeit kann ma
erkennen, dass der Kampf der Fabier mit der Volkspartei zu deutsche
Verhältnissen, zu dem Kampf der Junker mit dem Bürgerthum, in un
mittelbarer Parallele steht; und wenn in dem Stück das sterbende Haup
der Aristokraten Versöhnung mit dem Volk erhofft, die auch der Vertrete
der Volkspartei in Aussicht stellt, so klingt aus solchen Worten deutlic
des Dichters Verlangen nach dem Ausgleich der deutschen Stände hervor
Der Adel soll auf Vorrechte verzichten, die nicht mehr zeitgemäss sind
Die tragische Gewalt des Dramas ist so grossartig, wie man sie dem maass
vollen Temperament des Dichters kaum zutraut, und wie er sie auch i
keinem anderen Werke wieder erreicht hat. Der Konsul Caeso ist ei
Mann von echter, wenn auch grauenhafter Grösse, und wir verstehen
wenn der Dichter beim Schaffen der mächtigen Hauptszenen des 3. un
4. Aktes die Empfindung hatte, als ob sich ihm das eigne Haar auf de
Haupte sträubte. Geschädigt ist aber die Wirkung des bedeutenden Werk
dadurch, dass das Interesse des Zuschauers nicht von vornherein genüge
an die Hauptperson des Konsuls gefesselt wird, sondern sich dem ganze
Geschlecht der Fabier zuwenden soll, das hierzu durchaus nicht geeign
erscheint.

Wohler wurde es dem Publikum bei dem zweiten Hauptroman Freytags
der „Verlorenen Handschrift“, der, auf Leipziger Boden spielend un
viele Leipziger Verhältnisse berührend, nicht nur ein wohlgelungenes Abbil
des Professorenlebens giebt, sondern wiederum im Sinne der nationale
Weltanschauung des Dichters bedeutende Erscheinungen der zeitgenössische
Kultur in scharfer Beleuchtung einander gegenüber stellt. Wie Adel un
Handelsstand in „Soll und Haben“, so treten Fürstenthum und Gelehrten
thum in der „Verlorenen Handschrift“ in nächste Beziehung. In beide
Romanen ist die Kraft des gesunden Bürgerthums gepriesen, und in beide
Romanen, namentlich aber in dem zweiten, werden wir auch mit landwirth
schaftlichen Verhältnissen vertraut gemacht, mit jenen gesegneten Zustände
wo sich, wie Goethe sagt, nah der Natur menschlich der Mensch noch er
zieht. Auch hier schöpfte Freytag aus dem Born eigener Erfahrung: scho
als Student hatte er auf Amt Wollup in der Mark Koppes glänzend
Neuerungen im landwirthschaftlichen Betrieb selbst beobachten können. –
Der Roman ist mit Leipziger Erinnerungen so reichlich getränkt, dass wi
uns kaum wundern, wenn wir hören, dass auch die Grundidee, die Irrfahr
Werners nach einer Handschrift des Tacitus, durch ein Gespräch de
Dichters mit einem Leipziger Freunde, mit Moritz Haupt, angeregt worde
ist. Selbst die Hunde Bräuhahn und Speihahn haben wirklich gelebt, un
Speihahn wurde nach dem Anschlag auf sein Leben auch in der Wirklich
keit ein solch menschenfeindliches Scheusal wie in dem Roman. Und denno
sind all die Anregungen des Lebens nur dürftige Bausteine gewesen z
dem kunstvollen dichterischen Werk. Dem zweiten Roman liegt dieselb

lee zu Grunde, die das Gefüge des ersten geregelt hat: dass nämlich ein
antastisches Streben (hier das Suchen nach der verlorenen Handschrift)
is Leben verwirren und die köstlichsten Besitzthümer gefährden kann.
nd wieder ist die Handlung in fünf Stufen nach dem Schema der Pyramide
lgerichtig und klar entwickelt. Vor allem aber ist der ideelle Gehalt des
'erkes fesselnd und reich. Die schönen Betrachtungen über das akademische
eben, die anziehende Schätzung des landwirthschaftlichen Betriebs, die
ellen Erörterungen über antiken Cäsarenwahnsinn und dessen lächerliches
bbild in neuerer Zeit, sowie über die schweren Gefahren des fürstlichen
mtes. Doch mit weiser Absicht unterliess es der Dichter, den leichten
achen des Romans durch ausführliche Mittheilung von Ilses religiösen
rupeln allzu schwer zu belasten. Am tiefsten aber erfreut uns die
'erlorene Handschrift" doch auch wiederum durch die meisterhafte Sicher-
it der Charakterzeichnung und den rosig gelaunten Ton der Erzählung.
, wir glauben der Versicherung des Dichters, dass er „hier recht mühelos
d froh aus dem Vollen geschöpft" habe. Das Possenhafte hat er freilich
cht ganz gemieden, wie z. B. hie und da in der Schilderung des Professors
schke, in etlichen Thaten und Äusserungen Hummels u. s. w. Auch alte
omantypen wie die Zigeunerin hätte er verschmähen sollen. Aber wie
ar und lebenswahr stehen die Hauptfiguren vor uns: Werner, der Land-
rth, der Fürst, der Prinz und vor allem Ilse! In ihr webt und wirkt
e abgrundtiefe und klare Kraft des Gemüths, die den herrlichsten Typus
s germanischen Weibes bildet.

Der Dichter sagt selbst an einer Stelle, dass ihm Ilse wie eine Seherin
r deutschen Vorzeit erscheine, und diese Art, in den Erscheinungen der
egenwart überall die Reste altdeutschen Denkens und Fühlens, älterer
ewohnheiten, Sitten und Lebensformen zu erblicken, bildet einen charak-
ristischen Zug seines Genius. Er, der gelernt hatte, die Poesie in den
ienst des deutschen Gesammtgeistes zu stellen, der sich als Interpret des
olksgemüths fühlte, er erkannte, dass in diesem geistigen Leben überall
s Hoffen und Sehnen, das Streben und Schaffen der Vergangenheit nach-
irke, bald deutlich und stark, bald leise und ahnungsvoll wie ein ver-
lingender Hauch. Als er 1870 im Gefolge des Kronprinzen bis nach
eims zog und die Ereignisse von Weissenburg, Wörth und Sedan als ein
aunender Beobachter miterlebte, da traten ihm die Einbrüche unserer
rmanischen Vorfahren in das römische Gallien vor das geistige Auge, er
aubte die Schaaren unserer Altvordern schwimmen zu sehen auf ihren
össen und Holzschilden, und glaubte in dem Hurrah seiner Landsleute
s Harageschrei der Franken und Alemannen zu erkennen. Aus solchen
räumen erwuchs dem Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangen-
it" der Plan seiner „Ahnen", in denen er wie in einer grossen Sym-
onie die typischen Schicksale der Deutschen von der Völkerwanderung
bis auf unser Jahrhundert darstellen wollte. So entstanden von 1872

bis 1880 die acht Erzählungen von „Ingo“ bis „Aus einer kleinen Stadt“ „Ingo“ führt uns den vertriebenen Häuptling aus der Zeit der Völker wanderung vor, „Ingraban“ schildert die Einführung des Christenthum und den Kampf gegen das weit vorgedrungene Slawenthum, „Das Nest de Zaunkönige“ zeigt den Verfall der üppig gewordenen Kirche, „Die Brüde vom deutschen Hause“ geben ein farbensattes Bild des Ritterthums un der Kreuzzüge und schliessen mit der Besiedelung des Ostens durch di Deutschritter, „Marcus König“ zeigt den Verfall dieses Ordens unter Albrech von Brandenburg und seine Säkularisirung unter polnischer Lehnsherrschaft schildert das Landsknechtthum und die Wirkungen der Reformation, im „Ritt meister von Altrosen“ erleben wir die Verwüstungen des dreissigjährigen Kriegs, im „Freikorporal von Markgraf Albrecht“ erblicken wir den erste preussischen Soldatenkönig und seinen Widerpart August den Starken. I „Aus einer kleinen Stadt“ verfolgen wir Deutschlands Schmach und Er hebung von 1806—1813, insbesondere Schlesiens Noth und Ausdauer unt dem Grafen Götzen, und erfahren zuletzt in einem knappen Lebensbild di Stürme der Revolution von 1848. Der Schauplatz ist Thüringen und Schle sien, die Helden sind Söhne eines Geschlechtes, aus dem Volkskönig de „Ingo“ und den verspotteten freien Zaunkönigen des „Nestes“ werden schliesslich einfache Bürgersöhne mit dem Namen König. Diese Reihen folge der Helden lebt nur in Freytags Erfindung, und es lag ihm bei seine Darstellung ganz fern, etwa sich selbst eine Schaar stattlicher Vorfahren an zudichten. Aber dass das Geschlecht fürstlicher Ahnen ausmündet i schlichten, doch von starkem Staatsbewusstsein erfüllten Bürgerthum dieser Zug verkündet wieder die Herzensmeinung des Dichters.

Der Bau der Erzählungen ist durchweg nach dem Schema gestalte dass der Held durch Kampf und Verwirrung zum Sieg oder Untergan gelangt. Dabei hat der Dichter unter reichlicher Benutzung älterer, de betreffenden Zeitabschnitt nahe liegender Motive der Geschichte und nament lich der Dichtung die Handlung im einzelnen meist wirksam geformt. E hat durch die in vielen Punkten wohlgelungene Anlehnung an die Sprech weise früherer Geschlechter auch im Ton der Erzählung die Zeitfarb trefflich nachgeahmt. Natürlich sind die einzelnen Theile der grosse Symphonie von verschiedenem Werth, aber der verständnissvolle Les wird nie ermüden, und wer das Ganze im Auge behält, wird mit hoh Befriedigung von dem Werke scheiden. Denn es lebt und webt typisc deutsches Denken und Fühlen darin, die zahlreichen anziehende Situationen, die reizendsten Genrebilder prägen sich unserer Phantas tief ein, und vor allem nehmen wir an den Charakteren warmen A theil. Wenn die Hauptfigur in allen acht Erzählungen dieselben Grun züge aufweist, so ist das natürlich vom Dichter beabsichtigt; unter de Frauen lassen sich wohl zwei Typen unterscheiden: die starken Naturen gleich Ilse in der „Verlorenen Handschrift“, voll entzückender Klarheit de

Gefühls und des Willens, und die weicheren, minder beherzten und vorwiegend religiösen Gemüther; zu den ersteren gehören Irmgard im „Ingo“, Friederun in den „Brüdern vom deutschen Hause“ und Judith im „Rittmeister“, zu den letzteren Walburg im „Ingraban“, Anna im „Marcus König“, Regine im „Rittmeister“; eine eigenartige Mischung beider Typen erblicken wir in Henriette, der Heldin des letzten Romans „Aus einer kleinen Stadt“. — Gewiss es sind keine grossartigen Fresco-Gemälde, die uns in den „Ahnen“ entgegentreten, keine Abbilder der mächtigsten Vorgänge aus der Geschichte unseres Volkes. Aber darnach hat Freytag auch gar nicht gestrebt: er will die Wandelungen der Volksseele in bedeutungsvollen Epochen der deutschen Vergangenheit schildern, er will aber nicht die namhaftesten führenden Geister auftreten lassen; diese erscheinen nur gelegentlich, wie Bonifacius, Friedrich II., Luther, Friedrich Wilhelm I., weil nämlich sie es sind, die das Leben und Denken der Gesammtheit in wichtigen Zügen formen und bestimmen.

Im Jahre 1879 schied Freytag aus Leipzig, wo er mit Unterbrechungen länger als ein Menschenalter gelebt hatte. In Wiesbaden hat er kein grösseres Werk mehr geschaffen; auch in seinem Nachlass haben sich keine litterarischen Arbeiten, die für die Öffentlichkeit bestimmt wären, vorgefunden. 1887 erschienen noch als erster Band der „Gesammelten Werke“ die „Erinnerungen aus meinem Leben“, ein äusserst bescheidenes Werkchen, das wieder deutlich zeigt, wie ungern Freytag mit seiner eigenen Person hervortrat. Während er dem Andenken Karl Mathys ein Meisterwerk biographischer Kunst gewidmet hat, fühlte er sich beengt und beklommen, wenn er über sich selbst das Wort ergriff. Auf die unbedeutende Jugendgeschichte folgt ein lückenhafter und knapper Bericht über einzelne Hauptpunkte seines Lebens, dem aber in ungewöhnlicher Ausführlichkeit eine höchst werthvolle Gabe hinzugefügt ist: die genauesten Mittheilungen über die Werke des Verfassers, über die Quellen, die künstlerischen Absichten, die ihm vorschwebten, ja oft eine brauchbare Selbstkritik. Der Forscher kann hierfür nicht dankbar genug sein.

Seine letzte Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ hat bekanntlich viel Staub aufgewirbelt; Freytag war ein tiefer Menschenkenner und ihm galt bei Abfassung seines Werkes das Wort *„Fridericus amicus, magis amica veritas“*. Der Druck der Schrift war von höchster Stelle bewilligt worden. Doch wer auch die Charakteristik des kaiserlichen Dulders aus Rücksichten der Pietät und wegen abweichender politischer Anschauung bedaure, der möge sich erfreuen an den reichen Schönheiten, die das Büchlein sonst enthält, vor allem an der unvergleichlichen Schilderung der Schlacht bei Sedan.

Man hat behauptet, eine jede Zeit sei eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürze, sobald ihr Räthsel gelöst sei. Das grosse Räthsel, das dem

deutschen Volke im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts gestellt war, lautete: wie kannst du dich selbst wiederfinden? wie kannst du aus Träumen und Hoffnungen erwachen und Werth und Wesen deines eigenen Selbst herausbilden, bewähren und behaupten? Unzählige haben zur Lösung dieses Räthsels im praktischen Leben beigetragen, und unter ihnen auch Freytag, der Journalist und Politiker, bis endlich durch die überragende Kraft eines Geistesriesen erfüllt wurde, was den heissen Bemühungen der Massen nimmer gelungen wäre. Aber dies Drängen der Nation, sich selbst wieder zu gewinnen und wieder zu erkennen, bestand durchaus nicht nur in dem Streben nach politischer Wiedergeburt und Macht: man wollte im Denken, Fühlen und Wollen die deutsche Art herauskehren und sich des Werthes des deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart froh bewusst werden. Gewiss, diese oder ähnliche Wünsche bewegten schon das vorangegangene Geschlecht; aber die Flegeljahre des Nationalgefühls mussten jetzt überwunden sein, und der teutonische Übereifer eines Vater Jahn, Massmann u. s. w. geziemte nicht mehr einer männlich reiferen Zeit. Diese Seite des Räthsels der Sphinx: was ist wahrhaft deutsche Art, und zwar deutsche Art unserer Zeit, diese Seite berührte unter den führenden Geistern der Zeit keinen so sehr wie den Dichter und Schriftsteller. Und das ist Freytags grosse geschichtliche Bedeutung, dass er gründlicher und vielseitiger als alle seine dichterischen Genossen dieses die Zeit bewegende Drängen und Sehnen gestillt hat. Wie ganz anders als bei Freytag hatte sich doch das Nationalgefühl in den Kundgebungen der Dichter, Denker und Schriftsteller der letzten Geschlechter offenbart! Von Klopstock und den Barden bis zu den patriotischen Turnern der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts — wie viel unreifes Geschwätz! Freytag schaute nicht wie die Historiker und Politiker seiner Zeit vorwiegend auf die politische und soziale Seite der nationalen Frage; nicht vertiefte er sich, wie die damaligen Germanisten, vorwiegend in das Leben und Dichten einer grauen Vergangenheit; nicht verlor er sich, wie so viele Dichter vor ihm, in jugendlicher Begeisterung für Arminius und die alten Cherusker, für die „Germania" des Tacitus, für Heinrich den Vogler, Barbarossa und Konradin — nein, er fasste alle Seiten des deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart in eine grosse Einheit zusammen; das deutsche Gemüth in seiner allseitigen Bethätigung im öffentlichen und im Privatleben ergriff er mit der ernsten, dauernden Liebe des gereiften Mannes — dies deutsche Gemüth war sein Stolz, sein Glück, sein höchstes Gut. Sein Herz hing an dem Ganzen, an der grossen Masse. Wie sich dies Ganze entwickelte von innen heraus, oder aber bestimmt, befruchtet, erweitert durch das Wirken führender Geister, das zu erkennen und zu erklären, war das Ziel seines reich gesegneten Strebens. An den führenden Geistern fesselte ihn nicht der Reichthum ihrer Gaben, der Glanz ihrer Thaten, ihre individuelle Kraft, sondern ihr Einfluss auf die Seele des Volkes, auf Thun und Lassen, Fühlen und Denken der Gesammtheit.

Carlylesche Heroenverehrung lag ihm fern; der Heros an der Spitze der Massen, nicht der Heros an sich war ihm theuer und werth. Kein grösserer Gegensatz lässt sich denken als der extreme Individualismus der älteren Romantik und unseres Dichters Hingabe an den Gesammtgeist.

Freytag war von streng bürgerlicher Gesinnung durchdrungen, auch er war getragen von der mächtigen Welle des gemässigten Liberalismus; es erschien ihm unverständlich, dass es ein Bürger unserer Zeit noch als Ehre betrachten könne, geadelt zu werden. Aber er war kein Bourgeois; gerade der kleine Mann war Gegenstand seiner Liebe. Er sah im Bürgerstand die typische Anschauungsweise, die blühende Lebensfrische des deutschen Volkscharakters am schönsten vertreten — und welcher Unbefangene wollte diese Ansicht bestreiten? Aber er besass ein ebenso tiefes Verständniss für die gesunde Kraft des Bauernstandes, dessen Emporarbeiten in verschiedenen Zeiten unserer Geschichte er mit Antheil verfolgte; und erblickte er das typisch deutsche Denken auf Fürstenthronen oder unter der Grafenkrone, so neigte er sich vor ihm in Dankbarkeit und Liebe. Nur alles Konventionelle und nicht Volksthümliche war ihm zuwider, sei es auch, wie das höfische Ritterleben des Mittelalters durch den Glanz der Poesie verklärt. Nichts ist so fesselnd, als den Unterschied der Weltanschauung in Freytags „Brüdern vom deutschen Hause“ (die in jener Zeit spielen) und in den Darstellungen Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Strassburg und selbst Wolframs von Eschenbach zu verfolgen.

Es war Freytag beschieden, die politisch-nationalen Ideale seiner Jugendzeit verwirklicht zu sehen, und er verbrachte seinen Lebensabend in dem beglückenden Gefühl, sich eins zu wissen mit der Anschauungsweise seiner Nation. Die neuen Zustände des Reichs erschienen ihm lebenskräftig und gesund, nichts umgab ihn, was ihn bedrückt und befremdet hätte, er bewahrte Verständniss für das Leben und Dichten des jungen Geschlechts, und selbst unerwarteten Erscheinungen, wie dem Schaffen Gerhart Hauptmanns, folgte er mit Theilnahme. Aber seine eigene Mission war bald nach dem Kriege erfüllt. Er hat nicht wie Goethe noch im Alter die Kraft der Jugend bewahrt und mitgewirkt an der Lösung der Fragen einer neuen Zeit. Die alte Sphinx hatte sich in den Abgrund gestürzt, das Räthsel der neuen überliess er dem jungen Geschlecht. Die sozialen Probleme der letzten Jahrzehnte haben seinen aktiven Antheil nicht erregt. Der Geist der Epoche von 1840—1870 lebt in Freytags Werken und hat in ihnen seinen geschichtlich bedeutsamsten Ausdruck gefunden.

Freytag war ein überzeugter Protestant. Das ausgezeichnete Charakterbild Luthers, das er in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ entworfen hat, offenbart uns seine religiöse wie nationale Gesinnung. Die zeitweiligen Missstände der katholischen Kirche hat er wie in den „Bildern“ so vor Allem in den „Ahnen“ oft grell beleuchtet, sodass uns das Blut in die Wangen steigen kann beim Anblick des schreienden Widerspruchs

zwischen heiligen Zwecken und leidenschaftlich-unsittlichem Gebahren d
Priester und ihrer Helfershelfer. Wir haben kein Zeugniss dafür, da
Freytag von Zweifeln über die tieferen religiösen Fragen viel beunruhi
worden sei. Aber er besass ein festes, sicheres Gottvertrauen. „Mei
eigenes Dasein“, so schreibt er, „hat mich da, wo ich irrte und fehlte, un
da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Ge
walt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Thun in Stra
und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat“.

Freytags dichterische Bedeutung liegt vor Allem in seiner nationale
Weltanschauung. Infolge dieser gelang es ihm, die Poesie mit dem innerste
Leben der Nation in Beziehung zu bringen und ihr so den gesündeste
Boden zu geben. Hatte das Junge Deutschland die Romantik überwunde
so überwand er die politische Tendenz, die geistreiche Phrase und indi
dualistische Verzerrung des Jungen Deutschland. Er verschmäht es, brei
aber nur zu oft blutlose Ideendichtungen im Frescostil zu entwerfen, e
schildert statt dessen mit sinnlicher Kraft das saftig blühende Leben de
Wirklichkeit. Er besitzt ein besonderes Talent, anmuthige Genrebilder z
zeichnen, aber auch bei der Darstellung grosser einschneidender Vorgän
wie des polnischen Aufstandes in „Soll und Haben“, Ilsens Missgeschi
bei dem Fürsten in der „Verlorenen Handschrift“ u. a., versagt seine Kra
durchaus nicht. Vor Allem aber besitzt er eine erstaunliche Gabe z
lebensvoller, wenn auch nicht zu sehr vielseitiger Charakterschilderun
Seine Gestalten haben Fleisch und Blut, sind keine künstlich zurecht g
stutzte Schattenbilder, sondern leibhaftige, greifbare, von innen hera
wirkende Menschen, und Deutsche von Schrot und Korn; sie sind nic
geistreich, nicht absonderlich, sie geben sich schlecht und recht und natü
lich. Aber die Menschen Freytags verrathen vielfach die Spuren nahe
Verwandtschaft: bei den „Königen“ der „Ahnen“ ist dies beabsichtigt
aber auch in anderen Werken begegnen uns ähnliche Gestalten, die Frauen
gestalten sind nach wenigen Typen gleichmässig geformt, Kunz von de
Rosen, Fink, Bolz, Prinz Viktor, Georg König weisen dieselben Züge vo
des Dichters dreistem Humor auf u. s. w. Seine ganze Kunst zu charak
terisiren, offenbart der Dichter in seinen meisterhaften historischen Portraits
in denen er das Verhältniss des Individuellen zur Zeitströmung kräftig be
tont und auch fein gewählte Einzelzüge zu farbiger Belebung verwerthet
Überschauen wir die Gesammtheit der Lebens- und Charakterbilder, di
uns Freytag geschenkt hat, so dürfen wir sagen: wir sind durch ihn wahr
haft bereichert worden. Ein langer Zug ernster und heiterer Gestalten trit
uns aus seinen Werken entgegen, um uns in trüben wie glücklichen Stunde
zu umgaukeln, und wir begreifen, dass die Schwesterkunst der Malere
viele der freundlichen Schattenbilder unseres Dichters zu höherem Lebe
erweckt hat.

Sehr zurückhaltend ist Freytag mit allgemeinen Betrachtungen, Sprüche

der Lebenserfahrung und Weisheit. Er verschwindet, wie es dem Darsteller der objektiven Welt geziemt, hinter seinen Schöpfungen und verräth uns nichts von seinen subjektiven Meinungen und Gefühlen.

Und doch, wie deutlich und klar wird uns die individuelle Eigenart dieses vornehmen Künstlers! Freytags Gefühlsweise ist durchweg gesund, heiter und von sonnigem Humor durchtränkt; aus seinen Briefen lächeln uns nicht selten die übermüthigen Züge des Konrad Bolz entgegen. Merkt er, dass ihn deutsche Sentimentalität überkommen will, so spottet er sie weg durch freundlichen Scherz. Wie Pathos und Würde, so fehlen ihm die gärenden, wehmüthigen und zwiespältigen Gefühle, von denen wahrhaft geniale Naturen zu Zeiten nicht frei zu bleiben pflegen. Er wandelt in heiterem Sonnenlicht, und romantische Mondscheinstimmungen bleiben ihm fremd. Er ist kein Lyriker. In wie manchem Zug ihrer nationalen Gesinnung sind Freytag und Geibel, die Altersgenossen, mit einander vergleichbar, und doch wie grundverschieden ist die Gefühlsweise beider! Für geniale Tiefe des romantisch gesteigerten Gemüthslebens mangelte es unserem Dichter geradezu an Verständniss, wie sein flaches Urtheil über Richard Wagner beweist.

Anschaulich, klar und reich ist seine Phantasie, deutlich erschaut er die Dinge und Vorgänge, die er schildert; besonders glücklich ist er in der Erfindung kleiner belebender Einzelzüge. Aber mehr als bei vielen anderen Dichtern bethätigt sich bei ihm zugleich sein starker, wohl geschulter Verstand. Mit seltener Klarheit weiss er sich über sein Schaffen Rechenschaft zu geben. Er formt seine Handlung nach einem Ideenschema und unter reicher Verwerthung technischer Hülfsgriffe, über die er die sicherste Herrschaft besass. Mit Leichtigkeit vermochte er weite Gebiete des Wissens zu durchschweifen. Dichter, Gelehrter und Weltmann zugleich, wusste er sich auf jedem Gebiete mit ebenso viel Einsicht wie Klugheit zu behaupten.

Sein besonnener Verstand spiegelt sich auch in seiner Sprache, der es an individueller Kraft nicht gebricht. Sie ist sauber, klar, ihrer eigenen Haltung wohl bewusst, aber sie ist nicht frei von Manier: Freytag bringt eine Anzahl Lieblingsausdrücke immer wieder vor, er hat Eigenheiten im Satzbau, giebt den Perioden selten einen behenden Flug, ist arm an bildlichen Wendungen. Des Dichters Gewohnheit zu diktieren hat auf seinen Stil eingewirkt. Ob man aber auf die geringen Schwächen oder die grossen Vorzüge dieses Stils blicke, immer wird man gestehen müssen: er ist der getreue Spiegel von Freytags geistiger Eigenart, er trägt ein ganz individuelles Gepräge; und ich meine, es sei leicht, aus dem Stil eines Schriftstückes von nur ein bis zwei Seiten zu erkennen, ob es von Freytag herrühre oder nicht.

Am theuersten wird uns Freytag durch die tüchtige Kraft seines Charakters. Sie war die Frucht seiner tiefen nationalen Gesinnung. Alles gespreizte Wesen einer eigenwilligen Individualität war ihm zuwider; er

besass eine seltene Mischung von Selbstbewusstsein und Bescheidenheit. Fest und unerschütterlich machte er seine Ansichten geltend, entschieden trat er auf als eine sicher in sich selbst ruhende, geschlossene Persönlichkeit. Aber zugleich bewährte er eine oft rührende Bescheidenheit: er entschuldigt sich geradezu, dass er das Wort ergreift, um seine so anspruchslose Lebensskizze zu entwerfen, und als man seinen siebzigsten Geburtstag feierlich begehen wollte, lehnte er dies in ausführlicher Begründung mit männlicher Entschiedenheit ab. Welch eine Wandelung vom Zeitalter Goethes bis zu demjenigen Freytags: der Heros der individualistischen Epoche erging sich in tiefgehenden Betrachtungen über die „Bedeutung des Individuellen“, und etwa ein Fünftel seiner Werke besteht in Selbstbekenntnissen; Freytag, der Dichter des Zeitalters der nationalen Wiedergeburt, ist allem Personenkultus abhold. So steht er vor uns nicht als der Epigone einer litterarisch grösseren Zeit, sondern als der selbständige Ausdruck einer neuen Epoche. Und als eine der männlichsten Erscheinungen wird er für immer gelten in der Geschichte unserer Dichtung.

Freytag war ein Mann von hoher kräftiger Statur und gesundem, blühendem Aussehen. Er glich eher einem Gutsbesitzer als einem Ritter vom Geist. Manche Züge seines Gesichtes, die starken Backenknochen und kleinen geschlitzten Augen, unter denen starke Thränensäcke lagerten, scheinen auf eine Mischung mit slavischem Blute hinzudeuten. Von Stauffer-Bern besitzen wir zwei treffliche Porträts des Dichters, von denen namentlich das eine, Freytag in seinem Garten zu Siebleben darstellend, ausgezeichnet gelungen ist. Die etwas zusammengekniffenen, beobachtenden Augen verrathen des Dichters Kurzsichtigkeit, der er jedoch nie durch entstellende Brillengläser abhelfen wollte. Bis an sein Lebensende bewahrte Freytag die zähe Gesundheit des Leibes, die dauerhafte Spannkraft der Nerven. Noch der 75jährige Greis liebte es gelegentlich, beim Treppensteigen wie ein Jüngling zwei Stufen auf einmal zu nehmen.

Sein äusserer Lebenslauf war einförmig: Leipzig, Siebleben und Wiesbaden, das war seine Welt; hier erfreute er sich seines behaglichen Wohlstandes, von dem er jedoch allen Luxus fern hielt. Eine Reise nach Italien (in früheren Zeiten das höchste Glück deutscher Dichter!) erweckte ihm nur geringes Behagen, Venedig liess ihn kalt, und er sehnte sich nach seinen Thüringer Bergen zurück. Ein Freund des Landlebens, hegte er besonders eine grosse Vorliebe für die gefiederten Sänger seines Gartens, deren er auch in seinen Dichtungen oft freundlich gedenkt.

Freytag war dreimal verheirathet. Seine inniggeliebte erste Frau, nicht unerheblich älter als er, starb im Oktober 1875; ihre langen Leiden verkürzten ihm Jahre hindurch das Glück und die Behaglichkeit des Hauses. Seine zweite Gattin schenkte ihm zwei Söhne, von denen einer in zartem Alter starb. Als der 75jährige im März 1891 noch einmal vor den Altar trat, schüttelte wohl mancher den Kopf, und doch gewährte ihm die neue

Lebensgefährtin, die ihm geistig gewachsen war, die stille Behaglichkeit eines traulichen Heims reiner und vollkommener vielleicht, als er sie früher genossen hatte.

Doch nur noch vier Jahre sollte er sich dieses Glückes erfreuen. Eine plötzliche Krankheit machte am 30. April 1895 seinem Leben ein Ende. Trauer ergriff Millionen deutscher Herzen, doch keine laute und bittere Klage erscholl: dem Gefühl wehmüthigen Schmerzes verband sich die Freude über den harmonischen Verlauf dieses langen, gewinnreichen Lebens. Wie das Leben erwies sich auch der Tod dem wackeren Manne milde und freundlich: er nahte ihm nicht als widriges Skelett, er nahte ihm als lieblicher Genius und senkte die Fackel.

Die Liebe, die Freytag seiner Nation schenkte, ward ihm von der Nation reichlich erwidert. Unzerstörbar haftet sein Bild in dem Ehrensaal deutscher Geschichte, zwiefach geschmückt, mit dem Eichenlaub der Bürgerkrone und dem Lorbeerkranz des Dichters.

Karl Immermann.

Von

RICHARD M. MEYER.

Am 24. April 1796 wurde Karl Immermann in Magdeburg geboren. Nicht für jeden berühmten Namen ist der Säkulartag ein Glückstag: nur zu oft erinnert er die Nachlebenden daran, dass von dem vor hundert Jahren Geborenen nichts mehr übrig ist als eben nur der Name. Fast scheint es auch mit Immermann so bestellt. Stück für Stück sind seine Werke in Vergessenheit gesunken. Seine Gedichte vergingen sofort nach dem Erscheinen spurlos, und ihre unlyrische Härte, ihre unkünstlerische Absichtlichkeit verdiente kein besseres Loos. Die romantischen Dramen errangen zuerst einen kurzen und engen Beifall, nicht bei dem Publikum, aber bei der Kritik; längst sind auch sie verschollen. Aber gegen Ende seines wandelvollen Lebens leuchtete ihm ein besserer Stern. Die Mythe „Merlin“ erregte vielseitiges Interesse; zu breiter Wirkung ist sie nicht gelangt. Der Erziehungsroman „Die Epigonen“ wird in den Litteraturgeschichten noch heute als einer der wichtigsten Epigonen des „Wilhelm Meister“ gerühmt, und mit Recht; gelesen wird er nicht mehr. Und endlich der „Münchhausen“? Gewiss, jeder hat von Immermanns berühmtestem Werk eine ungefähre Vorstellung; viele haben in ihrer Jugend den „Oberhof“ (mit Bildern von Vautier) auf ihrem Tisch gehabt, und einige ältere Herren schwärmen noch für Karl

Buttervogel. Aber schwerlich darf man behaupten, irgend ein Werk Immermanns gehöre noch zur lebenden Nationallitteratur. Sein Feind Platen wird noch wirklich gelesen, wird noch — ein untrügliches Merkmal einer bestimmten Stufe von Popularität — citirt und übt auch noch auf Dichter der Gegenwart Einfluss aus; Immermann gehört zu den Grössen, die die deutsche Lesewelt nur aus Beschreibungen kennt.*)

Dennoch thäte man ihm unrecht, hielte man ihn für eine jener ausschliesslich litterarischen Berühmtheiten, die nur bei Schriftstellern und Gelehrten wirkliches Interesse erwecken können. Solche grossen Männer kleiner Kreise waren etwa Graf Schack in Deutschland oder Leconte de Lisle in Frankreich — Männer, deren Dichtungen an dem Leser schon ein beträchtliches Maass von Bildung und Schulung voraussetzen, das grosse Publikum aber mit einer gewissen Absichtlichkeit fern halten. Immermann dagegen hatte nicht nur den Ehrgeiz, ein nationaler Autor sein zu wollen — er ist es auch wirklich gewesen. Gerade auch seine Irrwege, gerade auch die Art, wie er die heiss begehrte allgemeine Anerkennung verfehlte, gerade auch die, wie er eine fortdauernde Wirksamkeit verscherzt hat — all das beruht mit darauf, dass er ein Mann seines Volkes und seiner Zeit war. Und deshalb wird seine Persönlichkeit ein lebendiges Interesse auch dann noch verdienen und erwecken, wenn die letzten Überreste seiner direkten Wirksamkeit verlöscht sind. —

Karl Immermann ging aus jener guten altpreussischen Bureaukratie hervor, die, an sich der ausgezeichnetste Beamtenstand, den die Welt gesehen hat, durch gewisse Übertreibungen ihrer Tugenden die Abneigung und den Spott der auf ästhetische Ideale gerichteten Romantik herausforderte. Er selbst gerieth dadurch ebenso nothwendig ins Fahrwasser der Romantik, wie etwa Theodor v. Bernhardi, der vortreffliche Militärschriftsteller und Historiker, ein erbitterter Feind dieser Richtung ward, weil seine Mutter und sein Onkel Ludwig Tieck ihr angehörten. Immermanns Vater hatte erst spät geheirathet (wie es auch der Sohn that), und jener Mangel an Jugendlichkeit, den man den Kindern alter Eltern nachsagt, ist Immermann in besonderem Grade eigen. Er studirt, und sein angeborenes Gerechtigkeitsgefühl bringt ihn mit der Herrschsucht einer Hallischen Burschenschaft in Konflikt, was auf sein eigensinniges und nachtragendes Gemüth die schlimme Folge hat, ihn gerade gegen die besten Kreise seiner Altersgenossen, gegen die süddeutschen Liberalen und was ihnen verwandt war, mit anhaltender Verbitterung zu erfüllen. Auch diese Kleinlichkeit, die Konduitenlisten führt und Vermerke darin nie vergessen kann, gehört so gut wie sein ernster tiefer Patriotismus, wie sein festes Pflichtgefühl und seine unermüdliche Arbeitslust zum Erbtheil des altpreussischen Beamten. — Er widmet sich der juristischen Laufbahn, wie so viele seiner schriftstellerischen Genossen:

*) Schlimm genug für die deutsche Lesewelt, wenn sie an Büchern wie die „Memorabilien“ Immermanns achtlos vorübergeht. A. d. H.

E. Th. A. Hoffmann, Müllner, Uechtritz, Grabbe, Schnaase und Andere, denen er als Autor oder als Mensch näher treten sollte. Gerade der völlige Mangel jeder Berührung zwischen diesem bürgerlichen Beruf und der Poesie schien beiden grössere Unabhängigkeit zu verbürgen, als etwa das philologische oder theologische Studium; Immermann's Dichtung hat aber doch den Kriminalisten nur zu oft verrathen, gerade wie die Müllner's auch. — Er wird nach Münster versetzt: der Sohn urprotestantischer Eltern, für den das evangelische Grunddogma von der göttlichen Gnadenwahl jederzeit der feste Punkt in allen Wirren des Glaubens und Denkens blieb, kommt in die westfälische Bischofsstadt, die auch durch ihren Adel eine „Residenz des Mittelalters" geblieben ist. Der Anblick der dortigen altheimischen Kreise hat den seiner Gegenwart feindlichen Romantiker vor jener Annäherung an den Ultramontanismus gewahrt, die den Zacharias Werner, Friedrich Schlegel, Clemens Brentano verhängnissvoll ward. Aber für ihn war es kaum erspriesslicher, dass sein von vornherein zur Überhebung geneigter Geist in der bildsamsten Epoche — dreiundzwanzigjährig kam er als Divisionsauditeur nach Münster — hier auf eine Umgebung stiess, die der Preusse, der Protestant, der Beamte sofort zu übersehen glaubte und die er es nie der Mühe werth hielt, zu studiren. Die Überhebung liegt seiner Generation im Blute; als unfehlbare Richter und als Vollender aller begonnenen Künste werden in dem Zeitraum, der der grossen Revolution folgte, in den Jahren etwa von 1790—1820, die Immermann und Platen, die Stirner und Rohmer, die Hebbel und Richard Wagner geboren. Aber fast all den Anderen ward doch das gegönnt, dass sie in einer an starken Eindrücken reichen Umgebung lernen und sich bilden durften. Immermann ward das nicht beschert; zu lernen hat er als Schriftsteller nie gelernt. Und bis ans Ende seines Lebens fehlte auch seiner Dichtung der gesunde und kräftige Untergrund einer bestimmten lokalen Anschauung; zeit- und ortlos schwebten die Poesien im leeren Raum, bis ganz zuletzt das lebhafte Industrieleben seiner Heimath in den „Epigonen", das starke Bauernthum Westfalens im „Münchhausen" ein festeres Fundament hergab.

Aber noch in anderem Sinne ward die Versetzung nach Münster für Immermann zum Schicksal. Hier lernte der Jüngling Elisa von Ahlefeldt kennen, die Gattin des berühmten Freischaarenführers v. Lützow. Eine leidenschaftliche Liebe spann sich an. Elise hatte in dem tapferen, aber geistig nur geringe Ansprüche erhebenden und nur geringen Ansprüchen genügenden Soldaten nicht gefunden, was ihre romantische Seele und vor Allem ihr geistreicher Kopf verlangten; Immermann sah in der merkwürdigen Frau sein Ideal erfüllt. Er dichtete sich zum Petrarca um und sie zur Laura, er nahm sie zum Modell in zahlreichen Schöpfungen; aber er konstruirte sich auch aus diesem Erlebniss heraus die gefährlichen Lehren vom Unwerth der Ehe neben der Minne, von der dienenden Stellung der Hausfrau, schliesslich allgemein von der Gleichgiltigkeit der herrschenden Anschauungen —

alles Lehren, die den Romantikern geläufig waren, die aber bei diesem ernsten, schwerflüssigen und hartnäckigen Mann eine dauernde Verbitterung gegen Zeit und Welt zu Wege brachten.

Unablässig versucht er sich nun darin, dieser bösen wahren Welt poetische Idealwelten gegenüber zu stellen. Im Anfang ganz in romantischer Kunstlehre befangen, kommt er, der früh Goethe zu übersehen glaubt und Schiller geringschätzig abgethan hat, erst ganz allmählich auf die Bahnen, die jene Beiden gross machten. Die Natur zu beobachten und ihr treulich nachzuschreiben, Goethes grosses Kunstgeheimniss, gelingt ihm erst in dem „Reisejournal“ von 1833; aber derselbe Hochmuth, der bis dahin ihn nur Geistesprodukte hatte beachten und die „rohe Natur“ bei Seite schieben lassen, äussert sich hier noch in der dünkelhaften Art, wie er über die politischen Kämpfe seiner Zeit aburtheilt. Und Schiller's grossen Zauberschlüssel, auf die geistigen Strömungen der Nation zu achten und ihnen Ausdruck zu verleihen, hat er denn auch erst im „Münchhausen“ zu gebrauchen versucht, wo die Sehnsucht des deutschen Volkes, aus raffinirter Überspekulation wieder auf gesunden Boden herabzusteigen, von Schelling und Hegel zur Naturforschung, von den Schlegel zu den Grimms, von den geistreichen Salons der Johanna Schopenhauer oder der Rahel Levin zu arbeitenden Bauern und Bürgern zu gelangen, symbolischen Ausdruck gefunden hat. Darauf folgten dann noch die „Memorabilien“ mit ihrer oft einseitigen, oft aber auch grossartig tiefen Erfassung bestimmter Bewegungen der deutschen Volksseele.

Dass Immermann schliesslich dahin kam, Fühlung zu erlangen mit der deutschen Natur in Volk und Landschaft, das war erst das Ergebniss langer, strenger Arbeit. Mit Leidenschaft hat dieser selbstherrliche Mann, wie es gerade den Besten geht, einen Herrn gesucht, einen Meister, vor dem er sich beugen könnte, der es ihm möglich machte, was vor Goethe und Schiller, vor Napoleon und Friedrich dem Grossen, vor Fichte und Humboldt ihm nicht gelungen war: in Demuth zu lernen. Was der Dichter nie fertig brachte, das erreichte schliesslich der Mensch. Er hatte sich in seinem Bedürfniss, zu verehren, anzubeten, einen mystischen Kultus zurecht gemacht und einem Messias der Zukunft die Verehrung zu Füssen gelegt, die er keiner lebenden Macht gab. Er hatte in seinem Scherzgedicht „Tulifäntchen“ mit der spielenden Manier der Romantik gebrochen und die Heldenthaten kleiner Menschen verspottet: grosse Seelen wollte er sehen statt der prahlerischen Kleinheit manches romantischen Propheten. Dann schrieb er seinen Faust: den „Merlin“ und legte in dieser tiefsinnigen Legende die Sehnsucht seines Herzens nach Allem, was erhebt, weil es erhaben ist, nieder, um seinen Helden, den Zauberer Merlin, am Ende demüthig Ergebung in einen höheren Willen verkünden zu lassen. Der geistige Hochmuth Satans, die weltliche Eitelkeit der Tafelrunde, der Tugendstolz der Jungfrau und die heidnische Selbstsicherheit Klinschors — bei dem an Goethe gedacht

ist — zerschellen; die Demuth siegt. Und nun gelang es, ganz allmählich freilich, auch Immermann, seinen Hochmuth etwas zu bezwingen. Der sonst nur unter geistreichen Raisonneurs und anspruchsvollen Weltdamen das Wort hatte führen wollen — im Leben wie in der Dichtung hatte er die einfachen Leute bisher verachtet — der kam in den „Epigonen“ zu Arbeitern und Landleuten, die freilich hinter Abenteurern und Wundermädchen von der Familie Mignons, neben Bildungsstrebern und emanzipirten Frauen immer noch zurücktraten. Dann aber erschien endlich der „Münchhausen“. Hier machte er sich satirisch frei von Allem, was in seiner Zeit anspruchsvolle Unwahrheit zeigte. Die konservative Leugnung aller historischen Entwickelung wird in dem alten Baron, die doktrinäre Leugnung alles historischen Rechts in dem „Homunculus“ gegeisselt, die visionäre Halbmystik der Spiritisten, die blasirte Weltverachtung der spekulativen Philosophie, die unreale Tendenzdichtung der Gutzkow und die lederne Chronikenverarbeitung der Raupach, die falsche Legitimität des hessischen Kurfürsten und der zweifelhafte Byronismus des Fürsten Pückler — Alles erhält seine Schläge. Und im Mittelpunkt steht der Geist der Lüge selbst, Münchhausen, aus dem alten Lügenmeister herausgewachsen zu einer Verkörperung desjenigen, worin Immermann das Unglück seiner Zeit sah: der Unwahrhaftigkeit, der geistigen Unsolidität, der Neigung, dem brillanten Aperçu die einfache Thatsache und dem genialen Auftreten die schlichte Ehrlichkeit zu opfern. Und nun erbaut sich aus dem Gegensatz zu diesem Vertreter hohlen Geistreichthums und unzuverlässiger Anmaassung der Oberhof: echtes deutsches Leben in gefestigten Anschauungen. Hier neben Münchhausens Emmerentia mit ihrer gespreizten Sentimentalität, der alte Baron in seinem Traumleben, Agesel in seinen pathologischen Anachronismen — dort die Prachtfigur des Hofschulzen, neben ihm die blonde Lisbeth, der Jäger, der Küster — gesunde Menschen mit den Schwächen nnd den Vorzügen gesunder Menschen.

Kunstfehler blieben auch hier. Statt mit dem Oberhof abzuschliessen, führte Immermann nochmals in die romantisirende Zeit- und Litteratursatire zurück und brachte sogar nach ältester Manier den bekannten Schriftsteller Immermann in seinen Roman hinein; doch endet er immerhin auf dem festen, erst während des Schreibens eroberten Lande der realen Welt. Diese und die Gruppe Münchhausens sollen durch eine unmögliche Genealogie verknüpft werden, wie etwa Mythologie und Heldensage alter Völker die Götter- oder Sagenkreise durch mühsam ausgedachte Stammbäume verbinden: Lisbeth die Tochter Münchhausens und der Emmerentia! Aber es geht doch ein grosser, starker und gesunder Zug durch das Ganze, der mehr noch gilt als die tausend geistreichen oder gemüthvollen Einzelheiten: Immermann hat sich in und an diesem Werk gesund geschrieben.

Auch im Leben war ihm ein letztes Glück beschieden: eine einfache gut bürgerliche Liebe zu einem schlichten Mädchen löste sein romantisches

Verhältniss zu Elisen ab, und nachdem beide Theile einer Verheirathung öfters nahegetreten waren, öfters noch sie verweigert hatten — die Ehe mit Lützow war längst gelöst — kam es nun zu einem heilsamen, wenn auch schmerzlichen Bruch. Noch konnte Immermann im Frohgefühl des jungen Glücks an eine Erneuerung des alten Minneromans von Tristan und Isolde gehen: noch war es ihm gegönnt, ein Töchterchen im Arm zu wiegen, aber nur wenige Tage: dann nahm ihn am 25. August 1840 der Tod hinweg. Ruhe im Glück sollte dem tapfern Kämpfer nicht gegönnt sein.

Immermanns Unglück war es, ganz und gar ein Mann seiner Zeit zu sein. Die Zwiespältigkeit, die er mit beredten Worten als die Krankheit seiner Epoche geschildert, erfüllte vor Allem seine Brust. Hochmuth neben dem Bedürfniss der Heroenverehrung, Unermüdlichkeit in der Arbeit ohne die Fähigkeit zu lernen, ein gutes, der Liebe und der Freundschaft offenes Herz ohne das Talent, am Nebenmenschen abweichende Eigenheiten zu dulden. Sehnsucht nach romantischer Verklärung bei scharf kritischer Beleuchtung der Ideale — so liessen die Gegensätze sich häufen und durch seine eigenen Aufzählungen vermehren. Durch und durch aufs Deutsche gerichtet, gegen fremde Völker (die Hellenen, die er ehrt, gelten ja als geistige Ahnen der Germanen) hart und ungerecht, vermochte er es doch zu einer warmen Liebe zu diesem Volk nicht zu bringen; zu sehr verletzte ihn Alles, was seiner Eigenart nicht entsprach. So blieb er in Zeit und Ort lange heimathlos gerade desshalb, weil er so tief in seiner Gegenwart und seiner Heimath wurzelte. Das zerstörte ihm die Früchte von Jahrzehnten tapfersten Ringens. Aber der feste, starke Mann blieb aufrecht. Er erlebte noch den Sieg und das Glück; als tröstendes Vorbild steht er vor uns und wir schreiben auf seinen Grabstein jene schöne alte Inschrift:

Voluit. Quiescit.*)



Noch ein 48er.

Von
OTTO FRHR. v. VÖLDERNDORFF.

Allmälig gehen die Achtundvierziger zu Ende. Von Jenen, die in voller Manneskraft den Heppenheimer Aufruf unterzeichnet, im Heidelberger Vorparlament und in der Frankfurter Paulskirche getagt haben, und von jenen, die später in

*) Meines Erachtens hat Immermann nicht nur Grosses gewollt, sondern als Mann der That, als praktischer Dramaturg auch Grosses, Vorbildliches geleistet. Er starb zu früh. Sonst wäre er nach seiner Düsseldorfer Theaterleitung wohl noch zum Reformator der norddeutschen Schaubühne, an das Berliner Hoftheater berufen worden. Es liegt mir fern, das Urtheil Richard M. Meyers anzufechten. Nur bleibe ich für meine Person mit Paul Heyse der Ansicht, Immermann sei einer der besten, tüchtigsten deutschen Kernmenschen gewesen. D. H.

Erfurt und Gotha die Trümmer der gescheiterten Hoffnungen zu retten suchten, lebt kaum mehr Einer oder der Andere. Aber auch diejenigen sind bereits Greise geworden, die in jenem Jahre des Sturmes mit „lockigem Haupthaar" als begeisterte Jünglinge den Völkerfrühling gekommen glaubten und mitunter den Becher etwas überschäumen liessen. Ach viele derselben haben dies schwer büssen müssen! Diejenigen waren noch nicht die Unglücklichsten, denen die standrechtliche Kugel rasch in das Jenseits verhalf; jene, die ihre Jugendjahre im Kerker vertrauern, und jene, die flüchtig und gehetzt von Land zu Land ziehen und mühsam um ihre Existenz ringen mussten, waren schwerer zu beklagen. So mancher Treffliche unter ihnen ist im Elend untergegangen, gar manchen auch hat die Noth des Daseins seinen Idealen untreu gemacht. Doch Gott sei Dank nicht Alle sind dem Schicksale verfallen, einzelne haben sich, ihre äussere Würde und ihre inneren Ideale aus dem Schiffbruche glorreich gerettet. Zu diesen gehört mein trefflicher Freund Karl Heinrich Schaible, der dem über ihm schwebenden Todesurtheile glücklich entronnen in England eine hochgeachtete Stellung sich erwarb und trotz Allem, was ihm das Vaterland hätte verleiden müssen, unentwegt für Deutschland und deutsche Ehre thätig war. Jetzt ist er — so schliesst er sein sofort zu erwähnendes Büchlein — nach sturmbewegter Lebensfahrt heimgekehrt in seine Heimath; er lebt in seinem urgrossväterlichen Hause, im Salzhause zu Offenburg, um, wenn das Zeichen zum Appell ertönt, im Schosse heimathlicher Erde zu ruhen. Bis aber dieses Zeichen kommt — möge es recht recht lange auf sich warten lassen — giebt er uns von Zeit zu Zeit aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner gesammelten Erfahrungen köstliche Lesegaben*). Zu diesen gesellte sich in jüngster Zeit ein Büchlein betitelt: „Siebenunddreissig Jahre aus dem Leben eines Exilirten", welches ein flüchtiges Lebensbild des wackeren Freiheitskämpfers giebt, aber nur privat und für Freunde gedruckt ist. Ich habe mit grosser Mühe die Erlaubniss des beinahe über Gebühr bescheidenen Verfassers erhalten, in diesen Blättern einen Auszug aus der äusserst interessanten und lehrreichen Autobiographie zu geben und bin überzeugt, allen Lesern damit eine Freude zu machen.

Karl Heinrich Schaible wurde zu Offenburg am 7. April 1824 als Sohn eines „edeln Vaters, den Stadt und Land als tüchtigen Arzt verehrte", und einer liebevollen Mutter, die die Herzensbildung ihrer Kinder stets im Auge hatte, geboren. Nach Absolvirung des Offenburger Gymnasium und Rastatter Lyceum — er ahnte nicht, welch' ganz andere schwere Lehrzeit ihm später in dieser Stadt bestimmt war — wurde er als Student der Medizin in Freiburg immatrikulirt und siedelte als solcher im Herbst 1844/45 nach Heidelberg über. Schaible war, wie er uns erzählt, „kein sogenannter Leimsieder, sondern ein zwar arbeitsamer, aber auch lustiger Student und Korpsbursche, sogar Consenior der Freiburger Suevia, und auch auf der Mensur kein verächtlicher Gegner". Der Heidelberger medizinischen Fakultät gehörten damals der berühmte Geburtshelfer Professor Nägele, dem Schaible einige Zeit als Assistent diente, und auch der geistvolle, prächtige Pfeufer an. Dieser pflegt zu sagen: „Wer von uns hat nicht als Gymnasiast irgend ein unsterblich gewähntes Gedicht verfasst und als Student irgend einen entfernten

*) Ich kenne beispielshalber seine „Geschichte der Deutschen in England" (Strassburg 1885), ein ganz vorzügliches Werk. Dann seine Schriften „Die Juden in England (1890)", „Deutschland vor hundert Jahren (1892), „Die höhere Frauenbildung in Grossbritanien (1894)."

Versuch der Hilfeleistung zum Hochverrath verübt.“ Das war zu jener Zeit furchtbar leicht; auch ich bin einmal „wegen burschenschaftlicher Tendenzen“ in polizeiliche Untersuchung gezogen worden und musste eine Art consilium abeundi unterschreiben; Thatbestand: mit einigen Freunden hatten wir eine Agitation inszenirt, um durch ein studentisches Ehrengericht die Auswüchse des Paukunfuges abzuschneiden. Das roch in den feinen Nasen einiger höheren Beamten schon nach „Demagogenthum.“

Dem armen Schaible ging es schlechter als mir. „Es herrschte damals — so berichtet er — in Baden überhaupt, besonders aber unter den Studenten der Universität Heidelberg ein reges politisches Leben. Eine Anzahl neuer Studentenverbindungen entstanden mit mehr oder weniger politischen Tendenzen. Ein aus 400 Mitgliedern, darunter eine Anzahl Professoren bestehender Turnverein schwärmte für deutsche Einheit und Freiheit, und man that schon Schritte, um einen in Kreise getheilten allgemeinen Deutschen Turnerbund zu gründen, in dem Waffenübungen eingeführt werden sollten. Schaible als eifriger Turner, als Preisturner des 1846 abgehaltenen grossen Heilbronner deutschnationalen Turnfestes war natürlich Mitglied des obengenannten Vereins. Aber noch mehr, er war auch eifriger Korrespondent freisinniger Blätter, wie der Mannheimer Abendzeitung, des Zuschauers (Redakteur Struve) und der Constanzer Seeblätter. Übergenug, um das „Auge des Gesetzes“ auf den jungen Mediziner zu lenken. Nicht in Heidelberg, „wo man sich wohl vor den Turnern fürchtete“, sondern in Rastatt, wo Schaible einen Freund besuchte, verhaftete ihn die Polizei und führte ihn als Staatsverbrecher in das Gefängniss ab. Neun Monate lang hielt man ihn — wie er jetzt mild lächelnd erzählt — während des schönen Sommers 1847 hinter Schloss und Riegel, in einer engen dunklen Zelle, in der sich nicht lange vorher ein Gefangener aus Verzweiflung erhängt hatte. Durch das kleine Licht- und Luftloch nahe an der Decke drangen mephitische Gerüche in die Zelle, denn unmittelbar unterhalb lagen die kaum verdeckten Abtrittgruben der Gefängnisse. Wie man ihm offen kundgab, steckte man ihn in die schlechteste Zelle des Gebäudes mit der Absicht, ihn „weich zu machen“, ihn zum Geständniss und zur Angabe der Verschworenen — man witterte nämlich eine Verschwörung — zu veranlassen. Unter fortwährenden erschöpfenden und nur auf Irreführung des Inhaftirten berechneten Verhören verging ein Monat um den anderen, und die Gesundheit des bisher so körperlich kräftigen Turners begann zu wanken. Da erbarmte sich der Gefängnissarzt, der edeldenkende Medizinalrath Horsch, und in Folge seines entschiedenen Auftretens wurde Schaible provisorisch gegen eine Kaution von 4000 fl. und die auf Handgelübde gegebene Zusicherung, sich jederzeit wieder stellen zu wollen, in Freiheit gesetzt. Die Akten der Voruntersuchung waren inzwischen dem Hofgerichte vorgelegt worden, und im Januar 1848 erschien am Krankenlager des „Verbrechers“ ein Beamter und verkündete demselben das Urtheil, welches ihn wegen „entfernten Versuchs zum Hochverrath“ zu einjähriger **Arbeitshausstrafe** verurtheilte. Schaible appellirte an das Oberhofgericht, aber ehe dieses sprechen konnte, war zu Paris die Februarrevolution ausgebrochen, und die in Baden im März ergehende Amnestie beseitigte auch die über Schaible verhängte Strafe.

Dass dieser durch die ihm zu Theil gewordene Behandlung im höchsten Grade gereizt war, ist begreiflich, und so erscheint es ganz natürlich, dass er sich mit glühendem Eifer in die nunmehr in Baden ausbrechende revolutionäre Bewegung stürzte.

Als Hecker im April 1848 im Badischen Oberlande den Aufstand organisirte, sandte er Emissäre nach Offenburg um Beistand. Die hitzige Jugend, darunter auch Schaible, proklamirte sofort die Revolution gegen Baden und die Wiedererrichtung der alten freien Reichsstadt in ihrer ehemaligen Souveränität. Man bewaffnete sich, errichtete Barrikaden und zog den Hessischen Truppen, welche heranrückten, entgegen. Aber die ruhigeren Bürger räumten die Barrikaden schleunigst hinweg, öffneten den Hessen die Thore, und wer von den jungen Führern nicht durch die Flucht sich rettete, wurde verhaftet. Schaible gelang es nach Strassburg zu entrinnen und so betrat er als rückfälliger Hochverräther den fremden Boden, zum ersten Male. Mit rührenden Worten schildert der Verbannte seine Gefühle hierbei. „Das erste Exil — so sagt er — war mir trotz aller Hoffnung auf baldige Heimkehr sehr schmerzlich, besonders da die Nähe meiner Vaterstadt täglich das drückende Gefühl meiner Verbannung wach erhielt. Ich sah von den Wällen von Strassburg die Berge und die Bergwege, auf denen ich so oft in fröhlicher Stimmung umhergeschweift. Auf der Plattform des Münsters sah ich Offenburg nahe uud klar vor mir liegen, dachte ich an die Lieben, an den guten Vater, die dort weilten, und an den Kummer, den mein politischer Enthusiasmus dem letzteren bereitete. Ja ich sah einmal meinen Onkel am Fenster stehen und nach dem Münster hinblicken. Es kam mir vor, als ob er mich sähe und mich grüsste."

Dieses erste Exil dauerte etwa ein Jahr lang. Schaible benutzte die Zeit, um fleissig die Kliniken des grossen Strassburger Hospitals und später auch dasjenige in Metz zu besuchen. „Ich huldigte, schaltet der Verfasser ein, damals schon der Lebensregel, dass es besser wäre, durch Arbeit als durch Rost abgenutzt zu werden." Von dem Thun und Treiben der badischen Flüchtlinge im Elsass ist im Übrigen nicht viel zu sagen, sie hofften, sprachen und träumten von einer grossen deutschen Erhebung. Diese schien dann auch im Frühjahr 1849 zu beginnen, als in Baden und in der Pfalz der Aufstand ausbrach. Diesmal betheiligte sich das ganze Land, auch das Heer an der Bewegung, und die Grossherzogliche Familie sammt den Ministern mussten über den Rhein flüchten. In Karlsruhe bildete sich eine provisorische Landesregierung, und eine revolutionäre konstituirende Versammlung ward dorthin berufen. Die Exilirten eilten aus der Fremde nach Hause, darunter natürlich auch Schaible, der sofort zum Adjunkten des Civilkommissärs des Kreises Offenburg, später zum Civilkommissär selbst und ferner zum Kriegskommissär ernannt wurde. Mit Hilfe der Hessischen und Preussischen Truppen wurde bekanntlich der Aufstand im Juli desselben Jahres unterdrückt, die provisorische Regierung löste sich auf, und Alles, was nur konnte, flüchtete nach der Schweiz oder nach dem Elsass. Schaible erreichte nach manchen Fährnissen glücklich Strassburg. So trat derselbe sein zweites Exil an, welchem indessen die Annehmlichkeit des ersten völlig mangelte. Der inzwischen Präsident gewordene Louis Napoleon wollte den deutschen Regierungen gefällig sein und liess darum jeden Morgen förmliche Hetzjagden abhalten, die dabei Verhafteten wurden entweder an die schweizer Grenze oder nach Nantes abgeführt. Schaible wusste diesen Razzias zu entgehen. Er begab sich jeden Morgen auf die Festungswälle — schon um 4 Uhr, also vor Beginn der Menschenjagden — und verweilte dort bis zu deren Beendigung. Doch verlegte er — todtmüde von all den Hetzereien — schon Mitte August seinen Aufenthaltsort nach Nancy, blieb dort bis Januar 1850, besuchte die Vorlesungen der dortigen „Académie des sciences" und widmete sich eifrig dem

Studium der französischen Sprache. Von Januar 1850 bis November 1853 setzte er dann in Paris seine Studien fort. In der französischen Hauptstadt fühlte sich Schaible nicht behaglich. Ob ihn diese Stimmung nicht etwas zu hart über die damaligen deutschen Regierungen urtheilen lässt, mag dahin gestellt bleiben. Er behauptet, diese hätten in Paris ein förmliches Spionagebüreau errichtet, durch dessen Thätigkeit viele Flüchtlinge zusammengebrochen und elend zu Grunde gegangen seien. Von den Agenten desselben auf's Schärfste überwacht, habe keiner von den Flüchlingen auch nur einen freien Schritt machen können, und durch falsche Angaben seien zahllose Ausweisungen erfolgt. In fremden Ländern sich abermals eine neue Existenz zu gründen, sei natürlich den Wenigsten gelungen, und so seien ungezählte Menschenleben einfach vernichtet worden. Auch Schaible nützte es nicht viel, dass er in Paris vollkommen zurückgezogen und nur für seine Studien lebte. Im Juni 1851 wurde er eines Morgens äusserst unsanft aus seinem Schlummer gerüttelt, seine Papiere wurden durchsucht, und er selbst wurde einige Stunden später ebenfalls als Verhafteter dem Chef des Bureau für politische Flüchtlinge vorgeführt. Dieser warf Schaible — wie er behauptet — gestützt auf badische Untersuchungs-Akten vor, ein grosser Revolutionär zu sein, und er wäre unfehlbar ausgewiesen worden, hätte sich nicht Dr. Thierry, der damalige Vizepräsident des Pariser Municipalrathes, für ihn verwendet.

Im August 1851 betrat Schaible zum ersten Male den Boden Englands, anlässlich der ersten grossen, mit allseitiger Bewunderung besprochenen Weltausstellung in London. Dieser Besuch war von entscheidendem Einfluss auf des Flüchtlings ferneres Leben. Er lernte Land und Leute näher kennen und vervollkommnete sich im Englischen. Vier Wochen später kehrte er nach Paris zurück. Anfangs Dezember inszenirte Louis Napoleon den Staatsstreich, dessen Schrecken Schaible eben so knapp wie kräftig schildert. Er und sein Freund Wiedmer entgingen nur mit äusserster Noth dem Schicksal, von berauschten Soldaten niedergemetzelt zu werden. Die Lage der Exilirten — ich zitire Schaible wörtlich — war während des Staatsstreiches eine sehr kritische. Eine einzige Denunziation durch einen Polizeispion hätte sein Schicksal besiegelt. Die Art und Weise, Denunzirte abzuurtheilen, war kurz und einfach. Ein Polizeiagent führte seinen Denunzirten nach der Conciergerie in der Cité und berichtete seinem wachhabenden Offizier. In kurzer Zeit brachte er den Soldaten im Hofe einen Befehl. Die letzteren stellten den Gefangenen an die Wand und erschossen ihn sofort. Man hatte damals keine Zeit noch Raum für Gefangene, und die Soldaten waren rasend und betrunken. Napoleons Mittel war: durch Schrecken jeden Widerstand zu lähmen. Das Mittel bewährte sich.

Übrigens sind nach Schaibles Angaben zu jener Zeit nur die deutschen Flüchtlinge so übel daran gewesen und zwar schreibt er den Anlass zu ihren Verfolgungen den deutschen Gesandtschaften in Paris zu. Er glaubt annehmen zu müssen, dass das sogenannte *Cabinet noir* der Post sich auch mit ihm beschäftigt habe. „Briefe an meinen Vater in Offenburg kamen entweder gar nicht oder nur verstümmelt an. Von einem zehn Seiten langen Brief erhielt mein Vater einmal nur die zweite Hälfte.“

So darf es uns nicht wundern, dass Schaible in Paris mit seinem Gesuche um Zulassung zu den medizinischen Examen zurückgewiesen wurde. Er wandte

sich an die Universität in Basel, bestand seine Prüfung mit Glanz und ward im April 1855 zum Doctor Medicinae et Chirurgiae promovirt.

Im Spätsommer 1853 trat der Versucher an ihn heran. Es wurde ihm, der mühsam die Nothdurft des Lebens bekämpfte, ein gut bezahlter Posten im Französischen Ministerium des Auswärtigen angeboten. Aber es war ihm dabei zugemuthet, die Deutsche Presse zu überwachen und zu beeinflussen, und entrüstet wies er den Antrag ab. Bald sollte er die Folgen hiervon empfinden; er wurde ausgewiesen. Gnädig genug liess man ihm die Wahl, ob er sich nach Belgien oder England entfernen wolle. Er entschied sich für England, schiffte sich anfangs November 1853 in Calais ein und erreichte glücklich London nach einer stürmischen Fahrt.

Hoffnungsvoll, wenn auch mit leichter Börse landete Schaible in London, wo er viele alte Freunde und Bekannte traf, wie: Ferdinand Freiligrath; Gottfried Kinkel; (den Gründer des „Hermann") Lothar Bucher, Karl Blind, Graf Oskar von Reichenberg, Theodor Goldstücker, Dr. Eduard Bronner, den berühmten Augenarzt, zugleich Gründer und Leiter des ophthalmologischen Instituts im Hospital in Bradford, und andere Exilirte, deren Namen einen guten Klang haben. Auch mit den hervorragenderen der damals in London lebenden französischen, italienischen, ungarischen und russischen Flüchtlingen trat Schaible in intimeren Verkehr, besonders auch mit Mazzini. Wie ausnehmend genau dieser Mann stets über Alles unterrichtet war was in der Politik vorging, darüber erzählt Schaible das folgende merkwürdige Erlebniss. Im März 1870 — kein Mensch dachte an Krieg — war er mit dem Exdiktator in Karl Blind's gastlichem Hause zusammen. Die Rede kam auf die damaligen Spanischen Verhältnisse, und Mazzini sagte: „In Frankreich ist der Krieg eine ausgemachte Sache. Im April wird eine Konferenz stattfinden, um die Angelegenheit friedlich zu ordnen, aber sie wird zu Nichts führen." Die Folge zeigte, wie recht der Agitator die Sachlage beurtheilte und wie gut er orientirt war. Höchst interessant ist folgende Mittheilung (S. 69): „Während Garibaldi im Jahre 1870 für Frankreich gegen Deutschland focht, trat Mazzini stets für Deutschland ein. Mit der deutschen Sprache und Literatur vertraut, hat er schon im Jahre 1864 sich für Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage ausgesprochen und das Recht Deutschlands öffentlich anerkannt. Im Jahre 1870 beeinflusste er im Interesse Deutschlands seine mächtige Partei in Italien derart, dass Viktor Emanuel dadurch abgeschreckt wurde, für Napoleon Partei zu ergreifen, was er bekanntlich versprochen hatte und beabsichtigte. — Von allen Franzosen jeder politischen Schattirung, die ich in London kennen lernte, waren alle ohne Ausnahme für die Wiedergewinnung des linken Rheinufers, ja viele selbst huldigten der neuen französischen Theorie der sog. Région française, nach der beide Rheinufer eigentlich zu Frankreich gehörten." Schaible erzählt weiter, dass zur Zeit, als er Anfangs der 50er Jahre in Paris studirte, ihm der berühmte Professor Velpeace bei Übergabe seines Frequenzzeugnisses lächelnd sagte: „Ah Sie sind Badenser? Nun gut, Ihr Land wird bald französisch werden." Selbst die nach dem Staatsstreiche Ausgewiesenen in London verlangten die Rheingrenze, und Ledru Rollin erklärte Karl Blind als trop germanique, weil er diesen Ansprüchen energisch entgegentrat.

Nachdem Schaible sich über seine Aussichten in London genau orientirt hatte, trat er vom Medizinfach zurück, um sich dem Lehrfach zu widmen, in welchem

er bald die höchste Stufe erreichte. Er lehrte Naturgeschichte, Physiologie mit Hygiene, Sprache mit Literatur-Geschichte, bereitete junge Männer für Universitäts-Prüfungen vor, und in kurzer Frist war er Lehrer an mehreren grossen Londoner Sekundärschulen. Des Englischen vollkommen mächtig, schrieb er auch für Fachblätter Artikel und Rezensionen, welchen später grössere Arbeiten und eine Reihe von Werken über verschiedene Wissenschaften folgten, theils deutsch, theils englisch — alle jedoch überall mit der grössten Anerkennung aufgenommen. Wie vielseitig und aufreibend auch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Litteratur war, seine Thätigkeit als Schulmann litt nicht im mindesten darunter. Er unterrichtete an mehreren höheren Schulen, wurde Examinator am College of Preceptors, Mitglied des Senats dieser Anstalt, Examinator an der ersten Universität Englands, London; 1862 Mitglied des Lehrerstabes der kgl. Militär-Akademie in Woolwich und somit englischer Staatsdiener. Als Instruktor in der Akademie wurde er 1870 Chef seiner Abtheilung, wobei der Staat ihm den Titel „Professor" verlieh.

„Im Jahre 1872 — sagt Schaible — wollte es das Schicksal, dass der Sohn des Mannes unter meine Autorität gestellt wurde, unter dessen Regierung ich aus Frankreich verbannt wurde. Lulu Napoléon nämlich wurde Schüler der Royal Academy, und so war das *Enfant de France* Schicksalsgenosse des Exilirten und sein Schüler". Schaible lobt die Talente und den Fleiss des jungen Mannes ausnehmend und charakterisirt den so früh von einem tragischen Geschick Ereilten äusserst vortheilhaft.

Einundzwanzig Jahre war so Schaible unermüdlich thätig; erst im Juli 1882 trat er von seinem Posten zurück, da er den Rest seiner Tage in seiner deutschen Heimath verleben wollte. Gleichwie ihm von seinen Vorgesetzten und Kollegen bei seinem Rücktritt die höchste und ehrenvollste Anerkennung zu theil wurde, so steht er auch heute noch bei seinen in England verweilenden Landsleuten in bestem Andenken, worüber mir erst jüngst ein Artikel in der Londoner Zeitung „Hermann", der von seinem Lebensbilde handelte, der Beweis gewesen ist.

Ich schliesse diese Skizze mit folgenden schönen Worten, die Schaible an das Ende seiner Autobiographie setzt: „Was Deutschland 1870/71 errungen, das ward 1848 erstrebt: Einheit und Freiheit. Ich will damit die wohlmeinenden, pflichteifrigen und aufopferungsfähigen Führer der deutschen Bewegungen nicht verurtheilen, wenn ich hier beifüge, dass es damals in Deutschland an genialen Leitern gefehlt hat. Keine Volksmenge wurde durch sich selber gross und frei oder weise (sagt Jean Paul), sondern stets durch grosse, freie, weise Chorführer. Stellt die Sonne sie, so gehen die Planeten von selber."

Friedrich Mitterwurzer.*)

Von

J. MINOR.

Von der ehrlichsten Begeisterung eingegeben, will dieses interessante Büchlein weder eine Biographie noch eine Kritik seines Helden vorstellen, der uns Gott

*) Eugen Guglia, Friedrich Mitterwurzer. Mit einem Portrait Mitterwurzers in Lichtdruck. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1896. XV und 145 S. 8⁰.

sei Dank noch nicht historisch geworden ist. Der Historiker hat dieses Mal nicht die Vergangenheit wiederzubeleben, sondern die lebendige Gegenwart zu fixieren versucht. Indem er sich darauf beschränken will, nur einfach zu beschreiben, hat er seine Aufgabe sogleich an dem rechten Ende in Angriff genommen. Dadurch unterscheidet sich ja die Kunst des Schauspielers von allen übrigen, dass ihre Schöpfungen flüchtig vorübergehende sind. Man kann dem Gedächtniss mittelst der Photographie, in Zukunft vielleicht auch mittelst des Phonographen nachhelfen; aber ganz wird man die Kunst des Schauspielers der Macht der Zeit niemals entreissen. Die seltene Gabe, künstlerische Eindrücke in Worten festzuhalten und mittelst der Sprache zu reproduziren, wird darum jeder, der über Schauspieler und über Schauspielkunst schreibt, noch weit nothwendiger besitzen müssen, als jeder andere Kunstschriftsteller. Denn überall sonst liegt das Kunstwerk gegenwärtig vor, hier muss es im Gedächtniss oder in der Phantasie des Lesers erst wieder nacherschaffen werden.

Aber so nothwendig diese Kunst ist, so selten ist sie auch. Freilich so arm, als Guglia in seinem Vorwort meint, ist unsere Litteratur an getreuen Schauspielerportraits nicht. Ausser von Tieck besitzen wir auch von Lichtenberg, Goethe, Immermann, Lewald, Laube u. A. sehr gute Aufnahmen schauspielerischer Persönlichkeiten und einzelner Rollen. Dennoch ist diese Fähigkeit im Verhältniss zu dem ungeheuren Wust der Theaterlitteratur eine verhältnissmässig sehr seltene. Und das hat seinen guten Grund. Auch der feinfühligste Zuschauer nämlich wird nicht im Stande sein, die reinsten und stärksten Eindrücke in Worte umzusetzen, wenn ihm die Technik der Kunst völlig fremd ist. Es ist eine alte Erfahrung, dass es um so leichter ist über eine Kunst zu schreiben, je ausgebildeter ihre Technik ist. Es wird Niemandem einfallen, über Musik oder Malerei zu schreiben, der nicht wenigstens die Noten kennt oder ein Oelgemälde von einem Pastellbild zu unterscheiden weiss; über die Dichtung traut sich fast jeder ein Urtheil zu, über das Theater, das ja auch eine gesellschaftliche Bedeutung hat, betrachtet man es gar als Pflicht mitreden zu können. Aber schon die kleine Liste von Namen, die ich oben verzeichnet habe, zeigt, dass wir wirklich Förderliches auf diesem Gebiete fast nur solchen Männern verdanken, die mit dem Theater in längere oder kürzere Berührung gekommen sind, denen es auf irgend eine Weise vergönnt war, einen Einblick in die Werkstätte des Schauspielers zu thun.

Diesen Blick vermisse ich oft bei Guglia; ich habe das Gefühl, dass die Dinge ihm richtig vor Augen stehen, dass er sie aber nicht mit dem rechten Namen zu nennen weiss. Mit dem gesunden Instinkt, der ihm überall eigen ist, beginnt er sogleich mit der äusseren Erscheinung des Künstlers, mit den physischen Mitteln, welche die Grundlage seiner Leistungen bilden. Er giebt ihm ungefähr die folgende Personenbeschreibung mit auf den Weg: ein grosser und starker Mann mit breiter Brust und mit breiten Schultern; der Gang aufrecht, aber ungleich; das Gesicht regelmässig geformt und sehr anziehend; das Auge unendlich ausdrucksvoll; das Organ ziemlich kräftig. Man wird zugeben, dass diese Kennzeichen selbst für eine Polizeinote zu unbestimmt wären und sich in ihrer Allgemeinheit oft dem nähern, was einen leidlich gesunden und hübschen Mann von dem Affen unterscheidet. Man müsste zunächst feststellen, dass Mitterwurzers stattliche, nicht starke Figur zwar in allen Formen biegsam und geschmeidig ist, nirgends aber den Eindruck des Massiven oder gar Robusten erwecken kann. An seinem Gang ist mir, in früheren Jahren mehr als heute, die Neigung aufgefallen, die linke Schulter in die Höhe zu ziehen und überhaupt den Kopf zwischen den leise gehobenen, etwas schiefen Schultern einzusenken. Der Wiener nennt diese Haltung, wenn sie entstellend wird, „einen Katzenbuckel machen“. Bei Mitterwurzer ist

sie nur leise angedeutet uud weder unschön noch unelegant; aber in Heldenrollen hat sie mich doch oft gestört, denn sie erweckt den Eindruck des Hinterhältigen, Listigen und Ungeraden. Auch die Füsse sind viel beweglicher, die Schritte kleiner und rascher, als man nach dem Oberkörper erwartet, die Kniee gern eingebogen. Die mimische Kunst Mitterwurzers hätte eine sorgfältigere Beobachtung verdient, als Guglia ihr zu theil werden lässt; denn ohne Frage ist der Mimiker in Mitterwurzer dem Redner überlegen. Er geht oft sogar seine eigenen Wege: manche seiner Masken, namentlich in den früheren Jahren, schaltet so souverän mit den Gesichtsmuskeln, als ob sie zum Reden ganz entbehrlich wären, und wenn der Künstler das Wort ergreift, wird entweder das Wort in der Mundstellung der Maske vergewaltigt oder die Maske dem Worte geopfert. Das herrliche Instrument seiner mimischen Kunst ist der Kopf, und so gut wir auch gerade über die Schauspielerphysiognomien unterrichtet sind, mit einem glücklicheren Werkzeug hat nie ein darstellender Künstler gearbeitet. Ein Kopf mit breitem Knochenbau und mit mächtiger Stirn, und eine höchst bewegliche Muskulatur, die in der Verlängerung der Oberlippe nach unten fast das Unglaubliche leistet und das Spiel von der breitesten Breite bis in die längste Länge gestattet; eine Nase, die durch ihren scharfen Schnitt aus allen Masken hervortritt und doch nirgends die Regelmässigkeit des Ausdruckes stört; der Unterkiefer leise hervortretend und Energie anzeigend ohne Unfreundlichkeit. Ein sehr reges und lebendiges Augenpaar, nicht auf künstliche Vergrösserung angewiesen, sondern auch halbgeöffnet wirksam, nicht von ruhigem Feuer leuchtend, sondern von zuckenden Blitzen belebt. Am wenigsten Vortheile bietet das Organ. In der Mittellage nicht ganz voll und unrein, oft sogar scheppernd, klingt es in der tieferen Lage zwar kräftig, aber man hat immer das Gefühl, als ob die Kraft auf Mühe und Überanstrengung beruhe. Die Behandlung dieses widerspenstigen Instrumentes war keine Kleinigkeit und ganz auf natürlichem Wege ohne Kunst und ein bischen Künstelei ist es damit nicht abgegangen. Den hohen Registern geht unser Künstler ganz aus dem Wege und es ist wohl seine charakteristischste Eigenheit, dass er im Ruf und im Schrei nicht zu den hohen, sondern zu den tiefen Tönen greift. Dies fällt um so mehr auf, als er auch den Stimmansatz wechselt, die tieferen Töne klingen wie aus dem Bauche herausgeholt. Aus dem Mangel macht er eine Tugend; er liebt rasche Sprünge aus dem mittleren Register in die tiefen. Und er liebt es besonders auch, mit der Stimme zu gixen und einen Vokal in zwei Noten zu geben: als Cardinal Winchester hat er bei den Worten „er hat keine Augen“ das Entsetzen immer so gemalt, dass er den Diphthong „Au“ in „Augen“ mit einem grellen Sprung der Stimme begleitete. Auch das Organ weist den Künstler auf solche Wirkungen hin, wo es sich um ein momentanes, convulsivisches Aufzucken der Leidenschaft handelt; ein breites und volles Ausströmen der Leidenschaft ist nicht seine Sache, und längere Reden wird er immer gerne in einzelne Momente aufzulösen und den Zusammenhang zu zerreissen trachten. Aber in solchen kurzen Momenten stimmt alles zur vollsten Wirkung zusammen. Das Auge blitzt, die Stimme bebt, die Gesichtsmuskeln schwingen sich, die Hände zittern.

Wie bei jeder starken Individualität, so kündigt sich auch hier das Innere schon in dem Äusseren an; dem Umfang der Mittel entsprechen die Grenzen des Talentes und umgekehrt. Nach diesen zu fragen, hat ein scharfsichtiger Beobachter nicht nur das Recht, sondern die Pflicht. Wie Bilder überhaupt bloss durch Umgrenzung zu Stande kommen, so gewinnt man auch ein charakteristisches Künstlerporträt nicht dadurch, dass man alle sauberen Qualitäten auf Einen Ehrenscheitel häuft, sondern nur durch die Abgrenzung nach Aussen und durch die

Vergleichung mit anderen, ähnlichen oder entgegengesetzten Erscheinungen. Bei einem Schauspielerporträt ist dies aber noch in weit höherem Grade als sonst der Fall. Jeder andere Künstler stellt sich seine Aufgabe selbst; er wird dem, was nicht im Umfang seines Talentes liegt, zwar nicht ganz ausweichen können, aber doch mehr oder weniger bewusst aus dem Wege gehen. Dem Schauspieler dagegen werden die Aufgaben gestellt; er muss mehr oder weniger immer einen Theil seiner künstlerischen Individualität verleugnen. Den grossen Schauspieler charakterisirt das, was ihm nicht liegt, ebenso wie das, was ihm gelingt. Bei Mitterwurzer freilich scheint es dem oberflächlichen Blick, als ob er durchaus alles spielen könnte, weil er an keines der üblichen Rollenfächer gebunden und wirklich vielseitig ist. Aber diesem durchgehenden Längenschnitt entspricht ein sehr begrenzter, ja enger Querschnitt. Mitterwurzer ist einer der vortrefflichsten Darsteller für alles, was einen leisen Geruch von Lüge nud Unwahrheit an sich hat; er ist der genialste Darsteller der Lebenslüge, den wir haben. Aber sein Reich und seine Macht sind dort zu Ende, wo der Ausdruck wahrer, echter, natürlicher Empfindung beginnt, also wo Baumeister und Sonnenthal zu Hause sind. Einen unmittelbar und mühelos aus dem Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Ton habe ich von ihm nie gehört; er hat mich erschüttert und er hat mich entsetzt, aber er hat mich nie gerührt. Dass er, was Guglia so sehr zu rühmen weiss, allen sentimentalen Anwandlungen aus dem Wege geht, hat seinen letzten Grund doch nur in dem instinktiven Bewusstsein, dass diese Saite keinen rechten Ton giebt. Denn es hiesse doch nur aus der Noth eine Tugend machen, wenn er die Rede Wallensteins an Max wirklich blos deshalb fallen liesse, weil Wallenstein bei Max seine Wirkung verfehlt. Und auch der Biograph macht aus der Noth eine Tugend, wenn er das sentimentale Gebet des Narciss an die Sterne, weil es seinem Helden schlecht damit gelungen ist, einfach zu den Toten wirft: Narciss falle hier eigentlich doch nur aus der Rolle. Um Vergebung! aber das Umgekehrte ist der Fall: der echte und wahre Narciss, der sich hinter den Affensprüngen des Gamins verbirgt, ist ohne die Sentimentalität der Rousseau'schen Zeit gar nicht zu denken; die erste Aufgabe bei dem Narciss wie bei Hamlet wird für den Darsteller immer sein, uns den tiefen Schmerz, aber auch die sentimentale Selbstgefälligkeit im Schmerz („Es wird recht hüsch sein, wenn sie mich begraben werden") ahnen und glauben zu machen. Mitterwurzers Narciss, eine genial angelegte Rolle, verspricht im ersten Akt mehr, als er in den folgenden hält: gerade weil es ihm nicht gegeben ist, uns für den ungeheueren Schmerz zu gewinnen, mit dem nur der Schauspieler diese hohle und fratzenhafte Figur ausfüllen kann. Auch in den schönsten Rollen Mitterwurzers fehlt selten ein kurzer Augenblick, wo sich dieser Mangel störend bemerkbar machte. Die Zeugen, die Guglia gegen mich anführt, können mich nicht bekehren: ich bewundere Mitterwurzer nach wie vor als Konsul Bernick, aber das Schuldbekenntniss in der letzten Szene hat auf mich keinen überzeugenden Eindruck gemacht, für mich klingt es hohl, leer und äusserlich. Aber sogar in einer Meisterrolle, wie der Röcknitz in Sudermanns „Glück im Winkel" ohne Zweifel ist, entstellt mir der Eine Zug die ganze Figur, wenn unser Künstler, nachdem er Elisabeth gewonnen hat, sein „Endlich! endlich!" mit jenem Augenaufschlag zur Decke begleitet, der mir den Heuchler kennzeichnet. In diesem Augenblick habe ich nicht den Übermenschen vor mir, den die Kraft treibt und der die Ergänzung seines Wesens gefunden hat, sondern einen Roué, dem sein Anschlag endlich gelungen ist und der sich nun mit der grössten Kälte seines errungenen Sieges freut. Mit genau demselben heuchlerischen Augenaufschlag und etlichen Umarmungen, die im Gegensatz zu der sonst geübten Zurückhaltung geflissentlich stark betont sind, entlässt unser Wallenstein, der gegenüber Max

keinen warmen Ton findet, seinen Octavio. Ich gehe aber sogar noch weiter und sage, dass Mitterwurzer überhaupt in keiner Rolle zu Hause ist, die tiefer im Gemüthlichen wurzelt. An seinem Allmers habe ich nicht, wie Guglia meint, die falsche Auffassung getadelt; ich glaube vielmehr, dass jede Ibsenische Figur ihre physiologische Seite hat. Was mir zu fehlen scheint, ist nur die Gemüthsseite; ich sehe nur einen pathologischen Fall vor mir, keinen ergreifenden Seelenprozess oder Herzenskampf; und dass ich die Auffassung des Künstlers dabei nicht missverstanden habe, erfahre ich bei Guglia aus Mitterwurzers eigenem Bekenntniss, dem unser Verfasser freilich kein Gewicht beilegt. Wie die gemüthlichen, so sind aber auch alle geraden, aufrichtigen, offenen Charaktere ausser dem Bereich seines Talentes, und mit seinem Wilhelm Tell (den ich übrigens nicht gesehen habe) wird Mitterwurzer bei einem unbefangenen Publikum schwerlich Triumphe feiern; hat doch schon seinem Macbeth die Unterlage gefehlt, ohne die Macbeth kein Held, sondern ein Beutelschneider von Gewalt und Reich ist. Mich hat, als Mitterwurzer zum ersten Mal im Burgtheater debutirte, schon der Satz: „Leute die es nicht wagen, mit dem schlichten, hülflosen Wort einen e h r l i c h e n Kampf zu bestehen“ stutzig gemacht, wo unser Künstler auf dem Wort „ehrlich“ mit geflissentlicher Betonung auffallend verweilte! Man betont die Ehrlichkeit nicht so absichtlich, wenn man nicht einen falschen Biedermann zu spielen hat. Auch Mitterwurzer braucht sonst nicht so viel Nachdruck, wo ihm etwas gelingt; aber die Eigenschaften, die ihm fehlen, lassen sich nicht erkünsteln und nicht erzwingen. sie müssen in der natürlichen Anlage des Schauspielers gegeben sein. Auch alles, was ein massives Fundament und körperliche Fülle verlangt, liegt ausserhalb seiner Mittel und seines Talentes; und wie er selbst die rauhe Biederkeit eines Don Lope, die unserem G a b i l l o n so prächtig gelungen ist, künstlich erzwingen musste, das haben die letzten Vorstellungen des „Richters von Zalamea“ gezeigt. Im Lustspiel und im modernen Drama tritt dieser Eine, aber empfindliche Mangel weniger stark hervor; aber es hätte sich an einer Parallele zwischen dem Konrad Bolz von Mitterwurzer und von Sonnenthal doch auch hübsch beobachten lassen, wie Mitterwurzer ohne Zweifel geistreicher und witziger ist, Sonnenthal aber liebenswürdiger und gemüthlicher; Mitterwurzer ist ein Journalist von heutzutage, Sonnenthal einer nach dem Herzen G. Freytags aus der Zeit der Grenzboten. Auch im Lustspiel fesselt Mitterwurzer mehr durch seine geistige Beweglichkeit, während Sonnenthal behaglich erwärmt; Mitterwurzer ist scharf, Sonnenthal milde; der Humor des einen wurzelt zuletzt doch im Intellektuellen, der Sonnenthal's im Gemüthe; Mitterwurzer ist interessanter, Sonnenthal herzlicher. Lustspieldichter, die wie Benedix keinen Überschuss an Geist haben, werden durch Mitterwurzer, der den Mangel aus dem eigenen reich ersetzt, erst möglich gemacht; aber Bauernfeld wird nur durch Sonnenthal recht zur Geltung kommen.

Fasse ich das alles zusammen, so muss ich bekennen, dass Laube ganz das Richtige getroffen hat, wenn er Mitterwurzer, wenigstens im Trauerspiel, nur die „brüchigen Charaktere“ zuerkennen wollte. Ja sogar das harte Wort, dass Mitterwurzer vorzüglich Episodenspieler sei, enthält einen wahren Kern. Man muss dabei nur von jedem Werthurtheil absehen! Denn am Ende ist es doch noch die Frage, ob die Kunst, aus den paar Worten „eines Herrn“ in Schnitzlers „Liebelei“ eine lebendige Figur zu machen, nicht grösser ist als die, den Hamlet schlecht und recht zu spielen. Die grossen tragischen Rollen (ich meine: Lear, Macbeth, Hamlet etc.) werden immer daran scheitern, dass es unserem Helden nicht gegeben ist, das Herz im Tiefsten zu ergreifen, und dass ihm der fortstürmende und fortreissende Ausdruck der Leidenschaft fehlt. Am meisten wird er immer dort zu Hause sein, wo sich Leidenschaft und Verstand, Ernst und

Humor berühren; wo ein rascher Wechsel oder gar ein jäher Sprung aus einer Empfindung in die andere erfordert wird; wo es nicht auf eine allmähliche Steigerung und auf ein Ausleben der Leidenschaft ankommt, sondern auf einzelne, unvorbereitete Momente. Damit ist schon gesagt, dass seine nervöse Kunst ihre dankbarsten Aufgaben auf dem Gebiete des modernen Dramas, in der Mitte zwischen Tragödie und Komödie findet, am meisten aber in den Tragikomödien der Modernsten, so wenig Sympathie auch Mitterwurzer der Mensch zu diesen Dichtungen haben mag.

Meinen Eindrücken gegenüber, wie ich sie ihm wohl mündlich mitgetheilt habe, beruft sich Guglia hier auf die seinigen und die seiner Freunde, der „Positiven", womit er die entgegengesetzte Meinung sogleich an den negativen Pol verweist. Ich befinde mich dort nicht behaglich. Ich habe das Talent und die Kunst Mitterwurzers schon vor der Zeit seiner Reife geschätzt, als ihn die zünftige Kritik wie alles, was dem Burgtheater so nöthig war wie ein Bissen Brot, mit ihrer spitzen Klinge vom Michaelerplatz vertrieb, und ich habe es als einen Haupttreffer begrüsst, als das Burgtheater den echten Mitterwurzer gegen den falschen, nämlich Herrn Bonn, einhandelte. Aber ich würde es nur beklagen, wenn nun das ganze Burgtheater auch mit seinem tragischen Repertoire ihm einfach ausgeliefert und seine Kraft falsch beschäftigt würde. Er ist gewiss das stärkste Talent des jungen Burgtheaters; das einzige Genie, das seit Laubes Abgang dem männlichen Personal zugewachsen ist. Aber in seiner besten Zeit hat das Burgtheater niemals den Namen und die Farben eines einzelnen Schauspielers getragen; und der Satz Goethes gilt am meisten von dem Schauspieler: „die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen". Ich werde mich wohl hüten, mich durch Guglia an das andere Ende drängen zu lassen und mit der gleichen Einseitigkeit wie er für, so ich gegen Mitterwurzer zu fechten. Er lehnt es zwar ab zu urtheilen, er will bloss geniessen und Eindrücke festhalten; aber er macht denen, die andere Eindrücke haben, doch den Vorwurf, dass sie kein Ohr für seinen Helden und keine Saite für seine Empfindung haben. Wer nur seine Eindrücke giebt, der muss auch die der anderen gelten lassen; und mit demselben Recht könnten diese wieder behaupten, dass es unserem Verfasser, der gern auf Sonnenthal und Hartmann stichelt, an dem Gehör und der mitschwingenden Saite für diese Künstler fehle, womit dann wieder Guglia an den negativen Pol gedrängt wäre. Ich werde nicht in diesen Fehler verfallen; mir ist Sonnenthal in manchen tragischen Rollen zu weich und Hartmann oft zu kokett liebenswürdig, aber darum weiss ich doch, dass sie etwas zu viel haben, was Mitterwurzer nur zu wenig hat. Ich sehe darin nicht einmal einen Tadel, sondern nur die nothwendige Grenze ihrer Kunst, ohne die eine Individualität nicht zu Stande kommt. Wohl aber scheint es mir tadelnswerth, wenn Guglia über jede tiefere Gemüthswirkung als über eine sentimentale Rührung empfindsamer Seelen spottet, wieder um aus der Noth eine Tugend zu machen. Für ihn ist derlei überhaupt bloss lyrischer Effekt und schöne Deklamation; obwohl das Beispiel Rossis und Salvinis gezeigt hat, dass man hier sehr weit über Mitterwurzer hinausgehen und doch immer noch charakteristisch und dramatisch bleiben kann. Man kann in ihrer Verwendung fehlgreifen und übertreiben; aber eine Farbe, die der Schauspieler auf seiner Palette haben, ein Ton, über den er verfügen muss, ist der Ausdruck ungeheuchelter, ungezwungener, natürlicher Empfindung doch auch. Und wenn die modernste Dichtung solche Charaktere und Momente nicht kennt, in dem älteren Repertoire giebt es Dutzende von Rollen und Szenen, die ohne diese Farben und Töne nicht zur Geltung kommen können. Guglia spottet zu Gunsten des Mitterwurzerischen Philipp II. über Carlos und Posa; aber auch einen Hamlet wird man ohne ungeheuchelte Schwermuth und Melancholie nicht zu Stande bringen, oder doch nur so äusserlich wie Herr Bonn zu Stande bringen. Für

den Künstler sind solche subjektive Charaktere und Stellen gerade so objektive Aufgaben wie die anderen, die zur Lyrik gar keine Anlage haben. Guglia hat der „Moderne" hier freilich ganz aus dem Herzen geredet, die verlangt, dass Hamlet, wenn er auf den Kirchhof kommt, genau so „natürlich" redet wie der Buchjäger, wenn er aus der Schenke kommt. Unserem Theater aber werden diese Vorurtheile und Schlagwörter noch den herbsten Schaden bringen. Aus Abneigung gegen die falsche Deklamation werden unsere Schauspieler sich auch noch den letzten Rest ihrer lang vernachlässigten Sprachkunst abgewöhnen! Und um nur ja recht natürlich und wahr, um nur ja nicht sentimental zu erscheinen, werden sie noch unliebenswürdiger, noch unfreundlicher, noch härter und kälter werden als sie es heute ohnedies schon sind, wo man in ganz Deutschland keinen lyrischen Liebhaber mehr findet, der eine einfache Liebeserklärung mit Wärme vortragen kann. Und doch könnten sie gerade aus dem Beispiel Mitterwurzers lernen, was ihnen Noth thut. Denn nicht mit dem Charakterisiren hat er angefangen, sondern so gut wie Dawison, Gabillon, Baumeister u. A. hat er als Liebhaber begonnen. Da hat er gelernt, was sich später nicht mehr einholen lässt: so liebenswürdig, einschmeichelnd, so gewinnend sein, als es seine Natur erlaubt. Er ist (ich sage mit Guglia: Gott sei Dank!) kein lyrischer Dutzendliebhaber geworden und geblieben; aber er hat die Mängel seiner natürlichen Anlage so weit verbergen gelernt, dass sie auch aufmerksamen Beobachtern wie Guglia entgehen. Nur auf Eines weiss ich mir keinen Reim zu machen. Wie nämlich Guglia, trotz seiner Abneigung vor jeder Art von Übertreibung und Überschwänglichkeit, den Reklameartikeln glauben kann, die von Unwohlsein und Ohnmachten als Wirkung der Kunst seines Helden berichten, und dass man bärtige Männer im Wallenstein laut schluchzen hörte! Man vergesse nicht: in dem kalten Wallenstein, der ohne Effekt endet und nur eine einzige, wirklich zum Schluchzen herausfordernde Szene hat: nämlich die zwischen Wallenstein und Max, die Mitterwurzer (wie Guglia meint, absichtlich) fallen lässt.

Es giebt aber noch einen anderen Standpunkt, von dem aus ich mit Guglia und seinem Helden nicht einverstanden bin. Und das scheint mir der wichtigste Punkt: nämlich das Verhältniss der Schauspielkunst zur Dichtung. Mitterwurzer ist auch als darstellender Künstler Ironiker. Er stellt sich immer über die Rolle auf den Standpunkt des Dichters, der das ganze übersieht. Wenn Wallenstein nach der Traumerzählung seine ungläubigen Zuhörer mit Weibern vergleicht, die beständig auf ihr erstes Wort nur kommen, wenn „man Vernunft gesprochen stundenlang" — so will unser Künstler, wie er selber zugesteht, bei dieser Stelle ein Lächeln über das Gesicht des Zuschauers gleiten sehen. Es ist auch für mich kein Zweifel, dass hier einer der Fälle von indirecter Charakteristik vorliegt, wo der Dichter sich von seinem Helden lossagt und wo die Romantiker von Ironie redeten. Aber jedenfalls ist der, welcher die ironische Wirkung zu Stande bringt, nur der Dichter selbst, der Schauspieler kann hier gar nichts dazu thun. Er muss die Worte, die der Dichter in umgekehrtem Sinn meint, genau so geben, als ob sie in geradem Sinn verstanden wären. Je ernster, je überzeugter, je aufrichtiger Wallenstein von „Vernunftsprechen" redet, um so deutlicher wird auch das Missverhältniss zu dem, was er gesagt hat, hervortreten. Ich wiederhole es: der Schauspieler soll hier garnichts thun, als aus der Rolle heraus reden. Mitterwurzer aber will zugleich das Geschäft des Dichters besorgen, indem er dem Zuschauer direkt das ironische Lächeln abgewinnen will; er tritt aus der Rolle heraus. Solche Momente findet man in jeder seiner grösseren Rollen, und mich wundert, dass sie Guglia nur in Wallenstein aufgefallen sind. Im Consul Bernick antwortet er auf die Frage seiner empörten Schwester: „Und

Ihr nennt Euch die Stützen der Gesellschaft?" in demselben Tone mit den Worten: „Sie hat keine *bessern!*", wobei er aus der Rolle fallend und seinen Helden dem Gelächter preisgebend auf und ab spaziert, anstatt sich aus der Rolle heraus für seinen Helden zu wehren („sie *hat* [eben oder halt] keine bessern"). Im Don Carlos hat die Szene zwischen dem König und dem Infanten zuletzt die ironische Spitze, dass der Sohn dem Vater und der Vater dem Sohne den gleichen Vorwurf macht: jeder preist das Glück der Vaterliebe und der Kindesliebe, aber jeder wirft dem andern vor, dass Er es ihm vorenthalte. Auch hier liegt die Ironie in der Situation, gleichsam zwischen den beiden Rollen. Wie Carlos klagt, dass seine Wünsche den König diesem Erdenparadiese entfremdet haben, so wirft umgekehrt der König dem Infanten vor: „schön malst Du ein Glück, das Du mir nie gewährtest!" Es ist ein elegischer Seufzer, einer der wenigen Augenblicke, wo Schillers Don Philipp nicht ohne Menschlichkeit ist; auf dem „leider, leider" liegt der ganze Accent. Mitterwurzer lässt das fallen und hält sich an die Ironie, die nur in der Situation latent gelegen ist; er betont: „das *Du mir* nie gewährtest", als ob er sagen wollte: „ja, das will ja gerade *ich* von *Dir!*" und als ob es sich um ein Missverständniss oder um einen logischen Widerspruch handelte. Und so spielte er nach Guglias eigenem Urtheil auch die Rolle des Victor Hagen im Gefängniss, die ich nicht von ihm gesehen habe, mit einer „ausgelassenen Lustigkeit, die hin und wieder an Ironie streifte; es war als wollte er den guten Benedix und seine harmlosen Theaterfiguren verspotten." Um den guten Benedix thut es mir weiter nicht leid; wohl aber um den grossen Schauspieler, der sich über die Rolle auf den Standpunkt des Dichters stellt und dann nur noch einen Schritt weiter machen darf, um auch dem Dichter über die Schulter zu schauen.

Auch diesen letzten Schritt hat sich Mitterwurzer oft genug und nicht allein bei Benedix, sondern bei viel grösseren Dichtern erlaubt. In der guten alten Zeit des Burgtheaters durfte es als Prinzip gelten, dass die Gestalt des Schauspielers aus dem Text des Dichters hervorging, dass sich die Geberde dem Wort unterordnete, dass man nicht neben dem Text einen ganz fremden Charakter pantomimisch einhergehen liess. Mitterwurzer war der erste, der den gefährlichen und in seinen Folgen unberechenbaren Weg einschlug, gegen die Intentionen des Dichters zu spielen, ihm auch an den einfachsten und klarsten Stellen falsche Absichten aufzuzwingen. Eine solche Stelle ist zum Beispiel die Rede des Wallenstein an Max. Guglia meint, die bisherigen Darsteller hätten diese Stelle „lyrisch gefärbt": aber nicht *sie* haben hier gefärbt, sondern Mitterwurzer, dem die Stelle nicht liegt und der aus der Noth eine Tugend macht. Man höre nur diese gekünstelte Auslegung! Wallenstein verfehlt seine Wirkung auf Max, weil er durch Max' Liebe zu seiner Tochter, mit der er höher hinauswill, verletzt ist; weil er ihn überhaupt nur aus Noth, aus Unentbehrlichkeit zu halten sucht; weil er ihm innerlich ferner steht als je. Ich brauche den Lesern den Inhalt des *Schillerischen* Wallenstein nicht ungefärbt vor Augen zu stellen! ich brauche auch nicht daran zu erinnern, dass mit Max die Blume aus Wallensteins Leben verschwindet! Man mag nun über dieses Verhältniss denken, wie man will; man mag es für unwahrscheinlich oder unmöglich halten, das ist hier gleich! Für den Schauspieler, der nicht seinen eigenen, sondern Schillers Wallenstein spielt, ist es einmal da. Dass aber die rührende Bitte Wallensteins ein unübertreffliches Meisterstück ist und auf niemand seine Wirkung verfehlt, das wird jeder zugeben, der für die Kunst Schillers überhaupt Empfänglichkeit besitzt. An einem Herzen reissen, das ist ja der Inhalt so vieler seiner wirksamsten Szenen: so reisst Carlos an dem Vaterherzen, die Jungfrau an dem Herzen Burgunds, Tell an dem Herzen Gesslers u. s. w. Wenn Wallenstein bei Max kein Gehör findet, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an Max, der

nicht ungerührt bleibt, aber, nachdem er aus Theklas Munde das Gebot der Pflicht gehört, die Stimmen der Liebe und der Freundschaft gewaltsam unterdrückt oder vielmehr betäubt. Mitterwurzer steht hier wiederum ausserhalb seiner Rolle; er spielt nicht bloss Wallenstein, sondern er will Wallenstein und Max zugleich sein, und er verdirbt die stärkste Szene, indem er den deutlichen Absichten des Dichters entgegen arbeitet. Genau so hat er es kürzlich mit dem König in Don Carlos gemacht; denn was er gespielt hat und technisch musterhaft gespielt hat, das war nicht Schillers Don Philipp, sondern der geschichtliche Philipp, den er dem Dichter untergeschoben hat. Ich brauche das gar nicht weiter auszuführen, man kann es bei Guglia selber lesen. „Die Antwort der Königin macht ihn nicht eigentlich betreten, wie der Dichter vorschreibt, der Darsteller korrigirt hier den Dichter, er zeigt uns besser, was in seinem Philipp in diesem Augenblick vorgeht.“ Auch der Biograph muss den Dichter korrigiren, um die Auffassung des Schauspielers als allein richtig hinzustellen: „hier zum ersten Mal denken wir an das: *Ihr seid gut*, das später Posa zu ihm sagt“; aber Posa sagt das gerade Gegentheil: „Zu einem Nero und Busiris wirft die Menschheit ihren Namen, und das schmerzt mich; denn sie *waren* gut“ d. h. ehe Sie durch das Gefühl der Einzigkeit verdorben waren! Und nun lese man einmal bei Guglia die einleitenden Worte über diese Don Carlos-Vorstellung, wo sich der Verfasser über die „hochtönenden Wechselreden“ und die „schönen Gespräche“ zwischen Carlos und Posa zu moquieren scheint, ob hier der Schillerische Don Carlos nicht bloss zur Folie eines König Philipp dient, von dem der Dichter selbst gar nichts gewusst hat.

Ein durchgehender Mangel des Buches von Guglia besteht darin, dass er nicht, wie ich es eben versucht habe, die Individualität des Künstlers im Ganzen zu erfassen bestrebt ist, sondern sie in einzelne Rollen, und diese wieder in einzelne Stellen zerbröckeln lässt, so wie etwa im vorigen Jahrhundert Böttiger das Ifflandische Gastspiel in Weimar geschildert und hinter jedem Mätzchen eine bedeutende künstlerische Absicht gesucht hat. Bei einem Schauspieler wie Mitterwurzer ist dieser Weg von vornherein aussichtslos; denn wie jeder weiss, hält Mitterwurzer seine Gestalten nur im Ganzen, nicht aber in ihren Einzelheiten fest, und er spielt an verschiedenen Abenden sehr verschieden und sehr ungleich. Aber auch sonst hat die Methode ihre Schattenseiten; denn sie setzt zum Mindesten genaue, fast wörtliche Kenntniss der Rolle voraus, wenn man getreu berichten will. Ich habe Mitterwurzer sehr oft an denselben Abenden gesehen wie Guglia und meine Erinnerungen stimmen oft mit den seinigen nicht überein. Ich greife zum Beispiel „Narciss“ im Wiedener Theater heraus. Es war kein erfreulicher Abend; Mitterwurzer, im Burgtheater ungerecht zurückgesetzt und von einem wahren Heisshunger nach Rollen und Thaten erfüllt, stürzte sich mit einer krankhaft nervösen Gier auf den Narciss. Seine Unruhe kam dem ersten Akt nur zu Statten, obwohl er fast niemals im Text sattelfest war (was G. Freytag einmal an seinem Bolz tief verletzt haben soll). Im vierten Akt, als Choiseul und die Quinault im Vordergrund spielten und Narciss im Hintergrund seine Rolle überlas, war das Stichwort längst gefallen, als Mitterwurzer nach langer Pause mit echten Katzensprüngen nach vorn setzte und mit bebender Stimme rief: „Eine Frage, Herzog von Choiseul, wie hiess der erste Mann der Marquise von Pompadour?“; der Darsteller des Choiseul (Herr Grève) hat mir später selbst erzählt, dass er bei dieser Nüance, die auf der Probe gar nicht angedeutet war, im ersten Schrecken geglaubt habe, Mitterwurzer sei plötzlich verrückt geworden. Aber auch den Schluss hat er damals ganz anders gespielt, als Guglia erzählt, der ihn nach der Vision der Sündfluth mit einem gurgelnden Aufschrei zu Boden sinken lässt. Ich weiss noch ganz genau, wie Mitterwurzer nach den letzten Worten

sich aufrecht zur Leiche der Pompadour (Geistinger) wandte, den Finger auf ihren Mund legte und selber grimassirte, sich dann zum Ausgang wandte. plötzlich nach dem Herzen griff und rücklings zu Boden fiel. Ebenso vergisst Guglia, der sonst für die Masken seines Helden einen scharfen Blick hat, bei seinem Shylock anzuführen, dass er in der Gerichtsszene in einem pomphaften Festkleid, wie zu einer feierlichen Handlung erscheint. Dass übrigens alle früheren Darsteller den idealisirten Shylock gespielt und nicht durch seine Bosheit, sondern durch das ihm zugefügte Unrecht gewirkt hätten, ist eine sonderbare Behauptung: bei La Roche und bei Lewinsky war das gewiss nicht der Fall, und auch die niedrige Auffassung des Juden ist auf dem deutschen Theater keineswegs neu. Mitunter setzt sich Guglia aber auch direkt in Widerspruch mit Mitterwurzer selbst. Während Mitterwurzer selber erzählt, dass ihm die Gestalt des Mephistopheles in Amerika in Einem Moment ganz neu vor Augen getreten sei (was bei einer so bunten Rolle, wie der Mephistopheles von Mitterwurzer ist, freilich nur sub inteso zu verstehen ist), findet Guglia die Grundlinien der früheren und späteren Darstellung nicht verändert. An dem Allmers ist mir die Betonung der physiologischen Grundlage aufgefallen, zu der sich Mitterwurzer, ohne dass ich vor dem Buche von Guglia je etwas davon erfahren hätte, ausdrücklich selbst bekannt hat. Es muss also doch etwas wahres daran sein; und wenn ich Mitterwurzer in dieser Rolle vor mir sitzen sehe, die Hände matt und schwach in den Schooss gesunken, wie kein gesunder Mann sitzt, dann glaube ich nicht, dass Guglia Recht hat, wenn er diese Auffassung gegen die Autorität des Künstlers bestreitet. Noch weniger aber hätte er sich bei Rollen, die er nicht selbst gesehen hat, auf beliebige Zeitungsnachrichten stützen oder gar auf die blosse Vermuthung verlassen sollen. die bei einem so unberechenbaren Künstler wie Mitterwurzer immer eine gefährliche Sache ist. Den Ramseth z. B. hat der Künstler ganz anders als den Erzherzog Ferdinand gespielt und die letzten Worte („aber es war doch die Wahrheit!") hat er mit staunendem Kopfschütteln wie bei etwas ganz Unbegreiflichem gesprochen. nicht „die nervöse Energie seines Wesen herauskehrend und sich in seinem Glauben wiederfindend." An manchen Stellen ist mir auch die Auffassung des dichterischen Charakters bei Guglia unverständlich. Etliches davon habe ich schon oben berührt: aber auch wenn er in dem Shakespearischen Cäsar einen grosssprecherischen Bramarbas sieht oder den Sudermannschen Handlungsreisenden besonders milde als „etwas unverschämt" beurtheilt, weiss ich mich in dem Dichter nicht zurecht zu finden.

Am meisten hat es mich befremdet, dass Guglia seinen Helden so losgelöst vom Burgtheater betrachtet, ja dass er ihn dem Burgtheater stillschweigend gerade gegenüber stellt. Mag im alten Hause auch gegen ihn gefehlt worden sein, so verdankt doch Mitterwurzer dem alten Burgtheater eben so viel als das neue Burgtheater ihm. Man muss ihn nur gekannt haben, als er von Leipzig nach Wien kam! Wie viel seine Rede gewonnen hat und besonders seine Haltung und seine Bewegungen! Er ist auch ein Kind des Burgtheaters, und er wird ihm. richtig beschäftigt und innerhalb der Grenzen seines Talentes, künftig noch mehr zum Ruhme gereichen als bisher. Denn er hat an Reife gewonnen, und in der Auffassung und Gestaltung seiner Rollen die nervöse Hast und die fahrige Unruhe abgelegt, die früher oft peinlich wirkten. Aus Amerika, wo andere ihr Talent vergeudet und ihre Kraft aufgerieben haben, ist er gesammelter und geklärter zurückgekehrt und er hat auch den gefährlichen Hang zum Virituosenleben (ich weiss nur nicht, ob ganz und für immer) überwunden. Es steckt neben der künstlerischen auch eine bedeutende moralische Kraft in ihm, die uns hoffen lässt, dass er sich selbst in naturgemässen Bahnen fortleiten und fortentwickeln werde.

Bei der Wiener Kritik hat das Buch von Guglia nicht überall eine freundliche Aufnahme gefunden. Die Gegner des Zunftwesens sind oft am intolerantesten gegen die Unzünftigkeit. Warum aber soll ein geistreicher Mensch und ein guter Schriftsteller, auch wenn er nicht Theaterkritiker von Beruf sondern Historiker ist, uns nicht die Eindrücke beschreiben, die er in langer und fleissiger Beobachtung von einem Liebling erhalten hat? So oft man auch in Versuchung ist, ihm zu widersprechen, so gern wird man aus seinem Büchlein alte Eindrücke wieder auffrischen.

Jugendbriefe von Paul Pfizer.

Mitgetheilt von

RUDOLF KRAUSS.

Von den Männern allen, die in Süddeutschland geistige Träger derjenigen politischen Ideen gewesen sind, welche durch die Schöpfung des neuen deutschen Reichs ihre Verwirklichung gefunden haben, hat kaum ein anderer den Gedanken der preussischen Vorherrschaft so frühzeitig ergriffen und mit solcher Beharrlichkeit verfochten, wie Paul Pfizer. An diesem Gedanken sind wie an einem gemeinsamen Faden alle seine Schriften aufgereiht von jenem Augenblick an, da er 1831 sein Aufsehen erregendes Erstlingswerk, den Briefwechsel zweier Deutschen, erscheinen liess. Seine politischen Anschauungen, die uns bei retrospektiver Betrachtung heute als etwas keineswegs Ungewöhnliches und Ausserordentliches erscheinen, haben zu jenen Zeiten, zumal in Süddeutschland, durchaus orginale Bedeutung gehabt, und dass Pfizer unter den denkbar misslichsten Verhältnissen an ihnen festgehalten hat, zeugt von der höchsten politischen Einsicht und Voraussicht. Denn um seiner Überzeugung treu bleiben zu können, musste er sich in der Einheitsfrage zu seinen nächsten politischen Freunden, zu Uhland und Genossen, mit denen er im württembergischen Landtag Seite an Seite für die liberalen Forderungen kämpfte, in direkten Widerspruch setzen. Ja, was noch mehr besagen wollte, er musste seinen eigenen Empfindungen gewaltigen Zwang anthun, wenn er von dem autokratisch regierten und reaktionären Preussen das künftige Heil Deutschlands erwartete. So konnten Stunden der Verzagtheit und des Schwankens bei Pfizer nicht ausbleiben. Aber schliesslich kehrte er immer wieder zu dem Glauben zurück, dass eine Einigung des deutschen Vaterlands trotz Allem nur unter preussischer Führung möglich sei. Wie sehr der Lauf der Ereignisse ihm recht gab, sollte er selbst nur noch zum kleineren Theil erleben: er starb im Jahre 1867. Zu Lebzeiten als geistreicher Publizist und charaktervoller Politiker geschätzt, wurde er nach den Begebenheiten des Jahres 1870/71 als einer der süddeutschen Propheten des neuen Reichs verehrt. In der That ist er eine der führenden Persönlichkeiten im politisch geistigen Leben der dem Jahre 1866 vorausgehenden Periode deutscher Geschichte. Darum würde er wohl eine ausführlichere Lebensbeschreibung verdienen, als ihm bis jetzt zu theil geworden ist. Als Bausteine zu einer solchen mögen die nachstehenden 12 Jugendbriefe*) betrachtet werden. Sie zeigen durchaus schon die charakteristischen Züge seines Geistes: Selbständigkeit

*) Eigenthum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart.

des Denkens, Tiefe des Empfindens, Glauben an eine sittliche Weltordnung, zugleich aber auch jenen Hang zu schwermütiger und düsterer Lebensauffassung, der nachmals seinen Lebensgang so unglücklich gestaltet hat. Wir werden ferner in seine Beschäftigungen auf der Universität und namentlich in seine Privatlektüre eingeführt und erfahren, dass er sich mit Vorliebe seinen Neigungen zur schönen Litteratur überliess, dem juristischen Fachstudium nur die nothwendigste Zeit widmete. Das Urteil über Hölderlins Hyperion im 10. Brief dient zugleich als Beweis seiner leidenschaftlichen Vaterlandsliebe.

Auch die persönlichen Beziehungen zwischen Absender und Empfänger, die in den vorliegenden Briefen ziemlich breiten Raum einnehmen, sind der Aufmerksamkeit nicht unwerth, besonders da auch Pfizers Mitkorrespondent, der 1830 zu Rom in jungen Jahren verstorbene reich begabte Dichter Wilhelm Waiblinger, eine hochinteressante Persönlichkeit ist. Gustav Schwab war es, der im Herbst 1821 die Bekanntschaft zwischen Pfizer und dem 3 Jahre jüngeren Waiblinger vermittelte. Dieser war damals Gymnasiast in Stuttgart und Schwabs Schüler; Pfizer, der zu Schwab in demselben Verhältniss gestanden hatte und mit ihm auch noch nach dem Abgang auf die Landesuniversität freundschaftliche Beziehungen unterhielt, war in den Herbstferien 1821 von seinem ehemaligen Lehrer auf den genial veranlagten Waiblinger aufmerksam gemacht worden und hatte Proben aus dessen Tagebuch zu lesen bekommen; in ähnlicher Weise mochte Schwab auch bei Waiblinger Theilnahme für den in seiner Art nicht minder glänzend begabten Pfizer geweckt haben. Rasch entschlossen sandte Waiblinger an den anderen einen Brief, worin er ihm Freundschaft antrug. Pfizer wusste den Werth von Geist und Talent zu gut zu schätzen, als dass er nicht das Anerbieten freudig angenommen hätte. So entwickelte sich ein reger Briefwechsel, der mannigfache ideale Interessen umspannte. Von Dauer konnte das Verhältniss allerdings nicht sein; dazu waren die Charaktere der beiden Freunde zu verschieden. Des eitlen Waiblinger unwiderstehlicher Drang nach Äusserung, nach Mittheilung stand zu Pfizers tiefer Innerlichkeit in unmittelbarem Gegensatz. Wohl waren beide von ähnlichen leidenschaftlichen Gluthen verzehrt: aber während der eine sie absichtlich vor der Welt in vergrössertem und vergröbertem Maassstab zur Schau stellte, verschloss der andere sein Bestes in sich und drängte die überströmenden Empfindungen gewaltsam zurück (vergl. Brief 5). Pfizer, der in der Schule strenger Selbsterziehung seinen Charakter gefestigt hatte, war nach dieser Richtung dem jüngeren Freund weit überlegen. Er erachtete es für seine Pflicht, ihm seine Meinung ehrlich zu sagen, und legte ihm namentlich in Bezug auf die Einträge in sein Tagebuch, das er jedermann zeigte, Vorsicht ans Herz (vergl. Brief 5 und 6). Der reizbare und empfindliche Waiblinger konnte Tadel nicht hören, und so kostete es jedesmal Mühe, ihn wieder zu besänftigen. Pfizer liess sich indessen nicht beirren. Waiblingers anmaasslicher Eitelkeit begegnete er mit bitterem Hohn (vergl. Brief 8). So wetterleuchtete es häufig am Himmel ihrer Freundschaft, aber eine gewisse geistige Gemeinschaft schob den Bruch lange hinaus. Auch nachdem Waiblinger im Herbst 1822 nach Tübingen übergesiedelt war, hatte er noch Verkehr mit Pfizer, der übrigens damals am Ende seiner Studienzeit stand und mitten in den Examensvorbereitungen steckte. Ende 1823 — Pfizer war bereits im Ministerium zu Stuttgart beschäftigt — brach das Ungewitter los. Pfizer hatte in Erfahrung gebracht, dass ihm Waiblinger in seinem (ungedruckten und später von dem Dichter selbst vernichteten) Roman „Feodor“ eine Rolle übertragen habe. Da er schon vorher auf Waiblinger erbittert war, nahm er die Sache ernster, als sie es verdiente, und las ihm in einem Schreiben (Brief 12) derb den Text. Damit war der endgiltige Bruch vollzogen. Damals hat Pfizer Waiblingers Briefe vernichtet und

diesem gegenüber den Wunsch geäussert, mit den seinigen dasselbe zu thun. Er war zwar nicht schön von Waiblinger, eine solche Bitte unberücksichtigt zu lassen aber wir haben Grund, uns darüber zu freuen, dass Pfizers Jugendbriefe vor den Flammen bewahrt worden sind.

Die 12 erhaltenen Briefe gelangen nachstehend zu wörtlichem Abdruck: nur ein paar unwesentliche Stellen sind unterdrückt, wobei das Ausgelassene durch Punkte bezeichnet ist. Orthographie und Interpunktion sind der gegenwärtigen Gewohnheit angepasst worden.

1) Tübingen, den 6. November 1821.

Ihren Brief, liebster Freund, habe ich gestern durch Sigel*) erhalten. Sein Sie versichert, dass Ihre zuvorkommende Freundlichkeit mich ebenso überrascht als erfreut hat. Es ist das erste Mal, dass mir ungesucht ein so herzliches Zutrauen angeboten wird, und ich verspreche Ihnen, dessen nicht unwürdig zu sein. Sollte dieses Vertrauen dennoch mit einiger Bedenklichkeit auf Ihrer Seite verbunden sein, so trage ich vielleicht selbst die Schuld; aber das Schroffe in meinem äussern Benehmen, dessen ich mir wohl bewusst bin, ist wahrhaftig nicht die Wirkung einer innern Kälte, sondern vielmehr ein Zwang, den ich mir auflegen muss, um nicht alles Maass zu überschreiten in Verhältnissen und unter Menschen, wo ein heisses Herz, ein ungestümes Gemüth so gewöhnlich missverstanden wird. Oder sollte Schwab mich Ihnen in dem Lichte eines Antonio gezeigt haben? In diesem Fall müsste ich besorgen, dass er wohl eher Öl ins Feuer gegossen, als seinen eigentlichen Zweck erreicht habe, wenn er ein näheres Verhältniss zwischen uns Beiden herbeizuführen bemüht war.

Ihr Tagebuch, wenn Sie es mir anvertrauen wollen, werde ich mit Dank empfangen: das Wenige, was Schwab mir daraus vorgelesen, hat in mir den lebhaftesten Wunsch erregt, vollkommener mit Ihnen durch dasselbe bekannt zu werden.

Ich nehme den aufrichtigsten Antheil an dem bewegten, leidenden Zustande Ihres Gemüths; einige Stellen aus Ihrem Tagbuche lassen mich die Ursache Ihres Schmerzens ahnen; verbergen Sie mir Ihre Gefühle, Ihr inneres Leben nicht! Ich nehme noch grössern Antheil daran als an Ihren Ansichten, an Ihrer Weltbetrachtung, und ich glaube, ich werde Sie verstehen, wenn Sie sich mir öffnen wollen.

Sie fragen mich wegen Calderon, Cervantes, Dante, Milton? Die Werke dieser Männer stehen mir gegenwärtig, wo ich mich auf Goethe, Shakespeare und Homer beschränken muss, gar zu fern, als dass ich ein Urtheil wagen könnte. Von Milton habe ich noch wenig gelesen, weil er mir nicht recht zusagen will, und den grossen Dante kenne ich bloss aus dem Wenigen, was Schlegel übersetzt hat, und aus einer ungeniessbaren Übersetzung der Hölle von Bothe. Calderons duftige Poesie ist gewiss eine der herrlichsten Erscheinungen im Gebiete menschlicher Schöpfungen; seine Dichtung ist wie im Zaubergarten, über dem ein immer gleicher sonniger Frühling weht, aber mit Goethe, der uns alle Tiefen und alle Höhen der Welt und des Lebens überschauen lässt, mag ich ihn nicht vergleichen. Die Wanderjahre habe ich noch nicht bekommen können; in der Heterogeneität der Bestandtheile, die man häufig an dieser neuen Komposition Goethe's tadeln hört, will eine geistreiche Rezension, die mir zu Gesicht gekommen, tiefe Absichtlichkeit und eine Art von Parodie auf die unharmonischen, oft widrig kontrastirenden Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit finden: ob daran etwas Wahres ist, überlasse ich Ihnen zu prüfen.

Leben Sie wohl; ich hoffe bald mehr von Ihnen zu erfahren.

Ganz der Ihrige Pfizer.

2) Tübingen, den 14. November 1821.

Lieber Freund!

Ich danke Dir herzlich für Deinen zweiten Brief und für die neuen Beweise eines

*) Gustav Sigel, Philologe, Studiengenosse Pfizers.

herzlichen Zutrauens, die Du mir darin gegeben hast; einige Abhaltungen, dergleichen es auf einer Universität so mancherlei giebt, haben mich verhindert, Dir sogleich zu antworten; aber ich versichere Dir, dass ich täglich und stündlich an Dich denke, und die Freundschaft, welche Du mir anbietest, ist mir um so wohlthuender, da ich mich gegenwärtig ziemlich verlassen und eine langweilige Leerheit in meinem Innern fühle. Ich weiss nicht, was ich treiben soll: die Begeisterung ist zu meinem geistigen Wohlbefinden mir so nöthig als zum Leben das Athemholen, und doch weiss ich und habe ich nichts mehr, das mich begeisterte. Ich treibe mich abwechselnd bald in Zerstreuungen, bald unter Büchern und in Kollegien umher, aber es will mir nichts recht behagen: fast möchte ich sagen, bei allem Suchen und Streben habe ich nichts wahr gefunden als den Schmerz. Das Einzige, was mir einen wahren Genuss und einige Beruhigung giebt, sind Dichtungen; hier darf ich nicht fragen, wozu? woher? und warum? Das befriedigte Streben und das gestillte Verlangen meines Geistes ist die beste Antwort. Ich lese gegenwärtig vorzüglich Shakespeare und (lache nicht über die wunderliche Verbindung!) Novalis; der eine ist mir fast zu reell, da ich mitunter gern im Äther schwebe, der andre zu zerflossen und unbegrenzt, und so neutralisiren sich Beide in mir. Nimm diese Äusserungen nicht für ein Urtheil über diese beiden wunderbaren Geister, sondern bloss für den einseitigen Ausdruck meiner gegenwärtigen Stimmung; diese ist freilich nicht die beste, aber ich hoffe von Deiner freundlichen Gesinnung gegen mich, Du werdest mich schon nehmen wollen, wie ich jedesmal bin; ich hoffe, die Zeit werde mir bald helfen, denn sie ist am Ende doch, wir mögen uns so philosophisch geberden, als wir mögen, die einzige Panacee für die Menschenkinder. So unwohl mir übrigens jetzt ist, und soviel Bitteres ich auch in mancher Rücksicht erfahre, so bin ich doch nicht unzufrieden mit meinem Schicksal; denn es ist mein unerschüttlicher Glaube: *what ever is, is right,* vorausgesetzt, dass wir selber frei sind von Schuld. Zürne auch Du nicht mit Deinem Geschicke, theurer Freund! Wir alle müssen auf diesem Planeten, einer wie der andere, ein schweres Lehrgeld zahlen; aber eine lange Aufmerksamkeit auf mich und andere hat mich überzeugt, dass selbst das Herbste, was uns begegnet, nur dazu beiträgt, jedem, der überhaupt werth ist, dass das Schicksal sein Lehrer werde, die Richtung zu geben, die er nehmen soll; und Du, wenn Du Dich zur heiligsten Kunst geboren und berufen fühlst, ertrage es mit edler Fassung und mit männlicher Dankbarkeit, wenn das Schicksal Dich auch zur Nachtseite des Lebens hinführt; wer in diesem dunkeln Gebiet ein Fremdling ist, der wird nie die Geister treffen und erschüttern.

Sei mein Freund! Ich habe aus der Seele gesprochen.

Pfizer.

3) Tübingen, den 22. November 1821.

Mein Freund!

Du bist so schnell und eifrig in der Beantwortung meiner Briefe, dass ich mich recht von Herzen schäme, wenn ich an meine Langsamkeit denke: Du musst es aber in diesem Punkt nicht so genau mit mir nehmen, da mir das Briefschreiben etwas so Ungewohntes ist, dass bis jetzt immer Monate vergingen, bis ich nur mit einer Epistel zu stande kam. Ich habe mich vorigen Sonntag und Montag beständig mit Deinem Tagebuch beschäftigt, das mir Sigel mitgetheilt hat; ich habe es mit dem grössten Interesse gelesen und bin jetzt schon viel besser mit Dir bekannt geworden. Von Deinen Gedichten, die ich darin gefunden, hat mir dasjenige, welches anfängt: „Wo weilst Du in der Ferne“ besonders gefallen, es ist so innig und gefühlt. Auch die paar Zeilen: „Immer will ich treu das Schöne üben“ u. s. w. habe ich mit wahrer Rührung wieder und wieder gelesen; auch ich habe schon so oft den Entschluss gefasst, mich über nichts mehr zu betrüben und das ganze Leben wie ein schönes Schauspiel zu betrachten, aber leider! unsre schönsten Entschliessungen sind gar zu oft nur das Erzeugniss einer glücklichen Stimmung, die wir nicht fest halten können; stände dies in unserer Macht, vermöchten wir uns immer so zu stimmen, wie wir es wollen, so wäre dies wohl der Triumph der Freiheit; aber ich glaube, es geht über die Kraft eines Menschen.

Du schreibst mir, Du könnest Deine Liebe nicht vergessen. Ich glaube Dir's gern, und Du thust wohl daran, Dein Gemüth nicht gegen den Schmerz und die Sehnsucht zu verhärten, ja, ich halte es sogar für eine frevelhafte Gesinnung, wenn ein Mensch keinen Schmerz empfinden will; die stoische Apathie ist mir ein Greuel, und am Ende ist liebender Schmerz und ein sehnendes Verlangen der dumpfen schlummerähnlichen Ruhe einer gleichgültigen Seele unendlich vorzuziehen:

„Lass' uns lieber Krankheit nähren,
Eh' uns gar das Grab verschlingt!"

Dass Du mit Schwab zerfallen bist, thut mir herzlich leid; sobald ich nach Stuttgart komme, will ich mit ihm darüber sprechen, wenn Du mir's nicht verbietest.

Calderons wunderthätigen Magus habe ich gelesen und bewundert; was ich davon denke, lass mich ein andermal sagen, wenn ich ihn noch einmal gelesen habe!

Lebe wohl, geliebter Freund, und lass mich bald mehr von Deinem Leben und von Deiner Dichtung erfahren!

Pfizer.

4) Ohne Datum.

Soeben erhalte ich Deinen Brief und beeile mich, das Misstrauen, welches Du darin gegen mich äusserst, von mir abzuwenden, damit unser werdendes Verhältniss nicht jetzt schon durch ein unglückliches Missverständniss getrübt werde. Ich soll gelacht haben, als ich Dein Tagebuch las? Ich habe es in Stuttgart gar nicht gelesen, sondern Schwab hat mir einige zerrissene Partien daraus vorgelesen; und nun höre, wie es damit zuging! An jenem letzten Sonntag, den ich in Stuttgart zubrachte, und wo ich bei Schwab mit Dir zusammentraf, machte ich nach Mittag in Schwabs und Notters Gesellschaft einen Ausflug nach Neuffen, und Schwab hatte jenen Band Deiner Lehrjahre mitgenommen (NB. eigentlich hat mir Schwab verboten, von jener kleinen Reise etwas zu sagen, weil er seine gar häufigen Alpenfahrten nicht so bekannt werden lassen möchte, aber in diesem Fall werd' ich ihm das Geheimniss wohl brechen dürfen). Nach dem Nachtessen nun, wo uns der Wein ziemlich begeistert hatte und ich mich eben nicht in der andächtigsten und gewissenhaftesten Stimmung befand, las Schwab einiges, aber Unzusammenhängendes und Zerstreutes aus Deinem Buche vor; ich kannte Dich noch nicht und wusste sehr wenig von Dir; Schwab, der sich in seinem Lehrerverhältniss nicht bei Dir nach Deinen Herzensangelegenheiten hatte erkundigen mögen, hatte mich Deine, wie ich nun wohl sehe, sehr ernstgemeinte Neigung in dem Sinn einer blossen poussage (verzeih' den Studentenausdruck! er ist so bezeichnend) erblicken lassen, und so kam es, dass ich mich einer Regung des Muthwillens nicht enthalten konnte, als Du von manchen glücklichen Augenblicken in Ausdrücken redetest, die einer leichtfertigen Deutung nur zu fähig waren. Ich dürfte Dir dieses gewiss verschweigen, ohne eine Unredlichkeit zu begehen, Du verlangst aber Offenheit, wenn sie auch verletzen sollte, und daher gestehe ich Dir, dass ich beim eigentlichen Durchlesen Deines Tagebuchs in der letzten Zeit, wo ich mich nicht mehr bloss für Deine Eigenthümlichkeit interessirte, sondern wahren und herzlichen Antheil an Dir nahm, eben jene zu viel sagenden Ausdrücke (wie z. B. eine Nachtstunde verscherzen und drgl.) nicht ohne eine Art von peinlichem Gefühle lesen konnte. Ausserdem gestehe ich Dir noch, dass ich bei einigen Blasphemien wie die: „Ich weiss nicht, was ich denken soll — bist Du vernünftig oder toll, Du aller, aller Grösster?" und da, wo Du den Teufel anrufst, zu Schwabs bedenklichem Kopfschütteln herzlich lachen musste. Dies ist aber auch alles, was mir zur Last fällt. Deine Liebe habe ich wahrhaftig nicht missbilligt, sondern nur zu leichtsinnig betrachtet, und im übrigen verweise ich Dich auf Schwabs eigenes Zeugniss, ob ich nicht mein Wohlgefallen an Deiner Persönlichkeit schon damals bestimmt ausgesprochen und Deine Partie namentlich gegen Hohbach, dessen Gedichte Schwab den Deinigen rühmend entgegenstellte, so entschieden ergriffen habe, dass Schwab sogar eine Verstimmung, die mich später überfiel, für eine Empfindlichkeit darüber halten wollte, dass er Dir nicht Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Wie mir Deine Valerine gefalle? Das Gemisch von weiblicher Hingebung und schüchterner Zurückhaltung, was Du an ihr schilderst, ist äusserst rührend und gefällig. Du hast aber in Deinem Tagebuche, wie es in der Darstellung eigener Seelenzustände nicht anders sein kann, mehr Deine eigene Leidenschaft als das geliebte Wesen selbst geschildert; sie erscheint einzig im Spiegel Deiner Liebe, und vielleicht sollen auch Weiber nicht anders, als gerade so, erscheinen.

Über Deine ganze Liebe muss ich das, was ich in meinem vorletzten Briefe leis angedeutet habe, wiederholen. Ich glaube nicht, dass Du die Verfolgung dieser Leidenschaft zur Aufgabe Deines Lebens und zum Zweck Deines Wirkens machen darfst, dass Du sie aber getrost als eine Bildungsstufe im Gang zu Deiner höhern Bestimmung betrachten mögest, weil das Durchleben und Selbstempfinden aller bedeutenden menschlichen Zustände dem Dichter gewiss vor allem noth thut, und damit Du dies nicht für ein leeres Geschwätz hältst, so versichere ich Dich, dass ich selber schon Ähnliches und vielleicht noch Schwereres erfahren habe, wovon ich nicht weiter sprechen darf.

Auf Weihnachten werde ich wahrscheinlich nach Stuttgart kommen, und dann sprechen wir ausführlicher; Deine übrigen Fragen lass mich im nächsten Brief, der bald nachkommen wird, beantworten!

Leb wohl! Ich hoffe, Du werdest versöhnt sein und Dein Misstrauen fahren lassen

Ganz der Deinige

Pfizer.

5) Tübingen, den 10. Dezember 1821.

Mein Freund!

Dein letzter Brief hat mich in einige Verlegenheit gebracht; ich muss nun schon Deine Vorwürfe und vielleicht eine ungerechte Beurteilung von Deiner Seite wagen, denn ich kann Dir die verlangte Erklärung nicht geben. Ist doch manches, was uns begegnet, von solcher Natur, dass es durchaus keine Mittheilung gestattet, giebt es doch für jeden nur einigermaassen tiefern Menschen Geheimnisse, die, sobald sie einmal aufgehört haben, ihm allein anzugehören und sein heiligstes, innigstes Eigenthum zu sein, ihre beste Kraft und Wirkung verlieren und dann ebenso niederschlagen und beunruhigen, als sie vorher ihn gehoben und begeistert hatten. Dringe also nicht weiter in mich, wenn Du mich liebst und Unruh' und Reue mir gern ersparen willst! soviel aber kann ich Dir versichern, dass es nicht Weiberliebe ist, was mein Herz bewegt.

Dein Tagebuch werd' ich bald zu lesen bekommen, die ersten Seiten habe ich schon bei Sigel gelesen und auch die erste Stelle, wo Du von mir sprichst. Dort thust Du mir aber doch Unrecht, zu sagen, ich hätte über Sophokles absprechend geurtheilt; ich weiss genau, dass ich damals sagte, mir sei für Sophokles der Sinn noch nicht aufgegangen, und wenn dies absprechend ist, so weiss ich nicht, wie die Zurückhaltung sich ausdrücken sollte. Anfangs dachte ich, Dich zu bitten, Du möchtest von mir in Deinem Tagebuch völlig still schweigen oder mich doch auf eine unkenntliche Weise bezeichnen, weil doch zwischen uns beiden von Manchem die Rede sein könnte, was ich nicht gerade vor die Augen oder vor die Ohren dritter bringen möchte; ich will es nun aber Deinem eigenen Gefühl und Deiner freundschaftlichen Rücksicht auf meine eigenthümliche Art und Weise überlassen, von mir zu sagen und zu verschweigen, was Dir geeignet scheint.

Ich komme auf Weihnachten bestimmt nach Stuttgart, wahrscheinlich zu Anfang der übernächsten Woche; den Tag aber weiss ich noch nicht, da ich von meinen Kollegien abhänge; doch schreibe ich Dir auf jeden Fall noch vorher darüber.

Hamann, nach dem du fragst, kenne ich bloss dem Namen nach; ich sollte ihn freilich schon gelesen haben, aber es giebt des Lesenswürdigen so viel, dass einem schwindlig wird, und gegenwärtig beschränke ich mich auf das Allernothwendigste, um nicht über dem ewigen Bücherhocken ganz zu verdumpfen. Man ist nur einmal jung, und ich möchte nicht, dass ich mir einst, wenn die Zeit des Geniessens vorüber ist, sagen müsste, ich habe nicht gelebt.

Das nächste Mal von Deinen Lehrjahren*) und Deinen Gedichten und in zehn oder vierzehn Tagen dann von allem, was uns bedeutend oder ergötzlich ist! Lebe wohl, lieber Freund! und sei nachsichtig und billig gegen

Deinen Dir vielleicht allzu verschlossen scheinenden Freund

P. P.

P. S. Der Brief ist noch nicht abgegangen, und ich habe inzwischen Dein Buch gelesen bis zu dem Fragment, wie Du es nennst, hier will ich vorderhand aufhören. Es ist nicht recht, solche Rohheiten hinzuschreiben, vor denen das Papier erröthen sollte. Und das zeigst Du nun Allen, die Dich kennen? Zeigst es Deiner Geliebten? Zeigst es Amalien? Soll ich das Tagbuch mit dieser unwürdigen Entstellung auch in Notters†) Hände kommen lassen? Darf ich es Dir nicht zurückschicken, dass Du diesen Flecken austilgst? Die Erfindung taugt nichts und ist in ihren widrigen Derbheiten völlig unkünstlerisch und unpoetisch, und wer nur einige Menschenkenntniss hat, wird sich durch die Galle, welche Du über manche lieber ganz zu verschweigende Schändlichkeit ausschüttest, nicht täuschen lassen, das Ganze für den Erguss eines für Reinheit und Sitte eifernden Gemüths zu halten.

6) Tübingen, den 16. Dezember 1821.

Lieber Freund!

Wenn nur die verdammten Missverständnisse nicht wären! aber die verwirren und verderben alles. Wenn ich es so ansehe und überlege, wie unumschränkt überall das Missverständniss herrscht und alle Verhältnisse verwickelt und verhetzt, so möchte ich der Meinung eines Philosophen beistimmen, der die ganze Welt für nichts anderes als ein grosses Missverständniss zu halten scheint: der ewige Geist wollte sich sein eigenes Wesen aussprechen, durch ein Missverständniss erhielt dieses ausgesprochene Wort ein eigenes Dasein und Bestehen, und so entstand diese grosse comedy (oder tragedy) of errors, die wir unsere Welt nennen. Es ist ein Missverständniss, wenn Du Hohn in meinen Worten findest, und wenn Du glaubst, ich hätte Dich gar von allem Streben nach Reinheit und Sittenschöne freigesprochen; ich weiss wohl, dass jemand, der einmal zügellos gesprochen oder geschrieben hat, darum kein Verlorener und Verworfener ist, und nur darauf wollte ich Dich aufmerksam machen, dass aller Grimm und alle Bitterkeit, womit Du in jenem Fragmente redest, mich doch nicht überzeugen können, es sei einzig und allein der Eifer für das Reine und der Abscheu vor dem Entgegengesetzten, was Dich von solchen Dingen reden lasse, und dies hast Du ja selber schon eingestanden; was ich Dir aber in meinem letzten Brief sagte, habe ich Dir als Freund gesagt, und wenn Du mir gleichgiltig wärest, so hätte ich Dein Buch ohne Bedenken weiter gegeben und das gewöhnlich sehr unnütze Geschäft, den Prediger aus der Wüste zu machen, nicht auf mich genommen. Ebenso ist es ein Missverständniss oder giebt wenigstens für andere Anlass zu einem Missverständniss, wenn Du in einer Stelle Deiner Lehrjahre, wo Du Dich über Deinen Vater beschwerst, hinzusetzst: auch Pfizer ist meiner Meinung. Wer dies liest, muss glauben, ich stimme mit in den Ton ein, in welchem Du über Deinen Vater an manchen Stellen redest; aber ich kann ihn nicht billigen. Ein Missverständniss und ein für mich höchst unangenehmes Missverständniss ist es zum Dritten, wenn Du auf einem der letzten Blätter Deines Buches sagst, der Wein habe Schwab hart zugesetzt, und meinst, er habe in solcher Stimmung über Deine Leidenschaft gescherzt; dies habe ich nicht gesagt, und es ist durchaus unwahr; Schwab hat nie ein Wort des Scherzes oder Spotts über Deine Liebe ausgesprochen, sondern das Ganze immer sehr ernst und vielleicht nur zu ernst und zu ängstlich

---

*) Waiblingers Tagebuch führte den Titel „Hugo Thorwalds Lehrjahre".

†) Der bekannte schwäbische Dichter und Politiker Friedrich Notter (1801—1884). Pfizers vertrauter Freund.

genommen:*) an jenem Abend aber war es nicht, wo er mich damit bekannt machte, und am wenigsten hat ihm der Wein so zugesetzt, dass er Dir darüber Unrecht gethan hätte; wenn nun aber ein Dritter jene Stelle liest, so missversteht er sie dahin, Schwab habe einen tüchtigen Rausch gehabt, und ich muss es dann gesagt haben.

Lieber Freund, nun habe ich Dir alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und ich danke Gott, dass ich nun den ablehnenden und zurückweisenden Ton verlassen darf. Deine zwei Gedichte an Valerine gefallen mir recht wohl, besonders das, welches anfängt: „Früh vom Morgen“ . . . . . Deine Gewalt über die Sprache und die Leichtigkeit und Rundung Deines Ausdrucks in der Prosa ist zum Verwundern: ich beneide Dich darum.

Über vieles in Deinem Tagebuch verlangt es mich recht, Dir bald meine Einstimmung, bald meine abweichende Ansicht zu entwickeln; aber dazu wird sich in Stuttgart Gelegenheit finden. Nächsten Samstag werden wir uns sehen . . . auf jeden Fall bin ich bis Samstag Mittag in Stuttgart.

Lebe wohl und sei nicht empfindlich! Pfizer.

7) Tübingen, den 10. Februar 1822.

Lieber Waiblinger!

Sigel sagt mir heute, er habe von Einem aus Stuttgart erfahren, dass Du nicht in's Gymnasium kommest und wahrscheinlich nicht wohl seiest: ist es wirklich so, so wünsche ich nur, es möge nicht so bedeutend sein, dass Du nicht für das Vergnügen, Deine Professoren zu hören, durch eine behagliche Einsamkeit und den ungestörten Genuss Deiner selbst reichlich entschädigt würdest. Lass mich wissen, wie es mit Deinem Trauerspiel †) geht! Ich bin recht begierig, etwas davon zu lesen oder nur von Dir etwas darüber zu erfahren; auch Dein Tagebuch wird inzwischen bedeutend vorgerückt sein, besonders wenn die letzte Zeit für Dich so wichtig und reich an Erfahrungen war, als ich aus Deinen Briefen vermuthe.

Sigel ist nun aus dem Stift ausgezogen und hat uns in seiner neuen Wohnung einen flotten Einweihungsaufwichs gegeben, überhaupt führe ich gegenwärtig ein ziemlich dissolutes Leben . . . . Indessen fange ich doch auch wieder an, etwas zu lesen; die falschen Wanderjahre waren nach langer Zeit das erste: der Verfasser hat Goethe seine Manier wahrhaftig gestohlen, und das Verruchte dabei ist, dass, wenn man solche unbedeutende und meist schiefe Gedanken in dem bekannten lieben Ton ausbieten hört, man unwillkürlich für den Augenblick über den inneren Gehalt des trefflichen Vorbilds durch die so täuschend nachgeahmte Form des Nachdrucks zweifelhaft und irre gemacht wird. Den Abt von Walther Scott habe ich angefangen zu lesen: er gefällt mir ganz wohl, aber den ausserordentlichen Ruf seines Verfassers scheint er mir doch nicht zu rechtfertigen.

Leb wohl und lass mich bald etwas von Deinem Befinden hören!

Dein P. Pfizer.

8) Tübingen, den 21. Februar 1822.

Lieber Waiblinger!

Dass Du wieder gesund bist, freut mich; dass ich durch die späte Kunde, die ich von Deiner Krankheit erhielt, Deine Empfindlichkeit gereizt habe, ist mir leid. Wäre mir das Vermögen des Fernsehens verliehen, so möchtest Du freilich Recht haben, mir Vorwürfe zu machen; so aber, da ich nur meine fünf natürlichen Sinne gegen die Aussenwelt richten kann, konnte ich es auch nur auf menschliche und natürliche Weise erfahren; hätte mir aber vielleicht das getrübte Licht der Sonne oder der erbleichende Schimmer des Monds ein Zeichen sein sollen, dass ihr Liebling leide, so verzeih! Ich wusst' es und verstand es nicht . . . . .

Ich soll Dir die Wissenschaften loben? Die Wahrheit möchte ich loben, aber in

*) Pfizer erinnert sich hier offenbar nicht mehr daran, was er in Brief 4 geschrieben hat.

†) Waiblinger schrieb damals an einem nie gedruckten Trauerspiel Hass und Liebe.

den Wissenschaften finde ich wenig Heil und Trost: sie sind aber zum Glück auch nicht der einzige Weg zur Wahrheit, füllen nur die negative Seite des Menschen und führen schwerlich so weit als die glückliche Ahnung und die sehnende Begeisterung. Hätte ich nur einen würdigen Anlass zu handeln und thätig zu sein! Das wäre mir lieber als das ewige Schreiben und Bücherlesen; aber auch die Thaten unseres Zeitalters sind gewöhnlich nur Worte und Federstriche.

Lebe wohl! Ein ander Mal, wenn ich besser dazu gestimmt bin, will ich einen langen Brief schreiben.

Dein P. P.

9) Tübingen, den 19. Mai 1822.

Mit Deinem letzten Brief hast Du mich, da ich natürlich zuerst nach den Versen griff und das Räthsel vor der Auflösung zu lesen bekam, nicht wenig überrascht: denn ein so schneller Sieg als der, dessen Du Dich hier rühmtest, war mir auch bei der besten Meinung von Deiner Unwiderstehlichkeit noch immer etwas Unbegreifliches; aber, aufrichtig gesprochen, scheint es mir doch, dass eine kleine Selbsttäuschung mehr Leidenschaft in Deine Worte lege, als in Deinem Herzen sein mag, und dies ist auch meine Meinung von Deinem Gedicht: es liest sich gut, es fehlt ihm aber an echter poetischer Kraft, und es dringt nicht zum Herzen. — Mit der vorigen Liebe ist's also aus? ganz aus? so dass Du jetzt lieber für eine todte Geliebte als für die lebendige empfinden willst? Das ist wunderlich. Du sagtest sonst: „Ewig! ihr Ende wäre Verzweiflung!" und nun trägst Du dieses Ende so leicht, dass ich bekennen muss, Du habest Dich selbst übertroffen. Aber so wandelbar ist alles Menschliche und so vergänglich, und ich will Dich nicht anklagen: der Gedanke der Vergänglichkeit ist oft derjenige, der allein und am besten tröstet. Er tröstet auch mich, wenn ich über den Pandekten schwitzen muss, während vor meinen Fenstern ein ganzer Frühling ausgebreitet liegt; denn ich muss nun doch einmal die Jurisprudenz mit Ernst angreifen. Ein Geistlicher möchte ich nicht werden, das ganze theologische Treiben kommt mir gar zu unmännlich vor, und vielleicht wäre es gut, wenn man nur Weiber predigen liesse. Die Medizin auszuüben, wäre mir noch verhasster, und so muss ich mich eben in mein Schicksal ergeben. Vielleicht öffnet eine baldige Umgestaltung unsrer beinah' in jeder Rücksicht verlebten und baufälligen Zustände den vielen, die jetzt nicht wissen, wo aus noch ein, neue Bahnen einer angemesseneren und belohnenderen Wirksamkeit.

Lebe wohl! Dein Pfizer.

10) Tübingen, den 6. September 1822.

Lieber Waiblinger!

.... Du bist jetzt beschäftigt, die oft gepriesenen Griechen vollends zu den Göttern hinaufzuheben?*) Daran erkenne ich, dass Du ein Deutscher bist. Thu es wenigstens nicht auf Kosten Deines Vaterlandes, wie Hölderlin im Hyperion! Oder sollte dieser nicht die Idee eines solchen Werks in Dir geweckt haben? Ich habe diesen jetzt auch gelesen, und ich muss gestehen, dass trotz seinem Mangel an Originalität, dem durchgehenden schellingisch-wertherischen Ton, der Talent, aber kein Genie beweist, einzelne Gedanken wunderbar schön und poetisch sind; anderes hingegen ist wieder ganz schülerhaft, namentlich der Brief, wo er sein erstes Zusammentreffen mit Diotima schildert. In der That, ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, wie dem verliebten Jüngling für seinen Engel nichts gut genug scheint, als die unbeholfenen, hochtrabenden Phrasen und Bemerkungen, dass die Sonne kein Held sei, u. s. w.! Denke Dir eine solche Einleitung des Gesprächs mit einem Mädchen, das er bisher nie gesehen hatte! Ganz empörend finde ich aber Hölderlins Schmähungen gegen Deutschland. Armes Vaterland! Wenn die Schriftsteller anderer Nationen nichts Würdigeres und Grösseres kennen, als ihre Nation zu ehren, so gehört es bei den Deutschen

*) Waiblinger war damals mit seinem Erstlingsroman Phaethon beschäftigt, zu dem ein Besuch bei dem wahnsinnigen Dichter des Hyperion den Anstoss gegeben hatte.

zum guten Ton, ihr eigenes Vaterland zu lästern und zu schänden, dass Fremde dagegen, was durch weite Zeiten und Räume von ihnen getrennt ist, und wovon sie kaum eine allgemeine Vorstellung, nie eine lebendige Anschauung haben, zu erheben und dem Einheimischen und Verwandten einen Maassstab aus der Ferne aufzudringen, der gewöhnlich ebenso willkürlich als . . . ungerecht ist. Ehe solche Menschen das Vaterland hinweisen auf seine Schmach, mögen sie erst aufhören, es selbst zu schänden, ehe sie sich so fremd und anmaassend davon wegwenden, mögen sie ihm ihre Liebe anbieten und nicht durch ein vornehmes, ungerechtes Verhöhnen sich selbst verächtlich machen.

Von der Philosophie kann ich Dir jetzt nichts schreiben; ich bin mit mir selbst viel zu sehr in Zwiespalt, ob die Philosophie wirklich die hohe und allgültige Wissenschaft ist, für die man sie ausgiebt, oder ob sie nicht vielmehr eine Trennung der Elemente voraussetzt, die im Menschen nicht sein sollte; mir scheint, die Kraft des Lebens leite sicherer als alle Philosophie. Den einzigen Rath würde ich Dir geben, die deutsche Philosophie historisch zu studieren und die bedeutendsten Schriftsteller chronologisch zu lesen, wofern Du wirklich Lust und Trieb hast, die Arabia petraea der Spekulation kennen zu lernen.

Dein
P. Pfizer.

11) Stuttgart, den 23. August 1823.

Lieber Waiblinger!

Du klagst, dass Du so lang auf einen Brief von mir habest warten müssen? warum hast Du denn aber nun so lange gewartet, ohne mir irgend ein Zeichen Deines Daseins und Deines Andenkens zu geben? Wunderlicher Mensch, dem das Leben so, wie es ihm entgegenkommt, niemals geniessbar und die Verhältnisse so, wie sie sich von selbst machen, nie bedeutend genug sind! Ich glaube fast, Du hast so lange geschwiegen und Dich zurückgezogen, um Dich durch das Stillschweigen von meiner Seite gereizt oder gar beleidigt zu fühlen und dadurch unserm Verhältniss wieder mehr Pikantes zu geben. Es ist freilich oft etwas recht sehr Langweiliges um eines Menschen Leben, wie ich hinter meinen Akten jetzt täglich erfahre, aber dafür steht auch die Zeit nie still, und die Ewigkeit ist lang, so dass uns noch manches begegnen kann, was die Mühe des Wartens doch austrägt.

Für Deine Beruhigung und damit Du Dich gewöhntest, leichter zu leben, wüsste ich Dir nichts Besseres zu wünschen, als dass Du wirklich alle die Gegner und Verfolger hättest, von denen Du Dich umgeben glaubst, oder dass irgend ein grosses Schicksal Dich ergriffe; dann würdest Du nicht mehr nöthig haben, gegen einen erträumten Feind die Kraft zu wenden, die, ohne einen wahren Gegenstand, nur sich selbst zerstört. Aber vielleicht findest Du nun bald auf den Schweizerbergen oder unter dem Himmel Italiens, was Du bisher vergebens oder unbewusst gesucht hast, und ich wünsche Dir zu Deiner Reise Tage ohne Wolken und Wege, die man zu gehen nicht müde wird.

P. Pfizer.

12) Stuttgart, den 28. November 1823.

Lieber Waiblinger!

Wenn wir einander gleich nicht mehr schreiben, so bin ich doch von Dir, wie ich vernehme, inzwischen nicht vergessen worden. Vielmehr hast Du Dich, soviel ich mir habe sagen lassen, lebhaft genug mit mir beschäftigt und für gut gefunden, mir eine Rolle in Deinem neuesten Werke zu übertragen.

So gleichgiltig es mir nun sein könnte, meinen wirklichen Charakter dem Publikum unter irgend einer Gestalt vorgeführt zu wissen, wenn es dabei der Geschicklichkeit des Lesers überlassen bliebe, die Übereinstimmung der Kopie mit dem beabsichtigten Original herauszufinden oder zu misskennen, so ist es mir doch nicht angenehm, wenn dem willkürlichen Produkt fremder Einbildung meine individuellen Züge und mein Name ausdrücklich gegeben werden. Übrigens kann mich so etwas von Dir auf keine Weise befremden; ich sehe, dass

ich mich nie in Dir geirrt habe. und es ist mir eine Beruhigung, aus einem neuen Zu[g] die Überzeugung schöpfen zu dürfen, dass ich Dir nicht Unrecht gethan habe.

Eine Entschuldigung erwarte ich daher auch nicht von Dir, und Du selbst wi[rst] um so weniger glauben, gefehlt zu haben, als Du es Dir selber am Ende nicht be[...] machst. Nur die Bitte um Vernichtung meiner Briefe magst Du gegen die Zusicheru[ng] gleicher Bereitwilligkeit von meiner Seite noch gestatten: Du wirst deren nicht mehr b[e-] dürfen, nachdem Du alles, was Du von mir hast und weisst, Dir so ganz angeeignet [und] mir selbst ein so bleibendes Denkmal gesetzt hast; aber auch diesen Wunsch gebe i[ch] ganz Deiner stillschweigenden Entschliessung anheim.

Pfizer.

Zwei Briefe von Karl Mathy.

Mitgetheilt von **W. LANG.**

Die nachfolgenden Briefe wird jeder Leser in den Lebensgang Karl Math[ys] wie ihn Gustav Freytag erzählt hat, leicht einreihen. Der erste derselben ist [in] dem Juradorfe Grenchen, Kanton Solothurn, geschrieben, wo der nachmalige badis[che] Minister als Flüchtling eine Lehrstelle an der Secundärschule gefunden hatt[e]. Das war im März 1838. Im Juni des folgenden Jahres ist unser Brief geschrieb[en]. Er athmet die Befriedigung, die Mathy bei den Erfolgen seiner Lehrthätigk[eit] empfinden durfte, und bei den Beweisen von Anhänglichkeit, die ihm von Ju[ng] und Alt entgegengebracht wurden. Von den Persönlichkeiten, die in dem Brie[f] genannt werden, kennt man die meisten aus Freytags schönem Buche: Frau An[na] (Nannchen) vor Allen und die Kinder, dann den Vater Girard, den Besitzer de[s] Bades, bei dem Mathy vorher fast ein Jahr gewohnt hatte, den „zuverlässige[n] Schirmvogt der Flüchtlinge“, nicht minder den Pfarrer und den Kaplan de[s] Dorfes, die scheel auf das wachsende Ansehen des eingedrungenen Ketzers blickte[n], den alten Geschäftsfreund und Hausarzt Dr. Schneider in Nidau, den „unholde[n] Dr. Fein“, auch jene Frau Lemmé, die vertraute Freundin der Familie, der[en] Hingang sie in Grenchen erleben musste; und selbst den besonders begabten Knab[en] wird man in der Schilderung wiedererkennen, die Mathy selbst von seinem Grenche[ner] Aufenthalt entworfen hat. (Freytag, Bilder a. d. deutsch. Verg. Band IV).

Dem Aufenthalt in Grenchen waren in Folge der sog. Flüchtlingshatz (se[it] dem Sommer 1836) zwei Jahre der Verfolgung und gescheuchten Flüchtlingsleben[s] vorausgegangen. Eine Zeitlang, von Oktober 1836 bis April 1837, bildete Aara[u] ein wohlthätiges Asyl. Mathy hatte mit seiner Familie dort im Hause des Professor[s] an der Kantonschule K. Fr. Schnitzer*) eine Zuflucht gefunden. Zu den Nächst[en] befreundeten gehörte damals der bekannte Germanist Ernst Rochholz, gleich[-] falls Professor an der Kantonschule, und an diesen ist der nachfolgende Bri[ef] gerichtet.

Lieber Ernst!

Ein Schulmeister muss von der Schule schwätzen und aus der Schule. Mit de[n] meinigen geht es gut. Die Buben haben mich sehr gern. Beweis: Als ich neulich Ho[...] bekam, erschien Nachmittags eine Abtheilung Freiwilliger, setzte mit grosser Gewandthe[it]

---

*) Schnitzer war württembergischer Theologe, einer der frühesten Schüler Baurs, zu[m] Freundeskreise von D. Fr. Strauss gehörig. Später Professor in Heilbronn und Rektor i[n] Reutlingen, zuletzt, nachdem er durch die Revolution von 1848 einige Jahre aus der Bah[n] geworfen war, Professor in Ellwangen; bekannt als Übersetzer von Pindar und Aristotele[s].

das Holz in Ordnung, reinigte den Platz ums Haus herum. führte Kies und Sand herbei und gab in wenig Stunden der Sache ein nettes Aussehen. Die junge Mannschaft (vom Schlag der Allerheiligen Hochzeitsgäste) hat mich auch gern. Beweis: Vorgestern war Frohnleichnamsprozession, wobei das Militär ausrückt und nach beendigter Ceremonie den Honoratioren Salven giebt. Plötzlich kamen die beiden Aerzte, Dr. Girard und Dr. Schilt, und kündigten mir an, dass die Schützen beschlossen hätten, mir ebenfalls eine Ehrensalve zu bringen. Sie rückten an, feuerten mörderisch mit Gewehren und einem Katzenkopf, dass den Buben Hören und Sehen verging. die Tochter im Bett auffuhr. -- schwenkten die Fahne u. s. w. — Nannchens Ehrgeiz war gekitzelt. sie lächelte vornehm. Abends kam ich mit Dr. G. ins Wirthshaus, das gepfropft voll war. Die Mannschaft zog mich hinein und brachte mir ein unendliches donnerndes Vivat, das mich nichts kostete, als einen Erwiederungstoast. Im Nebenzimmer sass der Schwarzrock: hui, — was für ein Gesicht! — Im Hochgefühl des Sieges trat ich zu ihm und forderte ihn auf, die Violinstimme bei Mehüls Jagd zu übernehmen, welche der Dr. und ich auf Klavier und Flöte spielten. Die Verlegenheit liess ihn zu keiner abschlägigen Antwort kommen; seinen Zorn liess er an einigen der ersten Bürger, Ammann und Gemeinderäthen aus, welche dafür anfingen, über die Prozession, den Segen und dergl. zu spotten, so dass der Pfarrer sammt dem Kaplan die Flucht ergriff. (Ich war zum Glück nicht mehr da; der Dr. erzählte es mir.) — Unter meinen Schülern habe ich einen ausgezeichneten Kopf entdeckt, und höre nicht auf, überall wo es mit Nutzen geschehen kann. darauf zu dringen, dass die Gemeinde etwas für dessen Ausbildung verwende; nächstens werde ich auch die Erziehungskommission besonders auf denselben aufmerksam machen. — Wenn Du Dich satt gelacht hast über obigen Spass, so lies weiter. Madame Lemmé wird auf zwei oder drei Monate hierher kommen: ohne Zweifel mit ihrer Schwester Emilie; sehr wahrscheinlich werden auch einige unserer Deputirten, namentlich v. Itzstein und Gerbel, auf der Rückreise von St. Gallen, wohin sie des eidgenössischen Schiessens halber gehen, ebenfalls hierher kommen; ferner erwarte ich Nachricht von meinem Schwager aus Konstanz, der auf einige Wochen das Bad brauchen will. Meine Mutter und ältere Schwester erwarte ich gleichfalls -- leider aus einem traurigen Anlass, nämlich wegen des Todes meiner jüngeren 19jährigen Schwester; ich habe die Überlebenden dringend eingeladen, um ihnen hier Erholung und Zerstreuung zu verschaffen. Meine arme Mutter hat nun innerhalb weniger Jahre vier erwachsene Kinder, 3 Söhne und eine Tochter von 18—22 Jahren verloren: — ich bin auch halb für sie verloren! — Lieber Ernst! Du findest dieses Jahr bessere Gesellschaft als im vorigen, und es wird Dich nicht reuen zu kommen: gelt Alter?

Von Strauch aus Lenzburg habe ich einen Brief erhalten, woraus ich folgendes abnahm: Strauch ist von irgend Jemand in Baden beauftragt, bei mir anzufragen, ob ich nach Hause zurückkehren und in den Staatsdienst wieder eintreten wolle. Die Sache hängt mit dem Tode des Ministers Winter zusammen, der mich verfolgte, weil er mich für gefährlich hielt, und kömmt in letzer Instanz vom Finanzminister v. Böckh, der sich erinnert oder von anderen daran erinnert wurde, dass ich gut zu brauchen sei. Strauch ist ohne Zweifel angewiesen worden, behutsam zu Werk zu gehen, und hat mir darum nicht viel gesagt. Ich antwortete, dass ich nicht eher an das Aufhören der Verfolgungen von Seiten der bad. Regierung glauben könne, bis ich meinen Heimathschein herausbekomme, der mir widerrechtlich vorenthalten wird. Über weiteren Entschluss habe ich nur Allgemeines geäussert. Meine Absicht ist nämlich, zu versuchen, ob ich bei dieser Gelegenheit meine Legitimationspapiere bekommen kann, und eine offizielle Erklärung, dass meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehe. Dann hat die Flüchtlingschaft ein Ende, ich stehe hier fester, kann Ferienreisen nach Hause machen, und weiter nach Umständen handeln. — Siehe zu, lieber Ernst, was Du mit diplomatischer Gewandheit von Strauch herausbekommen kannst, beobachte aber vor der Hand alle Diskretion, besonders gegen Dr. Fein . . . .

Unlängst erhielt ich einen Brief von Lembert. — Er ist nun auch von der Anklage

eines Complotts zum Umsturz der deutschen Regierungen freigesprochen. aber durch 3
monatliche Kerkerqualen ruinirt. Er war nahe daran, blind zu werden (vermuthlich hab
ihm die Schergen Bella Donna gegeben), lag 10 Monate lang krank, war so entstellt, da
ihn selbst seine Schwestern nicht mehr erkannten. steht unter polizeilicher Aufsicht, ka
daher nichts anfangen und muss auf der Schreibstube eines Notars seine blöden Aug
vollends verderben. Durch den Bankerott eines Verwandten hat er sein Vermögen ve
loren und ein Pass ins Ausland wird ihm verweigert. Er wird Dir schreiben. O. Ver
Bern; ein neues Opfer Deines Schlotters — und doch von baierischen Richtern frei
gesprochen! Ich habe H. Reg. Rath Dr. Schneider davon in Kenntniss gesetzt.

. . . . Meine Frau ist wohl, grüsst Dich herzlich, und verspricht aufs Neue Leber
klösse und Kartoffelsalat; diesmal keine Täuschung. Die Kinder sind wohl: August tumme
sich mit den Buben herum, und steht in solchem Ansehen, dass Täuflinge nach ihm genan
werden. Karl ist zahmer, und freut sich der Thiere und Pflanzen. Die Tochter ist bra
und gedeiht wundervoll. Kurz es fehlt in dieser Hinsicht meinen Wünschen nichts. Ic
zähle die Tage bis zu deinen Ferien. und verspreche Dir Vergnügen. A propos. Nächst
Woche fangen meine Heuet-Ferien an: Soll ich zwei Tage nach Aarau kommen? . . .
Mit herzlichem Grusse fleht um ein Briefchen

Gr. 16./6. 38. Dein alter Schulmeister.

Mathy hielt, nachdem er von der Liste der Verdächtigen gestrichen wa
und seine Prozesse mit völliger Freisprechung geendet hatten, noch ein Jahr i
Grenchen aus. Anfang 1841 kehrte er nach Karlsruhe zurück, als Redakte
der Badischen Zeitung, des Organs der badischen Liberalen. Daneben fuhr e
fort für die Allgemeine Zeitung zu korrespondiren, der er seit Jahren ein ständige
und geschätzter Mitarbeiter für volkswirthschaftliche Dinge war. Aber nun ent
standen Misshelligkeiten; wir erfahren aus dem nachfolgenden Briefe, dass Kolb
der Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, Mathys Auffassung nationaler Frage
getadelt hatte, als nicht orthodox im Sinne des Programms, das die Augsburge
Zeitung verfocht. Diese Misshelligkeiten ergaben sich zunächst aus den Partei
gegensätzen, die der deutsche Zollverein in sich barg. Die ersten Handelsverträge
die der Verein schloss, der mit den Niederlanden, der nach kurzer Zeit wiede
gekündigt werden musste, und der mit England (2. März 1841) hatten im schutz
zöllnerischen Süden die grösste Erregung und gegen Preussen das tiefste Mis
trauen erweckt. In den Cotta'schen Zeitungen führte damals Friedrich List da
grosse Wort, mit jener Leidenschaftlichkeit, aus der das Bewusstsein sprach, fü
die höchsten Ziele der Nation zu kämpfen. Übertreibung war davon unzertren
lich. Mathy konnte den englischen Vertrag nicht so tragisch nehmen, nicht al
ein Nationalunglück betrachten, und sein nüchternes Urtheil, dass der viel ge
schmähte Vertrag im Grunde recht harmlos war, weder ein grosses Glück, noc
ein grosses Unglück, wird heute von der Geschichtschreibung fast mit denselbe
Worten wiederholt und bestätigt. (Treitschke, D. G. V. 456.) In Augsbur
aber war man unduldsam. Damals zuerst zeigte sich, dass die vaterländische Ge
sinnung im Begriffe war in zwei Richtungen auseinander zu gehen, die man etw
so charakterisiren kann: dort ein nüchterner, immer fest auf das zunächst z
erreichende Ziel gerichteter Patriotismus, bescheiden, ohne grosse Worte; hier ei
ziellos ins Weite greifender Nationalitätseifer, voll Schwung und Idealität, lärmen
und übertreibend, phantastisch und ohne Arg, dass hinter ihm Mächte stande
die durchaus nicht ideal gerichtet, recht eigennützige Zwecke verfolgten. Ma
weiss, wie eben dieser Gegensatz die innere deutsche Politik noch bis zum Jahr
1870, im unmittelbar vorangehenden Jahrzehnt am allerheftigsten bewegt hat
Wir vernehmen aus dem nachfolgenden Briefe. den Mathy zu seiner Vertheidigun

an Kolb in Augsburg schrieb, die Stimmen von Wortführern zweier Richtungen, welche die späteren Meinungskämpfe in ihrem Schoosse trugen.

Verehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die offene Mittheilung Ihrer Ansicht über meine Auffassung einiger Nationalfragen, und gebe Ihnen einen Beweis meiner Achtung durch ebenso offene Erwiederung.

Sie machen mir im Allgemeinen den Vorwurf, dass ich — wo eine grössere nationale Saite angeschlagen wird, um aus der Sackgasse deutschen Ständewesens heraus einen Standpunkt auf einer grösseren Welt zu finden, nur mäckle und spöttle. Sie belegen dies durch meine Beleuchtung des Aufsatzes über die Schweiz und durch meine Aufsätze über den englischen Vertrag, zwei Punkte, worin ich allerdings gegen die Vierteljahrsschrift und die Ansicht der beiden Hauptkorrespondenten der Allgemeinen Zeitung aufzutreten, durch meine Überzeugung getrieben worden bin, während ich bei anderen Gelegenheiten, namentlich bei den meisten Aufsätzen Ihres trefflichen Berliner (=) Korrespondenten, — der sich über den Vertrag nicht mehr vernehmen lässt, — mich in der angenehmeren Lage befand, der Allg. Z. von Herzen beistimmen zu können.

Den allgemeinen Vorwurf glaube ich nicht zu verdienen. In allen, seit dem Bestehen meines Blattes vorgekommenen nationalen Fragen stand ich auf Seite der über allen Zweifel erhabenen Interessen der Nation. Ich war für das kräftige Auftreten gegen französische Anmaassungen; ich war gegen den holländischen Vertrag, für die Ausdehnung des Zollvereins und die Entwickelung einer nationalen Handelspolitik; ich habe, was die brittischen Gesinnungen betrifft, mich mit Ihrem Londoner Korrespondenten wiederholt ganz einverstanden erklärt.

Aber ich kann die Uebertreibungen nicht leiden. Ich kann nicht leiden, wenn achtbare Organe der Presse die Nation mit Irrthümern versorgen, wenn andere Organe das Publikum belügen, und wenn man, auch unabsichtlich, denen Vorschub leistet, die, hinter dem Aushängeschild edler Gefühle, eigensüchtige und verderbliche Zwecke verfolgen.

Darum bin ich gegen diejenigen aufgetreten, welche einen Kreuzzug gegen Frankreich predigten, um nach Vernichtung der besseren französischen Institutionen, der Reaktion in Deutschland gewonnenes Spiel zu verschaffen. Das haben preussische Organe und bayerische Pfaffenblätter gewollt. Ich dagegen theile die Ansicht Ihres Pariser ♁ Korrespondenten über die wahren Interessen Deutschlands und Frankreichs.

Bei dem englischen Vertrage, was ist da national? — Der Vertrag ist es, nicht die sind es, welche denselben ein grosses Nationalunglück nennen. In dem Vertrage tritt der Zollverein erstmals als Ganzes, England gegenüber, auf; er ist eine Grundlage, worauf sich fortbauen lässt. Sein Inhalt hat wenig zu bedeuten; dieser ist weder ein grosses Glück noch ein grosses Unglück. Ich bedurfte nicht des Herrn Kühne, um darüber ins Klare zu kommen; allein gern habe ich seine Auseinandersetzung utiliter acceptirt, da sie, einige Wochen nach meinen Aufsätzen, völlig mit denselben übereinstimmend, erschien*). — Sie, verehrter Herr, der Sie ein grosses Blatt schon so lange und so ausgezeichnet leiten, wissen gewiss, wie wichtig, bei jeder öffentlichen Frage, der Zeitpunkt ist. Jetzt von einer deutschen Navigationsakte reden, ehe wir Häfen und Schiffe haben, heisst Deutschland vor der Welt blamiren; in 6—10 Jahren vielleicht, wird man auf solche Maassregeln kommen müssen — und dies ist noch sehr problematisch.

Der guten deutschen Sache schadet nichts mehr als Übertreibung; ein Glück, wenn diese in der periodischen Presse selbst ihr Korrektiv findet; wenn sie weder unterdrückt, noch privelegirt, sondern bekämpft wird. Freie Diskussion in der periodischen Presse ist auch ein Gewinn für die Nation.

---

*) Der preussische General-Steuerdirektor Kühne rechtfertigte den Vertrag in einem Aufsatz der Preuss. Staatszeitung.

Sie beschuldigen mich, verehrter Herr, sogar zu Verdächtigungen zu greifen. Hier muss ich bitten, zu distinguiren. — Habe ich jemals die Gesinnung der Allgemeinen Zeitung und ihrer Korrespondenten in Zweifel gezogen oder verdächtigt? Habe ich nicht wiederholt erklärt, dass ich die Männer für wohlgesinnt und redlich halte? Habe ich nicht insbesondere dem glühenden Patriotismus des Londoner *** Korrespondenten in Nr. 162 der Bad. Ztg. vom 11. Juni aufrichtige Anerkennung gezollt? Allerdings kann dies nicht so weit gehen, dass ich mein Urtheil Ihrer Autorität gefangen gebe; dass ich dem Londoner Korrespondenten beistimme, wenn er den nationalen Vertrag ein grosses National-Unglück nennt; oder dem † Korrespondenten, wenn er so grobe Schnitzer macht, wie in der Behauptung, der Vertrag sei nur mit den einzelnen Vereinsstaaten abgeschlossen, und jeder dürfe nur seine Produkte auf seinen Schiffen nach England führen! In hundert andern Zeitungen mag so etwas hingehen: aber in der Allg. Ztg., die so wichtig ist, von einer Autorität, die so sehr hervorgehoben wird, konnte ich es nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich zweifle nicht, dass Ihre Korrespondenten auf der Spitze der Wissenschaft stehen; allein in der Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse aufs Leben, sind unsere deutschen Gelehrten nicht immer glücklich. Auch ich stehe auf dem Standpunkte der Wissenschaft, wenn auch nicht auf der Spitze. Meine Parthie über den Vertrag habe ich, wenn nicht nova kommen, schon ausgespielt, und habe sie nicht verloren.

Von einer Verdächtigung der Allgemeinen Zeitung und ihrer Korrespondenten spricht mich mein Gewissen frei, und ich will Ihnen zehn Stellen nachweisen, wo ich meine Anerkennung ihres reinen Strebens, bei aller Meinungsverschiedenheit ausgesprochen habe. — Andere Organe dagegen, welche die Nationalfahne aushängen, scheinen mir verdächtig, und Sie, verehrter Herr, scheinen, mir gegenüber, die Sache solcher Pseudonationalen eher als Ihre eigene zu führen. Ich will keinen Namen nennen — genug, dass ich die Allgemeine Zeitung nicht meine — aber wenn ich Blätter sehe, die sich für national ausgeben, dabei für Staat und Kirche Reaction und Ultramontanismus predigen, Zwietracht unter die Glieder des Zollvereins zu bringen suchen, die Regierungen angreifen, wo sie im wahren Interesse der Nation handeln, sie vertheidigen, wo sie ein Verfassungsrecht bedrohen; — Blätter, die über Dinge, wovon sie offenbar gar nichts verstehen, hochmüthig absprechen, die Nation auf die Zukunft verweisen, um sie in der Gegenwart zu betrügen: dann gestehe ich, dass ich mich durch das Schild der Nationalität nicht täuschen lasse, so wenig sich das grössere Publikum auf die Dauer von denselben irre leiten lässt.

Wenn ich mich bemühe, in nationalen Fragen das Wesentliche von schädlichen Uebertreibungen und verderblichen Fälschungen zu entkleiden, so nennen Sie dies „einen Versuch, die grössten unwiderleglichsten Wahrheiten mit den kleinsten Detailgründen zu schlagen." Gott bewahre! Diese Wahrheiten sind mir so heilig wie irgend Jemandem; wenn ich mein Scherflein beitrage, den Unfug zu beseitigen, der mit ihnen getrieben werden will, so bin ich überzeugt, denselben zu nützen, nicht zu schaden . . . . .

Dies, verehrter Herr, meine Erwiederung, womit ich nur soviel bezwecken möchte, Ihnen die gewiss irrige Ansicht zu benehmen, als habe ich meine Grundsätze geändert. Vor 7 Jahren stand ich allein unter den Liberalen in Baden, als Vertheidiger für den Beitritt zum Zollverein; damals warf man mir Ähnliches vor, wie Sie heute thun. Jetzt denkt man anders. Ebenso hoffe ich, werden Sie, wenn die erste Zeit der Verwirrung, die neue, dem Publikum hingeworfene Probleme erregen, vorüber sei, wenn die Erfahrung Vorsicht in der Diskussion hochwichtiger Gegenstände gelehrt haben wird, mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ihre Mittheilung bleibt bei mir allein; von meiner Erwiederung mögen Sie jeden beliebigen Gebrauch machen; nur ersuche ich Sie, mir zu glauben, wenn ich Sie meiner unveränderten Hochachtung versichere.

Karlsruhe, 17. Juni 1841.

Ihr ergebener

Karl Mathy.

Beginn meiner medizinischen Lehrjahre.

Aus dem Nachlasse von LUDWIG AUGUST FRANKL.

Ich war als Hörer des ersten medizinischen Jahrganges eingeschrieben und wohnte mit einem Kollegen Ignatz Kolinski aus Pest in der innern Stadt in der Sterngasse im vierten Stockwerke. Das Haus stiess nachbarlich an das jetzt eben demolirte uralte Gefangenenhaus und führte die Bezeichnung zum Hechten, dessen Bild am Hausthor blau angemalt war. Wir bewohnten eine kleine Kammer, die von einem in einen engen Hofraum führenden Fenster Licht erhielt. Zwei ärmliche Betten, ein Kleiderkasten, ein Tisch, zwei Sessel bildeten die ganze Einrichtung der schon vor sehr langer Zeit rein getünchten Kammer. Nicht ein Ofen hätte Platz gefunden, selbst für den zweifelhaften Fall, dass die damaligen Bewohner Geld genug gehabt hätten, einiges Brennholz anzukaufen. Wir bezahlten jeder drei Gulden monatlich für unser mal retiro und durften, um warm zu bekommen, die Thüre offen halten, die zu einer grossen, ebenfalls nicht sehr hellen Hofstube führte. Wir machten von diesem erworbenen Rechte nur, wenn wir grausam froren, Gebrauch, denn in der grossen Stube gab es fort und fort ein lebhaftes Reden, mitunter Zanken, allerlei Lärm. Hier wohnte der Flickschneider Josef Forster mit seiner Gattin und einigen „Bettgehern". So nennt man in Wien Personen, die nicht die Mittel besitzen, für sich eine Stube zu nehmen und eine „Bettstatt" miethen, um mit andern gleichbegüterten Menschen in einem und demselben Raume zu herbergen. Man liest wohl noch heute in den entlegeneren Strassen der Vorstädte am Hausthore die Anzeige: „Hier ist ein Bett zu vermiethen". Es gilt, um die Armuth eines Menschen zu bezeichnen, das Wort: „Er ist nur zu Bett!"

In der gezeichneten grossen Stube waren ausser dem vermiethenden alten Ehepaare folgende Personen: ein Kutscher, ein Stubenmädchen, die Stellung suchten, und Frau Barbara Blum, eine jüngere Wittwe aus Keczkemet im Banate, die gekommen war, um die Kunst zu lernen, welche die Mutter des Sokrates schon vor zweitausend Jahren in Athen übte. Die künftige Nothhelferin sollte auch mir, freilich in anderem Sinne, eine Helferin in meiner Noth werden.

Mein Zimmerkamerad Kolinski besass eine tüchtige allgemeine literarische Bildung und konnte sich nicht genug wundern, wie wir auf der Piaristenschule in Böhmen vor der Lektüre des „Faust" von Goethe und der „Räuber" von Schiller, als jugendverderberischer, gefährlicher Werke, gewarnt worden waren, und lachte gar sehr und munterte mich auf, es nur zu wagen, mit dem Goethe und dem Schiller. Und so las ich, nicht ohne eine gewisse Scheu, bis mich die tragischen Schauer der Dichtung ergriffen und all mein Gedankenleben fortbeben machten. Es war, als ob ein dichter Nebel sich erhöbe, zerflösse und eine ungeahnte erhabene Gebirgswelt in zaubervollem Mondesglanze enthüllte. Es war seltsam, dass eine mir in meiner frühesten Jugend eigen gewesene Geisterfurcht wieder erwachte und mich bis in die Träume der Nacht verfolgte. Ein blasser Widerschein der in mir erweckten düstern schwankenden Gedankenwelt fand Ausdruck in den Romanzen „Der Schüler der Kabala" und „Der Verjüngungstrank", die in meinen später herausgegebenen „Epischen und lyrischen Dichtungen" (Wien 1834) enthalten sind. Die letztere hat der Meisterredner Heinrich Anschütz wiederholt öffentlich vorgetragen.

Wir Zimmerkameraden beschäftigten uns in unsern Gesprächen weit mehr mit schöngeistigem als mit dem anatomischen Studium, das wir fast nur theore-

tisch betrieben. Es war dies nicht unsere Schuld, denn die praktische Beschäfti-
gung mit dem Gegenstande war den nicht Bemittelten kaum möglich.

Jeder Mediziner musste für die Erlaubniss, den Sezirsaal zu betreten, beim
Professor einen Sezirschein gegen Erlag von 3 fl. lösen. Die zum Studium be-
stimmten Leichen mussten ebenfalls bezahlt werden, es kostete der Stamm 3 fl.,
der Kopf 2 fl., eine obere Extremität 1 fl., eine untere 1 fl. 50 kr. Der Pro-
fessor theilte diese Einnahmen mit den Männern, welche die Leichen vom all-
gemeinen Krankenhause zur Universität brachten, und mit dem Schuldiener, der
die Pflicht hatte, für die fortgesetzte Übergiessung der Leichen mit kaltem Wasser
zu sorgen und die von den Studenten erworbenen Theile aus den Wannen auf
den Sezirtisch zu tragen.

Alois Michael Mayer war Professor der Anatomie. Er war ein ge-
borener Wiener und hatte keinen andern Unterricht, als den, der in der „Trivial-
schule“ ertheilt wurde, empfangen. Er wurde von seinem Vater, der bei dem
berühmten kaiserlichen Leibarzte Freiherrn von Störck diente, in eine Barbier-
stube, welche damals nur von den Chirurgen, Bader genannt, gehalten wurden,
in die Lehre gethan. Durch die Empfehlung Störck's kam er später als Gehilfe
zu dem als Anatomen, Augenarzt und Kunstkenner berühmten Professor Josef
Barth. Mayer eignete sich hier eine ganz besondere manuelle Fertigkeit im Her-
stellen anatomischer Präparate an, was Anlass wurde, ihn, nachdem er auch die
chirurgischen Studien nachgeholt hatte und zum Doktor promovirt war, zum
Professor der Anatomie zu ernennen.

Zur Zeit, als auch Nikolaus Lenau, Josef Hyrtl, Ludwig Türk und andere
später berühmt gewordene Persönlichkeiten seine Hörer waren, quälte ihn schon
sein hypertrophischer körperlicher Umfang, der ihn hinderte, den Sezirsaal zu
betreten, um eine belehrende Weisung zu geben. Er wohnte nur wenige Schritte
fern, in demselben Gebäude, in einem weitläufigen Lehrsaale, der, durch ein
Tafelwerk untergetheilt, ein unteres und ein oberes Gelass hatte, in deren einem
der Professor mit seiner Familie unentgeltlich hauste. In dem für die Vorträge
bestimmten Raume befand sich ein cirkusartiger hölzerner Rundbau, der in der
Tiefe trichterförmig endete. Zu schwer und zu träge, um das anatomische
Theater zu ersteigen, liess sich Professor Mayer täglich von zwei Männern in
einem Tragsessel hinaufbringen. Von dieser Anstrengung müde ruhte er im
Vorraume des Saales weit über die akademische Viertelstunde aus. Ihm zur Seite
musste der Prosektor Platz nehmen und seinen Puls tasten. „In Ordnung?“
fragte er, wobei er den Prosektor prüfend ansah. Dieser nickte beruhigend.
Professor Mayer fürchtete nämlich, einen Schlaganfall zu erleiden.

Prosektor war damals ein aus der berühmten Prager- und Doktorenfamilie
stammender junger Arzt Dr. Ludwig Jeiteles. Er schrieb Gedichte, und man
erzählte sich, dass er in Bewunderung für Goethe zu diesem nach Weimar ge-
wallfahrtet und von ihm huldvoll empfangen worden sei. Seine Gedichte er-
schienen in Zeitschriften und Almanachen, und er liess sie, nachdem er als Pro-
fessor der Anatomie in Olmütz, welche Stellung er später erreicht hatte, in den
Ruhestand getreten war, unter dem Pseudonym: Justus in Graz erscheinen. Ich
sah mit besonders achtungsvoller Neigung zu ihm empor. Er war ein trostreich
beruhigendes Beispiel, dass man Arzt und Dichter zugleich sein könne.

Professor Mayer war eine derb originelle, jeder allgemeinen Bildung ent-
behrende, nicht selten cynische Persönlichkeit — um es geradweg zu sagen: ein
Flegel, aber nicht ohne Gutmüthigkeit. Ich werde dieses Urtheil durch einige
Beispiele illustriren:

Zu seiner Zeit hörten die Mediziner und Chirurgen gleichzeitig die Vor-

lesungen der Anatomie. Wenn zuweilen einer der Letzteren zu spät in die Vorlesung kam, unterbrach Professor Mayer seinen Vortrag und begrüsste den Ankommenden mit einem lauten „Aha!"; dabei machte er die pantomimische Handbewegung des Einseifens der Wangen, wie diese den Barbieren, seinen einstigen Kameraden, eigen ist. Das Kollegium lachte laut auf . . .

Es war noch Sitte, dass sich die zu rigorosen Prüfungen meldenden Kandidaten den Professoren vorstellten und sie um Nachsicht baten.

„Nun was haben Sie denn am fleissigsten gelernt?" fragte gewöhnlich Professor Mayer. Der Kandidat nannte irgend einen Körpertheil und konnte überzeugt sein, dass der gutmüthige Professor ihn über denselben prüfen werde. Einer von ihnen bezeichnete einmal den Magen als den von ihm zumeist studirten. Er kam zum Rigorosum. Richtig forderte ihn Mayer auf: „Beschreiben Sie mir den Magen!" Der Student folgte so rasch, dass er schon in acht Minuten mit der Beschreibung zu Ende war. Es fehlten aber noch sieben Minuten zu der jedem Professor eingeräumten Prüfungszeit. Mayer fürchtete eine zweite Frage an den Kandidaten zu richten, welche dieser vielleicht nicht gut einstudirt hatte. Und so sagte er mit der vollen Bonhommie: „No weil Sie's so schön zu sagen wissen, beschreiben Sie mir den Magen noch einmal. Ich hab bei Ihrem zu schnellen Reden nicht Alles gut hören können."

Einmal erzählte er uns, wie sich ein jüdischer Student für geübte Nachsicht gegen ihn habe dankbar erweisen wollen und ihm ein Paar schwarze Seidenstrümpfe brachte. „Als ich bald darauf bei einer Gala zu erscheinen hatte und die Strümpfe anzog, fuhr ich mit einem Fusse durch und durch."

Jeden Freitag erschien eine arme alte Frau, deren Rückgrat zum rechten Winkel gebogen war, um eine bestimmte Sustentationssumme vom Professor entgegen zu nehmen. Er ernährte sie Jahre lang dafür, dass sie ihm mittelst Revers ihr interessantes Skelet vermachen musste. Sie überlebte ihren Wohlthäter, und so wurde sie, wie es ihr Knochengebäude gebot, in sitzender Stellung beerdigt, statt im anatomischen Museum als Präparat verewigt zu werden.

Den Rigorosen präsidirte der seiner Zeit allmächtige, von den Professoren nicht minder als von den Studenten gefürchtete Leibarzt des Kaisers Franz Freiherr Andreas von Stifft. Die Professoren beugten sich ehrerbietigst vor ihm. Nur Professor Mayer nahm sich der vornehmen höfischen Excellenz gegenüber kein Blatt vor den Mund. Ein Kandidat wurde einmal, namentlich vom Präsidenten und wohl auch von den Professoren, strenger als üblich examinirt, so dass er mit Mühe den geringen Kalkül: Admittimus te! (approbirt) erhielt. Als er sich entfernt hatte, sagte Mayer: „Wissen, Excellenz, was sich der jetzt denkt?" Und nun zitirte er die berühmten Worte, welche Götz von Berlichingen den Rathsherren zuruft. Er zitirte! Wusste er denn, dass ein Goethe existirt? Wusste er überhaupt, dass es eine deutsche Litteratur giebt? Und so muss die Äusserung entschieden als eine original aus ihm entsprungene anerkannt werden.

Seine Weise habe ich selbst erfahren, als ich die Prüfung aus Anatomie bei ihm ablegte. Ich hatte in einer Antwort meine Unerfahrenheit verrathen. Darauf fragte er mich in echt wienerischem Dialekte: Wie lang san Sö in Wean? Ich erwiderte: „Ein Jahr!" Darauf wandte er sich gegen seinen Prosector und lyrischen Poeten: „Is der schon a Jahr in Wean und hat's no net zum sehen kriegt" und zu mir gewendet fuhr er resolut fort: „Sö san a Talk! Sie kriegn nur die erste Klass!"

Trotz des glänzenden Einkommens Mayers, das sich mit wenigstens 10000 fl., für die damalige Zeit eine enorme Summe, bezifferte, starb er ohne ein Vermögen zu hinterlassen. Seine Hörer mussten, um ihm ein standesmässig solenneres Be-

gräbniss zu veranstalten, eine Geldsammlung einleiten. Er hatte es geliebt viel und gut zu essen und noch besser zu trinken, wie dies Mediziner meist zu lieben pflegen.

Professor Johann Ritter von Scherer lehrte Zoologie und Mineralogie. Während Friedrich Mohs in der Hofburg im mineralogischen Kabinette seine epochemachende Krystallographie vortrug, liess Scherer von Blumenbach's Lehre nicht ab. Er war, als ich ihn hörte, nahezu 80 Jahre alt, zahnlos, sein Vortrag kaum verständlich. Die von ihm vorgezeigten Mineralien konnten nur die Hörer in der ersten und zweiten Bank sehen, welche die Mittel besassen, in denselben sozusagen Sperrsitze zu miethen. Wir lernten nichts von ihm und erhielten keinerlei Anregung. Am Jahrestage der Verleihung des Leopoldordens, der ihm zu Theil geworden war, erschien er jedes Mal mit demselben geschmückt in der Vorlesung. Wir wussten das traditionell und erhoben uns, als er eintrat, von den Sitzen. Ein Schalk unter uns, ein Ritter Heinrich von Levitschnigg, der nach dem ersten Lehrgange die medizinischen Studien aufgab, um sich dem Militärdienste zu widmen, und später durch geistreiche lyrische und epische Gedichte bekannt wurde, karrikirte den Professor in einer Zeichnung. Dieser hatte in früheren Jahren eine kleine anatomische Entdeckung am Bandwurm gemacht und wies gerne auf dieselbe hin. Daran mahnend zeichnete nun Levitschnigg den Orden an der Brust des Professors an einem Bandwurm statt einer goldenen Kette hängend. Während wir uns ehrerbietig von den Sitzen erhoben und Vivat riefen, zirkulirte die Zeichnung von Hand zu Hand. Wir konnten nur schwer lautes Lachen unterdrücken. „Ich danke Ihnen, meine Herren!“ sagte uns der tiefgerührte Greis. „Ich sehe es Ihren lachenden Gesichtern an, wie gut, wie herzlich Sie es mit mir meinen!“ Es war nicht die Schuld des namentlich um die Chemie in Österreich verdienten Mannes, dass man ihn noch lesen liess, um nichts mehr von ihm lernen zu können. Er starb 90jährig in Wien. Mir ist noch eine Äusserung von ihm erinnerlich, dass er als Zensor ein Werk über Mineralogie, das er sonst für gut erklärte, als zur Genehmigung ungeeignet bezeichnete, weil in demselben das Wort „Gott“ nicht vorkam.

Josef Freiherr von Jacquin, der Sohn des berühmten Vaters, lehrte Chemie und Botanik in einem Lehrsaale, in welchem auf einem Gesimse, das Retorten und sonstiges chemisches Geräthe trug, die Worte Baco von Verulam's zu lesen waren: „Non cogitandum, sed experiendum.“ Er hatte zahlreiche Abhandlungen in lateinischer und deutscher Sprache über sein Fach geschrieben, die ihm in Achtung vor seinem ererbten Namen, seiner vorragenden gesellschaftlichen Stellung Ansehen verschafften. Er führte ein vornehmes Haus, in welchem an einem bestimmten Abende sich die Männer der Wissenschaft bequem gesellig zusammen fanden und namentlich jene, die aus der Ferne kamen, gastfrei aufgenommen wurden. Es wurde ihm nachgerühmt, dass er schon als 11 jähriger Knabe, der unter der Leitung seines berühmten Vaters stand, die Entdeckung machte, dass nicht bei allen Eidechsen die Fortpflanzung durch Eier vor sich gehe, worüber er eine Abhandlung „De lacerta vivipara“ schrieb, die sein Vater, glücklich über seinen frühreifen Buben, sofort drucken liess. Sein „Lehrbuch der allgemeinen und medizinischen Chemie“ erlebte wiederholte Auflagen, das natürliche Schicksal aller Lehrbücher, die von Professoren herrühren, da sie deren Hörer, wie noch heutzutage, kaufen müssen.

Die erwähnte bevorzugte gesellschaftliche Stellung, die Nachwirknng des väterlichen Ruhmes erhoben ihn im Jahre 1832, als sich die deutschen Naturforscher in Wien versammelten, auf den Präsidentenstuhl. Es erregte Aufmerksamkeit, dass er auch in dieser Eigenschaft besungen wurde. Die von mir ver-

fassten Verse erschienen in der belletristischen Zeitschrift „der Wanderer,“ und ich hatte den starken Verdacht. das dieses Gedicht mir bei meiner, bei Jacquin abgehaltenen Prüfung dessen grosse Nachsicht verschaffte.

Wir lernten im Allgemeinen von dem sehr wohlwollenden, freundlichen Herrn nicht übermässig viel, in seinem botanischen Garten — nichts. Je drei Studenten sassen bei der Prüfung in einem kühlen, baumumschatteten Saale und hatten 25—30 Pflanzen vor sich, die sie zu erkennen und zu beschreiben hatten. Wir bekamen dieselben einen Abend zuvor für ein Honorar von 2 Gulden vom Gärtner geliefert, prägten die Nacht hindurch deren Klassifikation, Eigenschaften und Namen unserem Gedächtnisse ein und wussten sie am Morgen genau zu schildern. Da sass der gute alte Herr und hörte uns wohlwollend zu, hütete sich aber, sonstige Fragen an uns zu richten. Er mochte wohl von dem geheimen Erwerbe seines Gärtners etwas ahnen.

In der in den vorliegenden Blättern geschilderten Weise wurden wir in den Grunddoktrinen der Anatomie, Chemie, Botanik usw. unterrichtet. Die schöpferische Zeit Gerhardt von Swieten's fing schon an mythisch zu werden, aber noch lebten die Namen erleuchteter Männer, wie Peter Frank, Boer, Störk, Quarin, Jaquin. Beer, Hildebrandt als Apostel des wissenschaftlichen Geistes, den Kaiser Josef II., nach seiner glorreichen kaiserlichen Mutter, durch Berufung grosser Ärzte und Forscher herauf beschworen hatte. Viele der zum Theil von mir charakterisirten alten Herren dürften sich noch rühmen, Hörer — ob auch Schüler? dieser Koryphäen gewesen zu sein. Sie lebten in halbvergessenen oder ihnen nicht mehr verständlichen Traditionen. Wie ein Hochgebirge sich allmälig in niedrigere Kuppen absenkt, die weiterhin in mässige Hügel auslaufen, um sich endlich zu verflachen, so war es mit der einst Europaberühmten Wiener Schule, die einst weithin ihre lebenweckenden Strahlen ausgesendet hatte, dann immer mehr und mehr von ihrer Höhe niederwärts gegangen war, jedoch ohne sich zu vertiefen.

Es wäre ungerecht, wenn es nicht anerkannt würde, dass die Professoren jener Zeit, da ich in die Studien trat, nicht auch redlich bemüht gewesen wären, zu studiren und nach ihrer Meinung und ehrenhaften Absicht die Wissenschaft weiter zu bringen. Sie schrieben Abhandlungen, ein jeder ein übrigens gut zu verwerthendes Lehrbuch und glaubten wohl auch gelehrte Forscher zu sein. Kennt die Wissenschaft die Namen Czermak, Bernd, Biermayer, Hermann, Warruch, Rosas, Günter, Seeburger, Raimann u. s. w., wenn sie nicht etwa in einer speziellen Geschichte der medizinischen Fakultät als galvanisirte Frösche wieder zu zucken beginnen? Noch schlimmer aber war es, so gut unterrichtet in ihren Fächern diese Herren auch gewesen sind, dass ihnen jede philosophische und allgemein humanistische Bildung fehlte, was freilich die in Österreich geltende, bornirt lichtlose Studienordnung mit verschuldete.

Wer wird eine Zeit dafür verantwortlich machen, wenn in ihr keine Genie's geboren werden. Die Gesinnung ist jedoch zu verurtheilen, die nur Gelehrte heimischer Zucht auf die Lehrkanzeln gelangen liess und nicht, wie im vorangehenden Jahrhundert unter zwei erleuchteten Regenten, Celebritäten vom Auslande heranzog. Die Professoren meinten zu lehren, während sie nur abrichteten und durchaus keine Anregung zum selbständigen Forschen gaben. Zeit hätten sie genug gehabt, denn sie waren nicht, wie heutzutage die Kliniker, von einer übermässigen Praxis in Anspruch genommen.

Während des traurigen Niederganges der Fakultät war schon — wer hätte es ahnen können? — eine Gruppe junger Leute geboren, die, unangeregt von Aussen, durch die Schule nicht unterstützt, durch den ihnen innewohnenden Geist allein, durch stilles Forschen berufen waren, den traditionellen Glanz der medizinischen

Studien wieder aufleuchten zu lassen, ihnen neue Ströme des Wissens zuzuführen und über Europa weit hinaus anfangs revolutionär scheinende, neue Anschauungen zu verbreiten. Es ging nicht Eine, es gingen Sonnen des Ruhmes auf: Karl Rokitanski. Josef Skoda, Josef Hyrtl, Ludwig Türk, Ferdinand Hebra. Ihrer Schüler glänzende Zahl wirkte und forschte weiter, der Wissenschaft zum Segen, sich zur Ehre.

Nur einer ragte in der niedergehenden Zeit hervor, in Wahrheit wie König Saul über alles Volk — um Kopfeslänge: Karl Philipp Hartmann.

Wir blickten Alle zu dem auch körperlich hochgewachsenen ernsten Manne empor, dessen fast düstere Gesichtszüge selten ein Lächeln erhellte. Er fing an die moderne Heilkunde zu analysiren, den Browinianismus zu bekämpfen und den Einfluss der Philosophie auf die ärztliche Wissenschaft nachzuweisen, so wie sein Buch „Über den Geist des Menschen" eine Physiologie des Denkens anbahnte. Nebst seiner streng wissenschaftlichen „Allgemeinen Pathologie" und seiner „Dynamischen Pharmakologie" schrieb er eine „Glückseligkeitslehre", die ihn, wie die „Makrobiotik" Hufelands ihren Verfasser, völlig populär machte. Er war ein Schellingianer, ohne alle Anschauungen dieses Philosophen zu theilen, und hielt dafür, dass der strebende Arzt die Philosophie nicht entbehren könne, dass sie alles und jedes Wissen, wie die Atmosphäre den Erdball, umgeben und durchdringen müsse. Er war eine ideale Natur, die sich auch — was meines Wissens bisher unbekannt geblieben ist — darin kund gab, dass er ein Trauerspiel „Horus" dichtete. Ich habe dasselbe bei einer seiner Patientinnen zu lesen bekommen. Kaum aufführbar, stellte es einen Helden im egyptischen Alterthum dar, der die höchsten Ziele der Humanität und Kultur anstrebt, für die ganze Menschheit Licht und Freiheit will und darüber tragisch untergeht.

Die erwähnte Patientin, deren zum Schullehrer bestimmten Neffen ich im Schönlesen zu unterrichten hatte, war die Vorsteherin eines Mädchen-Erziehungs-Institutes. Sie schrieb Verse, Novellen und pädagogische Abhandlungen, welche sie unter dem Namen ihres Gatten Franz Netuschil herausgegeben. Sie selbst hiess Barbara, war aus Erlangen und führte den Familiennamen Brunst. Sie bildete sich ein, prophetischen Geist zu besitzen. Hartmann war ihr Heiland. Einmal fragte sie ihn, wie viel Lebensjahre er ihr noch zutraue. Lächelnd antwortete er der bereits alternden, nervös aufgeregten Frau: „Nun, Sie werden noch zehn Jahre leben!" Dieser Ausspruch wurde der Dame verhängnissvoll.

Sie erzählte mir einmal: „Jeder Sokrates hat seine Xantippe. Hartmann hatte auch eine, die ihn eben nicht ‚glückselig' machte und sich sogar vermaass, in Abwesenheit ihres Mannes ambulanten Patienten zu ordiniren und sich dafür honoriren zu lassen."

Der litterarische Nachlass Hartmanns, die poetischen Manuskripte sind bei ihr nach dem Tode verloren gegangen.

Frau Barbara Netuschil, die mir wohlwollte, lud mich oft nach dem ihrem Neffen gegebenen Deklamationsunterrichte zum Abendessen, beschenkte mich mit ihren Schriften und bescheerte mir zu Weihnachten mit einem damals hochgeachteten Buche des Benediktiners Michael Enk „Melpomene über das tragische Interesse", wonach ich ein lebhaftes Verlangen geäussert hatte. Ich habe zu der Zeit ein Gedicht an die Unsterblichkeit geschrieben, an die ich damals noch glaubte, und der mir mütterlich gesinnten Frau gegeben. Sie erwiderte es mit einem andern an mich gerichteten, in welchem mich die stets exaltirte Frau als „Gottmensch" apostrophirte. Als ich nun gegen eine solche Bezeichnung, wie gegen eine Verhöhnung, protestirte, äusserte sie: „Ich weiss, Sie sind kein göttlicher Mensch, wie es z. B. Hartmann ist, aber ein Mensch, der Gott angehört, sind Sie doch!" Der Streit löste sich freundlich in Lachen auf.

Das Erziehungsinstitut der Dame war allmählig von neu auftauchenden überflügelt worden und zählte nur mehr eine geringe Anzahl von Zöglingen, Hartmann war tot, die ihr gewährten zehn Jahre nahezu abgelaufen. Sie löste das Institut auf. „denn Hartmann kann sich doch nicht bei Bestimmung der mir gewährten um gar zu viele Jahre geirrt haben.“ Sie lebte weiter und musste, vermögenslos wie sie war, eine geachtete Bürgerin Wiens, das Versorgungshaus in Mauerbach als Asyl in Anspruch nehmen. Es tröstete sie, dass ihr Heiland in dieser Anstalt seine ärztliche Laufbahn begonnen hatte und sie nun in den von ihm geweihten Räumen wohnen durfte. Ich äusserte einmal in einem Gespräch zu ihr: „Sie sehen, dass auch Heilande irren.“ Der Glaube an den ihren war jedoch unerschütterlich, und sie erwiderte: „Er war eben ein Arzt der ganzen Menschheit, aber nicht der einzelnen Menschen.“

Von der theoretischen Lehrkanzel für Pathologie und Pharmakopœ wurde Hartmann auf die Klinik im Allgemeinen Krankenhause berufen. Seine genaueste Untersuchung des Kranken, sein krystallklarer, in der Form einfach gehaltener, geistgesättigter Vortrag steigerte die Verehrung und Bewunderung für den genialen Lehrer, der nach einem nur halbjährigen Wirken an der neuen Stelle starb. Die Trauer um ihn begrenzte sich nicht allein auf seine Schüler, sie war eine allgemeine. Ich gab derselben in einem Gedichte Ausdruck, das in dem damals verbreitetsten Blatte, in der „Theaterzeitung“ gedruckt wurde. Die Studenten liessen es nachdrucken, und so fand es als fliegendes Blatt eine tausendfältige Verbreitung.

Ich habe in der Zeit meiner vorliegenden Darstellung vorgegriffen und kehre zu meiner ungeheizten Studirstube in der Sterngasse zurück, weil ich auch da ein frappantes Beispiel erlebte, wie sich damals selbst eine die ärztlichen Studien leitende Persönlichkeit gar eigenthümlich benahm. Die schon genannte Studentin der Hebammenkunst, meine Stubennachbarin, verstand weder zu lesen, noch zu schreiben. Doch hatte sie, um in den theoretischen Kurs aufgenommen zu werden, eine diesbezügliche Prüfung abzulegen. Sie wusste sich zu helfen, kaufte ein Paar Fasane und lieferte dieselben für die Küche der Frau Vicedirektorin, deren Gatte Dr. K. sich durch seine gelungenen Steinoperationen einen Namen gemacht hat. Frau Barbara Blum wurde, als sie zur Einschreibung kam, „unter Voraussetzung, dass sie lesen und schreiben könne“ aufgenommen. Wie aber sollte sie das geburtsärztliche Lehrbuch von Horn studieren, da sie es nicht lesen konnte? Auch da wusste sich die energische Frau zu helfen! War doch ihr Stubennachbar ein Mediziner, dem sie in ihrer Unwissenheit alle ärztlichen Kenntnisse zutraute. Und so wurde ich, der 18jährige, in geburtshilflichen Angelegenheiten ihr Professor, wie sie mich auch apostrophirte. Ich begann, sehr verschämt und gründlich unwissend, das Lehramt damit, dass ich ihr Paragraph nach Paragraph vorlas, so lange bis die im Memoriren völlig Ungeübte ihn auswendig wusste. Sie, die schon einige Kinder geboren hatte, war jedenfalls gelehrter als ich und erklärte mir aus ihrer gynäkologischen Erfahrung manches, worüber ich nicht selten erröthete. Ich habe das Buch ohne Übertreibung viele Hundertmale vorgelesen, bis sie es ziemlich auswendig und bei der Prüfung so herzusagen wusste, dass sie den praktischen Kurs auf der Gebäranstalt anzutreten für befähigt erklärt wurde. Für meinen Unterricht lud sie mich täglich ein mit ihr zu frühstücken. Sie verstand es trefflichen Kaffee zu brauen, der mir bei meinen sonstigen Entbehrungen sehr wohl that; zugleich zahlte sie die Miethe für meine Kammer mit 3 Gulden in Silber-

monatlich; der Unterricht in Lesen und Schreiben, den ich ihr nebstbei gab, war in dem Honorar inbegriffen. Ich bewahrte noch lange den Brief, den sie mir als wohlbestallte Hebamme in Keczkemet schrieb, in welchem sie mir mittheilte, wie sie vor allen andern Kolleginen in der Kunst gesucht sei, was sie dem Umstande, dass sie eine von der Wiener Universität geprüfte Hebamme sei, und meinem vorzüglichen Unterrichte zu danken habe.

Noch eines tragischen Ereignisses will ich erwähnen, das eine Stubennachbarin traf, die unter andere Bedienstung Suchenden hier zu Bett war. Sie war aus Bayern nach Wien gekommen, um hier eine Stelle als Stubenmädchen zu finden, und sollte bald einer in Ungarn reich begüterten Herrschaft folgen. Ihren Namen habe ich vergessen. Doch lebt ihr Bild noch in meiner Erinnerung: blondes Haar umgab ein hübsches, weissrothes, geistig unbedeutendes Gesicht; aber ihre karyatidenhafte Gestalt imponirte durch plastisch edle Formen, was ihrer Erscheinung und ihrem Gange vornehme Haltung verlieh, die sich mehr für eine Fürstin als für eine Dienerin ziemte. Sie klagte, wie ihr dies bei Bewerbung um eine Dienstesstelle schon wiederholt nachtheilig gewesen sei. Nachdem sie etwa vierzehn Tage hier gewohnt hatte, berief sie ein Brief, die ihr eingeräumte Stellung anzutreten. Sie reiste ab, und wir waren entsetzt, als wir bald darauf ihren Tod erfuhren. Bei einem Auftrage, der sie in den nahen Wald geführt hatte, verirrte sie sich. Das Abenddunkel brach herein, sie war noch nicht zurückgekehrt. Man suchte sie bei Fackelbeleuchtung die ganze Nacht. Am Morgen wurde sie als Leiche gefunden. Die Untersuchung ergab, dass zwei junge Zigeuner sich dem Mädchen angeboten hatten, ihr den Rückweg zu zeigen, sie tiefer in den Wald führten, ihr Gewalt anthaten und, um nicht verrathen zu werden, töteten. Sie wurden bald ausgeforscht, vors Gericht gestellt, und da sie nach langen Leugnen die Schandthat bekannten, gehängt.

Meine Kammer war, wie erzählt bezahlt, für mein Frühstück gesorgt. Aber wovon sich sonst erhalten? Ich hatte eine Empfehlung an einen Privatagenten, der für meine Verwandte in der Provinz thätig war. Seine Frau mochte meine bedrängte Lage vermuthet haben und schenkte mir zu meiner grossen Bestürzung einige Gulden: „Gnädige Frau" sagte ich zu Thränen erregt, „entehren Sie mich nicht durch ein Almosen. Meine Mutter sagte stets: ein angenommenes erstes Almosen ist des Teufels Drangabe." Die treffliche Frau nahm das Geld gerührt zurück, und als ich sie bat, mir unter ihren Bekannten eine Unterrichtstunde zu prokuriren, erwiderte sie wohlwollend: „Da es Ihnen redlich drum zu thun ist, durch Arbeit Brod zu verdienen, so habe ich den Muth, Sie zu ersuchen, meine brave Köchin im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Sie wünscht das längst und wird Ihnen nach ihren Verhältnissen für ihre Mühe dankbar sein." Ich unterrichtete sie fortan täglich des Abends eine Stunde lang. Sie zahlte mir ebenfalls monatlich 3 fl., und die gute Hausfrau kam jedesmal vor der Unterrichtsstunde in das Gesindezimmer und brachte mir eine Tasse Kaffee mit einer Semmel. Wie war es aber zu Mittag und mit der Bestreitung meiner sonstigen Bedürfnisse bestellt? Nun ich ass trockenes Brod, wiewohl ohne Thränen, aber zur Schädigung meiner Gesundheit. Es stellte sich ein schweres Wechselfieber ein.

Milz und Leber waren mächtig angeschwellt. Der Primararzt Dr. Zacharias Wertheim verschrieb selbstverständlich Chinin. „Sie sind Mediziner? Benützen Sie, da Sie jetzt in Ihren Studien gestört sind, die Zeit und beobachten Sie Ihren patho-

logischen Zustand, die Auf- oder Abnahme Ihrer Milz und Leber und zählen Sie Ihre Pulsschläge!"

Der gute, ehrenhafte pathetische Pedant. Er zählte, obwohl er sich rühmen durfte, noch Peter Frank gehört zu haben, zu jenen Ärzten, welche noch ellenlange Rezepte verschrieben. Das Zusammenmischen von vier, auch fünf Heilmitteln war üblich, die nach verschiedenen Organen zu wirken bestimmt waren. Das eine hatte z. B. die Aufgabe, auf das Gehirn zu wirken, das zweite das fieberhaft aufgeregte Blut zu bändigen, das dritte die Magennerven anzureizen, das vierte vielleicht gar, wenn er auch vorhanden war, den Gichtschmerz in der grossen Zehe zu zähmen. Ob die Medikamente die ihnen zugewiesenen Orte bezogen und Ordre parirten — wer könnte das heute noch wissen? Solche Zustände, so theure Mixturen mussten eine Reaktion hervorrufen und verschafften der revolutionären Homöopathie Eingang. Berühmte Ärzte, zu denen die Patienten mit vollstem Vertrauen emporblickten, waren damals Malfatti, Türkheim, Vivenot und andere.

Als Dr. Wertheim bejahrt war, wurde ihm ein Sekundararzt beigegeben, der den Primarius wohl weiter verschreiben und die Rezepte dispensiren, aber sie von den Kranken nicht einnehmen liess. Wenn nun der Primarius die Erfolge der Behandlungsweise seines jüngeren Kollegen sah, freute er sich gar sehr und äusserte mit lächelnder Befriedigung: Sehen Sie, die alte Schule mit ihrer rationellen Behandlung. Experientia medicinae Musa!

Ich muss noch einen entsetzlichen Fall erwähnen, der sich in dem Spitale zutrug. Der seiner Zeit vielgeehrte Professor der Chirurgie Hofrath Freiherr von Wattmann wendete seine operative Kunst der Anstalt während eines Vierteljahrhunderts zu. Ein alter Mann lag mit einem careinomatösem Lippengeschwüre da und sollte operirt werden. „Werde ich dann gesund sein?" fragte er. Der eben so humane als kühne Operateur erwiderte, indem er einen seinem liebenswürdigen Wesen völlig fremden, barbarischen Witz machte: „Ganz gesund? da müssen Sie mir gestatten, Ihnen den Kopf abzuschneiden." Der Kranke nahm die Äusserung ruhig hin und sagte: „Bitte morgen, Herr Professor!" Nach der Visite entfernte er sich, und als er nicht zum Ausspeisen kam, suchte und fand man ihn auf dem Dachboden erhängt. Er hatte die That unmittelbar nach der Äusserung des Professors vollbracht.

Nach mehreren Wochen war ich so weit genesen, dass ich mich in dem dem Spitalsgebäude anliegenden Friedhofe ergehen konnte. Er wurde nicht mehr benützt, und die steinernen Denkmale wurden von riesigen Fliederbäumen überschattet. Sie verbreiteten in der Sonnenglut eine wohlthuende Kühle. Da träumte oder las ich stundenlang, bis die Glocke zur Essenszeit mahnte. Genau 25 Jahre später gab ich, angeregt durch den ins Leben getretenen Alterthumsverein, die mit meiner Familie in pietätvollem Zusammenhange stehende Geschichte dieses historischen Denkmales heraus und veröffentlichte die Inschriften seiner Grabsteine.

Endlich wurde ich gesund entlassen. Der originelle Spitalvater Ascher Matzel hatte eine sogenannte Rekonvaleszenten-Kassa wohlthätig gegründet, damit die Entlassenen nicht sofort in Noth seien, und reichte mir aus derselben 2 Gulden, die ich schmerzlich bewegt, aber doch dankbar annahm. Es war ein heisser Sommernachmittag, als ich ein kleines Büschel Wäsche unter dem Arme, von der Rossau über das vom Jahr 1809 her wüste, mit Schutt überhäufte Glacis ging. Ich war noch schwach, musste wiederholt auf einem Steine ausruhen. Da überkam mich eine

grosse Bangigkeit, ich fühlte mich weltverlassen und hatte Mitleid mit mir. N
ein Gedanke war vorherrschend: „Wenn mich meine Mutter, die mich so sehr li
sähe. Sie würde mit mir weinen und mich trösten.“ Ich ging wieder der blank
Noth entgegen, einer noch mehr bittern. Meine Schülerin, die Hebamme. war i
die Heimath zurückgekehrt, und die andere, die Köchin, konnte bereits leidli
lesen und schreiben. Was nun?

ANZEIGEN.

Brandls „Shakspere“.

Von

J. SCHIPPER.

Brandls „Shakspere“ gehört einer nun schon in einer ziemlich stattlich
Anzahl von Bänden erschienenen Sammlung von Biographien*) an, die, nach d
Ankündigung des neuen Verlegers (früher erschien die Sammlung unter dem Ti
„Führende Geister“ bei L. Ehlermann in Dresden) eine Lektüre sein soll „für al
gebildeten Kreise und Schichten, geeignet für Erwachsene wie für die reif
Jugend, für Männer und Frauen“. Dass eine derartige, auf einen so grossen u
aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Leserkreis berechnete An
lage der Sammlung für die Verfasser solcher Biographien eine ziemlich enge Be
schränkung hinsichtlich der von ihnen verlangten Darstellung bedeutet, zumal d
der Umfang der Bücher ein dem mässigen Preise derselben entsprechender bleib
muss, leuchtet sofort ein.

Desshalb möge sogleich hervorgehoben werden, dass Brandl die Aufgabe, d
innerhalb jener Grenzen überhaupt gestellt werden konnte, aufs glücklichste g
löst hat. Und noch mehr als das. Er hat ein Werk über Shakspere geschrieb
welches auch der Literarhistoriker, der Fachgelehrte, mit Vergnügen und Nutz
lesen, welches er gern seinen Schülern als ein auf gründlichen Studien, gesund
Auffassung der Zeit- und persönlichen Verhältnisse und auf sorgfältiger Benutzun
der neuesten Forschungen beruhendes Handbuch zur Einführung in das Studiu
Shaksperes empfehlen wird.

Der Anlage des Sammelwerks entsprechend tritt in Brandls „Shaksper
das biographische Moment stärker hervor als das literarhistorische, nicht dem U
fange nach — was bei der relativen Geringfügigkeit der uns zu Gebote stehend
biographischen Angaben über Shakspere kaum möglich wäre — wohl aber m
Rücksicht auf die Bedeutung, die das erstere innerhalb der Gesammtdarstellun
namentlich im Vergleich mit den früheren Shakspere-Biographien, gewinnt. A
dem Vorwiegen des biographischen Moments beruht auch die Anordnung d
Stoffes, den der Verfasser in folgende Hauptabschnitte eingetheilt hat: Stratford
Jugendjahre, Londoner Lehrjahre, die Falstaff-Periode, die Hamlet-Periode, d
Lear-Periode, die Romanzen, das Ende.

---

*) Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 8. Band. Shakspere. V
Alois Brandl, Professor an der Universität Berlin. 8⁰. Berlin 1894. Ernst Hofmann & C

Wir müssen gestehen, dass uns die drei mittleren Bezeichnungen, Falstaff-, mlet-, Lear-Periode, nicht sonderlich zusagen, für die wir lieber die zwei facheren und sofort verständlichen Kapitelüberschriften, „Periode der grossen stspiele, in welche sich leicht die halb lustspielartigen historischen Stücke „Heinh IV.“ Theil I und II nebst „Heinrich V.“ und „König Johann“, dem frühesten ser Stücke, einordnen, und „Periode der grossen Trauerspiele“, vorgezogen ben würden. In der Sache ist durch die von Brandl gewählten Überschriften dem organischen Aufbau des Ganzen nichts verschoben worden. Denn innerlb der Hauptabschnitte sind die Unterabtheilungen, „Tragödien“, „Komödien“, listorien“, stets so gruppirt worden, dass stofflich verwandte und zeitlich zunmengehörige Stücke nicht von einander getrennt, sondern jedesmal durch eine m Hauptabschnitt vorangestellte Einleitung über die Zeit- und Lebensverhältse des Dichters mit einander verbunden werden. So schliesst sich an die ır anschaulich geschilderten Stratforder Jugend- und Londoner Lehrjahre des chters, denen er mit Recht noch dessen „Venus und Adonis“ zuweist, zuchst die Besprechung der Tragödien „Titus Andronikus“ und „Romeo und lia“, dann die der Komödien „Verlorene Liebesmühe“, „Komödie der Irrungen“, ie beiden Edelleute von Verona“, „der Sommernachtstraum“ und darauf dieüge der Historien „Heinrich VI.“ Theil 1—3, „Richard III.“ und „Richard II.“ . Nach einer den Leser gut orientirenden Schilderung der Zeitverhältnisse im zten Dezennium des XVI. Jahrhunderts, sowie der persönlichen Erlebnisse und ziehungen des Dichters und einer Charakteristik der damit in Zusammenhang henden lyrischen, wie lyrisch-erzählenden Gedichte desselben („Lucrezia“ und Sonette“) wendet sich Brandl dann sofort mit „König Johann“ den Historien r „Falstaff-Periode“ zu, wodurch die Kontinuität des Stoffes gewahrt bleibt, ne dass die historische Treue der Darstellung erheblich beeinträchtigt würde. ı die halb lustspielartigen, historischen Stücke „Heinrich IV.“ Theil 1 und 2 d „Heinrich V.“ schliessen sich dann wieder stofflich in natürlichster Weise d chronologisch im Wesentlichen zutreffend die Lustspiele dieses Zeitraumes, er Kaufmann von Venedig“, „die Zähmung der Widerspenstigen“, „die lustigen eiber von Windsor“, „Viel Lärm um nichts“ an, und an diese nach einem iteren historischen und biographischen, den Bau des Globus-Theaters, den chsenden Wohlstand Shakspeares u. s. w. behandelnden Exkurse die Komödien r „Hamlet-Periode“, nämlich „Wie es Euch gefällt“, „Was ihr wollt“, „Ende t, alles gut“, „Maass für Maass“. Von der Betrachtung dieser Lustspiele ndet sich der Verfasser sogleich zu den grossen Tragödien dieses Abschnitts, ulius Cäsar“, „Hamlet“, „Othello“, denen sich dann, wieder mit ihnen vernden durch einen dritten lebensgeschichtlichen, die grossen Erfolge Shakspeares ihrend der ersten Regierungszeit König Jakobs I. behandelnden Abschnitt, die agödien der „Lear-Periode“, nämlich „Coriolan“, „König Lear“, „Macbeth“, Antonius und Cleopatra“ zugesellen. An die satirischen Dramen „Troilus und essida“ und „Timon von Athen“, die hierauf folgen, knüpft Brandl dann eine hilderung der letzten, vielleicht schon mehr in Stratford als in London zugebrachten benszeit des Dichters an, geht hierauf über zu einer Besprechung der Romanzenomödien „Cymbeline“, „Wintermärchen“, „Sturm“ und bringt mit der Romanzenistorie „Heinrich VIII.“, dem muthmaasslich letzten Drama Shakspeares, dessen chterisches Schaffen zum Abschluss.

Eine kurze Schilderung seines Lebensendes, seiner Persönlichkeit und seiner achkommenschaft, sowie ein Verzeichniss wichtiger Werke zum Studium Shakeres (nach englischem Muster) bildet das letzte Kapitel dieser ebenso knapp und ırz gefassten als inhaltreichen Biographie des Dichters. Der darin verarbeitete

literarhistorische Stoff ist also nicht nur übersichtlich und zweckmässig, sonde auch, soweit die bisherige Shakspere-Forschung über die Chronologie der einzeln Dramen Licht verbreitet hat, historisch im Wesentlichen richtig geordnet u zugleich in geschickter Weise mit dem Leben des Dichters verwoben. Da besteht einer der wesentlichsten Vorzüge dieses Buches vor den meisten bisheri Shakspere-Biographien, die in der Regel zunächst aus den im Laufe der Z durch den Sammelfleiss früherer Forscher zusammengetragenen, aber doch no immer sehr lückenhaften Nachrichten über Shakspere eine kurze Skizze sei Lebens zusammenstellten und daran dann eine umfangreichere Besprechung d einzelnen, nach ihrer inneren Verwandtschaft geordneten Stücke anschlossen. Hi dagegen ist der glückliche Versuch gemacht worden, das Leben und Dicht Shaksperes in organischem Zusammenhange vorzuführen, wodurch das Gesammtb seiner dichterischen Persönlichkeit entschieden an Anschaulichkeit gewonnen h Auf diesem Wege kann und wird auch die eigentliche Shakspere-Biographie no weitere Fortschritte machen. Freilich ist dabei ähnliche Vorsicht und Umsic dringend geboten, wie Brandl sie im Anschluss an die besonneneren englisch und deutschen Shakspere-Forscher in der Regel bei seinen aus dem Inhalt d Dramen und sonstigen Dichtungen Shaksperes für dessen Lebensverhältnisse, Den art und Stimmung gefolgerten Schlüssen beobachtet hat.

Wenn wir z. B. von Goethes Leben noch weniger wüssten als von de jenigen Shaksperes, würden wir uns leicht veranlasst sehen können, die bekannt Verse in „Wilhelm Meister“ ‚Wer nie sein Brot mit Thränen ass‘ usw. als a eigenen, tieftraurigen Erlebnissen und gramvoller Stimmung des Dichters h rührend anzusehen, während wir doch wissen, dass sie lediglich der Persönlichk seines alten Harfners entsprechend von ihm gedichtet worden sind. Ebenso bede lich würde es sein, stets aus dem Ton der Dramen Shaksperes auf persönli Stimmungen des Dichters schliessen zu wollen, z. B. etwa aus seinem „Hamle dass er selber von einer gewissen Weltmüdigkeit, aus seinem „Timon“, dass von Verdüsterung und Trübsinn erfasst worden sei. Brandl ist zwar solc Schlussfolgerungen nicht ganz abgeneigt, verhält sich ihnen gegenüber, aber d mit der nöthigen Vorsicht, während er andererseits z. B. die wiederholte Mahn des Dichters, dass die Gattin jünger sein solle als der Gatte, gewiss mit Re weil positiven Thatsachen entsprechend, auf persönliche, mit der Annahme ei glücklichen Ehe des Dichters nicht wohl vereinbare Erfahrungen desselben seiner um acht Jahre älteren Frau zurückführt. So ist ebenfalls — um in Kü noch auf einige andere Punkte einzugehen — in klarer und anschaulicher W in dem Buche auseinandergesetzt worden, was sich aus den Zeitverhältnissen, u denen Shakspere aufwuchs und erzogen wurde, sowie aus Äusserungen Charakterzeichnungen in seinen Dramen für die religiöse Überzeugung des Dicht schliessen lässt. Wenn man nicht wüsste, wie schwer es ist, gewisse Thorhei aus den um Shakspere sich drehenden Fragen ein für alle Mal auszuschlie — das stete Wiederaufleben der unsinnigen Shakspere-Bacon-Hypothese, tr aller Widerlegungen derselben beweisst es ja zur Genüge — so könnte wirklich hoffen, dass auch die an dem Dichter getriebene „Seelenfängerei“ n Brandls sachgemässer Darlegung dieser Frage endlich aufhören werde.

Gut gesagt ist auch, was er ausführt über die Bedeutung der imme nur wenig eingehenden, aber doch für den Bildungsgang und die dichteris Entwickelung Shaksperes sehr wichtige Beschäftigung desselben mit dem klassisc Alterthum auf der Stratforder Lateinschule. Den von der gänzlichen Unbild Shaksperes überzeugten Zweiflern an seiner Autorschaft der von ihm verfas Dramen sei namentlich diese, auf wenigen Seiten klar und einleuchtend ausgefül

hilderung der Bildungsmomente, die schon während der durch authentische ıchrichten leider so wenig aufgehellten Jugendjahre des Dichters seine geistige ıtwickelung beeinflussen mussten, zur Beherzigung empfohlen. Wenn sie damit n Bildungsgrad vergleichen, zu dem ein dem Stratforder genialen Schauspielchter geistesverwandter neuenglischer oder vielmehr schottischer Lyriker, der irtnerssohn und spätere Gutspächter Robert Burns, auf Grund einer viel eintigeren, der klassischen Grundlage gänzlich entbehrenden Schulbildung sich aufıwang, so wird ihnen Shakspere's angeblich so grosse, in Wirklichkeit aber ır lückenhafte und unsichere Gelehrsamkeit schwerlich mehr so wunderbar scheinen, während sie andererseits doch erkennen werden, wie bedeutsam die ıdimente klassischer Bildung, die er sich in jungen Jahren aneignete, sein später rch Übersetzungen genährtes Interesse für das Alterthum beeinflussen konnten. Es liegt im geheimnissvollen Zusammenhange zwischen Litteratur und Sprache", merkt Brandl, „dass, wer einmal ein Stück Urtext gelesen, für die Übersetzung ıe ganz andere Aufnahmefähigkeit mitbringt". So verhält es sich in der That, d wir zitiren hier diesen Ausspruch zur Beherzigung für Diejenigen, die da inen, lediglich die Lektüre von Übersetzungen der alten Klassiker sei ausichend als Grundlage für eine höhere Bildung. Mit demselben Nachdruck eilich muss betont werden, dass auch für die Originalwerke französischer, engcher und sonstiger neuerer Litteratur die Übersetzungen nur denselben unterordneten und ungenügenden Ersatz bilden, und seien es Übersetzungen von dem assischen Werth der Schlegel-Tieck'schen Shakspere-Übersetzung, an die der Verısser sich übrigens bei seinen Citaten leider nicht angeschlossen hat.

Durchaus zustimmen kann man weiter den Ausführungen Brandls über die ıfänge Shaksperes, wie er zuerst namentlich Stücke mit wirksamen Rollen umbeitete und erst allmählich höheren künstlerischen und sittlichen Zielen zustrebte, e aus den Zeitverhältnissen manche Auswüchse seiner Dramen zu erklären sind, d wie er seine Rollen, geradeso wie manche unserer lebenden Autoren, gern n Eigenthümlichkeiten hervorragender Schauspieler, z. B. einem Burbadge, ansste. Auch Brandls Ansichten über die Chronologie der Dramen, über den n den Engländern überschätzten Werth metrischer Hilfsmittel zur Feststellung ihrer itfolge, über die Autorität der beiden Herausgeber der ersten Gesammtausgabe rselben, Heminge und Comdell, für die Echtheit der Stücke, kurz, auch seine usserungen über derartige, die rein philologische Seite der Shakspere-Forschung rührende Fragen, sind durchaus annehmbar.

„An eine Philosophie Shaksperes im systematischen Sinne des Wortes glaube h nicht", sagt Brandl (S. 223) mit Recht. Um so weniger Mühe hat es ihm ıs diesem Grunde gemacht, bei der Besprechung der einzelnen Stücke in der egel den Kernpunkt derselben herauszufinden und ins rechte Licht zu stellen. ass bei der durch die Natur des Buches gebotenen Knappheit seiner Ausfühngen Manches allzu kurz, unvollständig und skizzenhaft ausfallen musste, ist greiflich. So wird der Leser sich z. B. bei der Besprechung des „Hamlet" ır mit Andeutungen begnügen müssen. Diese weisen aber, wie uns scheint, auf ıs in der Hauptsache zum Verständniss des Dramas Wichtige genügend hin, imlich auf den Zwiespalt zwischen Hamlets auf dem Boden der feineren Herzensldung und Gesittung beruhendem Wesen und der ihm auferlegten finsteren That r Rache, sodann auf den damit zusammenhängenden Zwiespalt zwischen dem uhen Kern des der Shakspere'schen Tragödie vermuthlich in der Form eines teren Dramas zu Grunde liegenden Sagenstoffs und der mehr als in seinen ıderen Stücken von subjektiven Empfindungen durchdrungenen Bearbeitung des ichters, — Elemente, aus denen wohl ein tiefsinniges, im Einzelnen ergreifendes

und erschütterndes Drama, nicht aber ein so einheitliches, fest gegliedertes un
in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wie etwa „Othello“ oder „Macbeth“, entste
konnte.

Auch über die vielumstrittene Frage der Bedeutung der Shakspere'schen, m
der Annahme der Autorschaft Bacons vollends unvereinbaren Sonette und ihr
Verhältnisses zu den persönlichen Erlebnissen des Dichters und vor allem d
Schauspielers, als welchen sich der Verfasser derselben öfters kund giebt, wi
der Leser eine natürlich nicht alle früheren Auslegungen diskutirende Erörteru
finden, wohl aber eine verständige Auseinandersetzung dessen, was nach de
gegenwärtigen Stande der Forschung als die nach unserer Ansicht annehmbar
Deutung angesehen werden kann.

Mit dieser Hervorhebung der Besonnenheit und Umsicht, die sich überall i
dieser Shakspere-Biographie in erfreulicher Weise bemerkbar macht, soll ab
durchaus nicht gesagt sein, dass die Darstellungsweise Brandls nüchtern un
trocken sei. Im Gegentheil, wie das Buch in der ganzen Anlage gut kompon
ist, wie die einzelnen Abschnitte und Kapitel mit einander durch natürliche Üb
gänge verbunden sind, so ist auch die Schreibweise des Verfassers gewandt u
anziehend. Durch geschickte Einflechtung geschichtlicher, wie anekdotenhaft
auf Personen oder Zustände der Elisabethinischen Epoche bezüglicher Noti
weiss er manchmal mit einer kurzen Wendung oder einem treffend gewählt
Beiwort seinen Gegenstand sofort in das rechte Licht zu rücken. Wenn der Ve
fasser aber gelegentlich Ausdrücke und Wendungen gebraucht, wie „Maria Stua
sass fest auf einem englischen Schloss“ (S. 4), „Der Folklorist Aubrey
(S. 15), „und war dafür geritter worden“ (S. 18 u. 220), „der jun
Shakspere als Mitbewerber, ein Gymnasiast, ein Schauspieler“ (der doch d
mals schon Vater von drei Kindern war! S. 25), „der Amazonenbesieger u
seine Frau“ (Hippolyta, die einstige Amazonenkönigin! S. 52), sie (die Jungfr
von Orleans) endet am Gerichtspfahl“ (S. 58) usw., so möchten wir derartige
zum Glück nicht allzu oft vorkommenden befremdlichen Wendungen freilich d
erwähnte günstige Wirkung nicht zuschreiben, sondern halten sie für stilistis
Auswüchse, die in einer hoffentlich bald erscheinenden zweiten Auflage d
Buches wohl besser zu beseitigen sein würden. Bei der Gelegenheit könnte au
der König Alonso von Neapel, der vom „Sturm“ fortgefegt worden zu sein schei
in seine Herrscher- und Vaterrechte wieder eingesetzt, sowie diese oder jene sonsti
Ungenauigkeit in der Darstellung — und welches Werk ist beim ersten E
scheinen ohne solche? — berichtigt werden. Sie sind meist zu geringfügiger A
als dass wir die Leser dieser Besprechung mit der Erwähnung derselben ermüd
und uns das Vergnügen, ein wirklich gutes und lobenswerthes Buch im Wesen
lichen nur zu loben, damit verderben sollten. So möge es denn, wenn es au
keine neuen wissenschaftlichen Ergebnisse bringt, dafür aber die von der bisherig
Forschung gefundenen Resultate mit kritischem Sinn gewandt und umsichtig ve
werthet, dem weiten Leserkreise, für den es bestimmt und geeignet ist, nochmal
als eines der besten populären Bücher, die über Shakspere geschrieben word
sind, wärmstens empfohlen werden.

Je weitere Verbreitung derartige, im edelsten Sinne volksthümlich gehalte
Schriften über den Dichter finden, desto sicherer werden die verwirrenden E
zeugnisse einer bedauernswerthen, für die thörichte Shakspere-Bacon-Hypothe
eintretenden Pseudophilologie vom Büchermarkt verschwinden, desto rascher werd
die grotesken Proben derselben, die wir in den Werken der Damen Miss Baco
Mrs. Windle und Mrs. Pott, der Herren Holmes, Morgan, Donnelly, Reichel, Edwi
Bormann u. A. erlebt haben, dort eingesargt werden, wo sie lediglich am Platz

sind, in den geheimen Raritätenkästen der Bibliotheken, die für derartige und sonstige Verirrungen der menschlichen Phantasie eingerichtet und unter dem Namen „Giftschränke“ bekannt und berüchtigt sind.

Friedrich Wilhelm Gotter.

Von

EUGEN KILIAN.

Es ist keine bedeutende und epochemachende, aber trotzdem eine in gewissem Sinne einflussreiche und wichtige Stellung, die Friedrich Wilhelm Gotter in der Litteratur- und Theatergeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts einnimmt. Sein Name begegnet dem Forscher unablässig, wenn er in dem litterarischen Treiben der siebziger und achtziger Jahre Umschau hält. Er tritt uns in beherrschender Weise in dem Repertoire der Bühnen entgegen, er taucht allerorten vor uns auf in dem mündlichen und brieflichen Verkehr der litterarischen Wortführer jener Tage, von der launischen Epistel des jungen Goethe über seinen Götz bis zu den Mittheilungen Schillers an den Weimarer Freund über das Projekt, die „Geisterinsel“ aus Gotters Nachlass den „Horen“ von 1797 einzuverleiben.

Schon im Hinblick darauf, dass es recht mühsam und schwierig ist, Gotters weitverzweigte Beziehungen, seine ziemlich umfangreiche litterarische Thätigkeit klar zu überblicken, war es erklärlich, dass in letzter Zeit mehrfach der Wunsch nach einer zusammenhängenden Darstellung von des Dichters Leben und Wirken laut wurde. Wohl waren einzelnen Theilen desselben, so dem Verhältniss Gotters zum Göttinger Musenalmanach, seinen Beziehungen zu Schröder werthvolle Einzeluntersuchungen zu Theil geworden; aber es fehlte ein Gesammtbild, das den ganzen Umkreis von Gotters Thätigkeit umfasste und uns sein Werden und Wirken aus den näheren Umständen seines Lebens und aus dem Einfluss der ihn umgebenden geistigen Bewegungen heraus erklärte.

Das Buch von Rudolf Schlösser, das die Lösung dieser Aufgabe mit schönem Erfolge übernommen hat, tritt als ein Band der von Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen“ an die Öffentlichkeit*). Das kennzeichnet einigermassen den Standpunkt, von dem aus der Verfasser seine Darstellung betrachtet haben will. Wie er mit Recht hervorhebt, wurzelt Gotters Kraft in der lebendigen Bühne; „ihr gehört seine Liebe wie sein ganzes Leben“. Nur daraus erklärt sich der Charakter seiner dichterischen Thätigkeit, seine Stellungnahme zu den Werken der französischen Poesie. Die Beurtheilung seiner litterarischen Richtung musste eine einseitige und unrichtige sein, wenn sie dieselbe, wie es bis jetzt geschah, ausschliesslich aus litterarischen Ursachen zu erklären suchte.

Wohl wurde der Grund zu Gotters Anlehnung an die französische Litteratur schon durch die Erziehung und den Privatunterricht gelegt, den der Vater dem Knaben in seiner Vaterstadt Gotha zu Theil werden liess. Die französische Sprache nahm den breitesten Raum in diesem Unterricht ein; an französischer Litteratur begann sich Geschmack- und Schönheitssinn des jungen Gotter zu bilden;

---

*) Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert von Rudolf Schlösser. Theatergeschichtliche Forschungen, hrsg. von B. Litzmann X. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss, 1895.

französisch waren die ersten kleinen dramatischen Versuche, welche die Begabung des Knaben an das Licht rief. Waren die letzteren ohne Zweifel durch den Einfluss des französischen Privattheaters am Gothaischen Hofe hervorgerufen, so brachte die Studentenzeit des jugendlichen Dichters in Göttingen ihm bedeutungsvollere und nachhaltigere Eindrücke durch seine Bekanntschaft mit den Vorstellungen der Ackermann'schen Truppe, die 1764 ihren Einzug in die Universitätsstadt hielt. Ihr gehörte Ekhof an, mit dem Gotter schon damals, wie uns sein erster Biograph Schlichtegroll bezeugt, in persönliche Beziehungen trat. Weitere theatralische Anregungen bot ihm ein Besuch in Kassel vom August 1766, wo ihm die Pracht der Ballette und die Reize der Tänzerin Lauchery überschwengliche Bewunderung entlockten, weiter sodann der erste Aufenthalt des jungen Legations-Sekretärs zu Wetzlar, wo die Lepper'sche Schauspieltruppe Vorstellungen gab und auf Gotters Betreiben die eben erschienene „Minna von Barnhelm" zur Aufführung gelangte. Immer lebendiger und ausgeprägter begann sich Gotters Liebe zum Theater zu entwickeln, gepaart mit seltenem Verständniss für die Bedingungen der Bühne und der Schauspielkunst. 1769 veranstaltete er zu Göttingen, wo er eine Hofmeisterstelle bekleidete, Aufführungen von Brawes „Brutus" und Lessings „Minna" und verdiente sich als Darsteller des Brutus und des Tellheim wohlverdiente Lorbeern. Dass sein Darstellungstalent das Mittelmass von Dilettantenleistungen um ein Beträchtliches übertraf, wird uns übereinstimmend von verschiedenen Seiten bezeugt.

Gotters Verehrung für Lessing, verschiedene Äusserungen über den „Shakespeareanismus", seine rückhaltlose Bewunderung für Klopstock, dessen „Hermannsschlacht" er „das erste Drama unserer Nation" nennt, zeigen zur Genüge, dass Gotter damals von einseitiger Überschätzung der Franzosen sehr ferne war. Auch der zweite Aufenthalt des Dichters in Wetzlar, wie er selbst versichert, eine der glücklichsten Perioden seines Lebens, der Verkehr mit der lustigen Tafelrunde des „erhabenen Ordens", vor allem die Beziehungen, in die er hier zu dem jungen Goethe trat, trugen wohl dazu bei, Gotter in jener Zeit vor einer allzu einseitigen Betrachtung der ihn umgebenden litterarischen Strömungen zu schützen. Eine gewisse Vorliebe für die Franzosen, für französische Eleganz der Ausdrucksweise gegenüber der unverhüllten Kraftgenialität der jungen deutschen Stürmer, wird uns allerdings auch durch die Beziehungen des Dichters zu Goethe bestätigt. Wohl nicht mit Unrecht sucht Schlösser in diesem Sinne die bekannte vielfach missverstandene Götz-Epistel Goethes zu deuten, in welcher dieser einen harmlos ironischen und neckisch überlegenen Ton anschlägt, Gotters Theaterwut und sein Missgefallen an anstandswidrigen Kraftausdrücken verspottend, ohne natürlicher Weise ernstlich an eine Aufführung des regellosen Ritterstückes auf der winzigen Liebhaberbühne in Gotha zu denken. Der Aufenthalt der früher Ackermann'schen, jetzt Seyler'schen Truppe in Wetzlar vom Jahre 1771 gab Gotter Gelegenheit, mit seiner „Gabrielle de Vergy" erstmals als dramatischer Dichter an die Öffentlichkeit zu treten.

Auch in Gotha, wo Gotter seit seiner Rückkehr aus Wetzlar in die Beamtenlaufbahn eingetreten war, stand unter seinen ausserdienstlichen Beschäftigungen das Theaterspiel wieder in erster Reihe. An Stelle des Liebhabertheaters, dessen Regisseur und erster Darsteller in Gotters Person vereinigt war, trat bald nach dessen Auflösung die Seyler'sche Gesellschaft, die nach dem Schlossbrand in Weimar im Mai 1774 ihre Schritte von da nach Gotha lenkte. Aus ihr ging im Jahre 1775 die Gründung des Gothaischen Hoftheaters hervor, das in Ekhof und Reichard einen schauspielerischen und einen litterarischen Direktor erhielt. Der letztere allerdings war hierzu eine wenig geeignete Persönlichkeit; der Mis-

griff in der Wahl war um so unverzeihlicher, als in Gotter der Mann vorhanden schien, der die für den Direktionsposten erforderlichen Eigenschaften in seltenem Maasse in sich vereinigte. Reichard selbst erkannte dies und räumte ein, dass Gotter „weit mehr Talente und mehr Einsicht, folglich auch mehr Beruf zu diesem Posten“ besitze.

Indess auch so widmete Gotter seine Musse dem neugegründeten Hoftheater und gewann eine einflussreiche Vertrauensstellung gegenüber den Schauspielern. Insbesondere verknüpften ihn mit dem neuaufgegangenen Dreigestirne Beil, Beck, Iffland enge Freundschaftsbande. Die neue Hofbühne aber erwies sich sehr bald als lebensunfähig, schon im März 1779 erfolgte ihre Aufhebung. Der hierdurch brodlos gewordenen Künstler nahm sich wiederum Gotter in aufopfernder Weise an; er that sein Möglichstes, um sie an Dalberg, den künftigen Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters zu empfehlen, Über Iffland berichtete er in einem Schreiben, aus dem die klare Erkenntniss von dessen hoher schauspielerischer Begabung spricht; er versichert, dass aus ihm „unfehlbar einer der ersten Schauspieler Deutschlands werden wird“.

Gotters theatralische Wirksamkeit beschränkte sich indessen keineswegs auf die heimische Bühne; seine Beziehungen zu deutschen Theatern erweiterten sich nach den verschiedensten Seiten. Von Bedeutung wurde vor allem das Verhältniss, in das der Dichter zu dem jungen Hamburgischen Schauspieldirektor, zu Friedrich Ludwig Schröder, trat. Die Beziehungen beider Männer sind in Litzmanns Monographie gewürdigt. Schröders Versuch, den befreundeten Dichter in einer dienstlichen Thätigkeit an seine Bühne zu fesseln, scheiterte an Gründen, die nicht vollkommen aufgeklärt sind. Für die litterarische Thätigkeit Gotters, für die Verbreitung seiner dramatischen Produkte, waren die Jahre seiner Verbindung mit Schröder von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

In Gotters litterarischem Geschmack hatte sich im Lauf der Jahre mittlerweile eine leise Umwandlung vorbereitet. Schon ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Lyon im Sommer 1774 hatte durch intime Bekanntschaft mit der französischen Bühne Eindrücke in ihm wachgerufen, die für seine weitere Entwickelung von Bedeutung geworden waren. Die Jugendjahre in Göttingen und Wetzlar hatten dem unter dem Einflusse französischen Geschmackes grossgewordenen jungen Manne auch den Blick für die aufstrebende deutsche Litteratur erschlossen; er hatte sich an Klopstock und Lessing, an den Werken des jungen Goethe begeistert und schien eine Zeit lang entschieden nach der deutschen Seite zu neigen. Nun wurde ihm in Lyon zum ersten Male das französische Theater aus eigener Anschauung bekannt. „Von Jugend auf steckte zu viel Französisches in ihm, als dass er hier nicht neben Mängeln auch ganz gewaltige Vorzüge hätte entdecken sollen — und damit begann sich sein Weg von dem der bilderstürmerischen Genies wesentlich zu trennen.“ Seine Abneigung gegen die letzteren begann sich zu steigern durch die Befürchtung, die Ausschreitungen des „Shakespeareanismus“ mit ihren starken und krassen und desshalb auch nicht leicht zu verfehlenden Effekten möchten für die Entwickelung der geregelten deutschen Schauspielkunst verhängnissvoll werden. Gotter lebte zu sehr in der praktischen Bühne und Schauspielkunst, er dachte zu theatralisch, als dass ihm die ausgesprochen untheatralische Denkweise, wie sie in den Werken des Sturmes und Dranges vielfach zu Tage tritt, nicht ernstlichere Besorgnisse eingeflösst hätte. In Gotters Verhältniss zu Goethe trat im Lauf der siebziger Jahre eine gewisse Spannung ein. Dieselbe wurde genährt durch eine poetische Epistel des ganz in französischem Geschmack befangenen Prinzen August, die Gotter in schärfsten Gegensatz zu dem ehemaligen Freunde, und zwar zu Ungunsten des letzteren stellte. So drängten

verschiedene Einflüsse zusammen, um Gotter zu seiner französischen Geschmacksrichtung von ehemals zurückzuführen.

Um so mehr ist hervorzuheben, dass Gotter noch 1776 dem Schaffen seines Freundes Lenz, der durch die genialische Regellosigkeit seiner Werke in schärfstem Gegensatze zu den Franzosen stand, gerecht zu werden suchte und über ein verloren gegangenes Lustspiel desselben, „Die Algierer“, ein überaus freundliches und wohlwollendes Urtheil fällte, ja sogar für dessen Aufführung sich bemüht zeigte. Dagegen vermochte es Gotter nicht über sich, dem kühnen Aufflug des jugendlichen Schiller'schen Genius mit Liebe und Verständniss zu folgen. Über die „Räuber“ urtheilte er, das Stück behalte in der „Gattung des Schrecklichen“ den Preis. „Aber der Himmel bewahre uns vor mehr Stücken dieser Gattung!“

Der Verlust einer wirklichen Berufsbühne in Gotha verfehlte nicht, trotz des Dichters unausgesetztem Wirken und Arbeiten für das Theater, eine gewisse Entfremdung desselben von der realen Bühne herbeizuführen und ihn dadurch in seinen der Richtung der deutschen Litteratur abgewandten Bahnen zu bestärken. Wohl suchte man für den Verlust der Berufsbühne in Gotha Ersatz durch Dilettantentheater, in dem Gotter als Darsteller der ersten Rollen excellirte, wohl suchte er enge Fühlung zu behalten mit auswärtigen Bühnen, vor allem mit Mannheim, wohin seine Gedanken sehnsuchtsvoll den befreundeten Künstlern folgten. Einen Einblick in Gotters zahlreiche und intime Beziehungen zu der Mannheimer Bühne gewähren seine bis jetzt nur theilweise veröffentlichten Briefe an Dalberg, die Schlösser zum ersten Male in ihrer Gesammtheit für seine Arbeit nutzbar macht. Sie ergeben, dass Gotter über alle Ereignisse am Mannheimer Theater stets gut unterrichtet war, dass er als eine Art von theatralischem Beirath hohes Ansehen bei Dalberg und seiner Künstlerschaar genoss, dass er durch Abgabe von Urtheilen und bei eigenen Stücken durch Besetzungsvorschläge die Direktion unterstützte, dass er vor allem durch seinen Rath und seine Hülfe bei Neuengagements einen sehr bedeutsamen Einfluss auf das Mannheimer Institut übte. Selbst als sein eigener Dichterruhm in Folge des veränderten Geschmacks bereits im Sinken war, blieb er als literarischer Beirath bei Dalberg in vollen Ehren.

Dieser Wechsel des theatralischen Geschmacks, welcher sich immer entschiedener zu Ungunsten der Franzosen vollzog, manchfache theatralische Misserfolge, die Gotter in Folge dessen erleiden musste, seine zunehmende Entfremdung von der realen Bühne, konnten nicht verfehlen, die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit des Dichters bedenklich zu lähmen. Er konnte sich dem Eindruck nicht verschliessen, dass man ihn als überholt und veraltet betrachte. Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich der verbitterte und heftige Ton, mit dem er in den Vorreden zu seiner 1787 erschienenen Gedichte-Sammlung, einer Art von litterarischem Testamente des Dichters, gegen den neuen Geschmack und die Verderbniss, die er der Bühne gebracht, Front machte. Dass diese Gedichte verdienter Weise viele Verbreitung fanden und von Gotters Werken fast ausschliesslich auf die Nachwelt kamen, wurde für das Andenken des Dichters insofern verhängnissvoll, als damit auch das Bild des vereinsamten und einseitigen Anbeters französischer Kunst der Nachwelt in Erinnerung blieb, während das Schaffen und Wirken des jugendlichen Dichters für deutsches Theater und Schauspielkunst einer unverdienten Vergessenheit anheimfielen.

Dass Schlössers biographisches Werk Leben und Werke des Dichters in zwei gesonderten Abschnitten behandelt, anstatt die Besprechung der letzteren in seinen Lebensgang einzufügen, ist bei Gotter insofern gerechtfertigt, als seine Werke in ihrem überwiegend grösseren Theil nicht des Dichters ursprüngliches Eigenthum sind, vielmehr als Übersetzungen oder freie Bearbeitungen fremden

Vorlagen entstammen. „In richtiger Erkenntniss seiner Begabung verzichtete Gotter gerne darauf, neue Bahnen zu betreten; gegebenen Stoffen und Werken durch sorgfältige Behandlung und geschmackvolle Umgestaltung neuen und erhöhten Reiz zu geben, war sein Talent wie seine Lust.“ Gotter war weit davon entfernt, eine selbständige oder stark ausgeprägte dichterische Individualität zu sein: in der Gabe der glücklichen Aneignung fremdländischer Produkte, in der sicheren und spielenden Beherrschung eleganter äusserer Form lag der Schwerpunkt seiner litterarischen Begabung. Diese Eigenschaften in Verbindung mit seiner genauen Kenntniss der Forderungen der Bühne und der Schauspielkunst, befähigte ihn in allerhöchstem Grade dazu, die zeitgenössische Lustspiellitteratur des Auslandes dem deutschen Theater zuzuführen. Auf diesem Gebiete hat er seine besten und nachhaltigsten Erfolge gefeiert, während seine Bemühungen, der französischen Tragödie einen Theil des ihr durch Lessing entrissenen Bodens wieder zu gewinnen, im grossen und ganzen erfolglos blieben. Daran vermochte auch der Umstand nichts zu ändern, dass die Bearbeitung der betreffenden Werke theilweise eine ausserordentlich sorgfältige und geschickte war, dass Gotter in der „Merope“ der deutschen Kunstdichtung und dem deutschen Geschmacke soweit entgegenkam, als Versform den reimlosen fünffüssigen Jambus zu wählen, und dass er diesen sogar mit entschiedenem Glück handhabte.

Auch die zahlreiche Reihe der Gotter'schen Lustspiele, die dem Dichter lange Jahre hindurch eine beherrschende Stelle in dem Repertoire der deutschen Bühnen sicherten, beruht fast ausschliesslich auf fremden, und zwar meist französischen, seltener englischen und italienischen Vorlagen. Das Glück, das ihn bei diesen Arbeiten zumeist begleitete, verliess ihn, wenn er, wie in dem gründlich missglückten Originallustspiel „Die Erbschleicher“, von dem Ehrgeiz erfasst wurde, selbständige Wege zu wandeln.

Schlössers Abhandlungen über die einzelnen Stücke des Dichters stellen die Originale vergleichend der Bearbeitung gegenüber und enthalten viele belehrende und werthvolle Bemerkungen zur Litteratur- und Theatergeschichte. Eines der meistgegebenen und noch bis in dieses Jahrhundert herein auf vielen Bühnen gangbaren Stücke des Dichters, die Posse „Der schwarze Mann“, bietet litterarhistorisch dadurch Interesse, dass Gotter schon bei den Zeitgenossen den Verdacht auf sich zog, mit der Gestalt des Theaterdichters Flickwort in diesem Stücke eine Verhöhnung Schillers bezweckt zu haben. Es ist verdienstlich, dass Schlösser diese neuerdings wieder von Minor in sehr nachdrucksvoller Weise verfochtene Ansicht, als eine thatsächlich aller Wahrscheinlichkeit nach unbegründete Annahme zurückweist. Gotters „schwarzer Mann“ ist keineswegs, wie Minor annahm, Original, vielmehr die Bearbeitung einer französischen Komödie von Gernevalde. Die letztere scheint verloren zu sein; ihr Inhalt aber ist uns in einer holländischen Übersetzung des Stückes erhalten. Ein Vergleich des letzteren mit Gotters Posse lehrt, dass die Gestalt des Theaterdichters Flickwort in allen wesentlichen Zügen bereits in der Vorlage enthalten ist. Selbst Flickworts dichterisches Programm, das als Hauptbeweis für Gotters persönliche Tendenzen dienen musste, gehört schon dem Originale an, nur mit dem Unterschied, dass die französischen Verhältnisse in deutsche übertragen sind. Auch die von Gotter neu hinzu gedichteten einleitenden Auftritte, insbesondere Flickworts Monolog, sind für die in das Stück hineingetragene Tendenz keineswegs beweiskräftig, da nur eine gekünstelte Auslegung darin Anspielungen auf „Fiesko“ und „Don Carlos“ zu erblicken vermag, überdies der Grundgedanke jenes Monologes, der Zweifel über den Ausgang des betreffenden Trauerspiels, einer andern Stelle des Lustspiels von Gernevalde entlehnt ist.

Wie aus Schlössers Darlegungen zu entnehmen ist, hat Gotter auch Flickworts Rede „Ich habe Shakespeares Meisterstücke umgearbeitet“ seiner Vorlage entnommen. Es wäre interessant zu erfahren, ob der letzteren auch die bezeichnende Antwort des Wirthes angehört „Ein Meisterstück umarbeiten, heisst sonst — es verpfuschen“, oder ob in diesen Worten ein Zusatz des deutschen Dichters vorliegt. Wäre das letztere der Fall, so hätte Gotter damit ein treffendes Urtheil gesprochen über seine eigenen Versuche, Shakespeare'sche Werke dem Geschmacke seiner Zeit anzupassen. Als solche Versuche sind allerdings die beiden Gotter'schen Singspiele „Romeo und Julie“ und „Die Geisterinsel“, die letztere nach Shakespeares „Sturm“, insofern kaum mehr zu bezeichnen, als beide mit den Werken des Briten nichts mehr als die ungefähre Handlung und entfernte Berührungspunkte gemein haben. „Romeo und Julie“, ein Schauspiel mit Gesang, nach Weisses gleichnamigem Stücke bearbeitet und komponirt von Benda, bedeutete für die deutsche Oper insofern eine Eroberung, als es das erste Singspiel ernsterer Gattung war, das einen durchschlagenden Erfolg erzielte und einen wahren Triumphzug über die deutschen Bühnen antrat. Aus dem „Sturm“ war in Gotters „Geisterinsel“, auf die Mozarts „Zauberflöte“ übrigens starken Einfluss geübt zu haben scheint, eine nüchterne und triviale Feengeschichte geworden, die in nichts mehr an Shakespeares poetische Zauberwelt erinnerte. Die lobende Beurtheilung, die Goethe dieser Dichtung Gotters spendete, scheint Schiller trotz ihrer Aufnahme in die „Horen“ nicht getheilt zu haben.

An dem dritten Werke des Briten, das in Verbindung mit Gotters Namen zu nennen ist, dem „Kaufmann von Venedig“, hat der Dichter nur als Berather und Mithelfer seines Freundes Schröder einen gewissen Antheil, dessen Mass nach den uns überlieferten Nachrichten nicht zu bestimmen ist. Der Aufführung des Stückes in Mannheim im Dezember 1783 lag übrigens nicht, wie aus einer Angabe Schlössers zu schliessen wäre, die Schröder-Gotter'sche Einrichtung, vielmehr eine selbständige Bearbeitung von Dalberg zu Grunde. Über diese letztere, die von Schröder nur einige Einzelheiten benutzte, wurde seiner Zeit im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (XXVI) berichtet. Zu den Ausführungen an jener Stelle ist berichtigend zu bemerken, dass die Bearbeitung des „Kaufmann von Venedig“, über die Iffland in der Ausschusssitzung vom 15. Oktober 1783 referirt, nicht die von Schröder und Gotter, vielmehr die bis jetzt unbekannte, anonyme Dresdener Bearbeitung gewesen sein muss. Darauf deutet die Beibehaltung des fünften Aktes und die Erwähnung eines Schluss-Chores, Dinge, die auf die Bearbeitung des Stückes von Schröder und Gotter keine Anwendung finden.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. Fr. Bruckmann).

Ein begehrenswerthes Prachtwerk für Bibliophilen, eine hervorragend schöne Zierde für den Albumtisch ausländischer uud deutscher „Salons“. Verleger und Autor haben in gleicher Weise Anspruch auf die Dankbarkeit des Lesers. Der erstere hat für eine reiche, zum grossen Theil künstlerisch werthvolle Ausstattung gesorgt. Einem in weiten Zügen angelegten Lebensbilde deutscher Geistesheroen ist bisher ein ähnlicher Schmuck nicht zu Theil geworden. Für die Erzielung von populären Wirkungen verwandter Art, wie sie durch die mit erlesenerem Geschmack illustrirten Litteratur- und kulturgeschichtlichen Werke bezweckt

werden, mag dies sicherlich von Vortheil sein. Die Photogravüren nach Bildnissen Wagner's von Lenbach und Herkomer sind ganz vortrefflich; vertieft man sich in die Auffassung und die Art der Linienführung, so will es einem als anmuthige Laune des Geschickes erscheinen, dass es just kernhafte, bayerische Meister waren, welche das Seelenleben in jenen so überaus energisch gestalteten Zügen am besten wiederzuspiegeln verstanden. Das von einer jüngeren Kraft beigesteuerte Portrait des Maëstro Siegfried nimmt man mit dem Wunsche gern entgegen, dass es Chamberlain dereinst noch vergönnt sein möge, eine gleich inhaltsreiche und liebevoll durchgeführte Monographie des Sohnes eines so berühmten Vaters zu schreiben. Den durchgeistigten Kopf der Frau Cosima Wagner vermisst man ungern in der Gallerie der Walhallagenossen: warum diese kleine, wenn auch feine Koquetterie hinter den Kulissen? Den zeichnerischen Ouverturen und den Randleisten des jungen Düsseldorfer Meisters Frenz wird man ebensowenig Geist als Erfindung absprechen können. Frenz hat Phantasie, wird aber von verschiedenen Mustern beeinflusst: hier von den jungenglischen „Praeraphaeliten", dort von Stuck, am allermeisten wohl von Klinger. Gelegentlich muss man dann auch eine Bizarrerie in den Kauf nehmen, bei der man jedoch auch nicht ohne Interesse verweilt. Am meisten getheilt dürfen die Meinungen betreffs der Wagnerische Szenerieen frei umschreibenden Landschaftstücke Herrmann Hendrich's sein. Vielleicht möchte sich gerade Hendrich als der Mann dazu erweisen, phantasiekräftige Theaterdekorationen für das Gesammtkunstwerk zu schaffen. Gleichviel aber ob dieser oder ein anderer Künstler in Rede steht: eine Theaterdekoration wird sich unter allen Umständen nur schwer zu einem geschlossenen Flächenbilde konzentiren, und umgekehrt ein zuerst als reines Landschaftsmotiv empfundener Vorwurf sich kaum je mit vollem Gelingen zu einer, wie die Franzosen sagen, scenischen *„plantation"* ausweiten lassen. Indessen mag dergleichen Sache des subjektiven ästhetischen Empfindens sein.

Eingerahmt, hier und da fast ein wenig zurückgedrängt durch diese kostbare Ausstattung, entwickelt sich nun die Darstellung Chamberlain's. Der Verfasser ist mit zwei Worten als fleissiger Gentleman zu charakterisiren. Seinen intimen persönlichen Beziehungen zu Haus Wahnfried entsprechend hält er natürlich streng an dem dort gepflegten Ton der Auffassung und Wiedergabe von Menschen und Ereignissen fest; doch wird auch derjenige, welcher des Biographen prinzipiellen Standpunkt nur in bedingtem Sinne theilt, es mit Freude begrüssen, dass Chamberlain immerhin eine erheblich maassvollere Sprache führt, als die Anderen, welche sich über das „Geschrei nach Objektivität" nicht immer mit dem feinsten Witz lustig machen und die Möglichkeit einer selbst durchaus meisterfreundlichen und kritisch-historischen Würdigung von Wagner's Leben und Wirken grundsätzlich in Abrede stellen. Natürlich erhält Bülow nur die Censur „befriedigend", Liszt hingegen diejenige „ausgezeichnet". In dem Kapitel „Wagner's Schriften und Lehren" ist vieles niedergelegt, was von eifrigen Studien und guter philosophischer Schulung zeugt. Auch in den weiteren Abschnitten fehlt es nicht an feinsinnigen Bemerkungen und glücklichen Wendungen. Anderes liest man hingegen mit Befremden, wenn man mit steigender Theilnahme Gelegenheit gefunden hat, sich von der umfassenden Bildung des Autors zu überzeugen. So nimmt es beispielweise den Unbefangeneren doch Wunder, dass auch Catulle Mendès, dem Herausgeber des *„roi vierge"*, ein besonderes hohes Lob ertheilt wird. Gelegentlich der Besprechung des Pariser Tannhäuser-Skandals vom Jahre 1861 wird angedeutet, dass bei jener antikünstlerischen Reaktion der obersten Tausend auch Meyerbeer seine Hand im Spiele gehabt hätte. Das könnte ja nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit gelegen haben — Meyerbeer's Charakter

war, bei vielen schätzenswerthen Eigenschaften, kein über allen Zweifel erhabener. Aber Chamberlain hätte wohl um so mehr die Verpflichtung gehabt, solche Andeutungen mit stichhaltigen Beweisen zu stützen, als er nach eigenem Zugeständniss der erste ist, der in einem grösser angelegten, durchaus ernsthaft zu nehmenden Werke mit derartigen Hinweisen vor das Forum der Öffentlichkeit tritt. Eine folgende Auflage wird hier vermuthlich die erwünschte Ergänzung bringen. Die Schreibweise des Buches hat erfreulicherweise mit dem bekannten Bayreuther Schachtelsatz-Style nichts gemein, ist vielmehr durchweg als eine flüssige und gewandte zu bezeichnen. Es scheint, als ob das scheidende Jahrhundert uns doch noch manche Überraschungen aufgespart hat: unter diesen möchte das Auftauchen von Wagnerianern, welche deutsch schreiben können, vielleicht nicht als die geringste anzusehen sein. Paul Marsop.

Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl. II. Band. Berlin, O. Häring. 1895.

Die annalistische Seite des Unternehmens tritt diesmal (nach Alfred Dove's Urtheil in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung) noch deutlicher dadurch hervor, dass die vom 17. Sept. 1894 bis zum 16. Sept. 1895 fortgeführte „Chronik" der denkwürdigen Ereignisse im Leben des Helden, sowie seiner mündlichen oder schriftlichen Äusserungen den breitesten Raum in dem 700 Seiten starken Bande einnimmt. Die lange Reihe von patriotischen Wallfahrten, die sich zur Feier und Nachfeier des 80. Geburtstages des Fürsten nach Friedrichsruh bewegte, die Fülle von grossartigen Ansprachen, in denen er die Darbringer der Huldigungen mit Dank belohnte, erklären dies quantitative Verhältniss zur Genüge. Der Herausgeber hat seiner Publikation die Manuskripte der Festredner zu Grunde gelegt, den Text seiner Antworten hat Fürst Bismarck selber für den Druck revidirt, so dass nun diese ganze nationale Episode erwünschtermaassen in überlegt monumentaler Gestalt für die Dauer vor Augen liegt. Der „Chronik" schliesst sich auch in diesem Bande als „Anhang" eine grosse Anzahl von Artikeln der „Hamburger Nachrichten" von 1894/95 an, zu deren richtiger Würdigung Horst Kohl den Leser auf die vorsichtig gewundene Bemerkung im ersten Bande zurückverweist, es solle „damit keineswegs Fürst Bismarck als deren Verfasser bezeichnet, sondern nur der Überzeugung Ausdruck gegeben werden, dass in ihnen die Anschauungen des Fürsten Bismarck in einer Weise vertreten sind, die auf unmittelbar eingeholte oder gegebene Informationen hindeutet." Die abschreckende Abtheilung des ersten Bandes „Gedichte" hat der Herausgeber, dem einstimmigen Urtheil der Kritiker nachgebend, heuer bis auf eine einzige Nummer einschwinden lassen. Der nicht annalistische, vielmehr gesammtbiographisch-historische Theil des Jahrbuchs bringt an erster Stelle wiederum „Urkunden und Briefe". Von lebensgeschichtlichem Interesse sind darunter die beiden Probearbeiten Bismarcks zur Referendariatsprüfung von 1836, über Natur und Zulässigkeit des Eides und über Sparsamkeit im Staatshaushalt. Ein herrlicher Brief Ranke's an den Fürsten von 1877 hat sogleich beim Erscheinen des Jahrbuchs die verdiente Aufmerksamkeit erregt. Den ganzen Rest bilden Nachträge zu älteren Werken: zunächst „Berichte und Briefe Bismarcks an Minister v. Manteuffel 1854 bis 1858", sie ergänzen die vom Ritter v. Poschinger edirte Sammlung „Preussen im Bundestage"; sodann 48 Stücke aus der Korrespondenz Leopold v. Gerlachs mit Bismarck, wodurch der 1893 anonym publizirte Briefwechsel beider wesentlich vervollständigt wird. Man erstaunt angesichts solcher Nachlese über die philologische Naivität der früheren Herausgeber. Da v. Poschinger selbst seinem Werke schon nach zwei Jahren einen ganzen Band von Nachträgen hinzuzufügen genöthigt war, hat man jetzt, wenn man Bismarcks politische Korrespondenz während der Bundestagsgesandtschaft chronologisch lesen will, die Unbequemlichkeit, je vier Bände, darunter einen — das Jahrbuch — an drei Stellen zugleich aufschlagen zu müssen. Die noch übrige Rubrik „Reden und Abhandlungen" ist im heurigen Jahrbuch noch weit dürftiger ausgefüllt, als im vorigen. Sie zeigt dem Leser, dass der Herausgeber, was dieser selbst im Vorwort beklagt, bis jetzt noch fast gar keine „mitarbeitenden Freunde" besitzt. Dass seine Hoffnung, deren künftig zu finden, in Erfüllung gehe, erscheint uns als Vorbedingung für die nachhaltige Lebensfähigkeit seines rühmlichen Unternehmens.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Feigentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Preis-Urtheil.

Infolge des Preis-Ausschreibens im 1. Heft des II. Bandes der „Biographischen Blätter" sind zu Punkt I sieben Arbeiten eingelaufen:

Karl Anton von Hohenzollern; König Ludwig II. von Bayern; Gottfried Keller; Franz Schubert; I. v. Döllinger; Heinrich Barth; Jens Lörnsen.

Zum Preis empfohlen wurde:

Heinrich Barth. *Der Erforscher des dunklen Welttheils. Merkwort: Plus ultra.*

Zum unveränderten Abdruck angenommen wurde:

Uwe Jens Lörnsen. *Zur Erinnerung an einen deutschen Patrioten. Merkwort: Nunquam retrorsum.*

Zum Abdruck — mit Änderungen — empfohlen wurde:

Ignaz v. Döllinger. *Merkwort: Durch Nacht zum Licht.*

WIEN, Ostern 1896.

Dr. Anton Bettelheim.

Auf Grund dieses Preis-Urtheils haben wir die mit dem Merkwort versehenen Briefumschläge geöffnet.

Als Verfasser des preisgekrönten Aufsatzes über ***Heinrich Barth*** *ergab sich dabei Prof.* ***Dr. Siegmund Günther*** *in München;*

als Verfasser des zum Abdruck empfohlenen Aufsatzes über Jens Lörnsen Schriftsteller ***Georg Stamper*** *in Berlin;*

als Verfasser des zum Abdruck (mit Änderungen) empfohlenen Aufsatzes über Döllinger Schriftsteller ***Dr. Bernhard Münz*** *in Wien.*

Den preisgekrönten Aufsatz über Barth und über Lörnsen finden die Leser in vorliegendem Hefte. Die weder mit dem Preise, noch mit einer Empfehlung bedachten Manuscripte stellen wir den Herren Einsendern zu Gebote.

Zum II. Punkt des Preis-Ausschreibens lief ***kein*** *Manuscript ein.*

BERLIN, 9. April 1896.

Ernst Hofmann & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

Heinrich Barth,
Der Erforscher des dunklen Kontinentes.

Von
SIEGMUND GÜNTHER.

Zweifellos hat seit dem Anfange der fünfziger Jahre, da Heinrich Barth die anscheinend an einem toten Punkte angekommene Forschungsarbeit auf afrikanischem Boden von neuem belebte, das Interesse an der Entschleierung der Geheimnisse eines wahrhaft dunklen Erdtheiles nicht ab-, sondern ganz gewaltig zugenommen, und ungemein stark ist die Zahl derjenigen gewachsen, welche sich dort die Rittersporen des Entdeckers zu erwerben bestrebt sind. Aber auch die Methode, durch welche man das Ziel zu erreichen strebt, ist eine wesentlich andere geworden, seitdem nicht mehr blos jener unwiderstehliche, rein ideelle Drang, der für einen Barth maassgebend gewesen war, sondern oft sehr materielle Beweggründe das Thun und Treiben der Afrika-Pioniere bestimmen. „Mit Bibel und Flinte", so hat ein deutscher Staatsmann gemeint, werde die Kolonialpolitik sich mehr und mehr der ihr gestellten Aufgaben entledigen können; „wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen", aber bei der Konkurrenz zweier einander so überaus unähnlichen Faktoren, wie es das Wort der Liebe und das zur höchsten Vollendung gebrachte Vernichtungsinstrument nun einmal sind, war das erstere doch von vornherein dazu verurtheilt, in den Hintergrund treten und dem mächtigeren, eine vernehmbarere Sprache redenden Nebenbuhler das Feld überlassen zu müssen. So ist leider nur allzu häufig an die Stelle der friedlichen Forschung die gewaltsame Eroberung getreten, und derjenige, der ein noch unerschlossenes Gebiet betritt, thut dies ebenfalls nur allzu oft mit dem Gedanken, wie er wohl ein neues Stück Land dem Besitze dieses oder jenes europäischen Staates angliedern könne. Niemand wird in Abrede stellen wollen, dass auch auf diesem Wege die Erdkunde gar wichtige Förderung erfahren hat, und dass wir von vielen fernen Ländern ohne die Unterstützung, welche der Forschungstrieb durch politische Zwecke fand, viel weniger wissen würden, als es jetzt thatsächlich der Fall ist, versteht sich wohl auch von selbst. Darum mögen Naturen von Stanleys Schlage sich besonderer Werthschätzung bei Denen erfreuen, denen es hauptsächlich um grosse und blendende Erfolge zu thun ist; unendlich höher werden Anderen doch Individualitäten stehen, deren Leistungen, mit dem richtigen Maassstabe gemessen, denen der kühnen Konquistadoren in nichts nachstehen, denen aber andererseits kein äusserliches Machtmittel in dem schweren Ringen zur Seite stand, dem auch sie unter tückischen Menschen und in ungastlichem Klima ausgesetzt waren.[1]) Unter diesen Männern

[1]) Im Wesentlichen stimmt diese unsere Kennzeichnung des tiefen Gegensatzes zwischen den Forschern und „Pionieren" überein mit derjenigen, welche der sehr interessante

aber steht obenan der grosse Forscher, welchem diese Studie gewidmet ist; wie kein anderer durfte er auf sich das Dichterwort anwenden: „Auf sich selber steht er da ganz allein.“

Denn wenn es ja auch unter den vielen Deutschen, welche ihren Namen mit nie verlöschenden Zügen in die Tafeln der afrikanischen Entdeckungsgeschichte eingegraben haben, an zugleich tapferen und edlen Menschen nicht fehlt, die ohne Blutvergiessen und Grausamkeit Grosses für die geographische Wissenschaft zuwege gebracht haben, so muss man sich doch immer gegenwärtig halten, dass ihre Reisen einer viel späteren Zeit angehören, und dass ihnen alle die ungeheuren Errungenschaften zu gute kamen, welche die Technik des Reisens in den zwischenliegenden Jahren gemacht hatte. Zudem waren sie durchweg günstiger gestellt hinsichtlich ihrer Ausrüstung mit wissenschaftlichen und materiellen Hilfsmitteln, vor allem mit jenem Elemente, welches in Europa ebenso wie in den entlegensten Negerstaaten als das bedeutsamste sich erweist — mit Geld. Wenn wir desshalb, um nur ein paar Namen zu nennen, einen Nachtigal, Wissmann, O. Baumann, Graf Goetzen hochhalten, wenn wir in einem Junker, dessen vorzüglich gezeichnetes Lebensbild wir unlängst empfangen haben,[2]) eine derjenigen Barth's in allen Stücken kongeniale Natur verehren, so bleibt dieser unser Held doch eben immer der, dem in der Kunst, mit dem Wenigsten das Grösste zu leisten, die unbedingte Priorität gebührt, und der als vorbildlich für alle seine Nachfolger auf den schweren Pfaden der Entsagung und Selbstaufopferung erscheinen muss. Und nicht nur diese moralische Seite in Barth's Reisen ist es, welche auf uns eine so mächtige Anziehungskraft ausübt, sondern wir haben dabei immer zu betonen, dass auch der thatsächliche Gewinn, welcher uns aus seinem treuen Aushalten unter den schwierigsten Verhältnissen erwuchs, ein ganz ungeheurer gewesen ist. Und Barth's Thätigkeit war ja nicht allein dem Sudân zugewandt, sondern sie erstreckte sich auch noch über gar viele andere Erdstriche; nur dass, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, seine anderweiten Schriften und Beobachtungen dem eigentlichen Lebenswerke gegenüber oft etwas zu sehr in den Hintergrund treten. Die vorliegende kurze Biographie, welche ja nicht allein dem Afrikaforscher, sondern dem ganzen Manne gerecht werden soll, wird sich demgemäss vor einer allzu einseitigen Beschränkung zu hüten haben, wenngleich auch sie, wie dies ja schon der Titel andeutet, die beherrschende Bedeutung, welche nun einmal in diesem verhältnissmässig so kurzen Leben der fast sechsjährigen afrikanischen Periode zukommt, vollauf anzuerkennen genöthigt ist. —

Über Barth's Jugendjahre gehen die Lebensbeschreibungen, aus denen

---

und lesenswerthe Artikel über Barth von H. St. (Beilage der „Allg. Zeitung“, 1896, Nr. 37 und 38) enthält, ein Artikel, welcher erschien, als die gegenwärtige biographische Skizze bereits im Rohen fertig vorlag.

[2]) Vgl. L. Hevesi, Ludwig Junker; Lebensbild eines Afrikaforschers, Berlin 1896.

man heute zu schöpfen hat, und welche für die spätere Lebenszeit theilweise von sehr hohem Werthe sind[3]), etwas kürzer hinweg, als mancher wünschen wird, der die Entwicklung eines solchen Charakters genauer in ihren Einzelstadien überblicken möchte. Er war ein Hamburger und hat sich stets als solcher gefühlt; die Eindrücke, welche die kindliche Seele in der Vaterstadt empfing, sind für die Bahn, welche nachmals der Mann einschlug, wo nicht von ausschlaggebendem, so doch von mitbestimmendem Einflusse gewesen. Sein Geburtsdatum ist nicht, wie Gumprecht unrichtig angab, der 18. April, sondern der 19. Mai 1821. Sohn eines begüterten Gewerbetreibenden, konnte er sich ohne Rücksicht auf die kleinen Sorgen dieses Lebens von Anbeginn an einem gelehrten Berufe widmen, und bereits auf dem Gymnasium zog ihn die Alterthumskunde besonders an. Daneben aber ward der Sinn des Knaben und Jünglings, der rings um sich das Getriebe des Welthandels sah, frühzeitig auch auf fremde Länder und Völker gelenkt, und mit Genuss vertiefte er sich in die Beschreibung der Reisen eines Mungo Park und Lander, die sich als vorbildlich für seine eigenen herausstellen sollten. Anscheinend hat er als Gymnasiast eine ansehnliche Büchersammlung zusammengebracht, die dann aber dem furchtbaren Brande von 1842 zum Opfer fiel. Dass sich ihm nicht auch gute Gelegenheit zum Betriebe naturwissenschaftlicher Studien darbot, hat er später beklagt, als es sich für ihn darum handelte, die in der Jugendbildung gelassene und von dem Erforscher fremder Zonen störend empfundene Lücke durch nachträgliches Studium auszufüllen.

Von 1841 ab studierte Barth an der Berliner Universität, und die Wahl der von ihm gehörten Vorlesungen beweist deutlich genug, dass das antiquarische Interesse nach wie vor für ihn das herrschende war. Boeckh, Benary, Curtius, Grimm waren seine philologischen Lehrer; bei Schelling

---

[3]) Den üblichen kurzen Abriss giebt die „vita autoris" in der Doktorarbeit. Als dann im Jahre 1854 das falsche Gerücht, Barth sei in Timbuktu gestorben, nach Europa drang, schrieb Gumprecht einen tief empfundenen, sehr ausführlichen Nekrolog (Heinrich Barths Leben und Wirken, Zeitschr. f. allgem. Erdkunde, 4. Band, S. 53 ff.), der dann erfreulicher Weise sehr bald schon seines eigentlichen Charakters entkleidet wurde. Leider jedoch ist diesmal die alte Volksmeinung, dass dem fälschlich Todtgesagten ein recht langes Leben vorbehalten sei, nicht gerechtfertigt worden, denn elf Jahre später, im rüstigsten Mannesalter, wurde Barth wirklich von dieser Erde abgerufen, und nun widmete ihm Koner, der unermüdliche Leiter der Berliner Geographischen Gesellschaft, einen vorzüglichen Nachruf, der insbesondere auch wegen eines vollständigen Verzeichnisses der Barthschen Publikationen bemerkt zu werden verdient (Heinrich Barth, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, 1. Band, S. 1 ff., Vortrag, gehalten am 19. Januar 1866). Mehrere neue oder minder bekannte Einzelheiten hat dann noch Petermann hinzugefügt (Dr. Heinrich Barth, Geograph. Mittheilungen, 1865, S. 429 ff.). Im Übrigen ist der Biograph natürlich auf die Schriften, als auf eine noch keineswegs erschöpfte Bezugsquelle, angewiesen. — Einer höchst zuverlässigen Privatnachricht verdanken wir auch die gewiss merkwürdige Angabe, dass für Barth's Entschluss, Europa auf lange Zeit zu verlassen, auch eine Herzensangelegenheit, deren Ausgang ihn mit Schwermuth und Resignation erfüllt hatte, mitbestimmend gewesen war.

und Trendelenburg hörte er Philosophie, bei Dirksen römisches Recht, bei Ranke Geschichte. Aber von besonderem Gewinne müssen dem jungen Philologen die Vorträge C. Ritter's gewesen sein, denn wenn wir auch jetzt über manche Ansicht des Schöpfers der „vergleichenden“ Erdkunde skeptisch, mitunter wohl auch allzu skeptisch, zu denken uns gewöhnt haben, so ist doch noch kein Zweifel darüber laut geworden, dass aus Ritter's persönlichem Unterrichte empfänglichen, höher strebenden Gemüthern werthvollster Gewinn aller Art zugeströmt sein muss. Die Einwirkung gerade dieses Lehrers auf Barth lässt sich unschwer erkennen, wenn man sich mit dessen Plane, das Mittelmeerbecken unter dem speziellen Gesichtspunkte der geographischen Archäologie zu durchforschen, beschäftigt hat. Jedenfalls hat der thatkräftige junge Mann die Berliner Jahre bestens ausgenützt; von seiner Energie legt die verbürgte Mittheilung vollgiltiges Zeugniss ab, dass er in dieser Zeit sämmtliche bekannteren klassischen Schriftsteller durchlas. Als er am 31. Juli 1844 promovierte, gab er in seiner Inauguraldissertation[4]) die Richtung an, in welcher er sich künftig zu bewegen gedenke; das Schriftchen ist August Boeckh, dem verehrten Lehrer, zugeeignet, dessen geistvolle Art und Weise, das Alterthum als einen lebensvollen Organismus zu behandeln, den realen philologischen Studien damals zeitweise einen erheblichen Vorsprung vor den rein sprachlichen, im engeren Sinne philologischen, gesichert hatte.

Das Curriculum vitae eröffnet uns, dass der Verfasser in jener Zeit, als er mit dem ersten Belege erworbener Gelehrsamkeit vor die Öffentlichkeit trat, auch schon als Reisender seinen Befähigungsnachweis erbracht hatte. Noch als Student hatte er eine längere Fahrt durch Italien gemacht, in Rom die Kunstschätze kennen gelernt und namentlich auf der Insel Sizilien nachhaltigste Anregung zu gründlicher Erkundung des Gebietes, auf welchem sich die Geschicke des Griechenvolkes abspielten, erhalten. Als er, so erzählt er selbst, von den Ruinen Paestums und Selinunts aus mit dem Auge des Geistes das alte Kulturland durchmustert habe, da sei, wie aus einem Grabe, das ganze Alterthum vor seiner Seele auferstanden. Seitdem wusste er, was er zu thun habe; sein Lebensweg erschien ihm vorgezeichnet, und man darf es wohl aussprechen, dass er das damals ins Auge gefasste Blickziel niemals mehr, auch dann nicht, als den am Nigir Weilenden hunderte von Stunden von der Mittelmeerküste trennten, gänzlich aus seinem Gesichtskreise habe entschwinden lassen. Gehörte doch der Verwirklichung des Jugendtraumes nahezu das ganze letzte Jahrzehnt dieses reichen Lebens.

Frisch und muthig ging er an's Werk. Um eine Staatsanstellung

---

[4]) Barth, Corinthiorum commercii et mercaturae historiae particula. Berlin 1826. Die keramische und metallurgische Industrie der Korinther wird einlässlich gewürdigt, ebenso deren kolonisatorisches Wirken, das in der Begründung der Ansiedlungen auf Korkyra, in Ambrakia und Epidamnos seinen Ausdruck fand.

brauchte Barth, der sich einer gesicherten Lebenslage erfreute, sich nicht zu bemühen, vielmehr vermochte er sofort die Wege einzuschlagen, auf denen er seine Absichten am ersten zu erreichen hoffen durfte. Allererste Pflicht aber war, das stand ihm fest, die Erlernung der arabischen Sprache, welche damals noch mehr als jetzt das Südufer des Mittelländischen Meeres und die angrenzenden Territorien beherrschte, und ohne welche auf mohammedanischem Boden kein irgend sicherer Schritt gemacht werden kann. Aus seinen geschichtlichen Studien wusste Barth ohne Zweifel, dass die grossen orientalischen Reiseschriftsteller des Mittelalters — ein Edrisi, ein Ibn Hauquâl, in allererster Linie ein Ibn Batutâ — die ganze islamitische Welt vom Gestade des Atlantischen Ozeanes bis zu den Grenzen Chinas und Sibiriens zu durchwandern im Stande gewesen waren, weil der Sprache des Korans sich alle Riegel und Schlösser öffnen mussten.[5]) Solche Erwägungen mochten den jungen Gelehrten leiten, als er noch im Jahre 1844 sich nach England begab, um dort das Arabische, in dessen Handhabung er es zu eigentlicher Virtuosität bringen sollte, regelrecht zu erlernen; nebenher wurden die Inschriften, Denkmäler und Manuskripte des Britischen Museums nicht unbeachtet gelassen. Allein nicht lange währte der Aufenthalt in London, denn schon 1845 glaubte sich Barth hinreichend vorgebildet, um einen ersten Vorstoss in das Land seiner Sehnsucht wagen zu können. Auch hier schon sah er sich ganz auf die eigenen Füsse gestellt. Diese erste Reise nach Nordafrika, welche drei volle Jahre in Anspruch nahm, war nicht nur von Mühseligkeiten und Gefahren aller Art begleitet, sondern sie erforderte auch den namhaften Aufwand von nicht weniger als 14,000 Thalern. Aber sie diente auch dazu, unserem Reisenden zu zeigen, welche Anforderungen er an sich und seinen Körper stellen durfte, der, nach Gumprechts Angabe[6]), durch seinen kräftigen Bau schon die Fähigkeit, Strapazen ertragen zu können, verrieth. Wenn wir die Durchquerung des afrikanischen Küstenlandes in seiner Längsausdehnung als Informationsreise für die spätere Bereisung des Inneren gelten lassen, so hatte dieselbe ihren Zweck in vollkommenster Weise erfüllt, und das darüber erwachsene Werk[7]) mochte den Geographen bereits einen Vorschmack von dem geben, was dieser rastlose Forscher, wenn ihm erst die Schwingen noch weiter gewachsen sein würden, für ihre Wissenschaft werde leisten können.

Barth betrat den schwarzen Erdtheil in der marokkanischen Hafenstadt Tanger, allein das Innere des Kaiserthums blieb ihm, weil dazumal der fremdenfeindliche Fanatismus noch ganz ungebrochen bestand, zu seinem

---

[5]) Wie nachtheilig zu geringe Vertrautheit mit der Landessprache dem Forschungsreisenden werden kann, hat uns das Geschick Vogels gezeigt (Ratzel, Über den Tod Eduard Vogels in Wadaï, Biograph. Blätter, 2. Band, S. 45 ff.).

[6]) Gumprecht, a. a. O., S. 89.

[7]) Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den Jahren 1845, 1846 und 1847, 1. Band, Berlin 1849.

lebhaftesten Bedauern verschlossen. So wandte er sich denn über Algier nach Tunesien, aber auch dieser jetzt von Sonntagsreisenden jeglichen Kalibers durchstreifte Barbareskenstaat war so wenig sicher, dass Barth nur unter stärkster Eskorte die für ihn wichtigeren Punkte aufsuchen konnte. Immerhin gestattete man ihm, hoch zu Ross in die heilige Stadt Kairovan einzuziehen — kein kleines Zugeständniss, wenn man bedenkt, dass längst kein Christ mehr den Platz hatte betreten dürfen, der im XIII. Jahrhundert ein internationales Zentrum des Verkehrs dargestellt und die Konsuln Pisas und Venedigs in seinen Mauern gesehen hatte. Weiterhin durchstreifte der unternehmende Reisende das Paschalik Tripoli und zog sich dann für einige Wochen nach Malta zurück, um auszuruhen, seine Papiere zu ordnen und seine Sammlungen an gesichertem Orte niederzulegen. Im Frühjahr 1846 sehen wir ihn aufs Neue in Tunis und in der Marmarica, von wo er zu Lande nach Bengasi weiterzog. Fast aber wäre das kyrenische Gebiet auch sein Grab geworden. Am Katabathmos traf er mit einer räuberischen Beduinenhorde zusammen (7. Juni 1846), wurde durch zwei Schüsse verwundet und büsste alle bisherigen Reiseaufzeichnungen ein, was den Übelstand mit sich brachte, dass viele Abschnitte des erwähnten Buches frei nach dem Gedächtniss oder nach Briefen gearbeitet werden mussten. Manch Anderen würde ein derartiges Missgeschick abgeschreckt haben; nicht so einen Barth, dessen Charakter, wie wir noch sehen werden, durch jeden Unglücksfall nur immer noch eine stärkere Spannung und Kräftigung erfuhr. Kaum geheilt, durchzog er Egypten, drang nilaufwärts bis zu dem nubischen Quadi Halfa vor, schlug sich dann durch die Wüste nach dem Rothen Meere, nach dem uralten Stapelplatze Berenike, durch und richtete dann erst seinen Kurs nach Norden. Durch das petraeische Arabien gelangte er nach Syrien, und nachdem auch noch auf verschiedenen Wegen Kleinasien, vor fünfzig Jahren kaum mehr bekannt als der Haupttheil Afrikas, durchkreuzt worden war, kam Barth über Konstantinopel und Athen glücklich wieder in der Heimath an.

Es mag kein leichter Entschluss für den Weitgereisten gewesen sein, nunmehr den Sattel mit dem Arbeitsstuhle zu vertauschen und in stiller litterarischer Schaffensarbeit die Früchte dreijährigen Wanderlebens zur Reife zu bringen. Barth fand auch zu dieser ungewohnten Konzentration die Kraft in sich. Im Frühling 1848 vollzog er seine Habilitation an der nämlichen Hochschule, an welcher er zum Forscher herangebildet worden war, und las nun über Geographie von Nordafrika, über Kolonien und über antike vergleichende Erdkunde (im Geiste Ritters). Es wird indessen berichtet, dass er von den Erfolgen seiner Dozententhätigkeit nicht so recht befriedigt gewesen sei — wohl begreiflich, wenn man daran denkt, welche Schwierigkeiten auch in unseren Tagen noch ein akademischer Lehrer dieses Faches zu überwinden hat, falls er nicht etwa einer Examenskommission angehört. Solchergestalt fehlte dem angehenden Privatdozenten jene innere

Genugthuung, welche so dringend nothwendig ist, um über die mancherlei Hemmnisse, mit welchen dieser Beruf reichlich genug ausgestattet ist, freudigen Herzens hinwegzukommen,[8]) und es bedurfte wahrscheinlich nur eines leisen Anstosses, um ihn der Laufbahn zurückzugewinnen, auf der er bereits die schönsten Proben seines Wollens und Könnens abgelegt hatte, der Laufbahn des Entdeckungsreisenden. Und in Bälde kam dieser Anstoss von aussen.

Die britische Regierung ging gerade mit dem Plane um, einen Agenten in die Staaten des nördlichen Centralafrika zu entsenden, dessen Aufgabe es sein sollte, dem englischen Einflusse dieses bislang für die Europäer fast unerreichbare Gebiet aufzuschliessen und mit den Herrschern der einzelnen Reiche Handelsverträge — dies Wort natürlich im afrikanischen Sinne genommen — anzubahnen. Der englischen Industrie neue Absatzländer zu eröffnen, war ja schon die ausgesprochene Tendenz bei der Begründung der ersten afrikanischen Gesellschaft gewesen, welche 1788 in's Leben trat und sofort durch Absendung Mungo Parks nach dem Nigir auf das glücklichste debutirte.[9]) Richardson, den man diesmal in Aussicht nahm, hatte als Reisender schon erfolgreich sich bethätigt, aber gleichwohl erschien es wünschenswerth, ihm einen Gefährten beizugeben, der sich zumal den Geschäften eines Naturforschers widmen konnte. Der preussische Gesandte von Bunsen, dessen Berather der eben auch in London lebende deutsche Kartograph August Petermann war, lenkte die Aufmerksamkeit auf einen jungen Hamburger Gelehrten, Dr. Overweg, der seinerseits wieder mit unserem Barth von den Jugendjahren her befreundet war und nunmehr diesen als den Dritten im Bunde für die grosse Unternehmung gewann. Der englische Minister willigte ein, und so sah sich Barth vor ein ganz neues, gewaltiges Problem gestellt, dessen Lösung gar bald, nachdem beide Gefährten dem Gifthauche der Tropenluft erlegen waren, einzig und allein auf ihm ruhen musste. Die Reisegesellschaft sollte von Tripoli aus nach dem Becken des Tsadsees vordringen, hier ihren diplomatischen und handelspolitischen Verpflichtungen nachkommen und sodann sich einen Weg nach der Ostküste

[8]) Während dieses Zeitraumes liess Barth eine Anzahl kleinerer Aufsätze erscheinen, von denen die wichtigsten die beiden nachstehend benannten sein dürften: Das griechische Theater in Kyrene, Archäolog. Zeitung (von Gerhard), 1848, S. 233 ff.; Zur Kunst der Phönizier, ebenda, 1848, S. 326 ff.

[9]) Hierauf weist hin eine den Gedächtnisstag dieser Gründung feiernde, auch die Stellung Barths in der Entdeckungsgeschichte scharf umschreibende Abhandlung von Supan (Ein Jahrhundert der Afrikaforschung, Petermanns Geograph. Mittheil., 1888, S. 160 ff.). Damals sprach Banks, der Begleiter Cooks, die freilich noch viel später zu Recht bestehenden Worte: „Die Karte des Inneren von Afrika ist eine weite, weisse Fläche, auf welcher der Geograph, gestützt auf die Autorität des Leo Africanus und des nubischen Schriftstellers Edrisi“ — in Wahrheit war Letzterer ein spanisch-marokkanischer Maure —, „mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern verzeichnet“.

rikas zu bahnen suchen — ein allgemeiner Plan, dem man die Enthung am grünen Tische deutlich genug anmerkt, und der denn auch im tscheidenden Zeitpunkte durch den einzig Überlebenden, durch Barth, in r Weise abgeändert wurde, wie es sich an Ort und Stelle als unerlässlich ries. Gekostet hat die gigantische Reise, darauf spielten wir oben schon , merkwürdig wenig, im Ganzen rund 10,000 Thaler. Davon entfielen f England etwas über 7000, und es kann nicht verschwiegen werden, ss die Auszahlung der einzelnen Raten keineswegs mit der richtigen omptheit erfolgte, dass im Gegentheile Barth durch das Ausbleiben der n zugesicherten klingenden Unterstützung mehrmals in die bitterste Verenheit versetzt worden ist. König Friedrich Wilhelm IV., dessen Kasse r unermüdliche Humboldt gar häufig der Wissenschaft tributär zu machen isste, spendete 1000 Thaler, wobei übrigens auch der Beitrag des Prinzen lalbert eingerechnet sein dürfte, und ebensoviel gab die junge Gesellschaft : Erdkunde aus ihren Ersparnissen her, mit Recht betonend, dass ihr der inere Beitrag viel schwerer falle als mancher anderen, durch landesrrliche Munifizenz getragenen Vereinigung eine weit höhere Summe.[10]) rth selbst aber hat von seinem eigenen Vermögen auch wieder 1400 Thaler : diese Reise zugesetzt. Richardson im besonderen ist als Barths Schuldner storben.

Overweg und Barth verliessen Berlin im Spätherbst des Jahres 1849, sten zunächst nach Philippeville in Algerien und begaben sich von da über mis, mit gelegentlicher Benutzung des Seeweges, nach Tripoli; an den Ufern r beiden Syrten war Overweg werthvolle geologische Untersuchungen zu ichen in der Lage. Die Reise in das Innere, über welche Barth's unrbliches fünfbändiges Werk in allen Einzelheiten Bericht erstattet[11]), trat Karawane, welcher sich die drei Genossen angeschlossen hatten, am . März 1850 an. In Mursuk, der Hauptstadt der alten Landschaft iazania (Fezzan), und Tintellust wurde je ein längerer Aufenthalt geicht, welch letzteren Barth zu einem Abstecher nach Aghades, dem Haupte der Oase Asben, benützte. Seinem Auftrage getreu bestimmte er den rtigen Sultan, in Verhandlungen über einen das Handelsinteresse Grossitanniens wahrenden Vertrag einzutreten, welcher denn auch glücklich zuinde kam. Hierauf ging es weiter durch das schwierige Gebiet der iaregs, in welchem Bereiche den Reisenden unmittelbarste Lebensgefahr ohte, und als man an der Grenze des Reiches Bornu angekommen war, ennte sich — es war am 11. Januar 1851 — die kleine Gesellschaft mit m Vorsatze späterer Wiedervereinigung. Über den wahren Beweggrund

[10]) Es verdient die Bereitwilligkeit der deutschen Gesellschaft umsomehr hervorhoben zu werden, weil deren Antheilnahme an Aufbringung der Kosten, wie auch der irte Artikel der „Beilage" darthut, nicht allgemein bekannt geworden zu sein scheint.

[11]) Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, Gotha, 1857—1859; gekürzte Ausgabe, ebenda, 1859—1860.

des folgenschweren Entschlusses sind wir nicht vollständig unterrichtet; genug, Richardson wandte sich nach Osten, Overweg nach Westen, Barth nach Südwesten. Schon am 3. März verschied der bisherige Leiter der Expedition, der gleich anfangs den Anstrengungen der Karawanenreise sich nicht so recht gewachsen gezeigt hatte; Barth war so glücklich, die Tagebücher Richardsons zu retten. Jetzt waren nur noch die beiden deutschen Gefährten übrig, die sich denn auch, nachdem im Februar Barth Kano, das „sudanesische London“, aufgesucht hatte, im Mai 1851 zu Kuka wieder zusammen fanden. Abermals trat hierauf eine Trennung ein, denn während Overweg, dessen Gesundheit bereits unheilvoll untergraben war, in Kuka zurückblieb, unternahm der muthige und kraftvolle Genosse auf eigene Faust einen Zug in das gänzlich unbekannte Land Adamaua, in welchem er bis über den zehnten Breitengrad vordrang. Hier entdeckte er einen neuen, durch Wasserreichthum ausgezeichneten Strom, durch dessen Erforschung ein anderer Deutscher, R. Flegel, sich unvergänglichen Ruhm erwarb, den Binuë. Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, untersuchte Barth, in Verbindung mit Overweg, gründlicher als zuvor irgend ein anderer das Ufergelände des Tsadsees, zu dessen Befahrung man mühsam genug ein Boot mitgeschleppt hatte. Von Kanem aus nahm Barth an einer kriegerischen Razzia gegen den unabhängigen Heidenstamm der Musgus theil — widerwillig genug, denn die vor seinen Augen sich abspielenden Greuel gegen die ihr Vaterland tapfer vertheidigenden Wilden empörten seinen menschenfreundlichen Sinn auf das Äusserste, und ausserdem machte er sich auch den Arabern selbst verdächtig, weil er sich weigerte, seine sicher treffende Büchse auf die den erbärmlichen Feuerwaffen seiner Begleiter unerreichbaren Feinde abzudrücken. „Abdul Kerim“ — diesen Namen hatte sich Barth gleich beim ersten Zusammentreffen mit Muselmännern beigelegt — „ist ein unbrauchbarer Mensch“, hörte er dann wohl in seiner Umgebung ausrufen. Allein der Wunsch, unter solchen Umständen wenigstens das noch von keinem Europäer betretene Musguland einigermaassen kennen zu lernen, liess den charakterfesten Mann diese und noch andere Widerwärtigkeiten sieghaft überwinden.

Indessen das Schwerste stand ihm noch bevor. In dem Negerreich Baghirmi, im Südosten des Tsadsees, ward er unfreundlich aufgenommen und in Ketten gelegt, ohne dass ihm die umfassende geographische Aufnahme gelungen wäre, deren Vollendung ihn bis dahin für so manche Bitterkeit des Forscherlebens entschädigt hatte. Doch durfte er sich auch gerade während dieser schicksalschweren Epoche einer der wenigen angenehmen Nachrichten erfreuen, welche ihm auf seiner Pilgerfahrt zukamen. Lord Palmerston benachrichtigte ihn, dass nach Richardson's Hingang ihm die Oberleitung übertragen sei, und dass als neuer Begleiter Dr. Eduard Vogel aus Leipzig, ein astronomisch gebildeter junger Mann, ihm nachgeschickt werden solle. Auch hatte man aus seinen bis dahin eingelangten

Berichten in London die Überzeugung gewonnen, dass ein Durchbruch gegen den Indischen Ozean hin zu den Unmöglichkeiten gehöre, und statt dessen wurde ihm jetzt, im Einklange mit den eigenen Wünschen, die Reise nach Timbuktu freigestellt. Da auch eine Baarsendung im Betrage von 1050 Thalern gleichzeitig eingelaufen war, so konnte Barth wenigstens die drückendsten Schulden abzahlen, in welche er seit einiger Zeit gerathen war.

Allein kaum war diese erfreulichere Wendung eingetreten, so wurde unser Reisender auch wieder von einem schweren Schlage betroffen, dem schwersten unter allen. Overweg, der schon längst am Klimafieber gelitten und nur mit allen Kräften seine Schwäche niedergekämpft hatte, verfiel im Dorfe Maduari, wohin er sich zum Zwecke einer Luftveränderung begeben hatte, in eine mit heftigen Delirien verbundene, akute Krankheit, und als Barth von einem Ritte nach Kuka dorthin zurückkehrte, fand er den treuen Gefährten seiner Jugend und seiner Abenteuer bereits entseelt vor. Am 26. September 1852 früh morgens war er verschieden, noch nicht dreissig Jahre alt, und am Nachmittag desselben Tages wurde ihm in der heissen Erde Bornus das Grab bereitet.[12]) Gänzlich vereinsamt, raffte Barth sich gewaltsam auf; neue Menschen, neue Städte wollte er kennen lernen und durch erhöhte Thätigkeit die trüben Gedanken bannen, welche auf ihn einstürmten. Man muss die Briefe an Petermann[13]) lesen, um die Elastizität dieses ausserordentlichen Charakters zu erkennen und unsere frühere Behauptung bestätigt zu finden, dass jedes Missgeschick nur anfeuernd und erhebend auf Barth gewirkt hat.

Um die Mitte des Oktober waren die Geschäfte in dem aufgeklärten, der Freiheit des Handels wohlgeneigten Bornu abgewickelt; der Scheik und sein Vezier hatten den Vertrag unterzeichnet, welcher sofort über Tripoli an seinen Bestimmungsort abging; für die Nachsendung von Geld- und Tauschmitteln war nach Möglichkeit Sorge getragen. Über Katsena gelangte Barth in das Land der Fulbe oder Fellata, und am 20. Juni 1853 stand er mit stolzen Gefühlen, nächst der Stadt Ssai, vor dem Riesenflusse Nordwestafrikas, dem Nigir, dessen Hydrographie, der Bemühungen Parks ungeachtet, zu den grossen Räthseln des dunklen Kontinentes gehörte. Sonder Rast zog er an den Windungen des Stromes hin und erreichte am 6. September Kabara, sozusagen den Hafenplatz der Märchenstadt Timbuktu, in welcher Tags darauf ein feierlicher Einzug gehalten ward. Nur drei Europäer hatten vor ihm das vermeintliche Handelsemporium des Westsudâns betreten,[14]) aber nur wenig Sicheres darüber mitzutheilen vermocht;

---

[12]) Ebenda (Hauptausgabe), 3. Band, S. 423.

[13]) Petermann, Dr. H. Barths Reise von Kuka nach Timbuktu, Geograph. Mittheil., 1855, S. 1 ff. Eine besonders beredte Sprache redet ein an den Gesandten von Bunsen gerichtetes Schreiben vom 4. Mai 1853, in welchem der Briefsteller auseinandersetzt, wesshalb der Forschungsreisende gerade auch die gesundheitsgefährliche Regenzeit auszunützen verpflichtet sei (a. a. O., S. 12 ff.).

[14]) Am Genauesten orientirt über die Vorgeschichte der Beziehungen zwischen Europa

erst seit Barths Anwesenheit steht unser Wissen von dieser eigenthümlichen Stadt, die seit langem zwischen Tuaregs und Fulbe in schwer zu bewahrender Neutralität zu laviren gezwungen war, auf so gesicherter Grundlage,[15]) dass auch durch die Einbeziehung des Ortes in die französische Kolonialsphäre dieses Wissen zunächst nicht nennenswerth bereichert worden ist.

Lange freilich, viel länger als er wünschte, musste Barth in Timbuktu oder doch in dessen nächster Umgegend — als Begleiter des Tuareghäuptlings auf einigen Zügen — verweilen; 252 Tage währte im Ganzen sein dortiger Aufenthalt, und erst am 17. Mai 1854 wurde die Rückreise nach Osten wirklich angetreten. Unter sicherem Geleite des Scheiks wanderte Barth am Nordufer des Nigir hin, untersuchte Gogo, die Hauptstadt des dereinst mächtigen, jetzt aber verkümmerten Sonrhay-Reiches, und setzte am 9. Juli, von den bisherigen Geleitsmännern freundlichsten Abschied nehmend, auf das rechte Ufer über.[16]) Zum zweiten Male Ssai, Sokoto und Kano berührend, erreichte er am 4. Dezember den Ausgangspunkt Kuka wieder und fand da, zu angenehmster Überraschung, bereits die beiden englischen Soldaten vor, welche als Vorboten Vogels hier kurz vorher eingetroffen waren. Dieser selbst erreichte Kuka drei Wochen später, und wir wollen es Barth gerne glauben, dass „die Gesellschaft dieses unternehmenden, muthigen, jungen Reisenden"[16]) für den seit 1¼ Jahren auf ausschliesslichen Umgang mit Afrikanern Angewiesenen eine wahre Herzenserquickung war. Freilich musste das Zusammensein ein kurzes sein. Am 20. Januar 1855 verliess Vogel mit allzureichlichem Gepäcke Kuka, von dem treu besorgten neuen Freunde zwei Tagemärsche geleitet. Der Unglückliche ging einer düsteren Fügung entgegen, und Barth kehrte, selbst in trüber Stimmung, nach Bornus Hauptstadt zurück, um nunmehr die endgiltige Heimreise vorzubereiten.

Am 4. Mai 1855 verliess die fezzanische Kafla (Karawane), welcher sich der deutsche Reisende angeschlossen hatte, das immerhin gastliche Kuka; auf einem neuen, von dem früheren abweichenden Wege wurde die Wüste durchschritten, und nach Bewältigung manch neuer Fährlichkeit unter den gegen die türkische Herrschaft aufgestandenen Araberstämmen sah Barth herab auf die blaue Fluth des Mittelländischen Meeres, die es ihm seit Jahren angethan hatte, der zu liebe er schliesslich doch auch sich auf das riesenhafte Unternehmen eingelassen hatte, welches jetzt ruhmreich vollendet hinter ihm lag. Hier müssen wir seine eigenen Worte vernehmen,[17]) in denen der sonst eher wortkarge, vor allem nicht mit Empfindungen prunkende Mann die überströmenden, ihn jetzt erfassenden Gefühle gekenn-

---

und der Wüstenstadt das dem Andenken Barths gewidmete Werk von O. Lenz (Timbuktu 2. Band, Leipzig 1892, Seite 114 ff.).

[15]) Barth, Hauptausgabe, 4. Band, S. 414 ff.

[16]) Ebenda, 5. Band. S. 391.

[17]) Ebenda, 5. Band, S. 450.

zeichnet hat. Wer sähe sich nicht erinnert an das „Thalatta“ der zehntausend Griechen, wenn er Folgendes liest: „Es war das prächtige, vielgegliederte Binnenmeer der Alten Welt, die Wiege europäischer Bildung, das von früher Zeit an der Gegenstand meiner wärmsten Sehnsucht und meines eifrigsten Forschens gewesen war, und wie ich in Sicherheit und wohlbehalten seinen Saum betrat, fühlte ich mich von solcher Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung erfüllt, dass ich nahe daran war, von meinem Pferde abzusteigen, um am Gestade des Meeres dem Allmächtigen ein Dankgebet darzubringen, der mich mit so sichtlicher Gnade durch alle die Gefahren hindurchgeführt hatte, die meinen Pfad umgaben, sowohl von fanatischen Menschen, als von einem ungesunden Klima.“ $5^1/_2$ Jahre waren vergangen, seit Barth durch dasselbe Thor, das nunmehr seine Flügel dem Wiederkehrenden öffnete, von Tripoli in die Wüste und in den Sudân ausgezogen war: mit wie vielen Erfahrungen und Erlebnissen war dieser Zeitraum ausgefüllt! Malta und Marseille wurden auf der Heimfahrt nur gestreift, und am 6. September 1855 schloss Barth die Reise in London ab. Nachdem er den Lords Palmerston und Clarendon offiziellen Bericht erstattet, suchte er das Vaterland wieder auf, wo man seit Bekanntwerden der Nachricht, dass der Vermisste noch unter den Lebenden weile,[18]) dem anscheinend vom Tode Erstandenen das aufrichtigste und herzlichste Interesse entgegengebracht hatte. In den nächsten drei Jahren lebte Barth abwechselnd in Hamburg und Berlin, mit der Ausarbeitung des Reisewerkes beschäftigt, und nachdem er dasselbe in überraschend kurzer Zeit unter die Presse gebracht, sah er sich nach neuen, schwierigen Aufgaben um.

Ehe wir ihm jedoch auf einer weiteren grossen Forschungsreise nach einer anderen Richtung folgen, haben wir vorerst die Frage zu stellen und zu beantworten, worin Barths Anrecht auf den ihm nicht vorzuenthaltenden Ehrentitel des hervorragendsten Afrikaforschers zu suchen ist. Wollte man rein äusserlich sich nur an die Fülle seiner neuen Mittheilungen, an die Ausdehnung seiner Reise halten, so würde man ihm schon obige Bezeichnung nicht streitig machen können. Die Weglänge, welche er in dem uns bekannten Zeitraume durchmaass, beläuft sich auf 3000 geographische Meilen; der Flächeninhalt des durch ihn aufgeklärten Gebietes, welches er selbstverständlich nicht im einzelnen selbst erforscht, über das er uns aber als der erste zuverlässige Angaben vermittelt hat, kann auf annähernd ein Viertel von Gesammtafrika (nämlich auf rund 100,000 geogr. Quadratmeilen) veranschlagt werden. Wenn wir von A. v. Humboldt und den uns schon bekannten arabischen Weltpilgern des Mittelalters absehen, finden wir keinen

---

[18]) Die frohe Kunde war erst im nämlichen Frühjahr nach Europa gedrungen (s. Gumprecht, Barth's Schicksale und Untersuchungen im zentralen Nordafrika, Zeitschr. f. allgem. Erdk., 4. Band, S. 405 ff.). Am 13. März 1855 hatte der britische Generalkonsul Hermann aus Tripoli an Professor Ehrenberg in Berlin geschrieben: „Glücklicherweise habe ich nicht umsonst gehofft! Das Gerücht vom Tode des Dr. Barth hat sich als unbegründet erwiesen.“

Forschungsreisenden in der Geschichte der Entdeckungen, dessen Landwege sich extensiv denjenigen Barths zur Seite stellen liessen. Freilich, ein absolut unbekannter Länderraum, wie solche uns Livingstone und Graf Goetzen kennen lehrten, war der hier in Frage kommende nicht, denn die Namen Tsadsee, Bornu, Kanem, Sokoto, Timbuktu u. s. w. gehörten zum eisernen Bestande der innerafrikanischen Erdkunde, allein viel mehr als blosse Ortsbezeichnungen waren dieselben auch nicht. Aus wesenlosen Namen zu inhaltvollen geographischen Begriffen hat erst Barth diese Örtlichkeiten erhoben, und er ist und bleibt der Vater der Geographie des zentralen und westlichen Sudâns. Es ist wahr, des rhetorischen Schmuckes entbehrt die nüchterne, nur auf die Sache gerichtete Darstellung des Reisewerkes, allein wir können desungeachtet nicht finden, dass dieses eine so wenig reizvolle Lektüre abgebe, wie es aus einer Besprechung K. Andrees hervorzugehen scheint[19]). Mitunter, wenn eben der Gegenstand dazu angethan ist, weiss auch Barth in spannender Sprache zu schildern, aber allerdings steht ihm durchweg die Form nicht so in erster Linie, wie dies bei mancher später erschienenen Reisebeschreibung üblich geworden ist.

Als Ethnograph hat derselbe das grösste geleistet, was in neuerer Zeit überhaupt einem einzigen Forscher möglich war. Er charakterisirt scharf und bestimmt, und erst ihm danken wir es, dass in die bunte Musterkarte der Völkerschaften, welche zwischen Tsadsee und Nigir, sowie um den ersteren herum wohnen, eine gewisse Klarheit gekommen ist. Schon um den täglichen Erfordernissen des Lebens genügen zu können, nützte Barth jede Gelegenheit zu Sprachstudien, zur Anlegung von Glossaren aus und seiner Thatkraft dankte er es, dass er die Idiome wenigstens der wichtigeren Berber- und Negerstämme in den von ihm durchzogenen Landestheilen ausreichend beherrschen lernte, um sich von der stets störenden Mithilfe eines Dolmetschers wenigstens einigermaassen emanzipiren zu können. Aber über diesen augenblicklichen Vortheil hinaus verhalf ihm seine Sprachkenntniss auch zu manch überraschender Einsicht in die Völkerzusammenhänge. Wohl ist inzwischen die Völkerkunde weit genug fortgeschritten, um zu erkennen, dass zwei der gleichen Sprache theilhaftige Gruppen aus diesem einen Grunde noch nicht als Abkömmlinge ein und desselben Urvolkes betrachtet werden dürfen[20]), aber eines der wichtigsten Instrumente bei der Bestimmung des wahren Ursprunges eines Volkes bleibt die linguistische Forschung doch nach wie vor, und Barth's Ermittlungen, für welche ihm so gut wie gar keine Vorarbeiten zur Verfügung standen, haben deshalb noch später die wichtigsten Dienste geleistet. Was er gelegentlich schon im Reisewerke da und dort untergebracht hatte, fasste er nachmals

---

[19]) Nekrolog, Globus, 1866, S. 190.

[20]) Vgl. hiezu Achelis, Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben, Stuttgart 1896, S. 358 ff.

zusammen in einer gross angelegten Monographie,[21]), die er in deutschem und englischem Texte herausgab. Hier analysirt er den Sprachschatz des Kanuri, von dem er nachweist, dass es mit der Stadt Kano nicht das geringste zu thun habe, des Teda, Haussa, Fulfulde — so nennt er immer die Fulbesprache, — des Sonrhay, Wandala, Bagrimma und Maba; der Umstand, dass er nicht nach Art der Missionare an einen bestimmten Punkt gebunden war, sondern sich durch ungeheure Strecken frei bewegen konnte, bewahrt seine Wortsammlungen auch vor der Gefahr, lediglich einem engbegrenzten Dialekte zu entsprechen. Klar und treffend kennzeichnet er den Einfluss des arabischen und des berberischen Masig, wie es bereits die alten Garamanten sprachen, auf das sudânesische Sprachgewirre[22]), und zu welch hübschen Einzelthatsachen das von ihm angewandte Verfahren verhilft, mag erkannt werden aus der Rekonstruktion des Weges[23]), auf welchem vor langen Jahren das Pferd etappenweise im zentralen Afrika eingeführt worden war[24]).

Es ist beklagt worden, dass Barth nicht mit der wünschenswerthen geologischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Vorbildung an seine grosse Aufgabe herangetreten sei. Gewiss wird eine Schulung solcher Art für keinen Entdeckungsreisenden ein lästiger Ballast sein, aber es fragt sich doch, ob gerade Barth, hätte er minutiöse Pflanzen- und Thierstudien anstellen wollen, für die wichtigeren Dinge, welche ihm am Herzen lagen, Zeit und Kraft übrig behalten hätte. Dass ein Mann mit so offenem Auge, mit so ungewöhnlicher Aufnahmefähigkeit, während des doch immer nicht ganz kurzen Reiseverkehres von seinem Freunde Overweg, der ihn ja in dieser Beziehung wohlthuend ergänzte, vieles lernen konnte und musste, liegt auf der Hand, und gar manche Stelle des Reisewerkes dient dem zur Bestätigung[25]). Mit welcher Aufmerksamkeit Barth allenthalben die organische Natur beobachtete, ist unschwer zu ersehen; ihm dankt man u. A. die Kunde, dass auch die afrikanischen Binnengewässer fischartige Säugethiere von beträchtlicher Grösse („Seejungfern“) beherbergen, und ein von ihm an Dr. Seemann gerichteter Brief [26]) ist erfüllt mit wichtigen pflanzengeographischen

[21]) Barth, Sammlung und Bearbeitung zentralafrikanischer Vokabularien, Gotha 1862—63.

[22]) Ebenda, S. XXVIII.

[23]) Ebenda, S. 188.

[24]) Ein besonderes, hoch zu schätzendes Verdienst Barth's besteht auch darin, dass , von echt philologisch-historischem Geiste erfüllt, zur Geschichte der Sudânländer den Grund legte. Er hat die früheren Geschicke Bornus (Reisewerk, 2. Band, S. 276 ff.), Bagrmis (ebenda, 3. Band, S. 380 ff.), vor allem aber Sonrhays und Timbuktus (ebenda, 4. Band, 414 ff.) nach mündlichen Berichten und, soweit solche zugänglich waren, nach Handschriften mit möglichster Treue und Kritik uns geschildert und damit einen tiefen Einblick die merkwürdigen Völkerverschiebungen Nord- und Mittelafrikas eröffnet.

[25]) Wir erinnern z. B. an die treffende Charakteristik des landschaftlichen Unterschiedes zwischen Granit- und Sandsteingebiet (Reisewerk, 1. Band, S. 278) am sogenannten Wadi Egeri.

[26]) Barth, Beobachtungen über die wichtigsten Bäume Zentralafrikas, Petermann's Geograph. Mittheil., 1856, S. 381 ff.

Notizen. Wo aber vielleicht öfters das treffende Wort versagte, da wusst Barth durch den Zeichenstift nachzuhelfen; seine schematischen Landschaft bilder sind gewiss keine Meisterstücke, lassen aber gerade das, auf was e dem Zeichner hauptsächlich ankam, mit aller Schärfe hervortreten. Au diese Weise wurde zumal für die Orthographie der durchreisten Landstrich mancher werthvolle Anhaltspunkt gewonnen.

Am meisten Beachtung jedoch erheischen, wenn man Barth's Mit theilungen unter dem Gesichtspunkte der physischen Erdkunde analysirt, die jenigen über die Flüsse und Seen; seiner durchdringenden Beobachtungsgab war es einleuchtend geworden, dass in hydrographischer Beziehung Afrik gar manche von denjenigen Europas und überhaupt der gemässigten Zon sich unterscheidende Zustände darbietet. Die Natur des Tsadseees, jene eigenthümlichen Süsswasserbeckens, welches trotz seiner Isolirtheit vo Meere nicht dem Schicksale gänzlicher Austrocknung anheimfällt, währen rings umher salzhaltige Stellen sich finden, hat er erstmalig aufgeklärt[27]; er hat auf die verschwindende morphographische Bedeutung der Wasse scheiden in diesem Welttheile aufmerksam gemacht, indem er in einem be sonderen Kapitel[28]) „die Landschaft der seichten Sumpfgewässer" zwische Binuë und Schari beschrieb und auf die hierdurch möglich werdende Wasse vermischung zweier in der Trockenzeit ausser Zusammenhang stehend Flusssysteme hinwies; von ihm erfuhren wir[29]), dass der Nigir von eine in sich verbundenen Netze „von Armen, Hinterwassern und Seen" umgeb sei, und was er über die Überschwemmungen dieses wie manches ander Stromes in Erfahrung brachte, hat sich später als durchaus wohlbegründ herausgestellt.

Das oberste und erste Geschäft des reisenden Geographen ist abe darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit, die möglichst genaue Fes legung der berührten Orte, welche es gestattet, daraufhin die Karte ein ganzen Landes zu entwerfen. Dass Barth die Technik der geographische Ortsbestimmung, dieses Wort im eigentlichen und herrschenden Sinne g nommen, nicht inne hatte, ist nicht zu leugnen und muss gegenüber ande weiten unzutreffenden Angaben[30]) mit allem Nachdruck aufrecht erhalte werden. Absolute Daten, wenn sie einmal bei Barth sich finden, sind des halb nicht besonders sicher, so z. B. seine Bestimmung der Lage von Tin buktu.[31]) Trotzdem jedoch war A. v. Humboldt nicht berechtigt, sich s pessimistisch über das Routier des grossen Afrikareisenden auszusprech

[27]) Barth, Reisewerk, 2. Band, S. 403 ff.

[28]) Ebenda, 3. Band, S. 168 ff.

[29]) Ebenda, 4. Band, S. 369 ff.

[30]) Z. B. gegenüber dem sonst sehr guten biographischen Abrisse in der neuest Auflage des Meyerschen Konversationslexikons (2. Band, S. 501).

[31]) Vgl. Gumprecht, Zeitschr. f. allg. Erdk., 5. Band, S. 97 ff.

wie er dies in einem Briefe an Berghaus that.[32]) Seine Ansicht war die, dass von dem Augenblicke an, da sich Overweg von Barth getrennt habe, des Letzteren Wegaufnahme „vollständig in der Luft schwebe". Hätte er doch, meint der grosse Kenner der Kunst zu reisen, sich ähnlich, wie dies Rüppel bei v. Zach gethan, durch Encke mit der Handhabung der Spiegelinstrumente bekannt machen lassen, hätte er anderenfalls doch wenigstens Schattenmessungen und Kompassbeobachtungen vorgenommen. Humboldt war gewiss im Rechte, als er diese Bemerkungen machte, aber er hatte den Mann, über den er sich etwas allzu kritisch ausliess, weit unterschätzt. Ihm — und gewiss auch vielen anderen astronomisch gebildeten Geographen — lag der Gedanke fern, dass ein Reisender auch ohne Beobachtung des Himmels Itinerare auszuarbeiten vermögend sei, aus denen nachher der Kartograph etwas Richtiges machen könne. Allein eben in der Verzeichnung eines Routiers durch Kurs und Distanz lag das hohe Geschick, man möchte wohl sagen, die Virtuosität Barths. Dieses Zeugniss hat ihm ein Fachmann, der es am Besten verstand, ausgestellt. „Barth selbst", so lesen wir bei Petermann,[33]) „hat keine astronomischen Messungen gemacht, aber die ungemeine Genauigkeit und Ausführlichkeit seiner nicht-astronomischen Messungen lassen ein Resultat geographischer Positionen erwarten, das genauer als das von Mungo Park, Lyon, Denham, Clapperton, Lander und vielen anderen berühmten afrikanischen Reisenden ausfallen dürfte". Und genau so hat es sich bestätigt gefunden. Barths Akribie und sein natürlicher Sinn für Exaktheit halfen über die aus dem Fehlen von Längen- und Breitenmessungen entfliessenden Mängel glücklich hinweg, und es ist kaum zweifelhaft, dass die Eigenart des genialen Forschers sich uns so, wie wir ihn kennen lernen, weit reiner offenbart, als wenn er mit Sextant und Chronometer umzugehen gelernt gehabt hätte. Die Anforderungen freilich, welche Barths Manier zu arbeiten an den Arbeitenden stellte, waren eben dadurch aufs Höchste geschraubt worden. Der reisende Astronom kann tagsüber treiben, was er will, und es genügt, dass er an jedem Tage eine Sonnenhöhe für die Polhöhe und ein paar Monddistanzen oder Circummeridianhöhen für die geographische Länge nimmt, während der, dem es auf direkte Verzeichnung der zurückgelegten Wegstrecke ankommt, ungleich schärfer angespannt wird. Ununterbrochen hat er auf der Wacht zu sein, um jedwede Richtungsänderung gleich in seinem Konzepte anzumerken, und der Abend in oft schlechter Herberge will zur Mundirung des während des Reisetages gesammelten Materiales verwendet werden. Und wie eifrig unterzog sich Barth dieser wahrlich nicht leichten Pflicht! Von Petermann, der es ja am besten wissen musste, weil er aus dem Rohstoffe die bekannten trefflichen Sudân-Karten zu schaffen hatte, erfahren wir, dass die ein Muster für

[32]) A. v. Humboldts Briefwechsel mit Heinrich Berghaus in den Jahren 1825 bis 1858, 3. Band, Leipzig 1863, S. 209 ff.

[33]) Petermann, Dr. H. Barths Reise von Kuka nach Timbuktu, S. 231.

jeden Forscher abgebenden Tagebücher wie in Kupfer gestochen waren, und dass die Beobachtungen an jedem einzelnen Abend noch mit Tinte registrirt wurden. Gewiss, hätte Humboldt dies gewusst, er hätte bereitwillig zugestanden, dass neben der von ihm selbst in Südamerika erprobten Methode, wissenschaftliche Reisen zu machen und zu verwerthen, auch noch eine andere denkbar und zulässig sei!

Ehe wir von Barth's Verdiensten um die Erforschung Afrikas Abschied nehmen, wollen wir noch einmal in Kürze der Hauptpunkte gedenken, in welchen er, eigener Erklärung zufolge[34]), unser Wissen vom dunklen Erdtheile berichtigte und ergänzte. Er lehrte uns das wahre Wesen der grossen Wüste kennen, in welcher die Mehrzahl der Geographen bis dahin nur ein ungeheures Sandmeer erblicken zu müssen geglaubt hatte; er stellte die Lage, Ausdehnung und innere Anordnung des Mendifgebirges fest; er sprach die absolute Unabhängigkeit der dem Tsadsee zufliessenden Gewässer vom Nigir aus und zeichnete den künftigen nassen Handelsweg in das Herz des nördlichen Zentralafrika vor; er erforschte die Hydrographie von Adamaua und Baghirmi; er schuf endlich Klarheit über den Nigirlauf zwischen Sokoto und Timbuktu. Leicht wäre es, diese Aufzählung zu vervollständigen, aber da Barth selber den Mitgliedern des Vereins für Erdkunde diese Quintessenz seiner Entdeckerarbeit darbot, so mag es damit auch für unsere Zwecke sein Bewenden haben. —

Das Jahr 1858 sah unseren Helden, wie wir schon andeuteten, auf eine neue Fahrt ausziehen. In Gemeinschaft mit dem Archäologen Mordtmann bereiste er Kleinasien; sein Bericht[35]) kam zunächst der Alterthums- und Inschriftenkunde zu gute, löste aber auch manche altumstrittene geographische Frage. In erstgenannter Hinsicht ist besonderer Erwähnung der Umstand würdig, dass in einem Felsenpasse nicht weit vom Halys Felsskulpturen gefunden wurden, in welchen Barth's geistvolle Deutung[36]) eine Erinnerung an die geschichtlich berühmte Sonnenfinsterniss von 585 v. Chr. — die erste, und zwar durch Thales, vorausgesagte — erkannte. Von Trebisond führte die Reise zunächst nach Karahissar; weiter ging sie über Amasia, Boghasköi und Kaisarieh zum alten Vulkane Erdschias-Dagh, und von da westlichen Kurs gegen Angora nehmend, kamen die beiden Reisenden, wie Barth schon früher einmal, glücklich in Stambul an. Petermann, dem auch diesmal diese Aufgabe zugefallen war, arbeitete das Itinerar im Interesse der Aufhellung mancher unklarer Punkte in der Geographie Vorderasiens sorgfältig aus. Man konstatirt leicht, dass Barth in der Kunst, seine Objekt

---

[34]) Koner, a. a. O., S. 21.

[35]) Dr. H. Barths Reise von Trapezunt durch die nördliche Hälfte Kleinasiens nach Scutari im Herbst 1858, Ergänzungsheft Nr. 2 zu Petermanns Geogr. Mittheil., Gotha 18[illegible]

[36]) Barth, Versuch einer eingehenden Erklärung der Felsskulpturen von Boghasköi, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wissensch., 1859, S. 120 ff.

durch Anvisirung mit Hilfe des Azimutalkompasses — Peilung — in die Karte zu bringen, namhafte Fortschritte gemacht hatte.

Der Reisedrang des grossen Forschers war auch jetzt noch nicht gestillt, und wenn er sich gleich in der Folgezeit nicht mehr so sehr weit, wie zuvor, von seinem nunmehrigen Wohnsitze Berlin entfernte, so beweisen doch auch diese europäischen Touren, wie feste Wurzeln die Neigung, fremde Länder und Völker zu erkunden, in ihm geschlagen hatte. Im Jahre 1861 führte ihn diese Neigung nach der pyrenäischen, im folgenden Jahre nach der Balkanhalbinsel, und was er auf dieser erfuhr, fasste er wiederum in einem gedrängten, für die Topographie des noch unbekanntesten Winkels von Europa bedeutsamen Reiseberichte zusammen.[37]) Vom Riesengebirge ausgehend, besuchte Barth die Tatra und andere Parthien der Karpathen, querte hierauf den centralen Balkan und suchte insbesondere für das wilde Rhodope-Gebirge eine Reihe befestigter Punkte zu gewinnen. Gleiches erstrebte er in Makedonien und im Albanesenlande, wo durch ihn die Lage und Ausdehnung des Sees von Kastoria zuerst genau ermittelt wurden. Vor allem aber ist seine Besteigung des altgriechischen Götterberges anzuführen, aus welcher hervorging,[38]) dass der Gipfel des Olymps, mögen auch gelegentlich versteckte Schneegruben den Sommer überdauern, jedenfalls nicht in das Gebiet des ewigen Schnees emporreiche. Drei Jahre nachher suchte Barth seine 1862 gemachten Erfahrungen durch einen Ausflug nach Montenegro abzurunden, aber auch in der Zwischenzeit war er nicht müssig gewesen, denn 1863 war er in den Südostalpen, in deren Bereich er namentlich die italienischen Dolomiten zu studiren bemüht erscheint, und 1864 in Italien. Hier wurde der Gran Sasso, die höchste Erhebung der eigentlichen Halbinsel, bestiegen, um so, was für Barths echt geographische Auffassung immer als das wichtigste sich darstellte, ein deutliches Bild von der Bodenplastik zu gewinnen. Ein Besuch der Insel Kreta, der lange geplant war, konnte nicht zur Ausführung gelangen, weil die Cholera den ganzen griechischen Archipelagus damals (1862) in ihre unheilvollen Bande geschlagen hatte.

Die reisefreie Zeit verwendete Barth in gewohnter Weise zu den emsigsten Studien. Die Berechtigung als Dozent hatte er beibehalten, aber zum Professor wurde er an der Berliner Hochschule erst ernannt, als eine sehr ehrenvolle Berufung nach Jena den Beweis erbracht hatte, dass man das Verdienst eines solchen Mannes auch in anderen deutschen Ländern zu schätzen wisse. Mehrere kleinere Arbeiten, deren hier nur vorübergehende Erwähnung gethan werden kann, sind Erzeugnisse der zweiten Berliner Periode.[39]) An äusseren Ehren fehlte es dem in seinem Vaterlande wenigstens

---

[37]) Barth, Reise durch das Innere der Europäischen Türkei im Herbste 1862. Berlin 1864 (separat aus Band 15 und 16 der Zeitschr. f. allgem. Erdkunde).

[38]) Ebenda, S. 193.

[39]) Barth, Kurze Skizze von Timbuktu in der Vergangenheit und Gegenwart, Berlin

vollkommen anerkannten Forscher nicht; er erhielt den Bathorden, die goldenen Medaillen der Geographischen Gesellschaften von Paris und London, das Ehrenbürgerrecht der Vaterstadt und die Mitgliedschaft einer grossen Anzahl von gelehrten Gesellschaften. Nur fiel es einigermaassen auf, dass die preussische Akademie sich nicht dazu entschliessen konnte, Barth zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu ernennen. Das offizielle England hat ihm, das muss unumwunden zugestanden werden, die ihm gebührende Ehre rückhaltlos gezollt, aber im übrigen hat es nicht an Engländern gefehlt, welche durch Nörgeleien ihren Groll darüber an den Tag legten, dass eine britische Expedition durch einen Deutschen zu so herrlichem Ende geführt worden war. Die nicht zu leugnende Thatsache, dass Barths Routier der astronomischen Fixpunkte entbehren musste, wurde gegen die Zuverlässigkeit seiner Karte ausgespielt, obwohl Petermann dargethan hatte, dass und wie der hohe Takt des Reisenden diesen Mangel so gut wie ganz auszugleichen vermögend gewesen war. Thörichter noch waren die Anfeindungen einzelner Mitglieder der englischen Antisklavereigesellschaft, welche u. a. daraus Kapital schlagen wollten, dass Barth unter der Maske eines Mohammedaners gereist sei. Dass ein rings von Fanatikern umgebener und argwöhnisch betrachteter Europäer mit seinem abweichenden Glaubensbekenntniss nicht gerade prunkte, ist wohl selbstverständlich, aber unwahr ist nichts destoweniger die Behauptung, er habe äusserlich nur zum Islam sich bekannt. Seine eigene, den Stempel reinster Wahrheit an sich tragende Erzählung[40]) beseitigt in dieser Hinsicht jeden Zweifel, denn in der Oase Asben entwaffnete er die wilden Moslemin durch die offene Erklärung, dass er dem ihm angesonnenen Glaubenswechsel den Tod vorziehe. Und trotzdem derartige „christliche" Nachrede!

Unbilden dieser Art konnten Barths von Natur etwas reizbares Temperament tief ergreifen und ihn zurückgezogener, verschlossener machen als es sonst seine Art gewesen wäre. Seine Pflichttreue und Charakterfestigkeit blieben sich aber trotzdem immer gleich, und die Berliner Geographische Gesellschaft war durch einige Jahre so glücklich, von diesen Eigenschaften ihres ersten Vorsitzenden Nutzen ziehen zu dürfen. Als solcher hat er die Carl Ritter-Stiftung in's Leben gerufen, welche er auch testamentarisch mit einer Gabe von 1000 Thalern bedachte.

Barths Gesundheit schien — eine Ausnahme von der allgemein beobachteten Regel — durch den langen Aufenthalt unter südlichem Himmel eine ernste Schädigung nicht erfahren zu haben. Gegen kleinere Leiden gewährte eine im Frühjahr 1865 gebrauchte Canstatter Kur erwünscht

---

1858; Geschichtlicher Abriss der Ölkultur in Nordafrika, Monatsber. d. Ver. f. Erdkunde zu Berlin, (2) 6. Band, S. 87 ff.: Beiträge zur Geschichte und Geographie des Sudâns, Zeitschr. d. deutschen morgenländ. Gesellschaft, 9. Band, S. 518 ff.

[40]) Barth, Reisewerk, 1. Band, S. 346 ff.

[41]) Koner, a. a. O., S. 25 ff.

Abhilfe; da erkrankte er im Spätherbst des gleichen Jahres plötzlich wieder, und obwohl die Ärzte sein Unwohlsein nur für ein leichtes erklärt hatten, nahm ihn am 25. November 1865 ein plötzlicher, schmerzloser Tod gleichwohl von dieser Erde fort. An seiner Bahre aber trauerte die ganze gebildete Welt, am meisten das dankbare Vaterland, das nun erst den unermesslichen Werth dessen, was ihm entrissen worden war, so recht in seiner Grösse zu würdigen begann. —

Ein grosser Gelehrter, ein Arbeiter von unschätzbarer Kraft des Willens, ein genialer Forschungsreisender ist mit Barth dahingegangen. Aber er war mehr als das alles, er war auch ein edler und gerechter Mensch, und gerade dessen muss eine Zeit besonders eingedenk sein, welche nur allzusehr geneigt ist, Entschlossenheit und Kühnheit in der Ausnützung günstiger Gelegenheiten über jene ethischen Eigenschaften zu stellen, in denen doch zuletzt des Menschen wahrer Werth zu suchen ist.

Schopenhauer und seine Mutter.*)

Von
EDUARD GRISEBACH.

In seinem der Berliner Fakultät eingereichten Curriculum vitae von 1819 hat sich Schopenhauer selbst über das Missverhältniss zu seiner Mutter kurz ausgesprochen. Er sagt hier, dass er bei seinem Eintreffen in Weimar, im Mai 1813, im Hause seiner Mutter abgestiegen, daselbst gewisse häusliche Verhältnisse vorgefunden habe, die ihm so sehr missfallen hätten, dass er einen anderen Zufluchtsort aufgesucht habe. Worin diese Verhältnisse bestanden, verschweigt er und hat dieselben auch später weder mündlich noch schriftlich jemals berührt. Nur eine entfernte Andeutung ist in einem Briefe an Goethe (vom 23. Juni 1818) enthalten; indem er hier den lebhaften Wunsch ausspricht, Goethen einmal wiederzusehen, bemerkt er, dass dies Wiedersehen in Weimar nicht stattfinden könne, da seinen Weg über Weimar zu nehmen „bekannte Missverhältnisse verhinderten, so gerne er auch seine Schwester sähe“. Worin bestanden nun diese 1818 noch nicht gehobenen häuslichen Missverhältnisse, die er 1813 vorgefunden hatte? Er fand, acht Jahre nach dem Tode seines geliebten Vaters, dass an dessen Stelle sich am häuslichen Herde ein illegitimer Nachfolger niedergelassen hatte, er fand, dass die Liebe und Zuneigung, auf welche, zumal bei dem Lebensalter der Mutter, er und die Schwester allein Anspruch hatten, nun mit diesem fremden Eindringling getheilt werden sollten, er fand ferner in diesem ihm als „Freund“ seiner Mutter vorgestellten Manne eine Persönlichkeit, die ihm, auch abgesehen von seiner Eigenschaft als Liebhaber seiner Mutter, in hohem Grade zuwider war, er empfand es endlich als Beleidigung seiner geliebten Schwester, dass sie, als sechzehnjähriges Mädchen, genöthigt war, unter Einem Dache mit einem Manne zusammenzuleben, von dem jeder in Weimar wusste, in welchem Verhältniss er zu ihrer Mutter stand.

Der Mann, der in solcher Weise in Schopenhauer's Leben eingegriffen hat, hiess Georg Friedrich Konrad Ludwig von Gerstenbergk, er war 1780 zu

*) Aus dem im Herbste 1896 in der Sammlung von Biographieen „Geisteshelden (Führende Geister)“ erscheinenden Lebensbilde Schopenhauers.

Ronneburg in Sachsen-Altenburg als Sohn des Justizraths Müller geboren, später hatte ihn sein Onkel mütterlicherseits, Konrad Ludwig von Gerstenbergk, um ihm den Adel zu verschaffen, adoptirt. Nachdem er anfangs Advokat, dann Stadtsyndikus in Ronneburg gewesen, war er in Weimarische Dienste getreten und hatte als Regierungsassessor von 1810 bis 1812 in Weimar gestanden, darauf zum Regierungsrath ernannt, war er, nach einer kurzen Dienstzeit in Eisenach zu Anfang des Jahres 1813 dem Geheimen Archiv in Weimar zugetheilt worden. Nebenbei trat er auch als belletristischer Schriftsteller unter seinem ursprünglichen Namen Friedrich Müller auf, er schrieb Novellen und Gedichte für die Taschenbücher und Almanache, vier Novellen erschienen gesammelt unter dem Titel „Kaledonische Erzählungen“ (Tübingen 1814). Wann Johanna Schopenhauer ihn zuerst kennen gelernt, wissen wir nicht. Zu ihr ins Haus zog er erst 1813, als er von Eisenach zurückkam. Er hatte den oberen Stock des Hauses am Theaterplatz gemiethet, nahm aber seine Mahlzeiten am Schopenhauer'schen Familientische ein. Um die Empfindungen zu würdigen, die der Sohn hatte, als er diesen damals 33 jährigen Mann bei seiner 47 jährigen Mutter vorfand, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie sie überhaupt seit dem Tode ihres Gatten ihr Leben in Weimar geführt hatte.

Nachdem sie, nach Goethe's Ausdruck „durch die Feuertaufe (d. h. durch die Schlacht von Jena), zur Weimaranerin geworden“ war, hatte sie keinen anderen Gedanken, als dort „in die ersten Cirkel“ zu kommen und selbst einen Mittelpunkt der Geselligkeit zu bilden. In ihren Berichten an den Sohn über dieses gesellige Treiben hatte sie, neben Goethe und Heinrich Meyer, besonders oft Fernow's erwähnt, auch einmal Arthur sehr dringend gebeten, für den Letzteren ein Buch in Hamburg aufzutreiben. Die Wärme, mit der sie über diesen Freund geschrieben, mag Arthur veranlasst haben, ein Wort der Befürchtung zu äussern, dass sie ihm einen Stiefvater geben könne. Sie schreibt darauf am 9. Januar 1807: „Wenn du diesen trefflichen Menschen kenntest, du würdest Alles anwenden ihn zu erfreuen, er ist hier mein erster Freund. Denk dir nur nicht einen hübschen jungen Mann unter Fernow, er ist einige 40 Jahr alt und hat eine Römerin zur Frau.“ Neben Fernow hatte sie übrigens in der ersten Zeit besonders nahe Beziehungen zu dem Rath Karl Friedrich Anton Conta gehabt, der mit ihr in einem Hause wohnte, dann aber, mit dem späteren Kanzler Friedrich von Müller, in einer auswärtigen Mission Weimar verlassen hatte. „Wollte ich“ schreibt sie zu Neujahr 1807 über Conta an Arthur „ausgehen, so hatte ich seinen Arm; wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so sass er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder.“ Am 23. März 1807 schreibt sie: „An Anbetern fehlt es mir nicht, aber lass dir nicht bange sein, ein, wie ich glaube, reicher Frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen, einige Wochen hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Dann ist hier auch ein Kammerherr der Grossfürstin, der mich gerne in den Adelstand erheben möchte . . . mich unverhohlen venerirt, alle Welt weiss es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht seine Absichten erklärt hat.“ Das Verhältniss zu dem geistig so hochstehenden Fernow hatte dann nach und nach alle anderen in den Hintergrund treten lassen. Fernow brachte, wie sie später selbst erzählte, die Abende regelmässig bei ihr zu, und die Freundschaft war allmählich so intim geworden, dass sie, wie bereits erwähnt, im Juni 1808, während Frau Fernow sich im hochgradigen Stadium der Schwindsucht befand

den ebenfalls leidenden Freund nach Liebenstein begleitete, wo sie sechs Wochen mit ihm zubrachte. Als Frau Fernow dann im September gestorben war, zog der inzwischen kränker gewordene Freund — er litt an Pulsadergeschwulst — in das Haus seiner Freundin, während die Fernow'schen Kinder auswärts untergebracht wurden. Trotz ihrer liebevollen Pflege starb Fernow, in ihrem Hause, am 3. Dezember 1808. Über das Verhältniss ihrer Mutter zu Fernow hat sich Adele Schopenhauer später (in den von ihr herausgegebenen Memoiren der Mutter) folgendermaassen ausgesprochen:

„Er war ihr Freund und Lehrer, ordnete ihre ungeregelten und mangelhaften Kenntnisse, lehrte sie das Verständniss der Antike, die ihr früher fern lag, und gab besonders ihrem durch Augustin in Paris technisch bereits entwickelten Talent zur Malerei, die Basis der Kunstkenntnisse, welche ihr später die Herausgabe einiger in dies Fach schlagender Schriften möglich machten. Er war ein edler, am Leben selbst zu grosser Tüchtigkeit gereifter Mann und wandte ihr eine sehr ernste Neigung zu. Was sie für ihn zu thun durch sein Leiden veranlasst ward, ist aus ihrer mit grossem Beifall aufgenommenen Biographie Fernow's zu ersehen; aber nicht mit welcher Zartheit er alles, was in seiner Macht stand, für sie that: ich möchte sagen, es sei von ihm jeder Halt und jeder Schmuck ihres späteren Lebens ausgegangen und sein Geist habe in jeder bedeutenden Stunde desselben auf sie rückgewirkt, wie in ihrer Jugend das Andenken des Predigers Jameson."

Die hier erwähnte Biographie, in der sie ihrem Freunde auch öffentlich ein Denkmal setzte, war betitelt „Carl Ludwig Fernow's Leben, herausgegeben von Johanna Schopenhauer" (Tübingen, Cotta, 1810). Das Buch ist mit einem schönen Titelkupfer geziert, Fernow's Porträt, nach der Zeichnung Gerhards von Kügelgen. Diesen berühmten Maler und Freund Fernow's lernte Johanna Schopenhauer beim Begräbniss Fernow's kennen, zu dem er von Dresden herübergekommen war. Sie trat alsbald in Korrespondenz mit ihm: in der Varnhagen'schen Autographensammlung (auf der Königlichen Bibliothek in Berlin) wird ein Brief von ihr an Herrn von Kügelgen vom 4. Februar 1809 aufbewahrt, in welchem sie ihm das kurz vorher stattgehabte Maskenfest beschreibt, bei dem sie selbst nebst Arthur und Adele mitgewirkt hatte. Kügelgen steuerte zu der Fernow-Biographie auch eine Anzahl Fernow'scher Briefe an ihn bei. Im folgenden Jahre suchte sie Kügelgen in Dresden auf. Goethe's Freundin, die schöne Malerin Luise Seidler, berichtet darüber in einem Briefe an Pauline Gotter, vom 20. September 1810: „Es herrscht auf der Gallerie, namentlich durch die Schopenhauer, seit einiger Zeit ein unausstehliches Cabaliren, um die interessantesten Menschen, als Kügelgen u. s. w. an sich zu ziehen. Mir hat das manchmal ordentlich weh gethan, denn die Menschen vergessen alles über ihre kleinliche Selbstsucht." Über den neuen Freund Kügelgen liess sie sich alsbald auch schriftstellernd vernehmen. Noch vor dem Erscheinen von „Fernow's Leben" veröffentlichte sie in Bertuch's „Journal des Luxus und der Mode" (1809) einen „Brief über Gerhard von Kügelgen's Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder", und in folgenden Jahren zwei weitere Briefe „über Gerhard von Kügelgen und Friedrich in Dresden." Kügelgen malte auch ein grosses Ölporträt Johanna Schopenhauer's, das er bereits 1809, gleichzeitig mit den Bildern Goethe's und Wieland's, angefangen zu haben scheint, 1810 hat sie ihm dann in Dresden wieder gesessen, aber erst 1814 wurde das Bild vollendet, welches sich jetzt auf der Weimarischen Bibliothek befindet. H. Düntzer hat dies Porträt in einem guten Holzschnitt vervielfältigen lassen. Es ist ein Brustbild und zeigt uns eine reife, aber noch jugendliche Frau, der leicht vorgeneigte Kopf in üppigem Lockenschmuck, grosse, schmachtende Augen und ein sinnlicher Mund, ein stolzer, mit einer Perlenkette geschmückter Hals, ein voller Busen aus dem mit Spitzen geschmückten, weit ausgeschnittenen

Kleide hervorleuchtend. Etwas werden wir von der Ähnlichkeit dieses Bildnisses freilich abziehen müssen, denn Luise Seidler, die mit Kügelgen inzwischen auch gut bekannt geworden war, sagt uns: „Kügelgens Bilder waren sehr elegant und stets geschmeichelt, weshalb sie immer gefielen.“ Wir können es bei dem Anblick dieses Bildes begreifen, dass Johanna Schopenhauer, nachdem sie die Wittwe eines Mannes geworden, dem sie eingeständlich nicht aus Liebe gefolgt war, nicht danach angelegt war, ihr übriges Leben ohne jeden männlichen Umgang zu vertrauern. Dass sie sich eng an Fernow anschloss, dass sie dann die Freundschaft des ebenfalls verheiratheten Kügelgen suchte, wird ihr daher niemand zum ernstlichen sittlichen Vorwurf machen. Über diese Verhältnisse wird auch der Sohn ihr keinen Vorwurf gemacht haben, wenn er es auch gewiss im Stillen schmerzlich empfunden haben wird, dass der Vater, dem doch die Mutter ihre äussere glückliche Lage allein verdankte, der sie auf den Händen getragen hatte, so bald vergessen war, ja dass sie — in einem an ihn gerichteten Briefe vom 28. April 1807 — über „ihre verlorene Jugend“ klagte, und wenig über ein Jahr nach dem Tode des Gatten von der ersten Reise nach Weimar schreiben konnte: „nie hat mir eine Reise mehr Vergnügen gemacht“ und bald darauf (den 17. November 1806): „ich lebe hier fortdauernd ruhig und folglich glücklich, seit lange, seit meinen Kinderjahren bin ich nicht so glücklich als jetzt gewesen.“ Nicht minder schmerzlich wird er es empfunden haben, dass er auf der Mutter ausdrücklichen Befehl in einem fremden Hause wohnen musste, während sie ihren Freund Fernow bei sich wohnen liess. Aber er schwieg, und wir haben gesehen, dass noch im Jahre 1811, als er zuletzt bei der Mutter einkehrte, sein Verhältniss zu ihr ungetrübt war. Aber er konnte nicht schweigen zu einer so groben Verletzung der dem Andenken seines Vaters schuldigen Pietät, wie es sich die Mutter durch die Anknüpfung des Verhältnisses zu dem vierzehn Jahre jüngeren Mann hatte zu schulden kommen lassen, den er im Mai 1813 am häuslichen Herde vorfand. Es war sehr natürlich, dass er, als ihm diese „häuslichen Verhältnisse“ zuerst entgegentraten, sofort umkehrte, da er in dem mütterlichen Hause keine Heimath mehr erblicken konnte. Als er am 5. November von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, hatte er daher die Absicht gehabt, sich eine eigene Wohnung zu suchen: erst als ihn die Mutter „mit Thränen bat bei ihr zu wohnen“ und versicherte, dass er sich „eine falsche Idee“ von ihrer Beziehung zu Gerstenbergk mache, hatte er nachgegeben und, gegen einen verabredeten Pensionspreis, sich bei der Mutter in Kost und Logis gegeben. Im Januar 1814 hatte er mit Bewilligung seiner Mutter den schon genannten, in dürftigen Umständen lebenden Universitätsfreund Joseph Gans aus Berlin nachkommen lassen, für den er der Mutter ebenfalls ein Zimmer abmiethete und der mit an der gemeinschaftlichen Tafel ass, wofür Arthur ebenfalls bezahlte (auch zahlte er ihm Taschengeld und versah ihn mit Kleidern und Büchern).

Im April 1814 kündigte die Mutter plötzlich ihrem Sohne und dessen Schützling schriftlich die Pension, jedoch nicht die Wohnung. Den schriftlichen Verkehr in „Geschäftssachen“ mit ihrem Sohne hatte sie schon vor dieser Kündigung eingeführt, indem sie ihm, bei einem nicht näher bekannten Anlass, geschrieben hatte:

„Seit unserer letzten verdriesslichen Unterredung habe ich mir fest vorgenommen, lieber Arthur, nie wieder von Geschäften mündlich mit dir zu sprechen, weder von angenehmen noch von unangenehmen, weil meine Gesundheit dabei leidet, darum schreibe ich, so wenig ich sonst das Schreiben unter Leuten leiden kann, die einander alle Tage sehen.“

Als Grund der Kündiguug gab sie an, dass sie bei der Pension ihre Rechnung nicht gefunden hätte, auch durch die beständige Anwesenheit des

fremden Studenten sich in ihrer Freiheit beschränkt fühle. Der wahre Grund der Pensionskündigung aber war, dass das Verhältniss zwischen Arthur und Müller von Gerstenbergk so unleidlich geworden war, dass der letztere bereits nicht mehr an der gemeinsamen Mittagstafel erschien, sondern in seinen Räumen allein speiste.

Der Sohn verlangte darauf, ebenfalls schriftlich, die sofortige Erhöhung der für sich und Gans gezahlten Pensionsbeträge. Der Brief, mit welchem ihm nun die Mutter antwortete, wirft auf die ganzen häuslichen Verhältnisse ein so grelles Licht, dass er hier, nach dem Wortlaut der ersten Veröffentlichung, unverkürzt eingerückt werden muss, nur sind die besonders markanten Stellen von mir durch gesperrten Druck ausgezeichnet. Er lautet:

„Die Einquartierung und mancherlei andere Hindernisse hielten mich ab, dir gestern zu antworten, wie ich mir doch fest vorgenommen hatte. Heute will ich es in möglichster Kürze der Reihe nach thun. An die Erhöhung deiner Pension gehe ich ungern. Wie froh wär ich, wenn ich dich und deinen Freund als meine Gäste betrachten könnte ohne alle Entschädigung! Ich sehe indess, es ist dir ganz ein Ernst, dass ich keinen Schaden durch Euch leiden soll und ich will auch nicht eigensinnig oder albern generös erscheinen. Willst du mir also für Gans so viel geben als für dich, da er nicht weniger braucht, so denke ich jetzt, da manche Ausgabe wegfällt, oder doch geringer wird, auszukommen, genau lässt sich dergleichen nie berechnen. Ich schrieb dir wegen des Trinkgelds an meine Leute, weil ich mir bewusst bin, dir wenigstens stillschweigend freie Bedienung versprochen zu haben. Mit Thränen bat ich dich, bei mir zu wohnen, das ist wahr; ich wollte nicht im Zorn von dir mich trennen. Dann wollte ich auch, dass du meine Lebensweise näher und länger ansehen solltest, damit du keine falsche Idee davon mit dir nähmst. Ich dachte auch, es würde dir gut sein, wieder einmal in einer Familie zu leben. Jetzt weise ich dir nicht die Thüre; nie kann mir solch ein Gedanke kommen, du müsstest mich denn aufs Heftigste erzürnen. Ich schrieb dir aus keinen anderen Gründen, als die ich dir meldete, was ich dir schrieb. Ich halte es nicht für gut, dass eine Mutter mit ihrem erwachsenen unabhängigen Sohne in Einem Hausstande lebt; es kommt für beide nie etwas Gutes dabei heraus. Dagegen, wenn der Sohn im Orte lebt, ist sein Besuch für beide eine Freude und Erholung.

„Ich sehe nicht ein, wohin du diesen Sommer gehen willst. In Dresden ist's traurig, in Tübingen oder Stuttgart ist's noch nicht recht geheuer, nach Berlin zurück magst du nicht. Ich würde dir rathen, dich hier einzurichten, wo du angenehmer leben und für dich studiren kannst, wie an jedem anderen Orte. Villeicht aber willst du nach Ilmenau, Rudolstadt oder in sonst eine schöne Gegend in der Nachbarschaft. Ist dies der Fall, so bist du mir, wie wir jetzt leben, willkommen und kannst bis Mitte oder Ende Mai bleiben, es wäre mir sogar sehr lieb; denn ich würde dich ungern auf vierzehn Tage oder drei Wochen ohne Noth in einen Gasthof oder anderes Logis ziehen lassen. Auf mehrere Monate wär' es ein anderes. Die Gründe warum, habe ich dir geschrieben, wenn auch der, dass es mir zu viel kostet, jetzt wegfällt, so bleiben doch die andern: genug, ich wünsche, dass du nicht für wenige Wochen dir die Last und mir das Missvergnügen machtest auszuziehen. Willst du dich auf längere Zeit in Weimar einrichten, so stehe ich gern bereit, dir mit Rath und That dabei zu helfen. Da mein Quartier mir, wenn du nicht bei mir wohnst, zu gross ist, so will Müller mir die Last der Miethe dadurch erleichtern, dass er mir die Hinterstuben abmiethet und sein Quartier vermiethet. Dies Quartier enthält fünf Stuben und ist nicht wohlfeil. Es ist uns auch nicht gleich, wer darin wohnt: eine Familie mit Kindern möchte ich ungern darin wissen. Daher ist's nicht wahrscheinlich, dass es vor Johanni vermiethet wird; sollte sich aber gegen Erwarten eine gute Gelegenheit dazu finden, ehe du verreist, so werde ich es dir sagen und wir suchen dann uns einzurichten so gut es gehen will. Ich kann dann auf kurze Zeit Gans mein Schlafzimmer geben, in

meinem Cabinet schlafen und Müller zieht in Gansens Stube, oder wir sehen sonst uns zu helfen.

„Müller verdrängt dich nicht, er weiss nichts von dem, was wir jetzt miteinander verhandeln; denn es ist meine Art, nie von dem, was ich thue oder lasse, ohne Noth zu sprechen. Ich spreche überhaupt fast nie von dir mit ihm, obgleich er nie sich so über dich ausdrückt, dass du es nicht selbst anhören könntest, weil er weiss, es würde mir weh thun, wenn er es thäte . . . Von jenen unangenehmen Vorfällen zwischen dir und Müller haben wir so viel gesprochen, dass es endlich genug sein könnte. Ich war damals mit dir nicht zufrieden, mit ihm aber auch nicht, ich sagte es ihm wie dir, er erkannte sein Unrecht, in meiner Gegenwart sich so vergessen zu haben, bat mich um Vergebung und die Sache war zwischen mir und meinem Freunde abgethan. Er war fest entschlossen, nie wieder in den gleichen Fehler zu fallen; aber es ging nicht: Ihr seid ein paar einander so entgegengesetzte Elemente, dass es knallen und brausen muss, wenn ihr zusammenkommt, ohne dass jeder deshalb an sich schlechter wäre. Das sah ich deutlich, Ihr könnt nicht nebeneinander existiren, daher traf ich die Einrichtung, nach welcher wir jetzt ganz friedlich leben und uns wohl dabei befinden. Müller hat jetzt keinen Grund, dich fern zu wünschen. Er hasst dich nicht, wie du ihn, er ist darin gerechter als du. Das Alleinessen Mittags ist ihm recht, da er jetzt viel zu thun hat, und es ist möglich, dass diese Einrichtung bleibt, selbst wenn du fort bist; im Übrigen genirst du ihn gar nicht. Dein Treiben und Wesen gefällt mir freilich nicht immer und ganz. Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht sind, wie du, zu aburtheilend ohne Noth und predigst mir zuweilen zu viel. Deswegen aber wünsche ich nicht, dass du ein tüchtiger Husar wärst, wenn auch deine Weise zu sehen und dein Eifer Andern diese Ansicht aufdrängen zu wollen, mir nicht gefällt. Ich weiss, dies ist die jetzige Art der jungen Welt, ich ertrage sie und denke, die junge Welt wird auch einst alt.

„Besonders aber verdriesst es mich, wenn du auf die schimpfst, die, ergriffen von der grossen Zeit, in der wir leben, das Schwerd zur Hand nehmen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte. Du solltest Anderen ihre Weise lassen, wie man dir die deine lässt, denke ich. Gans ist dann froh, seine angeborene Feigheit hinter dir zu verbergen und pappelt dir nach, ohne deinen Geist zu haben. Das ist gar nicht erfreulich zu hören; lieb wär's mir, wenn du solche Unterhaltung in Zukunft vermiedest.

„Warum unser Familienband dir zerrissen scheint, begreife ich nicht. Lass nur Gelegenheiten zur Theilnahme kommen, du wirst sie bei mir und Adelen nicht vermissen. Schon unsere Bereitwilligkeit, deinen israelitischen Freund aufzunehmen, sollte dir ein Beweis davon sein. Wollte ich dir meinen Freund opfern, weil ihr Euch nicht miteinander vertragt, so thäte ich Unrecht an ihm und mir. Du hast mir oft bei andern Gelegenheiten mit Recht gesagt: wir beide sind zwei — und so muss es auch sein. Genug, ich habe dafür gesorgt, dass Ihr einander wenigstens nie in den Weg treten könnt, da ich die Unmöglichkeit einsehe, dass Ihr Euch je erkennen könntet. Ich aber kenne Euch beide, jeder ist mir lieb nach seiner Art und keiner thut dem andern bei mir Eintrag, keinen werde ich dem andern opfern. Da ich aus Gründen, die ich einsah, eh ich Müllern kannte, weiss, dass wir beide nie in einem Haushalt auf die Dauer leben können, da ich weiss, dass du selbst dies nie wünschtest, warum soll ich mich von einem Freunde losreissen, der mir treu ist und helfend, so wie's Noth thut, der mir meine Existenz angenehmer macht und den ich und viele achtungswerthe Menschen für gut und rechtlich anerkennen? Bloss weil er sich, hingerissen von Zorn, Empfindlichkeit und Hitze unartig gegen dich betrug, der auch nicht artig war? Besonders da ich die natürliche Antipathie zwischen Euch anerkenne, für welche Ihr beide nicht könnt. Da wäre ich sehr ungerecht gegen mich und ihn. Lass ihn nur immer wo er ist, er thut dir keinen Eintrag. Sei mild, gut, theilnehmend gegen mich und Adele, sitze nicht immer auf dem Richterstuhl uns gegenüber und du wirst sehen, ob wir dich

lieben. Antworte mir nicht, es ist unnöthig. Wenn du deine Abreise bestimmt hast, so sag' es mir, doch das eilt nicht, ich brauch' es nicht lange vorher zu wissen."

Was das in diesem Briefe beiläufig erwähnte Verhalten Schopenhauer's der nationalen Bewegung gegenüber betrifft, so sind die Worte der Mutter, dass er auf diejenigen „geschimpft" habe, die zum Schwert gegriffen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte, so zu verstehen, dass er nur gegen diejenigen sich ausgesprochen hat, die ohne von der Natur dazu bestimmt zu sein, als Freiwillige in den Krieg zogen. Er stimmte hier eben ganz mit Goethe überein, der sogar noch weiter ging und zu Luise Seidler äusserte: „es sei unrecht von den Studirenden und Professoren, mit in den Kampf zu ziehen da jetzt schon so viel geschehe, dass dadurch Wissenschaften gestört etc. würden." Wie Schopenhauer im Allgemeinen über den Krieg gegen Napoleon dachte, hat er in seinem Briefe an F. A. Wolf vom 24. November 1813 ausgesprochen: „Über die glückliche Befreiung Teutschlands und eben dadurch der höheren Kultur vom Drucke der Barbaren, wäre es überflüssig Ihnen meine Freude zu schildern." Auch wandte er den ins Feld Ziehenden seine thätige Theilnahme zu. Seinem Freunde Helmholtz, der als Lieutenant mitging, schaffte er die Uniform an und gab ihm einen Sophokles mit. Einem anderen Freunde schenkte er einen kostbaren Säbel. Von sich selber aber sagte er, in dem lateinischen Gesuchschreiben an die Jenaer Fakultät um Zulassung zur Promotion in absentia, er habe sich nicht sowohl deswegen, weil er, nach Verlust der Danziger Staatsangehörigkeit, in keinen neuen Staatsverband eingetreten sei, vom Eintritt in das Heer dispensirt, als vielmehr, weil er davon durchdrungen wäre, dass er nicht dazu geboren sei, mit der Faust, sondern mit dem Kopfe dem Menschengeschlecht zu dienen, und dass sein Vaterland grösser sei als Deutschland. Ebenso sagte er in dem eben citirten Briefe an Wolf: „Ich bin wie Sie sehn den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengetümmel treu geblieben. Vielleicht wird es Mancher tadeln: aber ich bin mir bewusst Recht gethan zu haben, dass ich nicht in einen Wirkungskreis trat, in welchem ich nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verliess, in welchem ich, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe." Endlich heisst es in der Selbstbiographie von 1819: es habe ihn mit Trauer erfüllt, dass sein Leben in eine Zeit gefallen sei, welche andere Tugenden erfordere als mit denen ihn die Natur ausgestattet habe.

Um auf das Hauptthema des mütterlichen Briefes zurückzukommen, so geht aus demselben klar hervor, dass der Sohn die Entfernung des Hausfreundes, der sich überdies unartig gegen ihn betragen, gefordert hat, dass die Mutter ihn aber nicht „opfern" wollte. Als er dann auf seiner Forderung noch weiter bestand und vermuthlich in deutlichen Worten ihr eröffnet hat, dass er die richtige Idee von ihrem Verhältniss zu Müller gefasst habe, erzürnte er die Mutter dadurch so sehr, dass sie ihm nun wirklich „die Thür wies": sie schrieb ihm, noch in der ersten Hälfte des Mai, den „Scheidebrief", der in seinem Wortlaut bisher nicht bekannt geworden ist. Wir wissen nur, dass der Sohn auf diesen Brief den Spruch des Livius gesetzt hat: Veritatem laborare nimis saepe ajunt, extingui nunquam und ferner: Turpe putant parere minoribus. Das heisst: die Mutter hat den Bruch herbeigeführt, weil sie von ihrem Sohne die Wahrheit nicht hören, weil sie das Opfer nicht bringen wollte, das er von ihr zu fordern berechtigt war. Sie wird aufgeathmet haben, als der Sohn Weimar den Rücken kehrte, als er nicht mehr „als moralischer Stellvertreter des Vaters" vor ihr auftrat, als er nicht mehr ihr das furchtbare Wort des Goethe'schen Orest ins Gedächtniss rief

Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild des Vaters,
Und es war mein stummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.

Freudig hat sie den Freund Müller wieder an ihrem Tische erscheinen sehen — sie lebte ihr ganzes späteres Leben in Weimar mit diesem Manne zusammen. Auf von Gerstenbergk geht die Stelle in einem Briefe Adele's an den Bruder, vom Februar 1819, von dem „Hausgenossen der sich nach dem Süden begeben zu wollen schien," wodurch, da die Mutter mitziehen wollte, Adelen „das Schlimmste was ihr hätte begegnen können drohte." Über diese charakteristische Episode in der Verbindung Johanna Schopenhauer's mit von Gerstenbergk sind wir durch einen Briefwechsel zwischen dem Letzteren und Varnhagen unterrichtet (in Varnhagens Nachlass auf der Königlichen Bibliothek in Berlin). Im Sommer 1818 nämlich waren Frau Schopenhauer und Adele mit Herrn von Gerstenbergk zu längerem Aufenthalt in Baden-Baden gewesen und auf der Durchreise durch Karlsruhe hatten sie die Bekanntschaft Varnhagens, damals preussischer Ministerresident daselbst, gemacht. An diese Bekanntschaft knüpfte nun Gerstenbergk auf der Rückreise an, indem er Varnhagen bat, ihm zur Erlangung der durch den Abgang des badischen Staatsraths von Klüber vakant gewordenen Stelle zu verhelfen, da es ihm in Weimar nicht mehr gefalle. „Ich ging", schreibt er in dem von Mannheim, den 20. August 1818 datirten Briefe, „nach Weimar, um dort in den herrlichsten Kreis zu treten, den man in Deutschland finden konnte: aber Wieland, der mich väterlich liebte, ist schlafen gegangen, Fernow starb früher, Friedrich Majer in diesem Jahre, Heinrich Meier ist auf dem Sprunge sein Leben in der Schweiz zu schliessen, Bertuch nahe dem Grabe, Stefan Schulze und Riemer gingen dem geselligen Leben durch Heirath verloren. Ich habe nur noch Goethe, der allen Anzeigen nach nicht lange mehr sein wird und Johanna Schopenhauer, die unabhängig genug ist, um auch südlicher zu ziehen."

Das bramarbasirende Wort „ich habe nur noch Goethe" ist für den Mann besonders bezeichnend: Goethe hat sich bekanntlich um diesen Regierungsrath, der im Departement des Kanzlers Friedrich von Müller arbeitete, nie bekümmert. Gerstenbergk findet Goethen deshalb lieblos: er hat die Stirn, in einem zweiten Brief an Varnhagen, den er von Frankfurt a. M. aus, den 3. September 1818, schrieb, zu sagen: „Ich liebe Goethe (als Menschen) nicht, denn er liebt beinahe Niemand als sich." In demselben Briefe heisst es noch von Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter: „Meine Reisegefährtinnen beklagen mit ihnen und mir die Kürze unseres Zusammenseins. Möge die Zukunft uns das Versäumte ersetzen. Auch den Damen hat es im Süden so gefallen, dass sie leicht ihren jetzigen Aufenthalt wechseln würden."

Varnhagen sagte dem stellenjagenden Regierungsrath in der That seine Unterstützung zu, wofür sich dieser in zwei Briefen aus Weimar, vom 4. und 30. Oktober 1818, bedankt. In dem letzten Briefe bitten „die Damen Schopenhauer Sie und auf Sie um freundliches Andenken." Erlogen ist ohne Zweifel die erste Hälfte der Schlussbemerkung: „Goethe grüsst Sie und befindet sich leidlich." Belogen hatte Gerstenbergk den preussischen Ministerresidenten auch über den Grund seiner Weimarmüdigkeit. Er hatte nämlich, im Brief vom 20. August, hervorgehoben, dass er dienstlich alle Ursache habe in Weimar zufrieden zu sein, der Grossherzog hätte ihn in sieben Jahren durch manche auszeichnende Begünstigungen zum vorsitzenden Geheimen Regierungsrath avanciren lassen, er geniesse die freundschaftlichste Neigung seines Chefs" u. s. w. An demselben 20. August schrieb er aber an den ihm befreundeten Politiker Lindner in Baden-Baden, dass ihm ein jüngerer Kollege, der Geheime Hofrath Schweiger in Jena, vorgesetzt und zum Geheimen Staatsrath und Mitglied des Conseils ernannt sei, und desshalb wolle er den weimarischen Staatsdienst mit dem badischen vertauschen. Diesem Lindner dankt er in demselben Briefe auch „für Alles, was

Sie für Dame Schopenhauer und mich in Baden thaten", und übermacht ihm „die schönsten Empfehlungen von mir und meinen Damen." Trotz der bei Lindner und Varnhagen gethanen Schritte blieb von Gerstenbergk in Weimar sitzen, wo er erst nach weiteren elf Dienstjahren zum Vicekanzler befördert wurde.

Eine öffentliche Anerkennung als „Dichter", wohl die einzige ihm zu theilgewordene, erlebte er 1819, indem Johanna Schopenhauer in der Vorrede zu ihrem ersten Roman Gabriele (3 Bände, Leipzig 1819, 1820) schrieb (Bd. 1, S. VIII):

„Ich fühle mich in meinem Gewissen verpflichtet, zu bekennen, dass . . . . die in diesem Buche enthaltenen Gedichte nicht von mir sind. Ich danke sie einem Freunde, den ich gern vor der Welt nenne. Friedrich von Gerstenbergk, von dem wir schon so manches schöne Lied, so manche zarte Dichtung mit Dank und Freude empfingen, der Verfasser der ‚kaledonischen Erzählungen' und der ‚Phalänen' steuerte meine Gabriele mit diesem Schmucke aus."

Der Schmuck besteht in mehr als mittelmässigen, schwülstigen Liebesgedichten „des Freundes, den sie gern vor der Welt nennt."

Er war eben so recht ein Mann nach ihrem Herzen. Von ihm konnte sie auch sagen, was sie einst von de la Motte Fouqué sagte und uns ein an Luise Seidler gerichteter Brief des Arztes Kieser aufbewahrt hat:

„Ich traf nebst andern, kleinern Geistern Goethe und Fouqué bei der Schopenhauer . . . Beide sassen neben einander. Erst bei solchen Kontrasten fühlt man was uns Goethe werth ist, wie in ihm der wahre, ernste, tiefe deutsche Sinn wohnt, während bei Fouqué nur die normännische . . . Geschwätzigkeit und Witz auf deutschen Verstand und Witz gepfropft erscheint. Die Weiber werden Fouqué lieben, besonders die oberflächlichen: — Mad. Schopenhauer sagte ganz naiv: sie fände sich ganz mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, während sie Goethe als das ewig Unerreichbare, Hohe, Herrliche fürchte."

Dass das Verhältniss Johanna Schopenhauers zu von Gerstenbergk zeitlebens fortbestanden hat, wenn sie auch seit ihrem Wegzuge von Weimar (Juli 1829) nach Bonn getrennt lebten, ersehen wir aus den Mittheilungen Karls von Holtei über sie. Derselbe hatte im Frühjahr 1827 ihre persönliche Bekanntschaft gemacht und war dann 1828 nach Weimar zurückgekehrt, um dort einen Cyklus deklamatorischer Vorträge zu halten. Die damals 62jährige Schopenhauer hatte ihn sehr in's Herz geschlossen. Einmal machten sie einen zweitägigen Ausflug nach Jena zusammen und wurden bei ihrer Rückkunft „mit gutmüthigem Spott überschüttet wegen ihres zärtlichen Verhältnisses." Nach Holtei's Abreise traten sie in intimen Briefwechsel. Am 26. September 1828 meldet sie ihm:

„Und noch Eins, lieber Holtei, ich vertraue Ihnen ein Geheimniss an, um das bis jetzt ausser Adele und Gerstenbergk niemand weiss . . . ich verlasse im nächsten Sommer Weimar wahrscheinlich auf immer! G. ist hier der Einzige, den zu verlassen mir recht schmerzlich werden wird." . . .

Als Holtei im folgenden Jahre daran dachte, nochmals nach Weimar zu kommen, schrieb sie ihm, 19. Februar 1829: „ich denke, Sie kommen. Adele freut sich darauf, auch Gerstenbergk." Nachdem sie dann an den Rhein übergesiedelt war, schrieb sie, Unkel bei Bonn, 7. Juli 1830:

„Nur Wenige verstehen mich und vertrauen mir so ganz, wie Sie. Ausser Adelen und Gerstenbergk vielleicht keiner. Und selbst diese vielleicht nicht ganz so wie Sie."

Sie stand mit Gerstenbergk in fortgesetztem brieflichen Verkehr, wie sie denn an Holtei — Unkel 26. Februar 1831 — meldet, dass bei Goethes gefährlicher Krankheit „Gerstenbergk jede Woche ein paar Mal Nachricht von ihm gegeben habe."

Wenn die lebenslängliche Scheidung zwischen Mutter und Sohn aber auch ihren obersten Grund in dem soeben erörterten Verhältniss zwischen Johanna Schopenhauer und Friedrich Müller genannt von Gerstenbergk hatte, so haben doch noch manche andere Ursachen mitgewirkt. Der ernste, tiefethische Charakter

des Sohnes musste sich von dieser leichtfertigen, oberflächlichen, herzlosen, die Mutter völlig verleugnenden Weltdame abgestossen fühlen. War dies doch nicht minder bei ihren eigenen Blutsverwandten der Fall. Im Jahre 1814 schrieb ihre bei der verarmten Mutter in Danzig lebende Schwester Julie, nachdem sie sich über Johanna's „ungerechte Anklagen und Beschuldigungen" auf das heftigste beschwert hatte:

„Sollten wir mehrere solcher Briefe von dir erhalten, die Mutter und ich würden zu Grunde gehen."

Im Jahre 1832 lobte dieselbe Julie Trossiner, einem sie besuchenden Verwandten, Professor Nicolovius, gegenüber, ihren Neffen Arthur, „dass er sich von dem fabelhaften Leben, Treiben und Schreiben seiner Mutter ganz fern halte."

Ihre hässlichen Charaktereigenschaften treten aber nicht nur im Verkehr mit ihren Familienangehörigen hervor, auch Fernerstehende haben ein unangreifbares Zeugniss wider diese Frau abgelegt. So schreibt die schon genannte Malerin Luise Seidler über ein Zusammensein mit „Madame Schopenhauer" im Sommer 1810 an den Arzt Schröder (Dresden 4. Januar 1811):

„Sie wissen noch nicht wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie sehr er sich meiner annahm . . . Man hat mir oft sehr wehe gethan, besonders die Schopenhauer. Kein Tag verging, wo sie mich nicht durch Worte oder Mienen zu kränken suchte. Goethe erschien mir da als ein rechter Schutzengel und Rächer; er brachte zehn Tage in Dresden zu und übersah mit einem Blicke meine Lage. Oder wollte er die Andern demüthigen? Ich weiss es nicht, aber er war mir ein väterlicher, aufmerksamer, gütigster Freund, der die grössten Aufmerksamkeiten für mich hatte . . . mich überall mit hinnahm, mich in Allem auszeichnete, und sich ausser Seebeck, der beständig mit ihm war, garnicht um die Andern bekümmerte. . . . Ach wenn man so allein steht, ist jedes freundliche Wort so viel werth, und nun nach so vielen Kränkungen sich so entschädigt zu sehen!"

Franz Passow berichtet in einem sehr ausführlichen Briefe an Heinrich Voss vom 12. März 1810, über eine unverantwortliche Intrigue der Schopenhauer, durch welche Goethe und Passow zwei Jahre lang getrennt wurden, bis durch einen gemeinschaftlichen Freund Goethes und Passows die Sache aufgeklärt wurde. Nebenbei giebt dieser Brief auch eine ungeschminkte Charakteristik der „Repräsentationsthees der beweglichen und geschwätzigen Madame Schopenhauer", zu denen Passow sich zwar regelmässig einfand, aber „selbst wenig theilnehmend, weil der ewig mit aufgesperrtem Maul l a c h e n d e und j a c h t e r n d e f r i v o l e Ton des Thees nicht in mein Fach gehört."

Ein grosser Menschenkenner, der berühmte Kriminalist Anselm Ritter von Feuerbach, traf mit Frau Schopenhauer 1815 in Karlsbad zusammen und schrieb über sie Folgendes in seinem Tagebuche:

„Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Wittwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauterm Verstande aufgeschosst ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen. Das Gänschen, ihre Tochter: ‚Ich habe für Blumenmalerei das vorzüglichste Talent'".

Als von diesem Tagebuchsblatte, im Jahre seiner Veröffentlichung, Arthur Schopenhauer durch seinen Freund Frauenstädt Kenntniss erhielt, dankte er für die Mittheilung und bemerkte dazu: „Die Charakteristik ist n u r g a r z u t r e f f e n d. Habe, G o t t v e r z e i h m i r ' s, lachen müssen."

Es war vierzehn Jahre nach dem Tode der Mutter, als er diese vertrauliche Äusserung machte, aber er hat es nicht immer mit Humor getragen, eine Frau von solchen Charaktereigenschaften zur Mutter zu haben. Fünf Jahre nach der Trennung von seiner Mutter schreibt J. G. Quandt, der Freund Adele Schopen-

hauer's, über ihn: „ich glaubte tief in seinem Herzen die Zuckungen eines ungeheuren Schmerzes gewahr zu werden, welcher die Erinnerung an eine furchtbare Epoche seines Lebens zu begleiten schien."

Wie sich die Mutter nach der Trennung von ihrem Sohne diesem gegenüber verhalten hat, wissen wir aus verschiedenen Mittheilungen von Zeitgenossen. Zunächst verbot sie auch Adelen die Fortsetzung des geschwisterlichen Verhältnisses zu ihm: erst der Vermittelung J. G. Quandt's gelang es, im Jahre 1819, die Mutter dazu zu bewegen, dass sie ihrer Tochter die Erlaubniss gab, mit Arthur wieder zusammenzutreffen. Über eine spätere Zeit (1827—1828) erzählt K. von Holtei: „Von dem Sohne war sie längst völlig geschieden. . . . Sie vermied ängstlich von ihm zu reden, ihn erwähnen zu hören, und wurde zufällig, aus Versehen, sein Name genannt, dann schwieg sie, sichtbar verstimmt; sie, deren umgängliche, nachsichtige Heiterkeit sich sonst niemals veränderte."

Von einem ungenannten Freunde wird berichtet, dass sich einst die Mutter bei ihm bitter über den Sohn beklagte, aber doch bekannt habe: „Wahrheitsliebe ist seine grösste Tugend; nie habe ich eine Lüge aus seinem Munde gehen hören."

Die sämmtlichen Briefe Arthurs an sie hat sie vernichtet oder deren Vernichtung durch die Tochter angeordnet: vermuthlich, damit die Wahrheit über die Ursache der Trennung nicht einst an den Tag komme.

In ihrem Roman „Die Tante" hat sie Arthur unter dem Namen „Lothario" als einen paradoxen Sonderling auftreten lassen.

Von seiner geistigen Grösse hat sie nie eine Ahnung gehabt. Bei dem Erscheinen der ‚Vierfachen Wurzel des Satzes vom Grunde' spottete sie: „Das sei wohl etwas für Apotheker", und als der Sohn darauf erwiderte, man werde es noch lesen, wenn von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde, sagte sie: „von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein."

Bekanntlich erbt nach Schopenhauer's Lehre der Charakter vom Vater, die Intelligenz von der Mutter. Für sich selbst konnte er daher darüber beruhigt sein, dass die Charaktereigenschaften der Mutter auf ihn nicht übergegangen seien. Die unbestechliche Wahrheitsliebe, die edle Gradheit, das bis zur Starrköpfigkeit gehende Festhalten an den einmal gefassten Beschlüssen, der stolze Unabhängigkeitssinn, der Ernst der Lebensauffassung — alle diese Charaktereigenschaften hatte er von seinem Vater geerbt, während die Heftigkeit des Temperaments wohl auf Rechnung seines mütterlichen Grossvaters zu setzen ist. Dass aber seine geistige Begabung ein Erbtheil der Mutter sei, dieser Überzeugung hat er nicht nur in der Aufstellung der Lehre von der „Erblichkeit der Eigenschaften" Ausdruck gegeben, sondern hat auch sonst keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die hervorragenden Verstandesgaben und das schriftstellerische Talent seiner Mutter hervorzuheben. In den verschiedenen selbstbiographischen Skizzen unterlässt er nie, seine Mutter als „berühmte Schriftstellerin" aufzuführen. „Alles kommt darauf an", sagt er in den ‚Parergis' „wie Einer aus den Händen der Natur hervorgegangen sei, welcher Vater ihn gezeugt und welche Mutter ihn empfangen habe, ja, auch noch zu welcher Stunde; daher man keine Iliaden schreiben wird, wenn man zur Mutter eine Gans und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat."

Waren Johanna Schopenhauer's Romane und Novellen auch weit davon entfernt, Kunstwerke zu sein, so offenbaren sie doch eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Goethe's Lob der ‚Gabriele', in der er u. a. „das Problematische mit grosser Klugheit behandelt" fand, war daher keineswegs unver-

dient, wenn auch diese günstige Besprechung in erster Linie ein Zoll des Dankes war, den der grosse und herzensgute Mann ihr dafür abstattete, dass sie einst seiner ihm angetrauten Gattin als die erste ihr Haus geöffnet hatte. In die Ausgabe letzter Hand seiner ‚Werke‘ hat er diese in ‚Kunst und Alterthum‘ (4. Band. 3. Heft 1823) niedergelegte Kritik freilich nicht aufgenommen und der „Hofräthin“ Schopenhauer auch in den ‚Tages- und Jahresheften‘ nirgends erwähnt, während er Arthur Schopenhauer's daselbst zweimal mit Auszeichnung, und ebenso Adelens gedachte.

In dem Porträt, welches Johanna Schopenhauer als alte Frau vor dem 1830 erschienenen 1. Bande der Gesammtausgabe ihrer Schriften darstellt, glauben wir eine deutliche Ähnlichkeit, in Stirn, Augen und Nase, mit den Gesichtszügen zu erkennen, die die Bilder ihres grossen Sohnes im Alter zeigen. So hing er geistig doch mit ihr zusammen, wenn auch der grösste moralische Gegensatz zwischen ihnen sie einst und für immer auseinander geführt hatte.

Uwe Jens Lornsen.

Zur Erinnerung an einen deutschen Patrioten.

Von
GEORG STAMPER.

Wirthschaftliches Streben und Sorgen nimmt heute allzusehr die Kräfte der ringenden Gegenwart gefangen; selten dass unsere Tage jenem politischen Idealismus ganz gerecht zu werden vermögen, wie wir ihn nach den Freiheitskriegen, dann nach der Julirevolution in unserem Vaterlande lebendig gesehen, dessen Ziele und tastende Versuche nach der deutschen Einheit, wie es Fürst Bismarck einmal sagte, „von der Pfanne brennen mussten“, der aber die Nothwendigkeit klar erkannt hat und den Segen, zu dem es dem Ganzen gedeiht, wenn der Einzelne in den Prüfungen und in der Zucht politischer Kämpfe lebt und seinen Charakter stählt, der am letzten Ende doch stets das Wichtigste, das Entscheidende in aller Geschichte bleibt.

Wie wahr ist jenes Wort von dem Naturgesetze der Undankbarkeit, jener Untugend des hastig dahinlebenden Tages, der es liebt, die führenden Männer schnell abzunutzen und zu vergessen. Wohl steht uns heute ein Recht des Urtheils zu über die Generation unserer Väter; denn dem geeinten Vaterlande und seiner Entwickelung danken wir eine Fülle lebendiger politischer Ideen, in deren gesicherten Besitz jene erst nach langer Zucht durch das Geschick wie durch den eigenen Willen am Ende ihrer Schaffenszeit gelangten; allein es ziemt uns darum nicht, der Ehrfurcht uns zu entschlagen und das Gedächtniss derer zu verwischen, die reiche Saat gestreut im Kampfe um die Güter nationaler Gesittung. In ihrer langen Reihe steht nicht an verborgenem Platze Uwe Jens Lornsen, der Begründer der modernen schleswig-holsteinschen Verfassung, jener tapfere, so tiefunglückliche Mann der durch seine liberalen Forderungen dem schon kräftig erwachten National-

gefühl eine Bühne geschaffen, auf der ein Menschenalter nach seinem Hingange jener welthistorische Streit entfacht ward, der in seinen letzten Folgen uns das geeinte Vaterland erringen sollte.

Welcher Wirkung auf seine Landsleute war der Mann gewiss, wenn seinem geistvollen Munde in feuriger und unwiderstehlicher Beredsamkeit die Gedanken entströmten, wenn er sich erhob, die hohe, kraftstrotzende, nordische Seemannsgestalt, das Haupt umwallt von dichtem, buschig gelocktem, hellem Blondhaar, unter dem die tiefen blauen Augen die zündende Leidenschaft des Redners verriethen; leider nagte ein halb wirkliches, halb als unheilbar eingebildetes Leiden an seinem Leben. An dem Tage, da er zu Keitum geboren ward (18. November 1793), als der Nachkomme friesischer Seeleute, war sein Vater, ein Kapitän und Rathmann von Sylt, fern von der Heimath im Sturm auf dem Weltmeere. Erst den vierjährigen Burschen sah er als seinen Sohn, da er heimkehrte, um das Erworbene zu geniessen und nach echter Friesenart als Landwirth zu leben auf dem freien Eigenen, eingedenk des Wortes: „Lewer dued üs Slav“.

Der Sohn ward nach Familientradition zum Seemanne bestimmt, und der junge Lornsen half die Angriffe englischer Kreuzer und die Räubereien von deren Mannschaft auf den friesischen Inseln kräftig abwehren; denn die dänischen Schiffe hatten um 1810 einen bösen Stand gegenüber den englischen Kreuzern, da Dänemark auf der Seite Napoleons focht. Nach neunmonatlichem Dienst auf einem amerikanischen Schiffe des Seemannslebens überdrüssig, entschloss sich Lornsen für ein akademisches Studium und bezog nach einer Vorbereitung auf der Schleswiger Domschule 1816 die Universität Kiel, die er 1818 mit Jena vertauschte. Hier kam der junge friesische Recke mit den breiten Schultern, dem unerschrockenen Muthe und dem derben Humor mitten hinein in das burschenschaftliche Treiben; die allgemeine deutsche Burschenschaft, der erste Nationalverein unserer Geschichte, hat in ihren Denkwürdigkeiten neben dem Namen Heinrichs von Gagern auch den Lornsen's aufbewahrt; und da er in das stille Schleswig-Holstein heimkehrte und nach Ablegung der Prüfung sich für eine praktische Thätigkeit entscheiden sollte, stand dem jungen Brausekopf, den die Welterfahrung des Vaters vor den Enttäuschungen der philhellenischen Freiheitskämpfer zu bewahren wusste, nur der Weg nach Kopenhagen offen, den vor ihm so zahlreiche junge Talente der Nordmark betreten hatten; denn trotz Dahlmann's und seiner Genossen Wirken in den „Kieler Blättern“ fühlten sich Friesen und Holsten wie Jüten und Seeländer noch als loyale Unterthanen der langweiligen Oldenburger, die die dänische Krone trugen. Welche Geschicke hatten diese Elbherzogthümer erfahren, diese klassischen Lande einer Fülle natürlicher und sozialer Gegensätze auf dem engsten Raume! Auf Geest- und Marschland zwischen Buchenwäldern und Weiden, an der stillen Wattensee und den Föhrden des blauen baltischen Meeres, auf den Halligen der Nordsee wie auf den Dünenreihen der friesischen Inseln hausten die tüchtigen,

aber in einem vierhundertjährigen Sonderleben vom übrigen Deutschland abgetrennten Stämme der Holsten und Friesen, die noch einmal wie einst in den Kämpfen gegen die Unionskönige des Nordens als deutsche Markmannen sich erheben sollten. Neben adligen Gütern und Klosterbezirken treffen wir freien bäuerlichen Besitz, neben den Pröbsten und „Verbittern" die autonomen Sylter „Landesbevollmächtigten", und trotz des harten Schuldgesetzes auf dem „Kieler Umschlage" ein städtisches Leben in Husum und Tönningen, dessen Gedeihen nur darum nicht möglich war, weil der englische Schmuggel ihm keine Entschädigung für die fehlende wirthschaftliche Verbindung mit dem deutschen Hinterlande zu bieten vermochte. War doch auch wie einst schon früh Lübeck, das altholsatische Hamburg längst seines eigenen Weges gegangen, da an Stelle der glorreichen Schauenburger, Fürsten gekommen waren, die die Nordmark auszubeuten wussten. Und doch hatte einst die Erhaltung der alten Verbindung zwischen dem dänischen Lehen Schleswig und dem Reichslehen Holstein, die mit so viel Blut besiegelt worden, den Ausschlag gegeben, an jenem für vier Jahrhunderte schicksalsvollen Märzentage des Jahres 1460, da zu Ripen die Landräthe Schleswig-Holsteins den „Karsten avern Belte", den Dänenkönig Christian I. kürten zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, er sollte, dahin ging die Meinung des stolzen transalbingischen Adels, die Herrschaft führen, nicht als ein König zu Dänemark, sondern als ein „Herr dieser Lande". Der berühmte Schwur, den er und alle seine Nachfolger leisteten: „dat se bliwen up ewig tosamede ungedeelt", ward das Palladium für die Untrennbarkeit der Lande, und auf dieser beruhte ihre ganze Zukunft in deutscher Gesittung. Ward auch Schleswig verwickelt in die skandinavischen Händel, so besassen die Gottorper Herzöge, denen später die Lande zufielen, doch stets Stücke von Schleswig und von Holstein, und jahrhundertelang landtagten beide Herzogthümer zusammen. Deutsch war die Sprache bis hinauf ans Meer, und neben dem „jütischen Low" und der Eintheilung des Landes nach „Harden" finden wir von der Königsau bis zur Elbe wenige Spuren dänischen Einflusses. Das „Königsgesetz" von 1665, das den „Alleingewaltskönigen" in Dänemark die absolute Herrschaft sicherte, galt in den Herzogthümern nicht; noch machte sich der Gegensatz zwischen dem verschlagenen dänischen und dem ernsten deutschen Wesen, der bürgerlichen Bureaukratie und dem altständischen adligen Selfgovernment kaum bemerkbar, waren doch die Dänenkönige deutschen Blutes und deutscher Bildung, während der schleswigholsteinsche Edelmann Dänemark regierte. Es war noch lebendig bis tief ins 18. Jahrhundert, jenes Gemeingefühl baltischer Kultur, das als eine Hinterlassenschaft der grossen Tage unserer Hansa die Mittelpunkte geistigen Lebens am Baltischen Meere, Lund, Kopenhagen, Kiel, Rostock, Greifswald und Königsberg einander verband. Was Wunder, wenn sich ein unduldsames Selbstgefühl in diesem Adel zu regen begann, während das kernige Bürgerthum im 16. und 17. Jahrhundert durch seinen Kunstfleiss sich auszeichnete;

Carstens nachher und Niebuhr sind transalbingische Künstlertypen in Art und Unart. Stollberg und Voss, Boie, Jacobi, endlich Matthias Claudius, bezeichnen den Antheil, den diese Gebiete an Deutschlands Geistesleben während des Jahrhunderts der Aufklärung nahmen. Seit Schleswig 1658 ein souveränes Herzogthum geworden, waren die Landtage, nicht ohne eignes Verschulden, verfallen. 1675 tagte der gesammte Landtag zum letzten Male, 1711 noch einmal Prälaten und Ritter, ohne die Städte; es blieb das 18. Jahrhundert hindurch jener ständische Ausschuss der Sieben mit ihrem Sekretär bestehen, allein auf diesem nexus socialis der Ritterschaft beruhte im wesentlichen die alte staatsrechtliche Untrennbarkeit der Herzogthümer. Trotz les Eides, den König Friedrich IV. sich 1721, da er den königlichen und len Gottorp'schen Antheil an dem Lande in seiner Hand vereinigte, von Prälaten, Rittern und Beamten leisten liess, „ihm und seinen Erbsuccessoren n der Regierung secundum tenorem legis regiae treu, hold und gewärtig u sein“, konnte die Erbfolgeordnung des „Königsgesetzes“ auf Schleswig-Holstein dennoch rechtlich nicht in Anwendung kommen. Der dynastische Stolz der dänischen Herrscher, wie das nationale Bewusstsein ihres Volkes rwachten, ohne dass das nationale Empfinden der „treuen Holsten“ darin ine Gefahr ahnte. Struensee büsste nicht zum wenigsten darum mit dem Tode für seine Reformen, weil er ein Deutscher war. Das maassvolle Regiment des alten Andreas Petrus Bernstorff konnte unter Graf Christian Bernstorff's Verwaltung nicht den Widerstand der national-dänischen Partei nter Rosenkrantz hindern. Als dann die freche Inschrift am nördlichen Thore von Rendsburg, seit Friedrichs III. Tagen ein Monument dänischer Habgier: Eidora Romani terminus imperii, nach dem Zusammenbruch des eiligen römischen Reiches verschwunden war, ward das unbeschränkte Besteuerungsrecht des dänischen Königs in Holstein durchgeführt und dieses Land selbst dem dänischen Gesammtstaate am 9. September 1806 eingefügt. Mit sultanischer Willkür wurden alle liegenden Gründe in Schleswig-Holstein 813 bis zu sechs Prozent ihres Werthes mit der Bankhaft für die dänische Nationalbank belastet. Dänische Sprache drang mehr und mehr ein, und ennoch, da Bernadotte seinen Aufruf ergehen liess, ein Königreich Cimbrien u gründen, unter den treuen deutschen Unterthanen der dänischen Krone and er keinen Anhang. Sie klagten gemeinsam mit den Dänen über Englands Raubpolitik und verziehen dem Könige selbst sein Ausharren bei Napoleon, bis nach Wien folgten ihm die Bitten der Ritterschaft um Herstellung er alten Landesverfassung, und wie die Krone am 17. August 1816 endlich ierlichst alle Rechte des Landes bestätigt hatte, war Alles vergessen. Aber wei Tage nach dieser Bestätigung berief der König eine Kommission nach Kopenhagen, um eine neue Verfassung für Holstein allein zu entwerfen. Vor dem Volksunwillen, der sich auf dies Signal erhob, schreckte man zurück, llein man hob die Steuern weiterhin gewaltsam ohne Berufung des Landtags us. Auf Proteste der Ritterschaft drohte die Krone mit der Auflösung

ihres Ausschusses. Bekannt ist, wie nach den Karlsbader Beschlüssen die Ritterschaft mit ihrer Klage am Bundestage zurückgewiesen ward, wie man nicht genug politische Fernsicht in Frankfurt besass, um die weltgeschicht-liche Bedeutung der schleswig-holsteinischen Frage im Jahre 1823 zu er-kennen, und wie selbst die deutsche Nation noch nicht ahnte, was sich in der Nordmark für ihr Schicksal vorbereitete. In diesen Tagen finden wir den jungen Lornsen als tüchtigen Beamten in jener „schleswig-holsteinischen Kanzlei“ zu Kopenhagen, die den Centralpunkt der Landesverwaltung von Dänemark her bildete. Durch ein hartnäckiges Leiden gepeinigt, wollte er trotz glänzender Aussichten für seine Zukunft, die Musse eines Lokalamtes geniessen, und diese, wie er selbst es bezeugt, dazu nutzen, seinem Lande Dienste zu leisten. Der alte Burschenschafter fühlte den Beruf dazu in seiner Seele. Liberale und nationale Ideen waren in jener Zeit noch eng mit einander verknüpft, und Lornsen sah in der freien schwedisch-norwegischen Verfassung ein Vorbild für Schleswig-Holstein. Hatte doch der dänische Kronprinz Christian einst selbst den Norwegern ihre Bauernverfassung ver-liehen! Dahlmann hatte als Sekretär der Ritterschaft die Liebe zu den alten Rechte Transalbingiens geweckt, schon lebte hell in seinen einstigen Genossen, deren Führer jetzt Nicolaus Falck war, dass Bewusstsein ihres deutschen Volksthums, schon rang sich ein Streben empor, die Fremdherr-schaft auf diesem deutschen Boden zu bekämpfen. Die staatsrechtlichen Studien Falcks wie sein „Staatsbürgerliches Magazin“ wirkten in gemässigter Art sie wollten das alte Landrecht zu neuem Leben erwecken helfen. Allein der Sturm der Julirevolution, dessen Spuren auch hier nicht unbemerkt blieben, riefen im Volke, dessen Antheilnahme an dem Rechtsstreite der Ritterschaft nicht lebhaft genug gewesen war, ein stürmisches Verlangen wach nach der Wiederbelebung seines alten Rechtes und dessen der Zeit an-gemessener Fortbildung. Lornsen fand sich als den anerkannten Führer eines jungen Schleswig-Holstein in der dänischen Hauptstadt. Gegen den Willen seines Vaters, aber auf dem eigenen Beschlusse beharrend, hatte er sich um die Landvogtei auf Sylt beworben und diese Stellung am 17. Oktober 1830 erhalten. Noch ehe er sein Amt antrat, ging er in Kiel an die Agitation für die neue ständische Verfassung, wie er sie sich dachte. In Kopenhagen sah man der Erregung, die sich in den Elbherzogthümern vor-bereitete, mit ängstlicher Besorgniss zu, man fürchtete, es möchte sich dort ein anderer de Potter erheben, und Lornsen verstand es, die Angst der Krone zu benutzen. Er kannte das langsame, verständnisslose Regiment an der Kopenhagener Kanzlei her, und da ihm die Zeit gekommen schien zu einer Herrschaft des europäischen Bürgerthums, und er im Handeln das besass, was seine Landsleute „rum hart, klar kimming“, ein weites Herz und einen freien Blick nennen, so hoffte er für ganz Deutschland politisch zu wirken, wenn er in dem Kreise der Kieler Patrioten den Plan vorlegte wie er längst in seinem Innern lebte, und wie er hier vermittelst des um

sichtbaren Hauchs seiner edlen, uneigennützigen Gesinnung von bedeutsamer Wirkung selbst auf ältere, gereifte Männer wie Falck, Lüders, Hegewisch ward. Dahin ging die Absicht, die Herstellung der reinen Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein zu erlangen. Die Agitation für seinen Plan auf dem Lande übernahm Lornsen selbst, wenn er auch nicht überall den erhofften Erfolg in Rücksicht auf die Bereitschaft zum Handeln erzielte; mehr Förderer und Freunde der Sache zu gewinnen gelang dem damals jungen Nationalökonomen Georg Hanssen*) im Holsteinischen. Die Bewegung bedurfte indessen eines bestimmten Zieles, und dies zu geben war die meisterhaft mit dem richtigen Blick für das Wesentliche geschriebene, nur elf Seiten zählende Schrift geeignet: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein". Die Schäden der Verwaltung deckt er darin auf, den Unsegen, der aus der Heimlichkeit des Staatshaushalts entspringt, und fordert auf Grund des in der „Bundesakte" enthaltenen Versprechens von Landständen, da Schleswig von Holstein unmöglich zu trennen sei, einen für beide Herzogthümer gemeinsamen Landtag; nur ein Viertel der Volksvertretung will er dem Adel überlassen. An die Spitze aller in die Herzogthümer selbst zu legenden Behörden soll in jedem Herzogthum ein Regierungskolleg treten, über beiden ein Staatsrath, und ferner sollen beide einen gemeinsamen obersten Gerichtshof erhalten. Vollständige Trennung der inneren Angelegenheiten von Dänemark: „nur der König und der Feind sind uns gemeinsam", dahin gehen seine Forderungen. Die Ritterschaft wie der hochkonservative Herzog von Augustenburg und dessen Bruder Prinz Friedrich von Noer protestirten gegenüber diesen Forderungen. Mehr als zwei Dutzend Schriften für und wider die Vorschläge verliessen in den ersten Monaten nach Lornsens Auftreten die Presse, und die Schriften Binzers und Michelsens zeigten, wie das Bürgerthum nun die Idee der Selbständigkeit des ungetheilten Transalbingiens erfasst hatte. Lornsen, der körperlich litt, ertrug, ohne ein öffentliches fiskalisches Verfahren zu fordern, die Amtsentsetzung und eine einjährige Festungshaft in Friedrichsort und publizirte auch nicht die Akten seines Prozesses. Seinem Charakter widerstrebte dergleichen, und sein Gefühl konnte auf das Tiefste verletzt werden, wenn Freunde von einem Gnadengesuche sprachen. Während seiner Haft beschäftigen ihn lebhaft die politischen Ereignisse in Deutschland wie Studien zur historischen Begründung seiner politischen Forderungen, die er bei einem späteren, öffentlichen Auftreten für unerlässlich hielt. Doch Lornsens muthiges Auftreten war nicht ohne Erfolg. Die Krone gab am 28. Mai 1831 ihre Absicht kund, in jedem der beiden Herzogthümer, auf Jütland und auf Seeland berathende Provinzialstände nach preussischem Vorbild einzurichten, vor dem reinen Repräsentativsystem scheute man noch zurück. Die Ritterschaft, der diese administrative Maassregel nicht zusagte,

*) Vergl. den Nachruf auf Hanssen von G. F. Knapp in Band I, S. 95 ff.

und die vielleicht auch jetzt weniger sorglos als in früheren Tagen, darin ein Mittel sah, die Untheilbarkeit der Lande aufzuheben, legte eine feierliche Verwahrung dagegen ein, des Inhalts, es könne hierdurch das Landesrecht nicht geändert werden. In Folge der Berathungen über die Provinzialstände und nach dem vergeblichen Versuche des Grafen Adam von Moltke und Falck's, den gemeinsamen Landtag für die Herzogthümer herzustellen, erfolgt am 15. Mai 1834 die Anordnung zur Bildung der beiden Provinziallandtage für die Herzogthümer. Je ein Drittel der Stimmen fiel in beiden Landtagen der Ritterschaft, ein zweites und drittes Drittel der Vertretung des städtischen und bäuerlichen Grundbesitzes zu. Die Wahlen waren unmittelbar; zudem erkannte die Krone den alten nexus socialis der schleswig-holsteinischen Ritterschaft wie alle anderen, beide Herzogthümer verbindenden Rechtsverhältnisse ausdrücklich an, auch das Oberappellationsgericht in Kiel und die gemeinsame Provinzialregierung auf Schloss Gottorp traten ins Leben. Durch die Trennung der Landstände war ebenso wenig wie durch das Bestehen eines Provinziallandtags auf Jütland und Seeland hier die Untheilbarkeit aufgehoben. Die Landtage erschienen als zwei Kurien einer Ständeversammlung, deren Vereinigung vielleicht einmal eintrat; für diese Tage konnte noch Franz Hegewisch's Wort: „Für Holstein, nicht gegen Dänemark!“ die Gesinnung weiter Kreise kennzeichnen. Lornsens Forderungen hatten eine Bresche geschlagen, allein es blieb ihm selbst keineswegs verborgen, dass die nationalen Kämpfe nicht ausbleiben würden und dass sich endlich daraus die nationale Machtfrage mit Nothwendigkeit werde erheben müssen. Erst der fanatischen Nationalpartei der „Eiderdänen“, die den König zu beherrschen verstand und, mit Verzicht auf Holstein, Schleswig bis zur Eider forderte, war es vorbehalten, durch die Verletzung von Nationalgefühl, Rechtsgefühl und Freiheitsstolz die Gegensätze zu schärfen und die politische Leidenschaft mächtig zu entflammen. Nach seiner Entlassung förderte Lornsen eifrig sein Werk: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins“, das sein Landsmann, der wackere Führer Transalbingiens, Georg Beseler, nach des Verfassers frühem Tode herausgegeben. Lornsen kam auch hier zur reinen Personalunion und verlangte Selbstständigkeit des transalbingischen Staats sogar im Heerwesen. In Verbindung mit der Erbfolgefrage, da in den Herzogthümern, abweichend von der Erbfolgeordnung der lex regia, nur dem Mannesstamme die Nachfolge zustand, wagte er schon den Gedanken einer Trennung von Dänemark als wahrscheinlich aufzustellen. — Der kühne Mann, mit der starken politischen Leidenschaft zum Wirken in einem grossen Staate geschaffen, war eine von körperlichen und seelischen Leiden unstät umhergetriebene Natur. Unter der heissen Sonne Brasiliens, in Marseille und an den Ufern des Genfer Sees suchte er Heilung für seine Qualen, und der Tod einer geliebten Schwester machte ihm das Leben unerträglich, das er am 13. Februar 1838 durch eigene Hand bei Pressy am Genfer See endete.

Wir besitzen in einem seiner letzten Briefe ein Bekenntniss seines Lebens, das den erschütternden Einblick in das gramzerwühlte, aber lautere und starke Gemüth eines tragischen Helden gewährt. — Uns Nachlebenden aber ziemt es, das Andenken des edlen, deutschen Mannes dankbar zu ehren.

Nachruf auf Ludwig Laistner.

Von
WOLFGANG GOLTHER.

Am 22. März verstarb zu Stuttgart Dr. Ludwig Laistner, der gemüthvolle, tiefgründige Forscher und Dichter. Ludwig Laistner ward am 3. November 1845 in Esslingen als Sohn des verdienten württembergischen Volksschullehrers J. Ch. Laistner geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Stuttgarter Gymnasium und im Maulbronner Seminar. 1863—67 war er Zögling des Stiftes in Tübingen, wo er Theologie und Philosophie, aber auch Geschichte und germanistische Fächer studirte. Schon damals machte sich seine Neigung für Sagenforschung geltend. Nur kurze Zeit verblieb er beim theologischen Beruf, als Vikar in Winterbach an der Rems und in Aldingen am Neckar. 1870 nahm er für elf Jahre als Hauslehrer, später als Privatgelehrter seinen Wohnsitz in München. Mit Heyse und Hertz verband ihn warme Freundschaft, aus dem Verkehr mit beiden erwuchsen seinem Schaffen mannigfache Anregungen. 1889 wurde Laistner als litterarischer Berather der Cotta'schen Buchhandlung nach Stuttgart berufen. In anstrengender Thätigkeit verbrachte er die letzten Lebensjahre. Er besorgte den Text der achten Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken, übernahm die Geschäfte eines Sekretärs des schwäbischen Schillervereins und veröffentlichte daneben grosse wissenschaftliche Arbeiten. Laistner war von stattlicher, hochgewachsener Gestalt, aber von zarter Gesundheit, welche dem Übermaass der Geschäftslast endlich erliegen musste. Ein qualvolles Herzleiden warf ihn vor einigen Monaten auf's Krankenlager, von dem er trotz liebevollster Sorgfalt der Gattin nimmer erstehen sollte. Das Leben mag Laistner oft schwer geworden sein. Eine seiner hohen Bedeutung angemessene äussere Stellung war ihm nicht vergönnt, und dennoch erlahmte seine Schaffensfreude nicht.

Der schwäbische Volksstamm darf sich einer Anzahl von Männern rühmen, an deren Spitze Uhland steht, welche in seltenem, glücklichem Ausgleiche poetische und gelehrte Begabung bei ihrem Denken und Schaffen vereinigen. Der Dichter versenkt sich mit sinnigem Nachempfinden in die poetischen Schöpfungen der Vergangenheit, er fühlt gleichsam unmittelbar und erschaut, was anderen verborgen bleibt, der Gelehrte aber gewinnt die äusseren Mittel, die zum Verständniss alter Dichtungen und Sagen nöthig sind, er verschafft die Möglichkeit objektiver Auffassung, er verhindert, dass subjektive, moderne Vorstellungen in die Geisteserzeugnisse der Vorzeit hineingetragen werden. So hilft einer dem andern zum echten, tiefinnerlichen Verständniss, welches dem nüchternen, bloss kalt berechnenden Verstandesmenschen ebenso wenig wie dem geistreichen Witzbold oder dem romantischen Schwärmer jemals in gleicher Reinheit und Schönheit aufgehen kann. Zu dieser erlesenen Schaar, deren Arbeitsweise bereits durch einen gewissen künstlerischen Zug sich auszeichnet, gehört auch Laistner, dem zur echten und rechten Ausbildung solcher Fähigkeiten Wilhelm Hertz ein leuchtendes Vorbild bot. Volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit seiner wissenschaftlichen Anschauungen schuf sich Laistner schon

dadurch, dass er nicht mit fertigen Schulsätzen und Lehrbegriffen von der Universität her unmittelbar in den Betrieb der Alterthumsforschung eintrat. sondern erst geraume Zeit später in ruhiger Beobachtung aus der Ferne durch eifriges Lesen und Lernen und eigenes Nachdenken darüber, wohl daneben auch aus persönlichem Verkehr und anregender Mittheilung allmählig seine erstaunlich umfassenden und ebenso gründlichen Kenntnisse sich erwarb. Laistners Eigenart ist so bedeutend, dass wir mit deren vollen, ungehemmten Entfaltung gern auch einiges Übermaass in Kauf nehmen, das vielleicht nach längerem schulmässigem Fachstudium vermieden worden wäre.

Laistner's gelehrte Arbeiten behandeln Litteraturgeschichte und Sagenforschung, letztere auf Grund bewundernswerther sprachwissenschaftlicher, besonders etymologischer Studien. Erst spät aber reiften seine Forschungen zu selbständigen Werken, früher trat er mit Dichtungen hervor, welche übrigens im selben Anschauungskreise wurzeln. Die allererste Veröffentlichung lässt freilich die spätere Entwicklung Laistners nicht im Entferntesten ahnen. 1872 erschien seine Promotionsschrift: Das Recht in der Strafe. Den Inhalt charakterisirt der Zusatz zum Titel: Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Versuch einer Dialektik des Strafrechtsproblems. Die Arbeit ist also philosophisch, nicht juristisch; ihr Hauptzweck geht dahin, zu bestimmen, wie die alte (griechische) und neuere (Hugo Grotius bis Heinze) Philosophie und Rechtsphilosophie von der Straflehre dachte. Die poetischen Arbeiten entnehmen ihren Stoff der Sage und Geschichte. Barbarossa's Brautwerber (1875) ist ein junger Ritter Namens Konrad, der für den jungen Herzog Friedrich auf Werbefahrt entsandt, sich selber in seines Herrn erkorene Braut verliebt und sie auch aufs Württemberger Stammschloss glücklich heimführt. Die anspruchslose Erzählung ist in anmuthige, humorvolle Verse gekleidet. Die vier Novellen aus alter Zeit (Schneekind 1876; der geraubte Spielmann 1880; Heinrike 1880; unehrliche Leute 1879) verweben alte Chronikberichte mit freier Erfindung. Die erste, eine St. Galler Klostergeschichte, knüpft auch an die früher dem Mönche Kero zugeschriebenen altdeutschen Glossen an. Stimmungsvoll ist die Erzählung von den unehrlichen Leuten. Aber im allgemeinen fehlt den Novellen die volle poetische Gestaltungskraft. Sie wirken weder durch unmittelbare Lebenswahrheit noch durch anschauliche Schilderung. Auch die in Versen erzählte Geschichte von Frau Rata ist nicht besonders geglückt. Aus dem Lateinischen übertrug Laistner eine Anzahl mittelalterlicher Vagantenlieder. Die Bearbeitung, mit einer schönen Einleitung und mit nützlichen gelehrten Anmerkungen versehen, trifft den heiteren, frischen Ton der Originale und wirkt sehr gut. Zum Novellenschatz des Auslandes von Heyse und Kurz lieferte Laistner Beiträge aus dem Spanischen. 1884—87 gab Laistner mit Heyse den neuen deutschen Novellenschatz in 24 Bänden heraus. Im 4. Bande steht Laistners beste und schönste Erzählung „Bezauberte Welt“. Aus seinem Lieblingsstudium, dem der Volksüberlieferungen, kam ihm die Anregung dazu. Es ist eine schwäbische Bauerngeschichte der Neuzeit. Schilderungen des im Volke noch lebendigen Aberglaubens und der heimischen Natur fügen sich vortrefflich der Erzählung von den Schicksalen eines mit dieser Umgebung fest verwachsenen Liebespaares ein. Ich beabsichtige hier nicht einem berufenen Urtheil über Laistners dichterische Wirksamkeit vorzugreifen, aber immerhin wage ich die Behauptung, dass Laistners poetische Fähigkeit in seinen Sagenforschungen reiner und tiefer als in seinen Novellen hervortritt. In den gelehrten Schriften spielt der Poet eine bedeutende und sehr förderliche Rolle.

Aus den litterargeschichtlichen Arbeiten seien die über Ruodlieb und über das Nibelungenlied erwähnt.

Ruodlieb, der um 1030 in Tegernsee verfasste lateinische Roman, von dem wir nur Bruchstücke aus den Entwürfen des Dichters besitzen, giebt der Forschung eine Menge Fragen auf. Die Bruchstücke müssen richtig angeordnet, so gut als möglich ihrem Inhalt nach ergänzt, im Einzelnen sprachlich und metrisch sorgsam erklärt werden. Die also durch mühsame Einzeluntersuchungen erschlossene Handlung, die für die Kulturgeschichte des 11. Jahrhunderts sehr lehrreich ist, muss endlich auf ihren Ursprung geprüft werden. Seilers Ausgabe des Romanes (1882) veranlasste Laistner zur Veröffentlichung eigener, völlig selbständiger Studien, die von der handschriftlichen Überlieferung anhebend alle Fragen auf's gründlichste erörtern und eine nothwendige Ergänzung und Berichtigung zu Seilers Buche gewähren. Laistners Verdienste um die Erklärung und Würdigung des Romanes sind mindestens ebenso bedeutend wie die des Herausgebers. Nach Laistner lag die Ruodliebsage, die der deutschen Heldensage zugehört, in lateinischer Fassung fertig vor. Der Schöpfer des Romanes fügte die novellistischen Theile aus Lust am freien Fabuliren hinzu. Wir gewinnen ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Tegernseer Poeten, von der Art und Weise, wie er seinen Stoff zusammentrug und zu einem neuen Ganzen gestaltete.

Auch in die Nibelungenfrage griff Laistner ein. Als die Bruckmann'sche Verlagsanstalt 1886 die Hohenems-Münchener Handschrift (A) des Liedes in phototypischer Nachbildung herausgab, wurde Laistner damit betraut und schrieb eine werthvolle wissenschaftliche Einleitung, worin noch einmal die Lachmann'sche Ansicht vom Handschriftenverhältniss verfochten wurde. Während man neuerdings glaubt, nicht mehr das Originalgedicht, sondern zwei daraus hervorgegangene Bearbeitungen, der Nibelunge Nôt (A B) und Liet (C) zu besitzen, erblickte Lachmann in A den ursprünglichen Text, der zuerst in B, weiterhin in C überarbeitet worden sei. Laistner vermuthet, in der Urhandschrift des Gedichtes seien infolge eines Tintenfleckes mehrere Strophen unleserlich geworden, A habe diese übersprungen, im übrigen aber getreu den Wortlaut gewahrt, während B das Unleserliche durch flache Reimerei zu ergänzen und zu ersetzen suchte. A und B stellen eine Abschrift und eine Bearbeitung aus dem Konzept des Redaktors dar. Ein sicheres Ergebniss hat Laistners Abhandlung nicht erzielt, aber mit grossem Scharfsinn und in anregender Weise der Untersuchung eine ganz neue Seite abgewonnen. Das Original, wie es sich Laistner denkt, ist insofern von dem Lachmann's verschieden, als die Vorlage von A wenigstens an Strophenzahl dem in B erhaltenen Texte ziemlich nahe kam.

Auch eine fleissige Arbeit zur deutschen Grammatik verdanken wir Laistner, über die Sprache einer alemannischen Übersetzung der Benedictinerregel aus dem 13. Jahrhundert. Laistner beobachtet die Wandlung der vollen Endungsvokale des Althochdeutschen beim Übergang ins Mittelhochdeutsche und stellt für dieses Denkmal fest, dass die Endungsvokale, soweit sie nicht durch Apokope und Synkope verloren gingen, auf die drei Kürzen *e i u* eingeschränkt wurden. In den Endungen überwiegt *e* bereits sehr, *i* steht theilweise damit im Wechsel, *u* vertritt althochdeutsches *ô* vor Konsonanz.

Die Sagenforschung ist Laistners eigentliches Gebiet. Neben einzelnen eigenen Abhandlungen und Besprechungen von Büchern Anderer kommen zwei Hauptwerke in Betracht: die Nebelsagen 1879 und das Räthsel der Sphinx 1889. Wer Laistner's Schriften, besonders auch die verschiedenen Rezensionen, aufmerksam liest, thut einen Einblick in die allmälige Entwickelung und Klärung der Anschauungen des Verfassers, die in den beiden grossen Werken zum vollen Ausdruck gelangen. Laistner sucht aus der vielgestaltigen Überlieferung die einfache Grundformel einer Sage zu gewinnen und deren Ursprung festzustellen. Damit

allein ist das richtige und volle Verständniss der Mythenbildung ermöglicht. In den Nebelsagen wird ein Naturvorgang als Grundlage einer Menge von Volkssagen erwiesen. Das wogende Nebelspiel regt die menschliche Einbildungskraft zu mannigfaltiger poetischer Gestaltung an. Der Versuch, die Mythologie als dichterische Naturgeschichte auszulegen, ist uralt und oft wiederholt worden. Besonders Himmels- und Wettererscheinungen werden zur Mythendeutung mit Vorliebe herangezogen. Die natursymbolische Mythenlehre ist zweifellos berechtigt, aber sie ward namenlos übertrieben, falsch angewandt und dadurch entwerthet; es bedarf grossen Scharfsinns, um den mythischen Kern aus nebensächlichen Umhüllungen loszulösen, und feinsten poetischen Gefühles, um diesen Sagenkern aus der Natur zu deuten. Wenigen gelingt bei solchem Suchen ein glücklicher Fund. Uhland ist auch als Mythendeuter unübertroffen, wenngleich zahlreichen Irrthümern und Missdeutungen verfallen, die einmal auf so schwierigen, luftigen Pfaden unvermeidlich sind. Laistner tritt ihm würdig zur Seite. Wenn die Wissenschaft auch nicht allen seinen Behauptungen beipflichtet, so empfängt sie doch reiche, vielseitige Anregung. Dem für Poesie zugänglichen Leser lohnt allseitiger hoher Genuss. Tiefe Einblicke in die dichtende Volksseele hat Laistner jedenfalls gethan und versteht es trefflich, seine Erkenntniss Andern anschaulich zu machen. Im Räthsel der Sphinx zeigt Laistner eine andere unerschöpfliche Quelle des Volksglaubens, die aus dem inneren Menschen selber fortwährend fliesst. Er betrachtet den Alptraum als den Erzeuger zahlloser mythischer Vorstellungen. „Es ist längst bekannt, dass die deutsche Volkssage die Gleichung aufstellt: Alp ist Alb, d. h. das zahllose vielnamige Heer der Elbe, der in der Luft, im Wasser, im Hause und auf dem Felde, in Berg und Wald, Haide und Ackerland, auf und unter der Erde hausenden Dämonen, wird unter der nämlichen Bezeichnung zusammengefasst, von welcher das Alpdrücken seinen Namen hat. Dass in dieser Gleichung zugleich das Räthsel des Mythus beschlossen sei, musste verborgen bleiben, so lange man bei dem Versuche der Auflösung falsche Werthe einsetzte und sich mit dem Ergebniss begnügte, das Volk schreibe den Gewitterwesen oder Windgeistern oder Baumgenien unter anderen Wirkungen auch diese zu, den bekannten quälenden Traum zu erregen, mit anderen Worten der Alp sei ein Alb. Die rechte Lösung ist aber nur zu finden bei der Wortfolge: Alb ist Alp“. Während man also bisher glaubte, die Elbe könnten auch als Alp drücken, behauptet Laistner, dass die Vorstellung von Elben, überhaupt von geisterhaften Wesen erst aus dem Alptraum hervorgewachsen sei. Hier sah und spürte der Mensch gespenstische Wesen in allerlei Gestalten. Ein ungeheures Material von Sagen und Märchen sucht nun Laistner auf die Alptraumformel zu bringen, d. h. nachzuweisen, wie die dichterische Phantasie den Bericht vom Alptraum immer freier und höher ausgestaltete, schliesslich den bewussten Zusammenhang mit der einstigen Grundlage gänzlich verlor. Aber versteckte Spuren, die der Kundige aufzudecken vermag, verstatten noch in vielen Fällen die Anknüpfung an den Vorstellungskreis des Alptraums. Besonders Eigennamen, deren Urbedeutung längst verblasst ist und welche daher häufig auch nur verderbt überliefert sind, zeigen mit Hilfe etymologischer Auslegung Beziehungen zum Druckgespenst.

Die Sagenforschungen beruhen auf erschöpfender Kenntniss der gesammten Überlieferung. Nur wer selber einigermaassen sachkundig ist, kann ermessen, welche Belesenheit und Gedächtnisskraft dazu gehört, das grenzenlos weite, sehr ungleich bearbeitete Stoffgebiet so zu beherrschen wie Laistner. Hilfsmittel, die zur schnellen Orientirung dienen, sind nur wenige vorhanden. Der Forscher muss alles durch unmittelbare, eigene Quellenkunde sich verschaffen. Dabei ist

für jede Märchen- und Sagensammlung besondere Prüfung auf ihre Verlässigkeit erforderlich. Dieses Wissen muss mit scharfsinnigster Kombinationsgabe belebt werden, sonst bleibt es todt. Hier müssen Phantasie und wissenschaftliche Kritik einander helfen, dass kein haltloser Hypothesenbau auf schwachem Grunde aufgerichtet werde. In den Arbeiten Laistners ist der Wortforschung eine hervorragende Stellung eingeräumt. Laistner hat sich mit der neugrammatischen Richtung völlig vertraut gemacht. Auch hier überrascht umfassendes, allein aus eigenem Studium erworbenes Wissen und kühne Kombination. Wenn auch die unmittelbare für die Sagendeutung erschlossene Namendeutung oft zweifelhaft bleibt, wie ja allen weitausholenden etymologischen Folgerungen nur sehr bedingte Wahrscheinlichkeit zukommt, so erhöhen doch gerade die sprachwissenschaftlichen Ausläufe den Werth der Laistner'schen Schriften, die dadurch über das Gebiet des Sagenforschers weit hinaus greifen. Laistner etymologisirt durchaus selbständig, mit vollem Material und mit Benutzung der gesammten wissenschaftlichen Litteratur, er gewinnt daher überall der Untersuchung neue Seiten ab. Noch kein Mythologe hat die Sprachforschung so gründlich, zielbewusst und fruchtbar gehandhabt wie Laistner. Die Etymologie bewegt sich freilich neuerdings wieder in Bahnen, welche der Phantasie viel Spielraum lassen. Tritt sie dann vollends in den Dienst der Mythendeuterei, so geräth der feste Boden bald ins Schwanken. Sein sprachwissenschaftliches Können bewährt Laistner ebenso in der Untersuchung über die germanischen Völkernamen. Die Art seiner Auslegung ist der durch Müllenhoff geübten sogenannten „hieratischen“, d. h. dass die Stämme nach religiösen Verhältnissen benannt worden wären, weit vorzuziehen. Laistner erklärt die Völkernamen aus der schlichten Wirklichkeit, während man sonst gerne derbe Spottlust, kühne Bildlichkeit, poetischen Hochflug, andächtige Stimmung darin ausgesprochen fand. Die geschichtliche Erwägung ist der Laistner'schen Erklärungsweise sicher günstiger als der von ihm mit Recht bekämpften. Hier urtheilte der echte Poet nüchterner und einsichtiger als der Philolog, welcher ohne die Fähigkeit eigener unmittelbarer poetischer Empfindung der alten Zeit mit Aufwand umständlicher Gelehrsamkeit dichterische Unmöglichkeiten zumuthete. Laistner's Etymologien im Einzelnen sind jedenfalls ebenso berechtigt und begründet wie die der anderen gegenwärtig sehr zahlreichen Namendeuter. Einer unserer ersten Sprachforscher, Adolf Noreen, hat in ähnlichem Sinne wie Laistner die Etymologie der Mythologie dienstbar gemacht. Sicherere Ergebnisse haben auch die anderen nicht erzielt, wenn sie etwa bei Auslegung der in römischen Inschriften überkommenen germanischen Götternamen die Sprachforschung im weitesten Umfang zu Hilfe nahmen, wenige aber wussten so geistvoll und tiefsinnig zu urtheilen wie Laistner. Die Nebelsagen, welche zum Theil in der schwäbischen Heimath wurzeln und durch herrliche Naturschilderungen sich auszeichnen, und die Sphinx sind sehr schön und anschaulich geschrieben, auch der Laie wird sie mit Hochgenuss lesen und in der Hauptsache verstehen, wenn schon die wissenschaftliche Bedeutung nur der Fachmann würdigen kann. Die Abhandlungen in den Zeitschriften sind schwieriger, weil Laistner hier eine Fülle von Beobachtungen in kürzeste Fassung brachte. Sie verlangen vom Leser viel eigenes Wissen und selbständiges Ergänzen und Nachdenken. Oft wird nur leise angedeutet, was ausführlicher Darstellung bedürfte, um völlig verstanden werden zu können. Fast überströmende Gedankenfülle ist darein gebannt. Neben allem Hochflug der Ideen besitzt Laistner strengen Wirklichkeitssinn. So phantasirt er uns keineswegs nur das Herauswachsen der Mythen aus Nebel und Alptraum vor, sondern er belegt aus nüchternen, fachwissenschaftlichen Schriften die Thatsache, dass aus solchen Ursachen ähnliche Wirkungen auf die menschliche Einbildungskraft, wie seine Sagen-

deutung verlangt, nachweisbar sind. Er versteht es, alle Mittel, die seine Behauptungen stützen können, auch aus entfernten Gebieten aufzufinden und auszunützen.

Aus Laistners Arbeiten spricht seine ganze Art. Wir erkennen den sinnigen Denker, der mit reichstem Wissen ausgestattet in seinen Stoff sich liebevoll versenkt und daraus lebendige Anschauung gewinnt. Die ruhige, maassvolle, von poetischer Empfindung beseelte Darstellung zeugt von den Tugenden des wahren Forschers, der allem äusseren Schein abhold, fest und unbeirrt seinen Weg durchmisst. Bei aller Selbständigkeit seiner Anschauungen stört nirgends ein Zug von Eitelkeit und Selbstüberhebung. Als ein edler, lauterer, wahrhafter, bescheidener Mann erschien Laistner allezeit denen, die seines persönlichen Umganges sich erfreuten. Im Freundeskreise wie in der Wissenschaft bleibt sein Andenken unvergessen, sein Schaffen wird noch lange nachwirken. —

Zum Schlusse verzeichne ich die wichtigsten Arbeiten Laistners. Bei diesem Verzeichniss habe ich W. Hertz für freundliche Beihilfe zu danken.

Promotionsschrift zur Erwerbung des philosophischen Doktorgrades.
Das Recht in der Strafe. München 1872.

I. Poetische Werke.

1. Barbarossas Brautwerber, eine Wirtemberger Sage. Stuttgart 1875.
2. Golias, Studentenlieder des Mittelalters. Stuttgart 1879.
3. Novellen aus alter Zeit. Berlin 1882.
4. Gedichte und Frau Rata im „Neuen Münchener Dichterbuch“, herausgegeben von Heyse. Stuttgart 1882, S. 74 ff.; 212 ff.
5. Bezauberte Welt im Neuen Deutschen Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 4, 1884, S. 127 ff.

II. Zur Litteraturgeschichte und deutschen Grammatik.

1. Die Tegernseer Romanfragmente aus dem 11. Jahrhundert, in der Beilage zur Allg. Zeitung 1882, Nr. 328/9.
2. Besprechung der Ruodliebausgabe Seilers im Anzeiger für deutsches Alterthum 9, 70 ff.
3. Die Lücken im Ruodlieb, in der Zeitschrift für Deutsches Alterthum 31, 1 ff.
4. Ruodlieb-Märchen in Russland, ebenda 443 ff.
5. Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchener Handschrift (A). München 1887.
6. Die Vokale der Verbalendungen in der Zwiefaltener Benediktinerregel, in Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. 7, 1880, S. 548 ff.
7. Zur ältesten Alba, Germania 26, 415 ff.
8. Zum Reinfried und Archipoeta, ebenda 420 ff.
9. Der germanische Orendel, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 38, 113 ff.
10. Zur russischen Romanlitteratur (Dostojewskijs Raskolnikow), in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 9. März 1883.

III. Zur Alterthumskunde, Sagenforschung und Sprachwissenschaft.

1. Nebelsagen. Stuttgart 1879.
2. Das Räthsel der Sphinx, Grundzüge einer Mythengeschichte. 2 Bde. Berlin 1889.
3. Nobishaus und Verwandtes, Germania 26, 65 ff.; 176 ff.
4. Zur Herodiassage, Zeitschrift f. d. A. 25, 244 ff.
5. Ur und Wisent, Germania 31, 395 ff.
6. Über den Butzemann, Zeitschrift f. d. A. 32, 145 ff.
7. Besprechungen im Anzeiger f. d. A. 10, 407 ff. (Schwartz, Praehistorische Studien; E. H. Meyer, Indogermanische Mythen I); Anzeiger 12, 167 ff. (Rübezahl, seine Begründung in der Deutschen Mythe); Anzeiger 12, 105 f. (Mähly, vergleichende-

Mythologie); Anzeiger 13, 41 ff. (Jahn, Volkssagen aus Pommern): Anzeiger 14, 70 ff. (E. H. Meyer, Indogermanische Mythen II; Homer und Ilias); Anzeiger 16, 336 ff. (Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, 2. Auflage); Anzeiger 19, 119 ff. (E. H. Meyer, Die eddische Kosmogonie. List, Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre).

8. Das Haberfeldtreiben, Beilage zur Allg. Zeitung. 1882, Nr. 205.
9. Invento nomine, Zeitschrift f. d. A. 32, 334 ff.
10. Germanische Völkernamen, Stuttgart 1892 (aus den Württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte).

Aus allen Gebieten brachte die Beilage der Allgem. Zeitung zahlreiche kleinere Besprechungen Laistners unter dem Zeichen — γλ. —

Erzherzog Carl von Österreich*).

Von
HERMANN HÜFFER.

Von den österreichischen Feldherren der Revolutionszeit haben erst wenige einen Biographen gefunden. Selbst dem grössten, dem Erzherzog Carl, der nicht allein für Österreich, sondern auch für Deutschland nach allem Wechsel der Verhältnisse ein nationaler Held geblieben ist, selbst ihm ist in beinahe einem halben Jahrhundert, das seit seinem Tode verfloss, eine würdige Darstellung seines Wesens und seiner Thaten nicht zutheil geworden. Denn die frühesten, bald nach seinem Abscheiden hervorgetretenen Arbeiten von Gross-Hoffinger, Schneidawind und Duller konnten, obgleich im einzelnen, wie besonders die letzte, nicht ohne Verdienst, schon nach der Natur der Verhältnisse und der damals zugänglichen Quellen ihrer Aufgabe nur unzureichend genügen. Leicht war diese Aufgabe zudem in keinem Falle; denn sollen in dem Charakterbilde nicht wichtige Züge fehlen, so muss man zugleich dem Staatsmann, dem Feldherrn, dem Kriegsminister, dem kaiserlichen Prinzen, dem Schriftsteller und dem edlen, in allen reinmenschlichen Verhältnissen mustergiltigen Manne gerecht werden. Eine wirkliche Biographie wird in der That erst möglich, nachdem umfassende Untersuchungen in den verschiedenen europäischen Archiven über die gewaltigen Ereignisse, zu denen der Erzherzog in Beziehung stand, ein reiches Licht verbreitet haben. Vor allem ist dann als wichtiges Hilfsmittel die grosse Sammlung „Ausgewählter Schriften des Erzherzogs" zu nennen, welche im Auftrage seiner beiden Söhne von dem Archivar der Albertina, Regierungsrath Malcher, veröffentlicht wurde.**) Abgesehen von einer kurzen nur bis 1814 reichenden, aber

*) Ein Lebensbild im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, verfasst von Heinrich Ritter von Zeissberg. I. B. 1. und 2. Hälfte, Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1895.

**) Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl v. Österreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Wien und Leipzig, 1893, 94. Sechs Bände und ein Kartenband. — Als ein drittes litterarisches Denkmal, das der Pietät dankbarer Nachkommen seine Entstehung verdankt, sei hier noch erwähnt: Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator. Im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel, der Herren Erzherzoge Friedrich und

sehr interessanten autobiographischen Aufzeichnung, findet man in dieser Ausgabe auch eine Sammlung von Aphorismen, daneben religiöse Betrachtungen und als Hauptbestandtheil die militärischen und militärpolitischen Schriften und Denkschriften, also das lebendigste Zeugniss von der umfassenden Geistesthätigkeit und den seltenen Herzenseigenschaften des Verfassers. Aber die für den Erzherzog charakteristische, bescheidene Zurückhaltung hat bewirkt, dass er selbst bei der Erzählung seiner eigenen Thaten in den Feldzügen von 1796 und 1799 seine Persönlichkeit beinahe zu wenig hervortreten lässt; dann konnten auch in diese Sammlung die nach Tausenden zählenden Briefe, also gerade die wichtigste Quelle für eine Lebensbeschreibung nicht aufgenommen werden. So blieb für den Biographen noch immer eine grosse Aufgabe, sowohl was Forschung als was Darstellung betrifft. Gut, dass sie in die Hände eines Mannes gelegt wurde, der in einem Masse wie wenig andere zu ihrer Bewältigung vorbereitet war. Heinrich von Zeissberg, auf dem Felde mittelalterlicher Geschichte als gründlicher und kenntnissreicher Forscher bewährt, hat durch die Fortsetzung des Vivenot'schen Quellenwerkes über die österreichische Kaiserpolitik sein Interesse und seine Befähigung für die Geschichte der Revolutionszeit an den Tag gelegt, sodann in einer Reihe von Abhandlungen über die Geschichte Belgiens in den Jahren 1791 bis 1794 den Schauplatz, auf welchem der Erzherzog vom Jüngling zum Manne heranreift, der gründlichsten Untersuchung unterworfen.*) Dazu kam, dass amtliche Stellung und persönliche Beziehungen — die wichtigste wird schon auf dem Titelblatt erwähnt — ihm den Weg zu den am schwersten zugänglichen Quellen ebneten. Dass ihm — nicht dem einzigen — auf dem Staatsarchiv von Alfred v. Arneth, auf dem Kriegsarchiv von FML. von Wetzer und Oberst v. Duncker, auf der Albertina von Regierungsrath Malcher wirksamste Förderung zuteil wurde, könnte man, auch wenn die Vorrede nicht den Dank ausspräche, dem Buche entnehmen und sogar noch vor der Vorrede sich selber sagen.

Jede Biographie wird mehr oder weniger ein Stück Zeitgeschichte in sich fassen; denn ein Mensch, der auf Zeit und Umgebung nicht einigen Einfluss ausgeübt oder charakteristischen Einfluss von ihnen empfangen hätte, bietet nicht leicht zu einer biographischen Darstellung Veranlassung. Bei einer so hervorragenden Persönlichkeit wie der Erzherzog musste sich beinahe mit Nothwendigkeit das Lebensbild zu einem Bilde der Zeit erweitern. Nur die ersten Kapitel über die Jugendjahre (S. 1—99) tragen einen rein biographischen Charakter. Der Erzherzog hat sich in der erwähnten Autobiographie über diese Zeit sehr ungünstig ausgesprochen: „Meine Erziehung", erzählt er, „war kollegialisch vereint mit der von dreien meiner Brüder, ganz nach den Grundsätzen einer militärischen Subordination. Wir wurden zur strengen Erfüllung unserer Pflichten angehalten; aber Niemand wusste mein Zutrauen oder meine Liebe zu gewinnen, weder Eltern noch Erzieher, und zwischen den Brüdern duldete man keine be-

Eugen, nach österreichischen Originalakten dargestellt von Moriz Edlen v. Angeli, K. und K. Oberst des Armeestandes. 1. Bd. 1. und 2. Hälfte, Wien und Leipzig 1896. Das Werk, auf den eingehendsten archivalischen Forschungen beruhend, umfasst bis jetzt die Feldzüge von 1796 und 1797, also einen von Zeissberg noch nicht behandelten Zeitraum.

*) Vgl. Zwei Jahre belgischer Geschichte (1791, 1792), 2 Theile. Wien, 1891 Aldenhofen, Neerwinden, Löwen. Wien 1892. — Belgien unter der Generalstatthalterschaft Erzherzogs Karl (1793, 1794), 3 Theile. Wien 1893, 1894, alles in den Sitzungsberichten der Academie der Wissenschaften. Dazu noch: Erzherzog Carl und Prinz Hohenlohe-Kirchberg (1792), Wien 1888, und: Zur Geschichte der Räumung Belgiens und des polnischen Aufstandes (1794). Wien, 1888.

sondere Verbindung." Einigermaassen mag jedoch diese gar zu trübe Schilderung der trüben Gemüthsstimmung des Jahres 1814 zuzuschreiben sein, in welchem sie verfasst wurde. Der Erzherzog musste damals die eigentlich tragische Wendung seines Schicksals empfinden. Er, dessen Lebenskraft im Kampfe gegen den Weltbezwinger wenn auch ruhmvoll, doch meistens vergeblich sich eingesetzt hatte, war bei dem letzten glücklichen Entscheidungskampfe unbetheiligt geblieben, und er entbehrte noch die seiner würdige Lebensgefährtin und das häusliche Glück, das ihn für manches Widrige in den späteren Jahrzehnten entschädigen sollte. Nach den eingehenden Mittheilungen Zeissbergs darf man annehmen, Karl habe unter dem „malheur d'être né prince", das Rousseau in einem bekannten Briefe so kräftig hervorhebt, vielleicht weniger als die meisten seiner Standesgenossen gelitten. Von den beiden Personen, welche seine und der beiden älteren Brüder Erziehung leiteten, war Graf Franz Colloredo, der spätere langjährige Kabinetsminister und Vertraute des Kaisers Franz, ein geistig keineswegs hervorragender aber doch ein wohlwollender, seinem Berufe ganz sich hingebender Mann. Der Zweite, Marchese Manfredini, nachmals in dem politischen Leben Toskanas als Berather des Grossherzogs Ferdinand vielgenannt, zeigt sich klug, kenntnissreich und frei von Vorurtheilen; dem Grafen Hohenwart, dem späteren vielverehrten Erzbischof von Wien, giebt Carl selbst das Zeugniss, er habe sich des Knaben, der, während längerer Kränklichkeit von seinen Erziehern verlassen, vernachlässigt, zurückgesetzt und von seinen Brüdern getrennt worden sei, väterlich angenommen. Carl hat ihm sein Leben hindurch innigste Dankbarkeit bewahrt. Um so schärfer urtheilte er über den Baron von Warnsdorff, der ihm als eine Art militärischer Erzieher seit 1782 beigegeben war. Er nennt ihn (Ausg. Schr. VI, 595) einen herzlosen, ungeschliffenen Mann, einen wahren Korporal, der nur zu befehlen verstand und selbst dem feinen Sittlichkeitsgefühle seines Zöglings Anstoss gab. Erst 1795 konnte sich dieser von dem drückenden Joch befreien, das nach seiner eigenen Überzeugung nicht wenig beigetragen hat, seinem Wesen eine in erster Kindheit nicht bemerkbare Schüchternheit und Zurückhaltung aufzuprägen. Ein Vortheil war dabei, dass die Erziehung, obwohl in Toscana und unter den Augen einer spanischen Mutter, doch einen deutschen Charakter trug, wohl in der Voraussicht, die Prinzen würden dereinst auf Österreich angewiesen sein, da Josef II. nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin (1767) auf neue Ehe und Nachkommenschaft verzichtete. Bekanntlich hatte er den Thronfolger Franz schon als Knaben 1784 unter seine Aufsicht genommen. Nach dem Tode des Kaisers im Frühling 1790 siedelte die ganze Familie nach Wien über, und bald tritt nun für den Erzherzog eine zweite für sein Leben entscheidende Wendung ein. Die begabteste der Töchter Maria Theresias, Maria Christine, in glücklichster Ehe dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt, hatte schon Anfang 1776 bei einem Besuche in Florenz zu dem damals 4jährigen Neffen eine besondere Neigung gefasst. Sie erwirkte von Kaiser Leopold die Erlaubniss, den Erzherzog ganz an sich zu ziehen und zu adoptiren, was bei der grossen Zahl von Kindern auch für den Kaiser eine Erleichterung sein mochte. Bald nach der Krönung in Prag im September 1791 begab sich Karl zu den mit der Statthalterschaft in Belgien betrauten Adoptiveltern nach Brüssel, und für drei Jahre sind seine Erlebnisse auf das engste mit dem Geschick der Niederlande verknüpft.

Ein weites Feld eröffnet sich dadurch für den Biographen. Der ganze Rest des ersten Bandes von S. 100 an und der zweite Band bis S. 393 sind in der That nach einem kurzen Rückblick auf die Regierungszeit Kaiser Leopolds II. eine Geschichte der österreichischen Herrschaft in Belgien während

der Jahre 1792—94. Die belgische Revolution gegen Josef II. war, wenn auch von anderen Triebfedern ausgehend, der französischen beinahe zuvorgekommen: die geographische Lage, die Erregung der Gemüther brachten das Land mit der neuen Republik in die nächste Berührung. Jeder weiss, dass nach dem verunglückten Einfall in die Champagne das erste grosse Ringen der verbündeten Mächte mit Frankreich auf demselben belgischen Boden stattfand, auf welchem 23 Jahre später die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Die Bedeutung der politischen und militärischen Entwicklung in den ersten Jahren der Revolutionszeit hat denn auch eine reiche Litteratur hervorgerufen. Von dem Umfang und der sorgfältigen Benutzung überzeugt man sich, wenn man die in den Anmerkungen von Zeissberg aufgeführten Titel der allgemeinen und monographischen Darstellungen vor Augen hat. Wenn belgische Schriftsteller wie Borgnet und Gachard die nationalen Quellen, Albert Sorel und Arthur Chuquet die französischen Archive der genauesten Durchforschung unterwarfen, so wird nun durch Zeissberg in den früher angeführten und besonders in dem vorliegenden Werke durch österreichische Archivalien das Bild vervollständigt und weit schärfer gezeichnet, als es in den werthvollen Aufsätzen der österreichischen militärischen Zeitschrift schon seit 1812, aber nur nach einer Richtung, geschehen konnte. Vorerst tritt dabei das Statthalterpaar in den Vordergrund. Die Erzherzogin Marie Christine hat schon in Adam Wolf, Herzog Albert in Vivenot und Malcher Biographen gefunden. Dazu kommen eben jetzt die Briefe der Erzherzogin an Kaiser Leopold von Hanns Schlitter*), eine sehr werthvolle Sammlung, angeregt durch das Werk Zeissbergs, der zudem Herrn Schlitter eine beträchtliche Zahl von Briefen überliess. Aber manches aus der späteren Zeit, insbesondere das wechselnde, nicht selten gespannte Verhältniss zu Kaiser Franz und im Gegensatz dazu die Zärtlichkeit für den Erzherzog, endlich der politische Ideengang der lebhaften, hochgesinnten, zuweilen auch leidenschaftlich erregten und desshalb nicht klarsehenden Frau zeigt sich mit voller Deutlichkeit in den von Zeissberg neu benutzten Quellen. Carl hat noch keine Gelegenheit, sich selbständig handelnd zu bewähren, aber sein heller Verstand, sein reges Interesse für politische und seine Vorliebe für militärische Angelegenheiten, sein liebenswürdiger Charakter treten in den Briefen über ihn und von seiner Hand unverkennbar hervor. Die schwierige Stellung der Pflegeeltern, die Gegensätze der Parteien in Belgien waren wohl geeignet, den politischen Blick zu schärfen. Im Inneren Hader und Misstrauen zwischen Regierung und Regierten, Gegensätze zwischen den kaiserlichen Behörden in Brüssel und der belgischen Kanzlei in Wien und infolgedessen Unzulänglichkeit der Mittel und Versäumniss der Vorkehrungen gegen die Gefahren, die der Tod des Kaisers (1. März 1792), gerade als der Krieg von Frankreich erklärt wurde, hervorrief. Die Frist, in welcher die französische Heeresmacht in halber Auflösung begriffen war, blieb unbenutzt. Das Gefecht bei La Grisuelle am 11. Juni 1792 zeigt noch das Übergewicht der österreichischen Kriegszucht und giebt dem Erzherzog zum ersten Male Gelegenheit, vor dem Feinde seinen Muth und seine Kaltblütigkeit zu zeigen, die den Adoptivvater „entzückten". Als Brigadegeneral macht er dann unter Hohenlohe-Kirchberg den Feldzug in die Champagne mit, muss aber hier schon gewahren, was auch in seinen Briefen lebhaft zum Ausdruck kommt, dass ein fehlerhafter Plan und die Eifersucht der nur scheinbar noch verbündeten Mächte das Misslingen des Feldzuges und den Rückzug der Preussen bis an den Rhein herbeiführten. Gleichzeitig bricht die Fluth der Revolution über Belgien herein. Verhängnissvoll erwiesen sich jetzt

*) Briefe der Erzherzogin Marie Christine, Statthalterin der Niederlande, an Leopold II. Nebst einer Einleitung: Zur Geschichte der französischen Politik Leopolds II., Wien 188[illegible].

die Nachwirkungen des Bündnisses zwischen Habsburg und den Bourbonen. Seit 1756 und noch mehr seit 1781 hatte man die durch den Vertrag von 1715 vorgeschriebene Vertheidigungslinie ausser acht gelassen; im Innern des Landes fand sich ausser Luxemburg keine haltbare Festung, und in der entscheidenden Schlacht bei Jemappes am 6. November 1792 konnte Herzog Albert gegen Dumouriez' mehr als dreifache Überzahl nicht einmal 13,000 Mann zusammenbringen. Alle Tapferkeit — auch der Erzherzog zeichnete sich persönlich aus — war vergebens. Die Entscheidung der Schlacht, schreibt Zeissberg, wie bereits Schels in der Militärischen Zeitschrift von 1812, dem Umstande zu, dass es den Franzosen gelang, die Haine im Rücken des rechten Flügels der Österreicher zu überschreiten. Nach dem Verluste der Niederlande führt der Winter 1792/93 den jungen Erzherzog in die Residenzen seines Onkels Maximilian nach Bonn und Münster, in eine der Ruhe und geselligen Freuden gewidmete Zurückgezogenheit. Es kommt sogar zu einer kräftigen Mahnung seines kaiserlichen Bruders. Um so entschiedener tritt seine militärische Begabung im Frühling 1793 hervor.

Gleich am ersten Tage des neuen Feldzuges, am 1. März, in dem Treffen, das gewöhnlich nach dem Dorfe Aldenhofen den Namen führt, in Wahrheit aber nach dem Übergang über die Roer bei Höngen entschieden wurde, konnte er als Führer der Vorhut eine an sich untergeordnete Bewegung zu einer für das Treffen entscheidenden machen. Wenn er dem damals hochgeschätzten Generalquartiermeister Mack in einem Briefe des Jahres 1795 das Verdienst des Sieges zuschreibt, durfte Mack ohne Schmeichelei das Lob zurückgeben. Noch bedeutender greift der Erzherzog am 18. März in die Schlacht bei Neerwinden ein, wo er gegen den linken Flügel der Franzosen unter dem General Miranda die Angriffe unternimmt, welche die Niederlage Dumouriez' herbeiführten. Zeissberg hat auf die militärischen Vorgänge ganz vorzüglichen Werth gelegt. Mit Vergnügen wird man die Darstellungen von Witzleben und Chuquet mit der seinigen im Text wie in den Anmerkungen vergleichen. Der Sieg brachte Belgien rascher, als es verloren war, wieder in den Besitz des Kaisers. Aber nun enden auch die glücklichen Erfolge: Koburg und die Verbündeten wussten ihre Übermacht nicht rasch zu benutzen, und schwerer als mit Dumouriez war es, mit den Ständen von Brabant fertig zu werden. Karl hatte jetzt eine bedeutendere Stellung, als zwei Jahre vorher, denn statt seiner Adoptiveltern war er selbst zum kaiserlichen Statthalter ernannt, freilich unter der Leitung der Grafen Franz von Metternich und Mercy, die selbst wieder Befehle aus Wien empfingen. Öfters tritt aber jetzt die eigene Meinung des Erzherzogs hervor, wenn auch nicht öffentlich, doch in dem Briefwechsel mit dem Kaiser. Erfreulich entwickeln sich die Verhältnisse keineswegs. Die Stände waren durch die Ereignisse des Vorjahres nicht einsichtiger geworden; man verliert die kostbare Zeit in Zänkereien und gestattet den Franzosen, unterdessen die ungeheure Macht zu organisiren, welche dann zwanzig Jahre hindurch das Übergewicht in Europa behauptete.

Das Frühjahr 1794 beginnt mit sehr herabgestimmten Hoffnungen. In die zweite Coalition hat die zweite Theilung Polens den Stachel eingedrückt; die Verhandlungen im Haag können den Schaden nicht gut machen. Auch nicht die Reise des Kaisers in die Niederlande. Will man aber von dem Fortschritte unserer Kenntnisse sich überzeugen, so braucht man sich nur zu erinnern, dass vor achtundzwanzig Jahren noch im Ernste geschrieben und vertheidigt werden konnte, der Kaiser sei „aus langer Weile“ nach Belgien gegangen. Dank den eingehenden Untersuchungen Zeissbergs werden wir jetzt durch zwei interessante Kapitel „Genesis der Kaiserreise“ und „Eine Kaiserreise“ (II, 155—209) mit

dem ganzen Gewebe der Gründe und Gegengründe und dadurch zugleich mit den Gegensätzen der Parteien bekannt gemacht. Gleich nach der Wiedererwerbung des Landes 1793 wird diese Reise in Aussicht genommen. Es handelte sich dabei ursprünglich nicht darum, dass der Kaiser an die Spitze der Armee trete, sondern dass er persönlich die Huldigung der zuerst durch Erbfolge, dann durch den Krieg erworbenen Provinzen entgegennehmen sollte; man hoffte dadurch die volle Einigkeit zwischen Regierung und Ständen wiederherzustellen. Aber die Stimmung in Belgien erzeugte immer neue Hindernisse, und um die Reise zur Ausführung zu bringen, mussten militärische Beweggründe mit den politischen sich vereinigen.

Die widrigen Ereignisse im Herbst 1793 hatten das Vertrauen zu Koburg erschüttert und die Einigkeit zwischen den Verbündeten nicht vermehrt. Man wünschte, dass der Erzherzog den Oberbefehl erhalten möchte; unter dieser Bedingung erbot sich Mack, der unmuthig im Oktober seinen Abschied erbeten hatte, am 21. November, als Quartiermeister wieder einzutreten. In den letzten Tagen des Jahres spricht der Kaiser die Absicht aus, unter dem Beistande Koburgs die Führung selbst zu übernehmen. Weiter denkt man an den alten Marschall Lacy; im März 1794 wird dagegen der Erzherzog in Aussicht genommen, und sogar die Weisung an Coburg schon entworfen, er möge dem Erzherzog in ähnlicher Weise, wie es bezüglich des Kaisers beabsichtigt war, zur Seite stehen. Nun traten aber Rücksichten der Etiquette hindernd ein. Die Anführer der verbündeten Truppen: der Herzog von York, der unfähige Lieblingssohn Georgs III., und der Prinz von Oranien nahmen Anstand, sich dem jungen Erzherzog unterzuordnen. Und auch davon abgesehen mehrten sich die Gründe, welche die Anwesenheit des Kaisers in Belgien forderten, in dem Maasse, dass der preussische Gesandte in Wien, Lucchesini, schon am 19. März berichten kann, die Reise des Kaisers sei eine festbeschlossene Sache. Es hätte desshalb der damals viel besprochenen unerwarteten Ankunft des Erzherzogs in Wien nicht bedurft, um dieses Ergebniss herbeizuführen. Am 2. April wurde in Begleitung des Erzherzogs die Reise angetreten, die den Kaiser sieben Tage später nach Brüssel und an die Spitze seiner Armee führte; das Unglück war aber jetzt nicht mehr abzuwenden. Der Raum erlaubt nicht, auf die Darstellung, welche Zeissberg den politischen Zuständen im Frühling 1794, den Schlachten bei Courtray, Tourcoing, Tournay, der Rückreise des Kaisers, der Schlacht bei Fleurus (26. Juni) und ihren unglücklichen Folgen zutheil werden lässt, hier näher einzugehen. Schon anfangs Oktober war die kaiserliche Armee auf das rechte Rheinufer zurückgedrängt; Belgien, das linke Rheinufer in der Gewalt der Franzosen.

Eine so unerwartete, folgenschwere Entwicklung hat begreiflicherweise schon damals Erstaunen und Zorn der Betheiligten und, was sich gewöhnlich damit verknüpft, die Neigung hervorgerufen, einzelne Personen und zugleich bösen Willen, ja Verrath für das Unheil verantwortlich zu machen. Kaum brauche ich daran zu erinnern, dass auch in neuerer Zeit zwischen Sybel, Vivenot und mir eingehend die Frage erörtert wurde, ob die Österreicher, insbesondere der Kaiser unter dem Einflusse Thuguts, vertragsmässigen Verpflichtungen entgegen die Niederlande als werthlos, und um die Truppen für andere Zwecke zu verwenden, den Franzosen überlassen hätten. Als Ergebniss meiner auf diese Frage bezüglichen Untersuchungen finde ich (Politik der deutschen Mächte S. 80, Münster, 1869) folgende Worte: „Dass Österreich Belgien zu behaupten wünschte, dass die Räumung nicht freiwillig erfolgte, sondern in militärischen Rücksichten, dazu in der geringen Befähigung der Regierungsbehörden, der Schwäche und

Uneinigkeit des Hauptquartiers ihren Grund hatte, dass ein vorbereiteter Plan für den Rückzug nicht bestand, . . diese Hauptsache darf als entschieden gelten." Freilich „man empfindet, wieviel mehr zwei Jahre später für Mantua als jetzt für Brüssel geschehen sei, und dabei darf man gewiss die Umstände, welche den Werth Belgiens für Österreich minderten, und die polnischen Angelegenheiten nicht ausser acht lassen." Schon der dritte Band des Vivenot-Zeissberg'schen Urkundenwerkes über Österreichs Kaiserpolitik und noch mehr die letzte Darstellung bestärken mich in dem Glauben, dass auch heute in jener Stelle keine Veränderung nöthig sei; nur kann jeder Satz weit genauer und sicherer in allen Einzelheiten ausgeführt und erwiesen werden als vor achtundzwanzig Jahren. Bezüglich der vielbesprochenen Schlacht bei Tourcoing, in welcher der Kaiser absichtlich die Truppen seiner Verbündeten einer Niederlage ausgesetzt haben soll, können wir die Stimmung des Hauptquartiers sowie die Gründe, welche das Eingreifen des Erzherzogs aufhielten, genau verfolgen. Und wenn vormals zwei oder drei von Witzleben veröffentlichte Briefe des Kaisers an Koburg die Grundlage der Untersuchung bildeten, so liegt jetzt die ganze Reihe und insbesondere der Ideenaustausch zwischen dem Kaiser und dem Erzherzoge vor.

Carl nahm übrigens an dem traurigen Ende des Feldzuges in Belgien nicht persönlich theil. Als Koburg am 21. August die ofterbetene Entlassung erhielt, war freilich auf's neue der Wunsch laut geworden, den Erzherzog und Mack an der Spitze zu sehen. Aber politische und persönliche Gründe bestimmten den Kaiser, dem General Clerfayt am 9. September den Oberbefehl zu übertragen und seinen Bruder zur Rheinarmee zu versetzen. Am 13. September trennte sich der Erzherzog von seinen Waffengefährten; die Geschäftsführung der Statthalterschaft hatte er schon seit der Abreise des Kaisers am 13. Juni an Metternich übertragen. Nicht lange und das belgische Gouvernement wurde gänzlich aufgelöst.

Im letzten Kapitel (S. 395—426) begleiten wir den Erzherzog zu seiner Tante und zu seinem Onkel, dem Kurfürsten Max Franz, nach Bonn und weiter nach Schwetzingen, wo der Reichsfeldmarschall Herzog Albert als Oberbefehlshaber der Rheinarmee sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier häufen sich die trüben Erlebnisse. Beinahe das ganze linke Rheinufer, Bonn, die Residenz seines Onkels, sieht der Erzherzog in Feindeshand, seine Aussichten auf eine fürstliche Stellung in Belgien verloren, seine Einkünfte geschmälert, seine Gesundheit erschüttert, und mochte auch die Erzherzogin Christine mütterliche Sorge ihm zuwenden, so war doch auf der anderen Seite die stärker werdende Spannung zwischen seinem Bruder und den Adoptiveltern einer wünschenswerthen Gemüthsruhe gewiss nicht förderlich. Im Januar 1795 folgt er einer wiederholten Einladung oder vielmehr Aufforderung nach Wien; scheinbar in gutem Einvernehmen mit dem Kaiser, tritt er doch zu Thugut, dem „Baron de la guerre", in immer schärferen Gegensatz, weil man ihn der Partei des Friedens zuzählte. Der Feldzugsplan, den Herzog Albert nach Wien gesandt hatte, wird ihm geheimgehalten und verworfen; der Herzog nimmt infolgedessen im April seine Entlassung, und Carl erhält, als er eben zur Armee abgehen will, am 5. Mai den Befehl, in Wien zu bleiben. So begiebt er sich mit dem Kaiser zuerst nach Laxenburg, später nach Schönbrunn, die unfreiwillige Musse mit schriftstellerischen Arbeiten ausfüllend, die später in seinem Leben eine so grosse Bedeutung gewonnen haben. Dass die angeblichen Pläne, ihn mit der eben ausgewechselten Tochter Ludwigs XVI. zu verheirathen, keine Begründung hatten, wird von Zeissberg überzeugend nachgewiesen; dagegen ermächtigte der Kaiser die Erzherzogin Marie Christine zu einer testamentarischen Verfügung, welche die Zukunft ihres Adoptivsohnes sicher stellte.

Wir verlassen den Erzherzog an der Schwelle der Jahre, in denen ihm bestimmt war, eine geschichtliche Persönlichkeit zu werden. Mit gutem Grunde hat Zeissberg hier einen Abschnitt gemacht. Vierzehn Jahre: 1796—1809, dauert der zweite Zeitraum, der an den Biographen höhere Anforderungen stellt, aber ihm auch reicheren Erfolg verheisst. Denn in diesem „ersten Bande“ — richtiger in diesem ersten, in zwei starke Bände zerfallenden Theile — tritt die Persönlichkeit des Erzherzogs nicht in dem Maasse, wie es den meisten Lesern wohl erwünscht wäre, in den Vordergrund. Die Ereignisse und die Stellung des Erzherzogs bringen es so mit sich; aber man könnte doch fragen: ist es rathsam, einem biographischen Werke eine so umfangreiche und so tiefeingehende Darstellung der Zeitereignisse einzuverleiben, dass die Gestalt des Helden nicht selten darin verschwindet? Die Mittheilungen über Belgien waren zudem aus den vorbereitenden Schriften grösstentheils dem vollen Wortlaute nach bekannt. Es hätte, soweit ich urtheilen kann, dem Werke nicht zum Schaden gereicht, wären sie verkürzt und statt ihrer in grossen Zügen eine Schilderung des Wiener Hofes und eine Charakteristik der bedeutenden Persönlichkeiten gegeben worden, die in ihren mannigfachen Beziehungen zum Erzherzoge den Blick stets wieder auf ihn zurückgelenkt hätten. In einem der Briefe Voltaires, welche sicher zu dem gegehören, was er nach Lessings Urtheile „ziemlich gut gemacht hat“, findet sich — am 17. Juli 1758 an den Grafen Schuwalow gerichtet — folgende Bemerkung: „J'ai toujours pensé que l'histoire demande le même art que la tragédie, une exposition, un noeud, un denoûment, et qu' il est nécessaire de présenter tellement toutes les figures du tableau, qu'elles fassent valoir le principal personnage, sans affecter jamais l'envie de le faire valoir.“ Wenn diese Worte schon für jede geschichtliche Darstellung ihre Berechtigung haben, so noch mehr für die biographische. Der Biograph wird Ereignisse und Personen nicht nach ihrem absoluten, sondern nach dem relativen Werthe und in der Gruppirung und Perspektive erscheinen lassen, in welcher sie für den Helden sich bedeutend erweisen. Die höchste Kunst wird diese Wirkung unwillkürlich erzielen, aber selbst wenn der Leser einigermaassen „Absicht fühlt“, braucht er nicht gleich „verstimmt zu werden“. Offenbar wird nun für den Biographen jene künstlerische Anforderung wesentlich erleichtert, wenn der Held die Ereignisse, die sein Schicksal bestimmen, selbst herbeiführt, wenn demnach der relative mit dem absoluten Werth, die biographische und historische Darstellung zusammenfallen. Und das geschieht, wenigstens annähernd, in den Jahren 1796—1809, in welchen der Erzherzog leitend, wenn auch nur zu oft durch fremden Widerstand gehindert, in die Entwicklung eingreift.

Wäre es erlaubt, für die folgenden Theile einem Wunsche Ausdruck zu geben, so würde er besonders auf die Bequemlichkeit der Leser, aber zugleich auf die leichtere Benutzbarkeit eines in so mancher Beziehung unumgänglichen Werkes gerichtet sein. Man muss sich bescheiden, für die beiden vorliegenden Bände auf das Namensverzeichniss zu verzichten, und es erst für den Schluss des ganzen Werkes erwarten; aber um so mehr hätte es dann durch eine eingehende Inhaltsangabe ersetzt werden sollen. Diese fehlt jedoch, man könnte sagen, ganz und gar; denn einige kurze Überschriften, zuweilen so wenig bezeichnender Art wie „Stimmungen“, „Wanderjahre“, „Bis Köln“, „Ausflüge ins Hauptquartier“, „Eine Kaiserreise“ bilden doch einen sehr unzureichenden Ersatz. Eine andere beträchtliche Erschwerung liegt darin, dass man die Anmerkungen, welche im ersten Bande die Zahl von 1128, im zweiten von 1219 erreichen, ohne jede Sonderung oder Beziehung auf die Kapitel am Schlusse des Bandes suchen muss, vor allem die Daten der Briefe, welche überhaupt nach meiner Ansicht grösstentheils gar nicht in eine Anmerkung gehören, und deren Mangel im Text wenigstens

für mich die Übersichtlichkeit der Zeitfolge, die Klarheit und desshalb die Freude an der Darstellung beeinträchtigt. Ich finde keinen Grund, warum ein Geschichtschreiber, der eine Briefstelle im Texte als Ereigniss anführt, den Leser das Datum, d. h. den Zeitpunkt des Geschehens, an einem anderen Orte mühsam aufsuchen lässt, und warum das, was jeder ordentliche Correspondent als integrirenden, ja oft vorzüglich wichtigen Theil seinem Briefe beifügt, von dem übrigen Inhalte getrennt wird. Sicher lassen sich die beiden hier angedeuteten Desiderien ohne Mühe erfüllen; dass aber auch höher gehende Wünsche bei dem Fortgange des Werkes ihre Erfüllung finden werden, dass es unsere Kenntniss erweitern, Zweifel lösen, Irrthümer berichtigen werde, dafür bürgen die Eigenschaften des Verfassers wie der zu seiner Verfügung stehenden Hilfsmittel.

Erinnerungen an Berthold Auerbach und Ludwig Anzengruber.

Von

JOSEF RANK.

Vorbemerkung. Der liebenswürdige Kenner und Schilderer seiner Landsleute aus dem Böhmerwalde, der eben als 80jähriger in Wien verstorbene Josef Rank, war zweimal so gütig, meinem Wunsche zu willfahren und mir über den Verkehr mit Berthold Auerbach und Ludwig Anzengruber Aufzeichnungen zu Gebote zu stellen. Die Erinnerung an Auerbach erschien am 8. März 1887 in dem damals von mir geleiteten Feuilleton der Wiener Deutschen Zeitung, seither so wenig bemerkt und benutzt, dass ihre Wiederholung in den „Biogr. Bl.“ wohl keiner besonderen Rechtfertigung bedarf. Der Brief Josef Rank's über seine Beziehungen zu Anzengruber stammt aus dem Jahr 1890: Rank hatte im Jahre 1876 einen Essay über Anzengruber in Lindau's „Nord und Süd“ veröffentlicht: er war späterhin der College des Dichters in der Redaktion des Familienblattes „Die Heimat“ gewesen: Grund genug für mich, ihn vor der Niederschrift meiner Biographie Anzengruber's um freundliche Förderung durch Darstellung seiner Begegnungen etc. zu ersuchen. Er entsprach meiner Bitte in gewohnter entgegenkommender Weise. Bei der Knappheit des mir in jenem Buche zugemessenen Raumes konnte ich dort S. 119 und 234 nur das Wesentliche aus Rank's Gedenkblättern ausheben: der erste unveränderte Abdruck des für Rank und Anzengruber gleicherweise bezeichnenden Briefes mag darum hier zum Gedächtniss beider Dichter sich anschliessen. Zu wünschen wäre, dass Rank's Selbstbiographie, die meines Wissens vollkommen druckreif abgeschlossen ist, recht bald erscheinen und das persönliche Andenken des Ludwig Uhland und den Würdigsten seiner Zeit mit Recht werthen Mannes auch dem nachwachsenden Geschlechte lebendig erhalten sollte. Anton Bettelheim.

I. Auerbach.

Im Jahre 1845 war es mir gelungen, nach Überwindung mancher Gefährden und Hindernisse eine längst ersehnte Reise nach Leipzig, der damals im höchsten Ansehen stehenden Buchhändlerstadt, anzutreten, die insbesondere auf junge österreichische Dichter und Schriftsteller grosse Anziehungskraft übte. Man lebte in Leipzig politisch etwas freier, mindestens unbehelligter als in Österreich, hatte dort Gelegenheit, für literarische Unternehmungen leicht Verbindungen anzuknüpfen, und war sicher, eine grössere Anzahl namhafter Schriftsteller, darunter

geborene Österreicher, zu finden. Von Letzteren befanden sich zur Zeit meiner Reise in Leipzig: Ignaz Kuranda, als Herausgeber der „Grenzboten“: Jakob Kaufmann, als Mitredakteur dieses vielgelesenen Blattes; Herlosssohn, der beliebte Romanschriftsteller und Redakteur des Lokalblattes „Morgenstern“; Moriz Hartmann, der Dichter von „Kelch und Schwert“, der mit der Ausgabe neuer Gedichte beschäftigt war. Von Nichtösterreichern lebten damals in Leipzig: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Robert Heller, Hermann Marggraf, Karl Biedermann, Ernst Willkomm. Vor meiner Ankunft hatte sich auch Berthold Auerbach für kurze Zeit in Leipzig niedergelassen: er war von Berlin gekommen, wo er als eben aufgegangener, glänzender literarischer Stern — die erste Folge seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ war vor Kurzem erschienen — viel bewundert und angehuldigt wurde und namentlich in den Meister- und Gesellenvereinen volksthümliche Vorträge hielt. Bei meiner Ankunft in Leipzig war gerade die Frühjahrs-(Oster-)Messe in vollem Gange, der Fremdenzudrang ausserordentlich und die Schwierigkeit, eine Unterkunft zu finden, sehr gross. Moriz Hartmann's liebenswürdiger Vermittlung verdankte ich es, dass ich am Tage meiner Ankunft nicht nur unter Dach kam, sondern auch Zimmernachbar Berthold Auerbach's wurde, der mir von seinen Gelassen ein Kabinet abtrat. Dieses glückliche Zusammentreffen war mir sehr erfreulich und ist mir auch bis heute unvergesslich geblieben.

Auerbach war damals bereits mit der zweiten Folge seiner Dorfgeschichten beschäftigt; die „Sträflinge“ waren theils ausgearbeitet, theils entworfen, die Idee zu seinem späteren Meisterwerk „Die Frau Professorin“ war concipirt und „Lucifer“ stand in allgemeinsten Umrissen fest. Von meinen ersten Schriften waren damals erschienen: „Aus dem Böhmerwalde“ (Sitten und Gebräuche), „Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde“, „Weissdornblüthen“; von späteren Geschichten stellten sich die Ideen ein zu „Barthel, das Knechtlein“, zum „Hoferkäthchen“ und zu „Achtspännig“. Das Ziel, das wir uns gesetzt hatten: das Volk mit seinem Leben und Treiben, in seiner Bedeutung und Eigenheit in die Literatur und Poesie dauernd einzuführen, nachdem es sporadisch bereits früher oft und bedeutsam durch Hebel und Immermann behandelt worden, war uns also Beiden gemeinsam, doch hatte ein Jeder, ohne von dem anderen zu wissen, auf einem anderen Punkte des Weges eingesetzt: Auerbach war von seiner speciellen Heimath, dem Schwarzwald, ausgegangen, ich von meiner deutschen Heimat, dem Böhmerwald. Demnach begrüssten wir uns als gute Bekannte, wenn wir uns auch zum erstenmal persönlich trafen.

Ich sehe Auerbach noch vor mir, wie er damals erschien: die Gestalt klein, wohlgenährt, das Gesicht rund und blühend, in den blassblauen, etwas vortretenden Augen freundliche Munterkeit, die Oberlippe mit einem kurzgehaltenen dunkeln Schnurrbärtchen geziert und das Haupt von dichtem schwarzen Kraushaar umwallt, das, wenn er ausging, stramm gebürstet bis in den Nacken hinabreichte, daheim aber wirr durcheinander hing. Die herzlichste Annäherung war das Werk der ersten Stunden und das brüderliche „Du“ besiegelte bald den innigsten Freundschaftsbund.

Auerbach war der (um fast zehn Jahre) Ältere; seine Bildung war harmonisch abgeschlossen, seine Erfahrungen reich und seine Anschauungen über Welt und Menschen abgeklärt. Die Philosophie Spinoza's, die er während seiner politischen Festungshaft*) aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen hatte.

*) Hier irrt Rank. Die Verdeutschung Spinozas besorgte Auerbach erst 3—4 Jahre später 1839—41 am Rhein. D. H.

war ihm in Fleisch und Blut übergegangen und leuchtete seinen Arbeiten, auch seinen volksthümlichen, in treffenden, oft tiefsinnigen Sentenzen aus allen Poren. Im Ganzen möchte ich Auerbach, wie er damals erschien, „einen lieben Kerl“ in Form eines Vollschwaben nennen. Schon am Morgen nach meiner Ankunft, bei einem gemeinsamen Frühstück, an dem auch Moriz Hartmann theilnahm, lieferte die lebhafte Unterhaltung manches bezeichnende Ergebniss, das zur Beleuchtung unserer Tendenzen und Eigenarten führte. So meinte Auerbach, ich hätte für den Erfolg meiner ersten Schilderungen besser gethan, wenn ich meine Beobachtungen und Studien des Volkslebens gleich zu kleineren und grösseren Geschichten, wie er, verarbeitet hätte, da auf diese Weise den Lesern, die doch in erster Reihe gerne unterhalten werden wollen, ein Reiz mehr geboten worden wäre, sich mit dem Volk und dessen Eigenarten eingehend zu beschäftigen. Dem gegenüber machte ich eine andere Ansicht geltend. „Du, als Schilderer des Schwarzwälder Volkes,“ sagte ich, „hast ganz recht gethan, zugleich zu schildern und zu dichten. Das Leben der Schwarzwälder ist entwickelter, der Welt bereits bekannter und steht dem hochentwickelten Leben des schwäbischen Stammes, besonders der Sprache nach, nahe; wenn Du also Bilder aus diesem Leben mit Anklängen aus dem anheimelnden, allwärts verständlichen Dialekte brachtest, so durftest Du wegen etwaigen Nichtverständnisses keine Sorge haben. Ich dagegen zog den Vorhang von einem Volksstamme weg, der vorher kaum genannt und beachtet wurde; dieser Volksstamm in seinen Sitten und Gebräuchen vielfach ganz eigenartig und in seinem Dialekt nahezu unverständlich, musste dem deutschen Lesepublikum erst durch objektive Schilderungen seines Lebens und Treibens überhaupt vorgestellt werden; mir stand also zunächst nur ein Theil, aber auch ein sehr wichtiger Theil des Publikums zur Verfügung: Culturhistoriker, Germanisten, Volks- und Landschaftsfreunde — und ich habe von berühmten deutschen Männern bereits Zeichen liebevoller Anerkennung erhalten; Uhland interessirt sich für mein Buch, Jakob Grimm liess mir durch einen Landsmann neulich herzlichen Gruss und Aufmunterung melden, Wienbarg hat mir geschrieben, und von Jeremias Gotthelf aus der Schweiz erhielt ich eine freundliche originelle Zuschrift. Bei meiner zweiten Aufgabe: das Volk in Geschichten aus Dichtung und Wahrheit für das grosse Publikum darzustellen, bin ich auch bereits angelangt und werde sie nach bestem Wissen und Können auch zu lösen trachten.“

Bei der philosophirenden Natur Auerbach's war es nicht zu wundern, dass meine Darlegung seinen Beifall fand; eine kleine Geschichte, die ich ihm nebst einigen Ideen mittheilte, welche ich auszuführen beschlossen hatte, überraschten ihn sichtlich angenehm, und als besorge er, dass sich auch Andere auf unsere Bahn drängen könnten, warnte er mich lebhaft, in meiner Vertrauensseligkeit zu weit zu gehen und über Stoffe und Behandlung derselben gegen Andere zu mittheilsam zu sein. „Du glaubst nicht,“ sagte er, „wie wegfangerisch unsere Collegen von der Feder sind; jeder Stoff, jede gute Idee ist vogelfrei, sobald sie unserer Zunge entschlüpft ist!“

Zu diesem und anderem Ideenaustausch gesellten sich Ansichten über literarische und ästhetische Gegenstände, die auch eifrig fortgesetzt wurden bei kleinen Ausflügen oder auf dem Wege zu Besuchen bei namhaften Autoren und deren Familien.

Eines Abends — wir waren eben von Gustav Kühne, der mit seiner anmuthigen jungen Frau und deren Onkel und Tante in einer Sommerfrische bei Leipzig wohnte, zurückgekommen und wollten den Abend still und gemüthlich mit einander zubringen — lockte uns die sommerliche Wärme und ein prachtvoller Himmel mit Vollmond aus Auerbach's Wohnstube auf den Balkon hinaus;

wir waren, der lieblichen Temperatur und den vorhergegangenen Eindrücken entsprechend, in einer milden, nachdenklichen Stimmung. Auerbach fasste von Zeit zu Zeit ein Haar seines Bartes und zog es, unverwandt nach dem Abendhimmel blickend, sachte zwischen den Spitzen des Daumens und Zeigefingers durch: endlich sprach er:

„Ich kann Dir nicht sagen, wie mir ist; ich fühle mich wie der Mittelpunkt der Welt, wie in einem Brennpunkt fühle ich das Wohl und Weh eines geheimnissvollen All's; es scheint sich meinem Gemüthe ein Wunder, ein Wunderbares, ein Allheilges zu nähern und mir Andeutungen machen zu wollen, die mein irdisches Gemüth nicht zu fassen im Stande ist — ich fühle nur, dass mir wohl und wehe und unaussprechlich wunderbar zumuthe ist! . . . Hast Du Dich nie in Deinem Leben in einem solchen geheimnissvoll unbeschreiblichen Zustand befunden?“

Ich bejahte diese Frage und erwähnte einige ähnliche Zustände, dann erzählte ich einen Vorfall aus frühester Jugend, der mir unvergesslich und unerklärlich geblieben ist. . . .

Die nächsten Tage gehörten zahlreichen Besuchen, vielfachen Zerstreuungen, einem grossen Familienfeste, das die berühmte Firma Brockhaus gab, und den öffentlichen Berathungen einer Schriftstellerversammlung behufs Gründung eines grossen deutschen Schriftstellervereins. Bei diesen Debatten lernte ich Berthold Auerbach auch als Redner kennen. So gewandt er im Privatgespräch sich auszudrücken wusste, so seltsam unbeholfen sprach er in einer öffentlichen Versammlung, und die schönsten und klarsten Gedanken, über die er ja immer und reichlich verfügte, kamen in öffentlicher Rede langsam, schwer, stottrig zu Tage. So war es wenigstens damals; später schien er durch nachhaltigen Eifer sich eine grosse Redegewandtheit errungen zu haben; denn er sprach oft und gerne bei grossen festlichen und patriotischen Gelegenheiten, und was er sprach, war stets höchst geist- und gemüthvoll, wie man ja in öffentlichen Blättern lesen konnte. . . .

Bei der Wiederkehr friedlicherer Stunden waren wir auch wieder die traulich und vertraulich sich nahegekommenen Freunde und fanden stets neuen Anlass zu ernstem und heiterem Ideenaustausch.

Ganz eigen und weihevoll war die Art, wie Auerbach seine Stoffe, die er zunächst zu bearbeiten vorhatte, in sich trug und ausreifen liess; wie er nur stossweise einzelne Scenen niederschrieb, Gedanken und Redefragmente sammelte, die er an der und jener Stelle verwenden konnte; erst wenn Alles reif und lebendig vor ihm stand und die richtige Stimmung sich einstellte, ging er an die peinlich sorgfältige Ausarbeitung des Stoffes.

Von den „Sträflingen“ waren, wie erwähnt, die ersten Capitel bereits fertig. Er las sie mir vor und zeigte mir dann die sprunghaft zu Papier gebrachten Notizen für die Fortsetzung. „Es geht mir eigens,“ sagte er. „Ich weiss Alles, was kommen wird; aber es in der bestimmten Ordnung niederzuschreiben bin ich lange nicht im Stande. Mir wird das Schreiben unerquicklich; darum diktire ich gern, was Concept sein soll. Heute zum Beispiel möchte ich endlich eine Scene der Sträflinge zu Papier bringen, bin aber nicht im Stande, die Feder zu führen.“

„Ei,“ erwiderte ich, „diktire mir und ich will Dir Alles getreu zu Papier bringen, was Du vorhast!“

„Einverstanden!“ rief er und brachte Papier und Tinte. „Die Scene in Deiner Handschrift soll mir ein liebes Andenken bleiben.“

Er diktirte; ich hatte Mühe nachzukommen, und merkte mit Erstaunen, wie Alles: Schilderung, Sentenzen, Gespräche, fast überreif zu Tage kam. Als wir fertig waren, lag der Schluss des Kapitels „Der rechte Mann“ vor uns.

Die liebevolle Art, mit welcher Auerbach seine Stoffe in sich trug und ausarbeitete, war auch schuld, dass er die nun fertigen Arbeiten wie wohlgerathene Kinder liebte und auch gerne loben und rühmen hörte. Geschah Letzteres nicht freiwillig, so fragte er wohl auch nach der Zufriedenheit des Lesers, wobei er aber nie zu erforschen unterliess, was man hier und da auch zu bemängeln fände.

Ich machte ihn gelegentlich einer solchen Anfrage auf einen Umstand aufmerksam, der mir in einer seiner schönsten Geschichten, im „Ivo, das Hairle“, ergötzlich auffiel. Bekanntlich spielte Ivo als Kind in reizender Weise mit jungen Enten; als er später als Studentchen auf Ferien kam, wurde ihm eine dieser Enten gebraten zum Präsentle gemacht. „Deinem Ivo hast Du jedenfalls eine schwere Zumuthung gestellt,“ sagte ich, „da Du voraussetztest, dass er eine jedenfalls fünf bis sechs Jahre alte, zähe Ente mit Leichtigkeit und Vergnügen kauen werde!“ . . . Doch ändere daran nichts, denn die Art, wie Du die Idylle verwerthest, ist köstlich und nur wenigen Lesern wird das Alter des Bratens beifallen!“

Eine wackere Entschlossenheit machte mir Auerbach an einem der nächsten Abende auf neue Art lieb und werth.

Einheimische und fremde Schriftsteller und Künstler hatten sich zu einer geselligen Unterhaltung im „Hotel Pologne“ eingefunden und waren in rasch wechselnden Gesprächen warm geworden, als ein Theil der Gesellschaft, vorwiegend Schauspieler des Leipziger Theaters, der Unterhaltung in grotesker Weise eine sehr zweideutige Wendung gab; das Gelächter einiger Freunde solcher Frivolitäten belohnte auch eine Weile die Bestgeber derselben, bis ein heftiger Schlag auf den Tisch und ein wilder Ausruf Auerbach's betroffenes Schweigen herbeiführte. Er tadelte mit scharfem Verweise diese Art Bierhaus-Humor und drohte mit seiner augenblicklichen Entfernung, wenn die Vereinigung so vieler ausgezeichneter Männer nicht eine Unterhaltung finden sollte, die Geist und Herz anspreche.

Dieses brave, männliche Auftreten hatte eine wahrhaft prächtige Wirkung, die leider Auerbach selbst etwas beeinträchtigte, indem er seinem Siege noch eine kleine Predigt anschloss, in der er den moralischen Fall der Menschen mit einem Traume verglich, in dem man von einer Höhe zu fallen beginne und tiefer und tiefer falle — wobei er mit den Händen den Fall andeutete und mit gedämpfter Stimme langsam fortfuhr: „Und so fallen wir — fallen — fallen — fallen —“

„Na, werden wir bald drunten sein?“ unterbrach ihn Robert Heller ungeduldig.

Grosses Gelächter folgte, in das auch Auerbach einstimmte.

Überrascht wurde ich gelegentlich eines Spazierganges um die Stadt durch die Äusserungen Auerbach's über Jeremias Gotthelf, von welchem damals „Uli, der Knecht“ erschienen war und grosse Anerkennung fand. Auerbach sprach sich herbe gegen den genialen Schweizer Volksschriftsteller aus; er fand die Erzählungsweise desselben zu grobkernig, die Gespräche zu ungemessen, den tendenziösen Ton zu rauh und vorwaltend; Gotthelf benütze sein unleugbar grosses Talent leider zu sehr, um, statt über und für das Volk in schöner, gediegener Form zu schreiben, Kampfpamphlete in das Volk zu schleudern. Ich konnte nicht umhin, die geniale, packende Kraft des Autors in Schutz zu nehmen, trotzdem ich manche uns fremdartig und rauh erscheinende Seite der Erzählungsform zugab. Bezüglich des Meisterwerkes „Uli, der Knecht“ gestand Auerbach endlich zu, dass dasselbe sorgfältig gekürzt als volksthümliches Musterbuch hochgehalten zu werden verdiene. Anschliessend an diese Unterredung wurden in freien Stunden die Principien, welche uns bei dem Bearbeiten volksthümlicher Stoffe leiteten,

immer bestimmter herausgearbeitet und festgestellt; in Auerbach's „Schrift und Volk“ und in seinem Essay über „Hebel“ ist ein Schatz von ähnlichen Ideen und Grundsätzen angesammelt, wie sie uns damals beschäftigt haben. . . .

Je näher der Tag der Abreise kam, desto wärmer schlossen sich unsere Herzen an und desto mittheilsamer wurde Auerbach bezüglich der Ideen, die ihn bei der Ausarbeitung seines Meisterwerkes „Die Frau Professorin“ leiteten. Fast Scene für Scene kannte ich, bevor sie zu Papier gebracht wurden; Auerbach's Notizbuch wimmelte von Aufzeichnungen darüber. Aber Auerbach's ideenreicher Kopf und sein warmes Herz konnten von einem Stoffe nicht ausreichend beschäftigt werden, auch „Lucifer“ drängte sich lebendig vor und wollte seine Aufmerksamkeit haben. So verliess ich also Auerbach zu einer Zeit, wo er im vollen Sturm und Drang der hohen Stufe genialen Schaffens zuschritt, die ihn als Meister unter die Meister deutscher Poesie ebenbürtig einreihte.

II. Anzengruber.

Sehr geehrter Herr Doktor!

In meinem Aufsatz (in „Nord und Süd“), den Sie kennen, ist Alles enthalten, was ich über Anzengruber wusste, bevor ich ihn persönlich kannte: was ich in jenem Aufsatz über die Zeit der Entstehung seiner Stücke mittheilte, ist einer eigenhändigen Mittheilung des Dichters entnommen.

Für meinen Bericht in „Nord und Süd“ bedankte sich Anzengruber in einem liebenswürdigen Briefe, den ich leider nicht beilegen kann, da er unter einem Wust von anderen Briefen und Schriftstücken in einer Kiste auf dem Hausboden begraben liegt. Von Bedeutung und besonderer Charakteristik ist der Brief übrigens nicht.

Anzengruber's persönliche Bekanntschaft machte ich bald nach Erscheinen meines vorerwähnten Aufsatzes, als Direktor Steiner in Concurs verfiel und das Theater an der Wien geschlossen wurde. Laube wollte die Gelegenheit benützen und das Recht der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld“, welches Recht dem Theater an der Wien ausschliesslich zukam, für das Stadttheater erwerben. Ich versah damals das Amt eines Generalsekretärs des Stadttheaters, und Laube beauftragte mich, vorerst mit Anzengruber mich in's Einvernehmen zu setzen, um über dessen Geneigtheit der Cession des Aufführungsrechtes Gewissheit zu erlangen und dabei die Mittel und Wege kennen zu lernen, die zu dem beabsichtigten Ziele führen könnten. — Anzengruber war so freundlich, über meine Einladung unverweilt auf meinem Bureau zu erscheinen und die nöthigen Bescheide und Aufklärungen auf das Eingehendste zu ertheilen. Seine Einwilligung zur Aufführung des Pfarrers von Kirchfeld im Stadttheater gab er mit Freuden, erbot sich, Herrn Steiner, der möglicher Weise erschwerende Anforderungen stellen dürfte, auf bessere Gedanken zu bringen, und bemerkte, dass in der Hand des Advokaten, der Herrn Steiner und die Masseverwaltung vertrat, die schliessliche Entscheidung liege. Dieser Vertreter und Masseverwalter Steiner's war der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Prix (der gegenwärtige Bürgermeister von Wien). Meine nächste Mission war also, mit Dr. Prix zu verhandeln und die Bedingungen zu erfahren, unter welchen der Pfarrer von Kirchfeld im Stadttheater aufgeführt werden dürfte. Dr. Prix erwies sich bei dieser Unterhandlung ebenso resolut als entgegenkommend, so dass die nöthige Vereinbarung binnen kürzester Zeit abgeschlossen werden konnte. Das Stadttheater zahlte die üblichen 10 Procent Tantièmen, von denen ein von Direktor Steiner dem Dichter gewährter Vorschuss zuerst in Abzug gebracht werden sollte. Nach Abschluss dieser Angelegenheit sah ich Anzengruber lange Zeit nicht wieder; doch hatten die paar Begegnungen

hingereicht, in meiner Erinnerung ein ausgeprägtes Bild des merkwürdigen Mannes zurückzulassen. Anzengruber befand sich damals noch in voller Manneskraft, sein von einem Vollbart eingerahmtes Gesicht zeigte gesunde Frische, und aus seinen durch die Gläser eines Zwickers leuchtenden Augen flimmerte es dann und wann kampflustig auf; denn er war von den Verhältnissen des Theaters an der Wien sehr übel in's Mitleid gezogen, der Schluss des Theaters, der Abgang gerade der für die Anzengruber'schen Stücke bedeutsamsten Bühnenkräfte bereiteten dem Dichter grossen Schaden, und so mancherlei Beziehungen zur Steiner-schen Direktion liessen Verwicklungen befürchten, welche nicht ohne Prozesse ausgetragen werden konnten. Ich habe den gewöhnlich sehr schweigsamen Dichter später nie mehr so aufgeregt, schwungvoll und redselig gesehen, als da er mir über seine in Frage stehenden Verhältnisse Aufschluss gab und seinen Entschluss motivirte, seine Rechte bis zum Äussersten zu verfechten. . . Doch, wie erwähnt, wickelte sich die Angelegenheit bezüglich des Aufführungsrechts des Pfarrers von Kirchfeld glücklich ab und, wie ich von Anderen hörte, kamen Anzengruber's Beziehungen und Ansprüche bald auch zu friedlichem Austrage.

Etwa zwei und ein halb Jahre später war meine Gesundheit und insbesondere der Zustand meiner Nerven in Folge der aufregenden Bureauarbeit so arg mitgenommen, dass ich Laube und den Direktionsrath ersuchen musste, mich meiner Vertragsverpflichtungen zu entheben. Dies geschah und ich folgte dem ärztlichen Rathe, ein milderes Klima aufzusuchen; ich begab mich in Begleitung meiner sorgsamen Frau nach Görz, wo ich zwei Winter in stiller Zurückgezogenheit zubrachte (1879—1880). Zu Beginn des Frühjahrs 1881, während ich, da meine Gesundheit sich wieder erfreulich erholt hatte, eben Anstalten traf, nach meinem geliebten Wien zurückzukehren, erhielt ich ganz unerwartet von Seite des Herrn Barons Victor v. Erlanger, Eigenthümers der Wochenschrift „Die Heimath“, die liebenswürdige Einladung: die Redaktion dieses Blattes zu übernehmen. Ich kam dem Antrag um so mehr auf das Bereitwilligste entgegen, als ich erfuhr, dass Anzengruber gleichzeitig mit mir und zwar als „Herausgeber“, in die Leitung des Blattes eintreten werde.

Ich dankte Herrn Baron v. Erlanger für die bewiesene Aufmerksamkeit und schrieb auch Herrn Anzengruber, wie sehr ich mich freue, gemeinsam mit ihm in der „Heimath“ nützlich wirken zu können. Anzengruber antwortete allsogleich und in gleich freundschaftlichem Sinne.

Da die Übernahme und Leitung des Blattes mit 1. April 1881 erfolgen sollte und der Monat März bereits begonnen hatte, so war keine Zeit zu verlieren mit den Vorbereitungen. Auf Wunsch des Barons v. Erlanger verfasste ich ein Programm, nach welchem ich glaubte, das Blatt leiten zu sollen, und schickte das Programm dem Herrn Baron und eine Abschrift davon Herrn Anzengruber. Beide waren mit meinen Absichten und Grundsätzen einverstanden und wünschten, dass meine Rückkehr nach Wien thunlichst bald erfolgen möge. Meine Übersiedelung erfolgte auch am 15. März, und von da an begannen die persönlichen Conferenzen in Wien. Nach einem gemeinsamen Besuch bei Baron v. Erlanger besprach Anzengruber mit mir die nächsten Schritte zur Leitung und Förderung des Blattes, wir verpflichteten uns auch, an Beiträgen unserer Feder es nicht fehlen zu lassen, entwarfen den Text eines grossen, öffentlich anzuschlagenden Zettels und zugleich die sehr einfach und bescheiden lautende Einbegleitung der ersten unter unserer Leitung erscheinenden Nummer der „Heimath“. Als liebenswürdiger Charakterzug Anzengrubers fiel mir bei diesen ersten Konferenzen die grosse Aufrichtigkeit und Bescheidenheit auf, die wiederholt im Gespräche durchbrachen. „Ich bin ganz Neuling im Fache der Leitung

eines Blattes", sagte er: „Ich muss mich also vorerst begnügen, meinen Namen herzugeben und auf Beiträge bedacht zu sein, die im engen Kreise meiner Leistungsfähigkeit liegen." Ein andermal, bei Besprechung einer wissenschaftlichen Arbeit, bemerkte er mit Bedauern: „Ich habe leider keine Gelegenheit gehabt, höhere Studien durchzumachen, und bin genöthigt durch fleissige Lektüre nachzuholen, was etwa noch möglich ist; im Ganzen freilich nachzuholen, was versäumt worden, bleibt doch ganz vergeblich!" Ich durfte ihn mit der Bemerkung trösten, dass seine Stücke, wie seine Erzählungen, nach Form und Gedankengehalt gerade den reich und feingebildeten Geist des Dichters zur Geltung bringen.

Über die Art und Arbeit der Leitung des Blattes beschlossen wir folgendes festzusetzen.

Da Anzengruber den Begriff „Herausgeber" im engsten Sinne aufgefasst wissen wollte, das Lesen von Manuskripten hasste und jede Betheiligung an der Correspondenz und Bureauarbeit als nicht zu seinen Obliegenheiten gehörig mit Recht ablehnte, so blieb es bei seinem Wunsche, nur im Allgemeinen von den Arbeiten der Redaktion Kenntniss zu nehmen; wir beschlossen, jede Woche (Mittwoch) eine Sitzung abzuhalten und über die Angelegenheiten des Blattes im Allgemeinen und über den Inhalt der nächsten Nummer im Besonderen Rücksprache zu nehmen. Ich berichtete in solchen Sitzungen über die neuesten Redaktionsvorfälle, legte den Spiegel der nächsten Nummer vor, und Herr Amster, persönlicher Vertreter des Baron v. Erlanger, der die Kunstbeilagen, die finanziellen und technischen Angelegenheiten des Blattes besorgte, ergänzte meinen Bericht durch Vorlage der ihn betreffenden Arbeiten. Anzengruber machte nur hie und da eine Bemerkung, oft blieb er ganz stille, manchmal kam er schon verstimmt und abgespannt in die Sitzung, was er, wenn er darüber gefragt wurde, seinem „miserablen" Körperzustand zuschrieb. In solchen Augenblicken nahm ich gerne Anlass, nach Erledigung der Geschäfte, das Gespräch auf einen heiteren Vorfall in der Redaktion oder auf eine Zeitungsnotiz zu bringen, was Anzengruber alsbald wieder aufgeräumter machte und ihn veranlasste, in drastischer Weise ein bezügliches Erlebniss oder eine Anekdote zum Besten zu geben. Als einmal von zwei Autoren zugleich Anfragen einliefen, wann ihre, von der früheren Redaktion gegen Zusicherung bestimmter Honorare angenommenen Novellen zum Abdruck gelangen würden, wünschte Anzengruber die beiden Arbeiten zu lesen. Er nahm sie gleich mit nach Hause; aber schon am nächsten Tage schrieb er, dass wir die Novellen nicht verwenden könnten und dass er bereits den Autoren geschrieben habe, sie würden ihre Arbeit unbenützt zurückerhalten. Ich sah sofort die Folgen voraus und machte Anzengruber darauf aufmerksam; noch vor der nächsten Redaktionssitzung waren zwei äusserst empörte Briefe der Autoren da, die auf ihrem Schein beharrend, auf deren Abdruck und auf der Honorirung ihrer Arbeiten bestanden. In der Redaktions-Sitzung vertheidigte ich den Standpunkt, dass wir auf Einhaltung der früheren Vereinbarungen angewiesen seien und im äussersten Falle den Autoren mindestens ihr Honorar zu zahlen hätten. Anzengruber war inzwischen milder gestimmt und sagte: „Wenn Sie die Sache ins Gleiche bringen können, soll's mich freuen; es ist mein Übel, dass ich bei der Lektüre so minderwerthiger Arbeiten völlig rabiat werde!" Ich las die beiden Novellen, fand sie doch des Abdruckes werth und schrieb den Autoren in sehr höflicher Weise, wie ihre Arbeiten der neuen Redaktion leider nicht ganz genügend erschienen, dass sie aber mit kleinen Änderungen doch abgedruckt werden sollten, wenn die Herren sich bewogen fänden, das Honorar ganz wesentlich herabzumindern. Meine Briefe wirkten; beide Autoren setzten ihre Honorarforderungen herab und die Sache war mit Zustimmung Anzengrubers in Ordnung. Oftmals

später kam der Dichter bei bedenklichen Angelegenheiten, die zu Prozessen führen konnten, auf den oben bezeichneten Fall zurück und sagte lächelnd: „Das ist Etwas für Ihre milde Art zu vermitteln; ich habe die Geduld und Fassung dazu nicht!“ Ich bemerkte scherzend: „Würden Sie fleissig Manuskripte lesen, so würden Sie bei der Masse unbrauchbaren Zeugs schon Geduld und Fassung lernen und froh sein, dann und wann etwas Brauchbares zu finden!“ „Wenn das ist“, sagte er lachend: „so schicken Sie mir einen rechten Pack der eingereichten Sachen und ich will's versuchen!“ Es geschah — aber schon am zweiten Morgen kam der Pack Manuskripte mit einem zornigen Donnerwetter zurück, das mit der Versicherung schloss: solche Lektüre würde ihn zum grimmigen Bösewicht verschlimmern und nicht, wie ich erwartet, milde und versöhnlich machen. Diese Ansicht und Stimmung kam drastisch zum Ausdruck, als wir drei Preise ausschrieben, für ein Gedicht, für einen kulturhistorischen Aufsatz und eine Novelle. Bei der Wahl von Preisrichtern für die Konkurrenzarbeiten sagte ich zu Anzengruber, dass er wohl so gefällig sein werde, das Preisrichteramt für eine oder die andere dieser Arbeiten zu übernehmen? Er erwiderte entschieden: „Ganz und garnicht!“.

Verwundert sagte ich: „Das wäre bedauerlich; Sie haben ja die Wahl, eines der weniger in Anspruch nehmenden Ämter zu übernehmen!“

„Mehr oder weniger anstrengend — nichts da — dass mich Gott bewahre!“

„So z. B. die Prüfung wenigstens der einlaufenden Gedichte“, rief ich, lebhaft wünschend, seinen Namen zu gewinnen.

„Prüfung der einlaufenden Gedichte“, entgegnete er: „Gedichte? Ich? Gedichte schon gar nicht!“

„Also die Prüfung der culturhistorischen Arbeiten“, rief ich.

„Culturhistorische Arbeiten? Nicht mit vier Pferden!“ erwiderte er.

„Mein Gott — also für Erzählungen — Ihr ganz eminent eigenes Fach — da werden Sie doch —“

„Mit meinem — ganz eminent eigenen Fach — hab' ich eh' das ganze Jahr zu thun — nein — ganz und gar nicht!“

Helles Gelächter folgte, in das Anzengruber selbst einstimmte.

Aber bei seinem Willen blieb es. . . .

Unter den bei der Redaktion einlaufenden Manuskripten waren ab und zu auch solche, die in den eingeschalteten Gesprächen sich eines Dialektes bedienten. Ich wies diese Arbeiten entschieden zurück, und Anzengruber wünschte meine Ansicht über den Gebrauch des Dialektes kennen zu lernen.

„Bei Schilderung der Sitten und Gebräuche eines bestimmten Volkes, sagte ich, ist der Dialekt da, wo das Volk sprechend angeführt wird, ganz am Platz. In Lokalpossen, in humoristischen Schilderungen des Wiener Lebens z. B. wird der Dialekt erfolgreich angewendet; in Arbeiten aber, die auf Erfindung beruhen oder einer höheren Idee ihren Ursprung verdanken, ist der Dialekt absolut zu vermeiden. Raimunds klassische Volksstücke, die die Wiener Art zu leben und zu sprechen so charakteristisch schildern, sind nicht im Dialekt geschrieben, sondern in einer dem Wiener Dialekt angepassten Schriftsprache und haben dadurch den Vortheil der Allgemeinverständlichkeit.“ Ich wies auch auf die wohlgelungene Popularität der Sprache in Anzengruber's Stücke hin, die man nicht Dialekt nennen kann; dann bemerkte ich weiter: „Ein Gräuel ist die volksthümlich sein sollende Sprache in sehr vielen ernsteren Stücken und Possen der Wiener Vorstadtbühnen; in den längeren Reden, namentlich Monologen, findet sich förmlich ein Periodenbau, beziehende Fürwörter verbinden Sätze, die halbvergangene Zeit ist in den Gesprächen des Volkes gebräuchlich — alles

Dinge, die falsch sind. Das Volk spricht in kurzen bestimmten Sätzen: be-
ziehende Fürwörter gebraucht der Dialekt nicht; das Volk benützt für ver-
gangene Dinge nur die vergangene Zeit, nie die halbvergangene, eher noch
schildert es vergangene Dinge, um sie recht anschaulich zu machen, als gegen-
wärtig geschehend.“ . . . Anzengruber war nachdenklich geworden, vielleicht
dachte er nach, inwiefern sein häufiger Gebrauch des Dialektes in Bühnenstücken
und Erzählungen mit diesen Ansichten stimme, eine Äusserung darüber that er aber
weder bei dieser Gelegenheit noch später. Ich habe bei obigen Bemerkungen, aufrichtig
gesagt, die stille Absicht gehabt, bei Anzengruber indirekt eine kleine Warnung
anklingen zu lassen gegen die gar zu häufige und ausgiebige Verwendung des
Dialektes in seinen Erzählungen — eines Dialektes, der doch kein durchaus
echter bestehender Dialekt ist. Sehr viele, insbesondere ausländische Leser finden
darin einen erschwerenden Umstand, seine Arbeiten rasch zu verstehen und nach Ver-
dienst zu würdigen. . . . Von theoretischen Auseinandersetzungen war Anzen-
gruber kein Freund. Als durchaus schöpferischer Dichter folgte er seinen Ein-
gebungen und kümmerte sich nicht weiter um Theorien, die in Lehrbüchern und
sogenannten geistreichen Abhandlungen zu finden sind; er war dadurch der richtige
Praktikus des Schaffens und der helle Gegensatz zu jenen Theoretikern, die wie
ein Weihnachtsbaum voller schimmernder Sentenzen hängen, aber nicht im Stande
sind, die geringste poetische Arbeit fertig zu bringen. . . .

Da ich mit Anzengruber ausser auf dem Bureau nur selten zusammen kam,
so waren Geschäftsangelegenheiten fast ausschliesslich die Gegenstände unserer
Unterhaltung. Wohl lud er mich ein, auch Abends einmal in dem Kneiplokal
zu erscheinen, wo er sich häufig und lange mit namhaften guten Freunden zu-
sammenfand, allein solchen Nachtschwärmereien entzog ich mich von jeher be-
sonders aus Gesundheitsrücksichten.

Unser gemeinsames Wirken in der Leitung der „Heimath“ dauerte drei
und ein halb Jahre. . . .

Max Ritter von Widnmann,

Professor der Bildhauerkunst,

geb. 16. Oktober 1812 zu Eichstätt; gest. 3. März 1895 zu München.

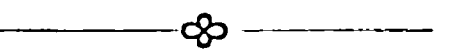
Von

H. HOLLAND.

Widnmann's Vater, welcher erst als fürstbischöflicher Leibarzt, dann in gleicher
Eigenschaft eine Stelle am Hofe des Herzogs von Leuchtenberg bekleidete, besass eine
von seinen Schwiegereltern ererbte hübsche Gemäldesammlung, deren Anblick in der Seele
seines Sohnes die artistische Begabung zuerst erweckte. Obwohl zur wissenschaftlichen
Laufbahn bestimmt und desshalb in lateinischer und griechischer Sprache tüchtig geschult,
wendete sich derselbe in München zur Kunst und wurde schon im Jahre 1825, trotz seiner
Jugend, an der Akademie aufgenommen, wo ihm der liebenswürdige Konrad Eberhard
(1768—1859) die Schönheit der klassischen Skulptur erschloss. Nachmals kam Widnmann
zu dem phantasievollen und romantischen Ludwig Schwanthaler (1802—1848), dessen
hochpoetisches Feuer und fantastische Poesie den Jüngling in die ideale Bahn leitete,
welcher er zeitlebens getreu verblieb. Weiter förderte ihn ein dreijähriger Aufenthalt in
Rom (1836—39), wo ihn Thorwaldsens schönheitstrunkenes Schaffen ganz für die Antike
gewann. Hier modellirte Widnmann eine Reihe von Gruppen und Reliefs, wie „Simson
und Delila“, einen von den Nymphen geraubten „Hylas“, den „Odysseus bei Alkinoos“ und

eine von Venus dem Paris zugeführte „Helena"; hier entwarf er auch den ganzen Cyclus von Compositionen zu dem „Schild des Herakles" (nach Hesiod), welcher indessen erst 1842 zur Ausführung gelangte. ebenso arbeitete er damals schon an den „Umrissen zur Odyssee", welche später vollendet und durch Lithographie vervielfältigt wurden. Trotz der fleissigen Thätigkeit liess er sich doch auch von den hochgehenden Wogen des dortigen Künstlerlebens treiben und fand immer noch Zeit, an den fröhlichen Festen der deutschen Landsleute theilzunehmen, wie er denn auch in einer vom Maler G. Prestel in den Räumen der Villa Malta inszenirten Frankfurter Posse die Rolle eines naiven Frankfurter Bürgermädchens in liebreizendster Weise spielte. Nach seiner Rückkehr verarbeitete Widnmann seine Projekte. schuf im Auftrage König Ludwigs I. zahlreiche Büsten, z. B. den General- und Schlachtenmaler C. W. von Heideck, insbesondere aber das Modell zu der kolossalen Statue des Bischofs „Echter von Möspelbrunn", welche vor der Universität zu Würzburg, in Erzguss durch Ferdinand von Miller ausgeführt, eine bleibende Stelle fand (1847). Die Folge davon war, dass Widnmann nach Schwanthalers Ableben (1848) dessen Stelle als Professor an der Akademie erhielt, die er bis 1887 in voller Thätigkeit, einmal auch als ihr interimistischer Direktor, bekleidete. Als solcher bildete er eine ganze Reihe von Schülern, unter denen freilich mancher, wie der schon 1881 verstorbene M. Wagmüller, Lorenz Gedon, Joh. Hirt, Sirius Eberle und der eminent begabte W. von Ruemann, ihren Meister überstrahlte. — Widnmann erhielt eine ganze Reihe von neidenswerten Aufträgen zu kolossalen Standbildern, des Tondichters Orlando di Lasso (1848), des Historikers Lorenz Westenrieder (1854), des Bildhauers Chr. Rauch und des Benvenuto Cellini für die Nischen der Glyptothek, des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal (auf dem Domplatze in Bamberg); die Statuen Ifflands und Dalbergs in Mannheim, das Grabdenkmal der Grossherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt u. s. w. Ein durch seinen Linienfluss-wohllautendes und schön aufgebautes Werk war die Gruppe einer von einem Panther überfallenen „Nomadenfamilie", welche mit ihren „nomen et omen" lange Zeit ohne Bestimmung auf allen Ausstellungen herumwanderte, ohne eine bleibende Stätte zu finden. Zu Widnmann's besten Leistungen zählte die vor dem heutigen Café Luitpold postirte Schiller-Statue, obwohl auch hier wieder die bei der „historischen" Schule ehedem so beliebte Radmantel-Drapirung als luxuriöse Beigabe eine leichtentbehrliche Rolle spielte. Im richtigen Gefühl, dass dergleichen phraseologischer Aufzug doch nicht männiglich aufgemutzt werden dürfe, wählte Widnmann für das Münchener Goethe-Standbild, mit Benützung der idealen Trippel-Büste, ein griechisches Kostüm, wodurch freilich der geheimräthliche Nimbus der weimarischen Exzellenz vermieden wurde; doch birgt die Statue mehr als eine Achillesferse, namentlich durch die platte Magerkeit und zerquetschte Breite der ganzen Figur, deren Anblick nur von einer Seite erbaulich und erhebend wirkt — ein Missstand, welcher selbst einem heute namenlosen Etrusker-Bildner niemals gearrivirt wäre! An der heillosen Verquickung von klassischen Sandalen mit einem spanischen Krönungskostüm laborirt auch die Reiterstatue für König Ludwig I., wobei übrigens Widnmann ein prachtvolles Projekt Schwanthalers auf Mathias Corvinus nach dem Willen König Ludwigs I. als Vorbild benützte. Dazu folgten die Statuen auf Gärtner und Klenze nebst einer grossen Anzahl von Büsten, z. B. des Nationalökonomen Fr. List, des Kanzlers Joh. G. Herwart, des Malers Christoph Amberger, Hans Holbein und Karl Rottmann, des Landsknechtführers Jörg Frundsberg und vieler Anderer für die bayerische Ruhmeshalle. Ein paar Mal versuchte sich Widnmann auch mit christlichen Stoffen, mit einer „Pieta" (1853) und einer „Madonna" (1882), womit er ein ihm fremdes Gebiet ohne besonderen Erfolg betrat. Sein weniger aus der seelischen Empfindung, als mit der Schärfe des Verstandes schöpfendes, mit einer grossen Dosis von Sarkasmus legirtes Ingenium dilettirte damit in einer den Beschauer nicht erwärmenden Weise, obwohl er sich zu einer streng positiven Auffassung in religiösen Fragen bekannte. Zu seinen letzteren Erzeugnissen zählten die beiden Kolossalfiguren des Kastor und Pollux am Hauptportal der neuen Akademie, deren Ausführung jedoch erst in jüngster Zeit erfolgte, indess sein Ehrendenkmal auf Peter Cornelius immer noch auf den Erz-

guss wartet. Einen zierlichen Prachtkrug bildete Widnmann für die Fabrik des Grafen Thun in Klösterle (Abbildung in No. 308 von Seemann's kunsthistorischen Bilderbogen). Seine leutselige Jovialität, verbunden mit einer vornehmen Superiorität für die höchsten Aufgaben der Kunst gegenüber dem neuesten folgenschweren Realismus, gestalteten ein Charakterproblem, welches der oberflächlichen Taxirung als unversöhnliches Dilemma erschien, während diese Ingredienzen doch zur ganzen geistigen Mixtur gehören.



Eine Abschiedsrede an Treitschke von G. Freytag.

Im I. Band der „Biogr. Bl." durften wir die Erneuerung des Doktor-Diploms von Gustav Freytag durch die Berliner philosophische Fakultät mittheilen; der Verfasser jenes Festgrusses der akademischen Behörde war unseres Wissens H. v. Treitschke. Die Gesinnungen, die Freytag für diesen nahen Freund wiederholt, insbesondere in den „Erinnerungen" mit so edler Wärme geäussert hat, gelangen nicht weniger anmuthig in dem folgenden — von den „Nachrichten aus dem Buchhandel" übernommenen — Trinkspruch zum Ausdruck.

Im Anfang der sechziger Jahre hatten sich zu einem behaglichen abendlichen Plauderstündchen wenige vertraute Freunde am Stammtisch einer Gaststube Leipzigs zusammengefunden, lauter Männer mit Namen von Klang und Bedeutung, darunter Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke, zwei enge Gesinnungsverwandte. Allmählich hatte sich der Freundeskreis durch Berufung des einen oder andern in einen neuen Wirkungskreis gelichtet. Auch für Treitschke schlug am 11. August 1863 die Stunde des Abschieds; er war nach Freiburg i. B. berufen worden, und es gab eine schlichte, aber für alle Betheiligten gewiss wehmütige Abschiedsfeier, wobei Gustav Freytag, zunächst voll Humor beginnend, dann aber in wuchtigen Ernst übergehend, dem Scheidenden prächtige Worte zurief, die das Wesen beider Männer würdig kennzeichnen und ehren. Diese Ansprache erschien als kleiner Privatdruck, der, soweit wir übersehen konnten, nirgend in einem Buche Freytags zum Abdruck gelangt ist. Sein origineller Titel ist folgender:

Bericht
über die ausserordentliche Sitzung
welche
Der Kitzing
am Dienstag den 11. August 1863
zu Ehren seines scheidenden Mitgliedes
Heinrich von Treitschke
gehalten hat.

Inhalt:

1. Historischer Vortrag in akademischem Styl. Vom Präsidenten Herrn Gustav Freytag.
*2. Poetisches Impromptu. Von Herrn Waldemar Wenck, Mitglied des Festausschusses beim 3. Deutschen Turnfest.
*3. Mein erster Toast. Von Herrn Moritz Busch, vorgetragen von dem Herrn Präsidenten.

(Die mit * bezeichneten Stücke konnten wegen beharrlicher Verweigerung des Manuskripts hier nicht mitgetheilt werden.)

Die mitzutheilende Stelle aus der Ansprache Freytags lautet:

„— — Meine Herren Kommilitonen! Im Leben der Staaten wie der Individuen ist die Beobachtung nicht neu, dass auf längere Zeiten gemächlicher Ruhe und eines stillen Gedeihens Perioden gewaltsamer Erschütterung folgen, in denen aus geheimnissvoller Tiefe zerstörende Kräfte auftauchen: lockende Rufe von Aussen, unwiderstehliche Stimmen von Innen, niederträchtige Briefe von Oben. — Es ist

lehrreich zu beobachten, wie auch den Kitzing*) seit den ersten Tagen des Jahres 1863 der Sturm des Lebens gefasst hat, ein grünes Blatt nach dem andern aus seinem Kranze reissend. Zuerst ging er, der würdige Hauptmann der Genossenschaft,**) der durch seine grossen Augen und seine feste Regelmässigkeit der wahre Grundpfeiler der Sodalität gewesen war. — Und in dieselbe Ecke von Deutschland zog kurz darauf ein zweiter, der höchst werthvolle Botaniker der Gesellschaft***) von einer unwiderstehlichen, für den Kitzing aber gräulichen Sehnsucht nach den Pilzen der Bergstrasse getrieben. — Fürwahr, es war ein sehr wehmüthiges Gefühl für den unbefangenen Menschenfreund, dass der Kitzing eins nach dem andern seiner armen Lämmer dahingeben musste, damit sie dort in der Ferne sich in wilde Bäre verwandelten. Jetzt aber, meine Herren, jetzt geht auch der Dritte! Der Teufel hole meine ruhige Betrachtung und die ganze Geschichtswissenschaft. Jetzt hört der Spass auf, und wir sind zu dem Punkt gekommen, wo wir gewisse menschliche Angelegenheiten ernsthaft ins Auge fassen. —

„Wir sollen Sie verlieren. In dem geselligen Zusammensein unseres kleinen Kreises ist eine Zuneigung und Freundschaft erwachsen, welche uns das Scheiden sehr schwer macht. — Und fragen wir uns: Wie kam es, dass wir uns einander so werth und Sie uns so lieb wurden? Dass die zwanglose Unterhaltung am runden Tisch, das leichte Plaudern von sieben bis acht so gute Kameradschaft hervorbrachte? — so erkennen wir wohl, warum das so wurde. Und wir rühmen zuerst als schöne Eigenschaft deutscher Natur, dass sie den tüchtigen Sinn eines Andern schnell und sympathisch würdigt, auch in leichte Verhältnisse eine herzliche Wärme legt und mit den bunten Farben eines warmen Gemüthes sich alle Umgebung traulich zurichtet. — Den Zauber guter Kameradschaft empfindet der Deutsche völliger als jedes andere Volk. —

„Wenn aber Männer von sicherem Selbstgefühl, zum Theil auf der Höhe des männlichen Alters, in so warmer Empfindung nebeneinander stehen wie Sie und wir, so hat in unseren Tagen solche Freundschaft fast immer noch einen andern Grund. — Es ist auch ein Zusammenklingen der Überzeugungen, welche die Befreundeten über die höchsten Interessen ihres Lebens gewonnen haben. — Es ist auch die Übereinstimmung des Urtheils, Gemeinsamkeit in Liebe und Hass, es ist auch eine politische Freundschaft, welche Sie mit uns verbindet. Und auch dafür wollen wir Ihnen heute danken. Denn besonders kräftig und lauter strömte aus Ihrem Innern Gedanke, Gefühl, Forderung; Ihre feste und rücksichtslose Entschlossenheit hat auch uns nicht selten gehoben, gefestigt und uns die eigene Auffassung bestätigt. — Und ich, der geborene Preusse, nehme mir heute die Freiheit, Ihnen noch meinen besonderen Dank zu sagen für die Treue und Energie, womit Sie das politische Glaubensbekenntniss, das auch ich für den besten Inhalt meines Lebens halte, nicht nur in unserem Kreise, vor dem ganzen Deutschland so mannhaft vertreten haben. —

---

*) Die an den Namen der Gastwirthe anlehnende scherzhafte Bezeichnung der Tafelrunde.

**) Karl Mathy, der bekannte Politiker und Finanzmann, badischer Staatsminister, während seines Leipziger Aufenthalts (1859 1862) Direktor der Deutschen Kredit-Anstalt. † 1868 in Karlsruhe.

***) Wilhelm Hofmeister, Musikalienhändler in Leipzig, der sich in seinen Mussestunden mit grossem Erfolge naturwissenschaftlichen Studien widmete, namentlich der physiologischen Botanik, und 1863 als Professor der Botanik nach Heidelberg, 1872 nach Tübingen berufen wurde. Er war einer der bedeutendsten Gelehrten seines Faches, in gewisser Richtung ein Bahnbrecher der Wissenschaft. † 1877 in Lindenau bei Leipzig.

„Wir waren stolz auf Sie, als einen der Unsern. Und es darf Sie nicht verletzen, wenn wir heute unter uns Sie einmal rühmen, und wenn beim Abschiedsgruss in Worten sich ausprägt, was Ihnen oft unser Händedruck gesagt hat. So oft Sie eine zahlreiche Versammlung durch die edle Grösse Ihres Vortrags hinrissen, wir, Ihre Freunde, hatten immer noch ein anderes Gefühl, wir genossen behaglich und stolz die Wirkungen, wie unsere eigenen, denn Sie waren unser Mann, einer vom Tisch, einer, der fest in unserem Herzen stand. Und wenn wir doppelt warm das Schöne und Gute aus Ihren Worten empfanden, so sah mancher von uns, nicht Busch*) allein, dabei unruhig und herausfordernd umher, ob das fremde Volk auch den Werth unseres Genossen gebührend anerkennen wollte.

„Aber nicht nur, wenn Sie vor Anderen Ihr Talent prächtig entfalteten, blickten wir mit Stolz auf Sie. Von den ehrlichen und guten Männern unseres Kreises ist Ihr Wesen so beurtheilt worden, wie es, so vertrauen wir, dereinst unser Volk in sein Herz schliessen soll: eine stattliche, frische Kraft, eine grossangelegte Natur, einer, der zum Gelehrten, zum Mann geworden ist, trotz den Hindernissen, welche ein neidisches Schicksal ihm in den Weg legte, in seinem heldenhaften Wesen eine bewunderungswürdige Verbindung von Ethos und Pathos. —

„So tragen wir Sie im Herzen, und darum fühlen wir heute wehmüthig: in Ihnen scheidet aus unserem Kreise ein gutes Theil der Poesie, welche uns erwärmte und hob. Der arme Kitzing gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generale nach dem andern abfiel. Der aber jetzt von ihm geht, ist der Max Piccolomini. —

„Sie werden in grössere und stärker bewegte Kreise treten, denn Sie tragen etwas in sich, was Sie einem öffentlichen, an Schicksalen reichen Leben entgegenführt. — Aber Sie werden, das hoffen wir, immer an uns als ehrliche und besonders treue Gesellen denken. Die milde Wärme, welche Ältere und Jüngere in unserer Genossenschaft erfüllte, die einfache, unbefangene, gescheute Art unseres Tisches, welche wir nicht zum kleinen Theil der Atmosphäre unserer wackeren Stadt Leipzig verdanken, diese bescheidenen Vorzüge mögen, so bitten wir, Ihnen immer in traulicher Erinnerung sein.

„So spricht unsere Genossenschaft zu Ihnen. Was die Einzelnen, welche Ihnen durch Studien, Geistesarbeit und längere Freundschaft verbunden sind, bei Ihrem Abgang verlieren, darüber machen wir heute keine Worte, mir selbst vermehrt heute die Trauer des Scheidens, dass ich den Kampfgenossen und Freund so spät gefunden und dass ich ihn so früh aus meiner Nähe verliere. Das Bündniss aber soll dauern. —

„Es soll dauern für uns alle. Wir sind die letzten Freunde, welche Sie in dem ersten Theil Ihres Lebens, in den Jugendjahren, in Ihrer Heimath gewonnen haben. Unsere Treue folgt Ihnen hinüber zur Manneszeit, in welcher Sie auf neuem Grunde sich frei und selbstkräftig das neue Haus Ihres Lebens errichten. Hier oder dort, Sie bleiben in unserm Herzen.

„Und so erheben wir uns und rufen mit dem Scheidegruss und Glückwunsch unserem lieben Freunde Heinrich von Treitschke ein Hoch!"

---

*) Moritz Busch, der bekannte Schriftsteller und Journalist, Biograph Bismarcks, damals Redakteur der Grenzboten.

ANZEIGEN.

Friedrich Meinecke, das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. I. 1771—1814. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Stuttgart, Cotta. 1896.

In wie hohem Grade auch die öffentliche Aufmerksamkeit durch die neueren Kriege und die politischen Wandlungen unserer Zeit gefesselt wird, das Interesse an der Erhebung gegen den ersten Napoleon ist dadurch nicht vermindert worden. In Frankreich ebenso wie in Deutschland hat sich der Wiedergeburt Preussens nach dem Tilsiter Frieden und dem Kriege von 1813—1814 eine noch erhöhte Theilnahme zugewendet, die in zahlreichen militärischen, politischen und vorzugsweise in biographischen Werken ihren Ausdruck findet. Dass diese Literatur einen so stark ausgeprägten biographischen Charakter trägt, ist zum Theil die Folge davon, dass viele Memoiren, Erinnerungen, Briefwechsel aus jener Zeit, die früher zurückgehalten wurden, nach und nach an das Licht getreten sind und es ermöglicht haben, die Entwickelung und die Thätigkeit der Einzelnen genauer zu verfolgen.

Unter den Helden des Befreiungskrieges nimmt Hermann von Boyen eine besondere Stellung ein. Wie sein Meister Scharnhorst ist er weniger durch eigentliche Kriegsthaten als durch seine organisatorische und politische Wirksamkeit berühmt geworden. Er ist dabei eine durchaus eigenartige Erscheinung, eine sinnige Natur, zu philosophischer Betrachtung geneigt und doch wagemuthig und entschlossen, von hohem, sittlichem Muthe, von inniger, man könnte fast sagen leidenschaftlicher Liebe zum Vaterlande erfüllt. Vor einigen Jahren sind die Erinnerungen*), die er im Alter niedergeschrieben hat, veröffentlicht worden und haben berechtigtes Aufsehen erregt: jetzt ist der erste Theil einer ihm gewidmeten Biographie erschienen, die weit über die meisten ähnlichen Werke hervorragt und sich den besten an die Seite stellt. Neben der eingehenden Sorgfalt des Verfassers sei namentlich die Unparteilichkeit hervorgehoben, mit der er die Beziehungen seines Helden zu dessen Genossen und Mitarbeitern beurtheilt. Er will nicht nur die Lebensschicksale und die Thätigkeit Boyens darlegen, in gedankenvoller, anziehender Weise zeigt er, wie dessen Persönlichkeit sich im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen der Zeit und unter deren mannigfaltiger Einwirkung entwickelt.

Hermann von Boyen wurde 1771 als Sohn eines preussischen Offiziers in dem ostpreussischen Städtchen Kreuzburg geboren. Mit zwölf Jahren trat er bereits in das Heer. Von 1787—1790 war er als Fähnrich auf der Kriegsschule in Königsberg. Er benutzte mit grossem Eifer die ihm hier gebotene Gelegenheit, neben seinen eigentlichen Studien auch Vorlesungen an der Universität zu hören. Zu den berühmtesten Zierden derselben gehörte damals neben Kant der Nationalökonom Kraus, der zuerst in Deutschland im Anschluss an Adam Smith' Lehren die wirthschaftliche Freiheit des Einzelnen vertrat. Boyen hat sowohl Kant wie Kraus gehört, und wenn er auch damals zu jung und zu wenig vorgebildet war, um sie ganz zu verstehen, so haben doch ihre Lehren bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht und grossen Einfluss auf seine späteren Studien ausgeübt. Kaum hatte der geistesfrische Jüngling die Kriegsschule verlassen, als General von Wildau ihn zum Adjutanten wählte. Boyen gewann bald das Vertrauen des Generals, so dass dieser dem jungen Lieutenant die Besorgung der

*) Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Herausg. von Nippold. 3 Bde. Leipzig, Hirzel. 1889 u. 1890.

Geschäfte fast ganz überliess sowohl während des Friedensdienstes, als nachher unter den schwierigen Verhältnissen des polnischen Krieges. Ganz anderer Art als der geniale aber etwas sorglose Wildau war sein Nachfolger, der kernige General von Günther, der an sich selbst wie an seine Untergebenen die höchsten Anforderungen stellte. Boyen widmete ihm grosse Verehrung. Dass er ihm als Adjutant nahe stehen durfte, war für ihn eine vorzügliche Schulung.

Eine andere, nicht weniger lehrreiche Schule waren zehn Jahre des Frontdienstes, erst als Premierlieutenant, dann als Stabskapitän in Gumbinnen und in dem kleinen, weltentlegenen Bartenstein, wo Boyen nur wenig geselligen Verkehr, aber desto mehr Musse hatte, sich dem Dienste und den Studien zu widmen. Mit den Pflichten des Dienstes nahm er es sehr ernst. Wie sein Biograph sagt, hat er „sein ganzes Leben lang einen Zug zu dem Kleinen im Leben gehabt, aber er erfüllte es sich auch mit sittlicher Wärme“. Noch später in seinen Erinnerungen mahnt er, die Geschäfte des kleinen Dienstes nicht als etwas Untergeordnetes und Mechanisches anzusehen, man müsse nur lernen, sie geistig aufzufassen. Er achtet die sittliche Persönlichkeit auch des Geringsten, sucht das Ehrgefühl der Soldaten zu heben, vermeidet die üblichen barbarischen Strafen und freut sich zu sehen, dass seine Kompagnie trotzdem auch in Pünktlichkeit und Sicherheit des Dienstes nicht hinter anderen zurücksteht, dass ihre Tüchtigkeit ausdrücklich anerkannt wird. Ebenso wie an seinen Untergebenen arbeitet er an sich selbst. Zahlreiche Selbstbetrachtungen, für keines anderen Auge bestimmt, zeigen, wie streng er sich beurtheilte, wie sehr er bemüht war, die eigene Persönlichkeit immer klarer herauszubilden. Er ist ein Kind der Aufklärungszeit und des Rationalismus, weiss sich aber vor ihrer Verflachung zu bewahren. Auch die neuen geistigen Anregungen, die von Herder und von Goethe ausgehen, wirken auf ihn. Nach mancherlei Richtungen führt ihn sein Lerneifer, immer aber kehrt er wieder zu den Anforderungen seines Berufes zurück, die den Mittelpunkt seines Denkens und Arbeitens bilden. Über Fragen der Heeresorganisation hat er verschiedene Aufsätze ausgearbeitet, die theils veröffentlicht, theils der Militärischen Gesellschaft in Berlin oder dem Könige eingesendet wurden, so über den Unterricht in den für die Kinder der Soldaten eingerichteten Garnisonschulen, über die militärischen Gesetze, über die Verminderung der Exemtionen (d. h. der Befreiung von der Dienstpflicht), über die Beförderung der Offiziere u. a. Seine Reformvorschläge zeigen ihn erfüllt von Bewunderung für den friedericianischen Staat und sein Heer. Nur einzelnes will er ändern, das den Zeitverhältnissen nicht mehr entspricht. Er verkennt aber, dass die Durchführung seiner Forderungen, namentlich der allgemeinen Wehrpflicht, die er für wünschenswerth erklärt, dem Heere einen wesentlich anderen Charakter geben würde.

Zur Ausführung kamen seine Vorschläge damals nicht, für ihn selbst aber hatten sie den Vortheil, dass man auf ihn aufmerksam wurde und ihn zu einer neuen Thätigkeit berief. Beim Beginn des Krieges im Jahre 1806 wurde er dem Stabe des Oberfeldherrn zugetheilt und bekam so Gelegenheit, mit eigenen Augen die Zerfahrenheit des grossen Hauptquartiers zu sehen, die den unglücklichen Ausgang des Krieges verschuldete. In seinen Erinnerungen hat er später mit herbem Spotte über die hier gemachten Erfahrungen gesprochen. Er wurde bei Auerstädt schwer verwundet, hatte das besondere Glück, vortreffliche Pflege in einem Privathause zu finden, und entging der Gefangenschaft.

Nach dem Tilsiter Frieden wurde Boyen in die Reorganisations-Kommission berufen und gehörte bald zu Scharnhorst's treuesten und eifrigsten Mitarbeitern. Er arbeitete an den Entwürfen für Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die

damals noch auf heftigen Widerstand stiess und vom Könige abgelehnt wurde. Ausserdem war er an der Ausarbeitung der neuen Kriegsartikel, der Verordnung wegen der Militärstrafen, an der Neuordnung des Verpflegungswesens und der Militärbildungsanstalten sowie anderer Theile der durchgreifenden, alle Zweige der Heereseinrichtung umfassenden Reform betheiligt. Mit Einsetzung seiner ganzen Kraft suchte er dieselbe zu vertreten und gegen die Angriffe der „Maulwürfe“ zu vertheidigen, wie er die Gegner der Reform, namentlich die im Geheimen wühlenden, zu nennen pflegte. 1810 wurde er zum Direktor der ersten Abtheilung des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt und trat damit in unmittelbare Beziehung zum Könige, dem er über alle persönlichen Verhältnisse: Beförderung, Entlassung, Versetzung, Gehalts-, Ordens- und Gnadensachen, Belohnung und Bestrafung Vortrag zu halten hatte. Da Friedrich Wilhelm Vertrauen zu ihm fasste, fragte er ihn auch in anderen Dingen um seine Meinung, so dass Boyen Veranlassung erhielt, den allgemeinen, politischen Verhältnissen näher zu treten, von denen er sich bis dahin zurückgehalten hatte, da es nicht in seiner Art lag, über den gegebenen Kreis seiner Pflicht hinauszugreifen. Nur im Herbst des Jahres 1808, als die unerschwinglichen und demüthigenden Forderungen der von Napoleon verlangten neuen Konvention den Gedanken eines Verzweiflungskampfes anregten, hatte Boyen in einer Immediateingabe den König gebeten, einen Landtag, eine Versammlung von Vertretern der Nation aus allen Ständen zu berufen und ihnen die Frage vorzulegen, ob man die französischen Forderungen annehmen oder auf alle Gefahr hin ablehnen solle. 1809 war er für den Anschluss an Österreich gewesen. 1811 trat er für die Verbindung mit Russland ein und suchte den Einfluss, den ihm jetzt seine Beziehungen zum Könige und zum Staatskanzler gaben, dafür geltend zu machen.

Als der König sich dennoch für das Bündniss mit Frankreich entschied, nahm Boyen den Abschied. Nur zögernd entschloss er sich, nach Russland zu gehen, so dass er erst nach dem Brande Moskaus in Petersburg eintraf, als die entscheidende Wendung des Krieges bereits stattgefunden hatte. Er ist dann nicht in russischen Dienst getreten, da Kaiser Alexander ihm sogleich Eröffnungen über seine politischen Pläne machte und ihn bat, eilends zurückzureisen, um dem Könige die neuen Vorschläge für ein russisch-preussisches Bündniss zu überbringen. Diese eilige Rückreise erlitt indessen grosse Verzögerung. Erst wurde Boyen an der österreichischen Grenze durch Metternichs Besorgnisse viele Wochen zurückgehalten, dann gestattete Hardenberg nicht, dass er nach Berlin komme, so lange der König dort in der Gewalt der französischen Machthaber war. Auf die Verhandlungen mit Russland hat Boyen daher nicht einwirken können. Desto eifriger betheiligte er sich im Frühjahr 1813 an den Rüstungsarbeiten, nachdem er auf Scharnhorst's Bitte vom Könige zu Gnaden angenommen und als Oberst im Generalstabe wieder angestellt war. Jetzt endlich gelang es durchzusetzen, dass wenigstens für die Dauer des Krieges alle Befreiungen von der Dienstpflicht aufgehoben und alle waffenfähigen Männer zur Vertheidigung des Vaterlandes herangezogen wurden. Während des Waffenstillstandes wurde Boyen Chef des Stabes beim Korps des Generals von Bülow. In dieser Stellung hat er den Herbstfeldzug in Deutschland, den Winterfeldzug in den Niederlanden sowie den Frühjahrsfeldzug in Frankreich mitgemacht und an allen rühmlichen Thaten des Korps hervorragenden Antheil gehabt.

Im Sommer 1814 kehrte Boyen nach Berlin zurück, um das Kriegsministerium in neuer, umfassenderer Weise einzurichten. Sein vornehmster Gehülfe hierbei war Oberst von Grolmann, mit dem er schon früher in der Reorganisations-Kommission zusammen thätig gewesen war. Gemeinschaftlich arbeiteten sie die

neue Wehrordnung aus, welche die bis dahin nur als vorübergehenden Ausnahme-zustand bewilligte allgemeine Wehrpflicht zu einer dauernden Einrichtung, zur Grundlage des preussischen Heerwesens machte. Die Gegner der allgemeinen Wehrpflicht und der durch dieselbe bedingten kurzen Dienstzeit der Truppen waren zwar nicht verstummt, nach den glänzenden Erfahrungen des Befreiungs-krieges konnten sie aber zunächst keinen grossen Einfluss ausüben. Desshalb eilten Boyen und Grolmann die günstige Stimmung zu benutzen und ihr grosses Werk unter Dach zu bringen. Durch kluge Nachgiebigkeit in Nebenfragen be-schwichtigten sie die Bedenken der anderen Minister und bestimmten den König, noch im September, ehe er die Reise zum Wiener Kongresse antrat, das neue Wehrgesetz zu unterzeichnen.

Mit diesem grossen Erfolge Boyen's schliesst der erste Band unserer Bio-graphie. Die Fortsetzung wird sich mit dem Kampf gegen die bald eintretende Reaktion, gegen die wieder siegreich werdenden „Maulwürfe" zu beschäftigen haben. Zur Förderung seiner Arbeit richtet der Verfasser an alle Familien, welche Briefe Boyen's besitzen, die Bitte, ihm dieselben mitzutheilen.

Paul Goldschmidt.

Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Nach der deutschen Originalhandschrift her-ausgegeben sowie mit einer Einleitung und einer Biographie des Verfassers versehen von Arved Jürgensohn. Stuttgart, Cotta, 1896.

Der jüngere Münnich, der Verfasser der vorliegenden Memoiren, ist keine so markante Persönlichkeit, wie sein Vater, der berühmte russische General-Feldmarschall. Verständig, ehrlich und zuverlässig ragt doch Ernst von Münnich über ein gewisses Durchschnittsniveau nicht hinaus und hat demgemäss auch in den russischen Wirren der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine lediglich passive Rolle gespielt; eigentlich nur deshalb, weil er der Sohn seines Vaters war, nicht seiner eigenen Thätigkeit wegen sah er sich in den Staats-streich, durch den Elisabeth die Gewalt an sich zu reissen wusste, verwickelt, musste er Petersburg mit dem Exil von Wologda vertauschen, aus dem ihn erst der Regierungsantritt Peters III. befreite. Er bekleidete fortan im Staatsdienst höhere Stellungen, in denen er sich, ohne eigentlich schöpferische Ideen zu entfalten, doch als kenntnissreicher und ge-wissenhafter Beamter erwies; insbesondere erwarb er sich als Generalzolldirektor um den russischen Handel Verdienste; betheiligte sich auch nicht ohne Geschick an den Arbeiten der „grossen gesetzgebenden Kommission" von 1767. Er starb am 24. Januar 1788, über achtzig Jahre alt.

Ganz dasselbe, was von Münnichs staatsmännischer Wirksamkeit gilt, waren seine schriftstellerischen Leistungen. Auch seine Memoiren fesseln nicht um ihrer selbst willen, wissen nicht durch Eigenart und individuelle Färbung ein persönliches Interesse zu erregen, sondern sind wesentlich nur durch ihren Inhalt von Bedeutung. Münnich erzählt schmucklos und einfach, dafür aber klar und anschaulich. Er ist durchaus zuverlässig und wahrheits-liebend — natürlich hat man nicht zu vergessen, dass er freilich unbewusst und im besten Glauben, die Dinge manchmal nicht so sieht, wie sie sind, sondern sie durch die Brille seines Vaters anschaut. - Seine eigene Person tritt meist zurück, nur selten, wie da, wo er seine Hochzeit schildert, bildet sie den wirklichen Mittelpunkt seiner Darstellung; im Ganzen ist nicht er, sondern sein Vater der Held seiner Aufzeichnungen. Diese sind in historischer Hinsicht, insbesondere für zwei Thatsachenkomplexe, von Wichtigkeit: für den türkischen Feldzug (1736—1739) und für den Staatsstreich nach dem Tode der Kaiserin Anna. Seine ausführliche Erzählung des Türkenkrieges erweist sich freilich bei genauerem Hinsehen als nicht ganz selbstständig; abgesehen von anderen Quellen hat er vor Allem Memoiren Mansteins benutzt; doch bringt er auch in diesem Theil seines Werkes eine An-zahl eigener Angaben. Viel werthvoller ist sein Bericht über die Begebenheiten bei Hofe, über die Regentschaft Birons und seinen Sturz durch den Feldmarschall Münnich; hier sind

unsere Memoiren, wenn sie auch absichtlich über die leitenden Personen sich möglichst chonend ausdrücken, eine Quelle ersten Ranges. Leider brechen sie im Juni 1741 ab.

Die kulturgeschichtliche Ausbeute der Memoiren ist bedeutend geringer als die olitische. Über die so hoch interessanten inneren Verhältnisse des durch den Willen seiner Herrscher plötzlich in die Reihe der Kulturstaaten versetzten russischen Reiches erhalten wir nur ganz gelegentliche, allzu kurze Notizen; von etwas längeren Ausführungen ist igentlich nur jene über den Bau des Sadogakanals zu nennen, ausserdem verdient höchstens och der Bericht über Münnichs Hochzeit Hervorhebung. Wer erwartet, in diesen Denkvürdigkeiten anschauliche Schilderungen von dem Leben des damaligen Russland zu eralten, der dürfte allerdings enttäuscht werden.

Die Memoiren waren bisher keineswegs unbekannt, aber man besass von ihnen nur ine 1817 erschienene russische Übersetzung. Jürgensohn — der bereits bei einem anderen nemoirenartigen, auch nur in russischer Bearbeitung erhaltenen Werk, den „Anmerkungen u den Memoiren Mansteins“, die man lange Zeit dem Grafen Panin zugeschrieben, die erfasserschaft Münnichs nachgewiesen hatte — gelang es, das deutsche Original im amilienarchiv des Grafen Christoph von Münnich in Dresden aufzufinden. Leider ist diese eutsche Fassung nicht vollständig erhalten; sie reicht nur bis zum Jahre 1739. Die Lücke vird indess zum Theil dadurch ergänzt, dass sich ein Aufsatz im 9. Bande von Büschings lagazin „Antwort auf die vorhergehende Schrift des Herzogs von Curland“ als ein diesem eutschen Original der Memoiren entnommener Theilabschnitt herausgestellt hat. Was dann och fehlt, hat der Herausgeber, um einen vollständigen Text darzubieten, aus der russischen assung der Denkwürdigkeiten zurückübersetzt.

Die Ausgabe selbst verdient vollstes Lob. Sie orientirt den Leser in durchaus enügender Weise; durch eine bibliographische Einleitung über die Memoiren selbst, durch ine kurze wohlgelungene Biographie Ernst von Münnichs — einige lästige Wiederholungen n diesen einleitenden Abschnitten hätten sich unschwer vermeiden lassen, — durch kurze achliche Anmerkungen und ein Register — das, was bei russischen Namen durchaus nicht berflüssig ist, aber leider fast nie geschieht, auch die Aussprache und Betonung der Eigenamen angiebt. — Ausserdem aber befriedigt Jürgensohn auch alle Ansprüche, die man an ine kritische Ausgabe zu stellen hat: es werden alle Abweichungen des deutschen Textes on der russischen Fassung kenntlich gemacht, es sind die wörtlichen oder nahezu wörtlichen bereinstimmungen der Memoiren mit anderen Quellen durch besonderen Druck hervorgehoben. s ist dadurch in der That die vorliegende Ausgabe für einen Leser, dem es einfach um den nhalt der Aufzeichnungen zu thun ist, wie für den wissenschaftlichen Benutzer gleich rauchbar.

Walther Schultze.

---

riedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster und zweiter Theil. Hamburg und Leipzig, L. Voss, 1890 und 1894.

Von den beiden bisher erschienenen Bänden der Litzmann'schen Schröder-Biographie behandelt der erste die Jugend- und Wanderjahre des Schauspielers und die erste eit der Hamburger Periode bis zur Entreprise des Jahres 1767, der zweite den Abschluss er Gesellenjahre und Schröder's erste Hamburger Theaterdirektion von 1771 bis 1780. Er chliesst mit der grossen Künstlerfahrt, die Schröder im Sommer des Jahres 1780 unterahm und die seine Verpflichtung für Wien von Ostern 1781 ab veranlasste. Die Schilerung von Schröder's Jugend- und Wanderjahren liest sich in Litzmann's fesselnder Dartellung wie ein kulturhistorischer Roman. Und eingewoben in diesen Roman ziehen, mit charfen und markanten Linien gezeichnet, zahlreiche Bilder aus der Litteratur- und heaterwelt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an unsern Augen vorüber. Indem er Verfasser aus dem Schutt künstlerischer und menschlicher Misere, der Schröder's Jugendahre überdeckt, den grossen Schauspieler, den energievoll sich emporringenden Menschen, en zielbewussten Schauspielunternehmer vor unsern Blicken erstehen lässt, bleibt er sich

stets seines Programmes bewusst, den grossen Künstler auf dem Hintergrunde seiner Zeit, in seinen Beziehungen zu den bewegenden litterarischen Fragen dieser Zeit zu zeichnen. Fällt dem ersten einleitenden Bande vor allem die Aufgabe zu, neben dem Persönlichen und der Jugendentwicklung des Künstlers das allgemeine Bild der Zeit in ihrem geistigen und litterarischen Charakter zu schildern, so hat der zweite Band die Geschichte derjenigen Jahre zu behandeln, die als die wichtigsten und folgenschwersten in Schröder's Leben und Wirken, mit Beziehung auf seine erste Hamburger Direktion in gewissem Sinne als der Höhepunkt seines Schaffens zu bezeichnen sind. Denn in dieser Zeit entwickelte sich aus dem früheren Tänzer und Darsteller komischer Bedientenrollen der grosse tragische Charakterspieler, der den Ackermann'schen Natürlichkeitsstil zu veredeln und ihn zur Bewältigung höherer Aufgaben zu befähigen wusste, der bahnbrechend und schöpferisch vor allem den Weg zu der Darstellung der grossen Shakespeare'schen Charaktere gewiesen hat. Als Bühnenleiter hat Schröder in der Zeit seiner ersten Hamburger Theaterdirektion energievoll daran mitgeholfen, den Bann der französisirenden Alexandrinertragödie zu durchbrechen und den jugendlichen Vorkämpfern der neuen deutschen Litteratur die Pfade zu ebnen. In inniger Fühlung mit den litterarischen Forderungen seiner Zeit hat er den Führern des Sturmes und Dranges, den Jugendwerken der Klassiker die Pforten seines Musentempels eröffnet, und hierdurch seinerseits, nicht am mindesten durch das Preisausschreiben des Jahres 1775, fördernd und anspornend auf die Produktion der deutschen Dramatiker gewirkt. Vor allem aber sind in dieser Zeit durch Schröder's kräftige Iniative jene denkwürdigen und epochemachenden Schritte geschehen, welche die Gewinnung der Shakespeare'schen Dramen für das deutsche Theater anbahnten. Mit der entscheidenden Hamlet-Aufführung vom Jahre 1776 war siegreich der Boden gewonnen, auf dem in der Folgezeit der Versuch mit sieben weiteren Werken des Meisters gewagt werden konnte. Ein Hauptantheil an diesen Erfolgen gehörte Schröder's Bearbeitungen der Shakespeare'schen Stücke, die, bei allen Absonderlichkeiten, bei aller platten Nüchternheit, die ungewohnte Kost in äusserst geschickter Weise für Denkart und Geschmack des 18. Jahrhunderts zurichteten. Zum Zwecke dieser Shakespeare-Aufführungen bedurfte es der Bildung und Heranziehung eines Schauspielpersonals, das den neuen, fremdartigen Aufgaben gewachsen war, das dem bis dahin gepflegten charakteristischen Natürlichkeitsstil stärkere heroische Accente abzugewinnen vermochte. Mit der hierbei gebotenen Vorsicht sucht Litzmann auf Grund der einschlägigen Quellen die einzelnen künstlerischen Individualitäten der Schröderschen Truppe in möglichst lebensvollen Bildern zu fixiren. Die Schwierigkeiten, welche das unzuverlässige und parteiisch gefärbte Material der Theatergeschichte der Bearbeitung nach dieser Seite bietet, sind nicht zu unterschätzen. Um so mehr sind die Vorzüge des Litzmann'schen Buches hervorzuheben. Die vorliegenden Bände seiner Schröder-Monographie können in vieler Beziehung als ein Muster theatergeschichtlicher Darstellung bezeichnet werden. Mit der umfassenden Beherrschung des gesammten einschlägigen Quellen-Materials geht Hand in Hand die souveräne Sicherheit des kritischen Urtheils, das mit Ausscheidung des Unwesentlichen die grossen charakteristischen Züge in die richtige Beleuchtung zu setzen weiss und dabei nirgends die historische Betrachtungsweise, die Gestalten und Dinge auf dem Hintergrunde ihrer Zeit erblickt und abschätzt, vermissen lässt. Nicht der geringste Vorzug des Werkes ist, wie schon angedeutet, dessen flotte und liebenswürdige Schreibweise, die den Leser aller Antheilnahme an der mühsamen Arbeit des Forschers enthebt, ohne der Gefahr zu verfallen, durch feuilletonistische Banalitäten glänzen zu wollen. Bei solchen Vorzügen wird man dem Erscheinen des in Aussicht genommenen Schlussbandes mit berechtigten Erwartungen entgegen sehen.

Eugen Kilian.

Verlag: Ernst Hofmann & Co. in Berlin. Druck: Felgentreff & Co. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Robert Burns.

† 21. Juli 1796.

Von

ALOIS BRANDL.

Die sterblichen Reste des Dichters waren aus dem Stadthaus von Dumfries nach dem Friedhof geleitet und unter dem Pelotonfeuer seiner Kameraden, der Freiwilligen von Südwestschottland, in das Grab versenkt worden. Im Häuschen des liederreichen Accismannes hatte die Wittwe — einst 'bonnie Jeannie', jetzt ein von Sorge gebeugtes Weib — fast gleichzeitig ein viertes Kind zur Welt gebracht, während seine natürliche Tochter Elisabeth in der Obhut seiner betagten Mutter zu Mauchline die Schule besuchte. Ringsum aber lebten die vielen weiblichen Wesen, die er einst ebenso feurig als abwechselnd besungen hatte; und die Adeligen, die zuerst für den vaterländischen Poeten schwärmten, zuletzt aber des unglücklichen Revolutionärs sich schämten; und die gestrengen Geistlichen der Auld Lights, deren Muckerthum er furchtlos gegeisselt hatte. Nur siebenunddreissig Jahre war er alt geworden; daher sass jetzt nicht eine Generation ehrfürchtiger Schüler, sondern hauptsächlich der Areopag der Väter, Mütter und Erzieher über ihn zu Gericht, und das erste biographische Urtheil, das so zu Stande kam, ist ihm bis heute nachgegangen. Ein Geistlicher streute die Fabel aus, der Himmel habe seinen Zorn beim Begräbniss dieses Gottlosen durch Donner, Blitz und Regengüsse ausgedrückt. Besonders anständige Damen wollten nichts mehr von den Versen wissen, in denen er vormals ihre Schönheit gefeiert hatte. Dr. Currie, ein etwas älterer Freund des Verstorbenen, der alsbald seine Lebensbeschreibung und Werke im Interesse der Wittwe und Waisen herausgab (1800), mischte sein ehrliches Wohlwollen mit einer bedeutsamen Dosis von Entschuldigungen und Auslassungen. Eine Dame, welche in der Dumfrieser Zeitung gegen allerlei Verläumder auftrat, kaum zwei Wochen nach dem Begräbniss, und dabei seine Persönlichkeit eher noch höher stellte als seine Dichtungen, gehörte offenbar zur Minorität. Im Allgemeinen war, wie sie selbst sagt, Schottland stolz auf Burns als Poeten, aber nicht als Menschen. England und das Ausland mochte seine Lieder preisen, die Landsleute schüttelten über sein Leben, genauer: über sein Lieben und Trinken, den Kopf. Dass er nicht länger, nicht mehr, nicht Grossartigeres geschaffen, wurde als eine Folge seiner Leidenschaften gefasst, und selbst Carlyle, der 1828 den berühmten Essay über Burns schrieb zeigt sich durchdrungen von Kummer über den moralisch-litterarischen Schiffbruch seines begabtesten Heimathsgenossen.

Naturgemäss erhob sich unter den nationalstolzen Schotten sofort die Frage: warum hat man ihm nicht geholfen? Hatten wir nicht Scharen von

Lords und reichen Leuten, die für ihn sorgen konnten? Eine Pension zu rechter Zeit hätte ihm Befreiung von niedriger Arbeit und die Möglichkeit, seine erste Flamme zu heirathen, verschafft. Im Besitz einer angesehenen Stellung hätte er das Wirthshaus gemieden, statt dessen hat man ihn als Accismann in alle Whiskeykeller geschickt, wie um ihn absichtlich in tägliche Versuchung zu führen. Dass solche Vorwürfe vielfach als berechtigt empfunden wurden, das verräth, abgesehen von direkten Zeugnissen, die Fülle von Spenden, die auf die Hinterbliebenen des Dichters alsbald herabregneten; die Wittwe hatte fortan bequem zu leben; die Kinder konnten gut erzogen und versorgt werden; Schottland suchte an den Nachkommen von Burns, wie einst an denen von Karl I., gut zu machen, was es an ihm selbst versäumt hatte.

Aber hätte Geld ihm wirklich in der gewünschten Weise aufgeholfen? Hätte es einen Bauernsohn von so allseitigem Liebesdrang nicht eher zum vollendeten Don Juan der Gegend gemacht? Ist eine volle Tasche je für ein so elementares Trinkbedürfniss ein Talisman gewesen, der den Gaumen zum Flaschenhasser und den Besitzer zum Temperenzler machte? Auch ist es Burns bis in die letzte Zeit seiner Krankheit nicht so schlecht gegangen, dass er je borgen musste. Diese Skrupel Schottlands sind daher von hervorragender Seite als überflüssig bezeichnet worden. Byron setzte den Fall, sein Liebling Burns wäre ein Patrizier gewesen — was gewiss weniger Versuchungen involvirte, als wenn man den Gärtnerssohn mit geschenktem Gelde ausstaffirt hätte —, und erwog, wie dies auf sein Dichten gewirkt hätte: „Wir würden mehr Glätte haben, weniger Kraft; genau ebensoviel Verse, aber keine Unsterblichkeit; eine Ehescheidung und ein oder zwei Duelle, — dann hätte er wohl, als verfeinerter Trinker, so lange gelebt wie Sheridan und so viele überlebt wie der arme Brinsly“ (1813). Wie sehr Byron Recht hatte, zeigt ein Blick auf sein eigenes Leben: er war ein Patrizier und lebte ein Jahr kürzer als Burns und vermochte seine Landsleute mit seiner Poesie auf die Dauer noch weniger zu befriedigen. Carlyle hatte den Untergang Byrons kürzlich erlebt und noch in frischer Erinnerung, als er 1828 das Geschick der beiden verglich; er kam zum Resultat: Geld war für Burns nicht der Hauptmangel; mancher Dichter war ärmer als er, aber keiner jemals stolzer.

Carlyle suchte für sein unbefriedigendes Leben und Schaffen einen anderen Grund. Ja, nicht recht befriedigendes Schaffen. Er stellte Burns durchaus nicht so hoch, als man erwarten möchte. Aufrichtig und wahr nannte er seine Lieder, aber mehr gereimte Beredsamkeit, gereimtes Pathos, gereimte Vernunft als Melodie und Poesie; selbst die Hexengeschichte „Tom o'Shanter“ führe uns nicht in dämmerige Wunderzeiten zurück, lasse keine tiefen, geheimnissvollen Saiten der menschlichen Natur erklingen, sondern bleibe ein oberflächliches Feuerwerk des Witzes, eine trunkene Phantasmagorie. Burns sei eher mit Musaeus zu vergleichen als mit Tieck. Wie weit Carlyle

dabei von unseren Romantikern beeinflusst und berückt war, ist hier nicht des Näheren zu erörtern. Genug, dass er diese litterarischen Mängel, die er an Burns fand, auf moralische zurückführte, auf den Abgang eines sittlichen Prinzips und Ziels. Milton sei auch nicht reich gewesen, als er das „Verlorene Paradies“ schrieb; sogar verarmt, erblindet, gefährdet; aber er habe ein Himmlisches geglaubt und verehrt, ein Heldenepos gelebt und daher auch gedichtet; er habe Religion gehabt und Burns nicht. Burns sei Skeptiker gewesen, mit einem bebenden Wunsch nach Anbetung im Herzen, doch ohne Tempel im Verstande, tastend in den Nebeln und Schatten des Zweifels. Burns habe das Missgeschick gehabt, in eine rationalistische Zeit zu fallen, das Christenthum nur von den Auld Lights und New Lights vertreten zu sehen, von lauter Weltkindern gelobt und gehätschelt zu werden. Er hätte seine Stunden zwischen Poesie und tugendhaften Fleiss theilen können — geredet wie eine Taube! — und „theilte sie zwischen Poesie und Millionärsbankette“. So verfiel er eitlem, irdischem Ehrgeiz und wurde nur ein stolzer Mensch, gleich Byron, voll Selbstquälerei. War dieser Gedankengang dem noch ziemlich jungen Kritiker von Craigenputtock nicht einseitig durch den Vergleich mit Byron nahegelegt worden? Hat nicht auch Shakspere manchem seiner edelsten, liebsten Helden, wie Hamlet und Prospero, agnostische Sätze in den Mund gelegt und dabei doch unzweifelhaft grosse Poesie geschrieben? Wie stand es mit dem Glauben Goethes und der Gottesfurcht Homers? Wenn wirklich Poesie nur eine andere Form von Weisheit und Religion, ja die Weisheit und Religion selbst ist, wie Carlyle behauptet, wo bleibt dann der litterarische Erfolg so vieler tief gläubiger und gottesfürchtiger Dichterlinge? Es mag gut platonisch sein, das Schöne mit dem Wahren und Guten zu verquicken; aber schädlich ist es für alle drei. Das höchste Schöne ist nicht wahr im Sinn der Wirklichkeit, daher auch nicht zum Führer durch die Wirklichkeit bestimmt; es ist eine Schöpfung der Phantasie, die ein Element für sich ist, unausrottbar durch alles Christenthum, wie das Eisen im Blut, das Gewitter am Himmel, der Wildbach in den Bergen, der Krieg in der Gesellschaft — fasse es, wer da kann, niemand wird es ungestraft vergessen. Widerspruch gegen Carlyle's Auffassung ist auch nicht ausgeblieben. Wer *The Cotter's Saturday Night* dichtete, sagt Leslie Stephen im Dictionary of National Biography (Bd. VII), besass sicherlich ein höheres religiöses Gefühl; und was den Glauben betrifft, hat ihn Carlyle selbst allmählich noch weit entschiedener aufgegeben als sein bäuerlicher Landsmann. Eine systematische Skeptik, hervorgehend aus Kälte des Herzens, kann die Thatkraft leicht lähmen; aber Burns revoltirte vielmehr aus einem warmen Idealismus und männlichen Kraftgefühl gegen ein System kleinlicher Scheinheiligkeit. Sein Stachel war nicht gegen das Christenthum gerichtet, ja nicht einmal gegen die Kirche; als ihn die Pfarrgeistlichkeit wegen seiner unregelmässigen Heirath mit Jean Armour zur Kirchenbusse verurtheilte, stand der stolze Bursch drei Sonntage beim Gottesdienst vor der Gemeinde

von Mauchline; als einmal ein Witzbold in seiner Gegenwart über den Covenant spöttelte, den grundlegenden Akt für die schottische Kirche, wies ihn Burns ernsthaft zurecht, denn der Covenant sei zugleich die Wurzel aller politischer Freiheit gewesen. Selbst zu denken, ja, das hat er sich erlaubt, und gegen Orthodoxe vom Schlage des Holie Willie zu wettern; aber dafür hätte ihm gerade von einsichtig protestantischer Seite vielmehr Dank gebührt. Dass ihm die Bibel zu allen Zeiten Trost und Stütze blieb, hat er seiner Pflegerin in seiner langen Todeskrankheit ausdrücklich erklärt. Klingt das skeptisch?

Unter solchen Umständen empfiehlt es sich, die ganze Fragestellung von neuem zu untersuchen.

Vielleicht sind die verschiedenen Versuche, seinen moralisch-litterarischen Schiffbruch zu erklären, deshalb misslungen, weil es einen solchen bei ihm schlechterdings nicht gegeben hat.

Die neue Ausgabe seiner Biographie und Werke, die soeben William Wallace zur hundertjährigen Erinnerungsfeier seines Todes veröffentlicht, stellt eine Reihe Thatsachen in's Licht, oder in besseres Licht, welche zu letzterer Auffassung stimmen. Zwar liegt zunächst nur der erste Band vor (Edinburg, Chambers, 492 S.); doch kommen da bereits die wichtigsten Punkte zur Sprache.

So hat man sich gewöhnt, seinen frühen Tod — um mit dem Ende anzufangen — als eine Folge zügelloser Lebensweise anzusehen, die hiemit zugleich sein poetisches Schaffen verhängnissvoll beschränkt habe. Über den Charakter seiner Krankheit gewinnt man aus den Berichterstattern keine klare Vorstellung. Es wird von einem rheumatischen Fieber geredet, von einer fliegenden Gicht, von einer Verkühlung. Wer dies auf Liebe und Whiskey zurückführen will, wird viel Scharfsinn aufbieten müssen. Dagegen wird alles begreiflich, wenn man erfährt, dass nicht bloss der Vater des Dichters an der Schwindsucht starb, sondern auch seine Grossmutter mütterlicher Seite mit 34 Jahren einem Lungenleiden erlag (Wallace S. 441). Jahrelange Kraft und Blüthe des Aussehens ist gegen eine solche Anlage oft ein sehr trügerischer Gegenbeweis.

In Bezug auf Bildung ist es merkwürdig, wie viel Denkschärfe bereits der Vater des Dichters „William Burnes, farmer at Mount Oliphant“ entwickelte, in einem Katechismusdialog zwischen Vater und Sohn (Wallace S. 455—9), den er selbst verfasste. Reue z. B. wird da nicht bloss als ein Kummer über begangene Sünden definiert, sondern als eine Bemühung, die böse Natur der Sünde zu ergründen. Auch andere theologische Schriften, die der Dichter in der Jugend eindringlich las (beschrieben von Wallace S. 459—462), gefallen sich oft in haarscharfer Dialektik. So heisst es in Goudie's Bible: die grosse Ursache alles moralischen Übels in der Welt kommt nicht von der Wirkung der sogenannten Erbsünde, welche von Generation zu Generation fortgepflanzt wird, sondern von der zu Eitel-

keit geneigten Naturanlage, mit der Adam für die Prüfung geschaffen war. Hält man dazu die eigenen Angaben von Burns über seine Bekanntschaft mit Locke's Essay on the Human Understanding und Adam Smith's Moral Essays, so erscheint Carlyles Ausspruch, Burns habe nie Philosophie gesehen, gewiss nicht zutreffend; und hiemit fällt auch Carlyles Ansicht, er sei, als ihm die kirchlichen Dogmen zweifelhaft wurden, ohne jeden anderen Halt gewesen. Vielmehr zeigt er sich schon in jungen Jahren bestrebt, einen sittlichen Kult auf rein vernunft-religiöser Basis zu üben. Nichts bezeichnender dafür als zwei Gebete an den grossen Unbekannten und Allmächtigen (Wallace S. 82 und 115), beide deutliche Nachahmungen des „Allgemeinen Gebetes", das einst Pope seinem von Shaftesburys Geist erfüllten „*Essay on Man*" als Anhang beigegeben hatte. Statt der Anrede an den persönlichen Vater im Himmel heisst es bei Pope: „*Thou first great cause, least understood*"; ähnlich hebt Burns an: „*O Thou Great Being, what Thou art surpasses me to know*" und „*O Thou unknown, Almighty Cause*". Nichts wüssten wir von der Gottheit, sagt Pope, als dies, „*that Thou art good*"; ebenso Burns: „*no other plea I have but, thou art good*" — darum hab' Nachsicht mit mir, dem du „wilde, starke Leidenschaften" gegeben hast! Er ahnte also früh das gefährliche Temperament, das er in sich trug, und bot sofort die Mittel der Bildung auf, um es zu bekämpfen.

Auch seine litterarische Schulung hat man unterschätzt. Die Phrase vom Naturdichter, der keine Meister kennt, dem sein Genie alle Vorbilder ersezt, der so gewissermaassen die Poesie neu erfindet, hat bisher am Fall Burns eine Hauptfestung gehabt. Dagegen hat sich nun Wallace das Verdienst erworben, manche Einflüsse englischer und schottischer Kunstdichter des 18. Jahrhunderts auf ihn aufgedeckt zu haben. „*I dreamed a lay*", geschrieben von Burns, als er siebzehn Jahre alt war, zeigt im Gesammtinhalt, in einzelnen Ausdrücken und in der Technik enge Übereinstimmungen mit Mrs. Cockburn's Flowers of the Forest (S. 51). „*Winter*", sein ältestes gedrucktes Gedicht, und „*No churchman am I*" enthalten je einen Vers aus Young, die Grabschrift auf seinen Vater einen aus Goldsmith. Auf Entlehnungen aus Pope ist bereits oben hingewiesen worden. Ramsey und Ferguson, als Landsleute des Dichters, die kurz vor ihm die gemüthvollen Motive des Volksliedes mit der Kunsttechnik zu vereinbaren gesucht, sind als seine direkten Vorläufer zu betrachten. Mit Ossian war er bekannt; er entnahm ihm den Namen Luath für einen seiner „*Twa dogs*". Die Psalmen hat er in mehreren Jugendversuchen paraphrasirt (Wallace S. 116 ff.). Endlich hatte er die Technik des Volksliedes zu lernen: den bewegten Eingang, wo möglich mit einem Ausruf; den Marschrythmus, der jeden Vers in zwei Hälften theilt und jede Hälfte mit einem schweren Ictus versieht; die Wahl von lauter sinnlichen und heimischen oder doch längst populär gewordenen Wörtern; die Wiederholungen, den Refrain u. s. w. Dies Können war ihm durchaus nicht angeboren; wir besitzen einen Jugendversuch von ihm, „*Handsome*

Nell", worin er noch allerlei Zeilen einmischt, die dem Tone des Volksliedes durchaus widerstreben, z. B. „*without some better qualities*"; „*her reputation is complete*"; „*it's inocence and modesty, that polishes the dart*" (Wallace S. 45). Er hatte also trotz seiner glücklichen Anlage auch zu arbeiten, bis er das erreichte, was immer der Gipfel der Kunst gewesen ist: vollendete Natur; und manche Variante in Wallace's Ausgabe zeigt, wie emsig er noch in späteren Jahren an seinen alten Produkten feilte. Keine köstlichere Mitgift hätte ihm in jener überklug gewordenen Aufklärungszeit in die Wiege gelegt werden können als jener schlicht ergreifende Volkston; strebte ihm die heutige englische Poesie nur eifriger nach, statt sich in ehrgeizigen Reflexionen und künstlichem Elisabethinerthum zu gefallen! Aber für Carlyle ist das nur gereimtes Pathos und gereimte Rhetorik, und Carlyle ist ein ehrenwerther Kritiker.

Des Weiteren behauptet Carlyle, Burns habe keine Entwickelung genommen, er sei immer geblieben, was er zu Anfang der Zwanziger gewesen, ohne Fortschritt. Das ist wahr. Nachdem Burns von den einfachen Strophenformen des Volksliedes rasch zu den verschlungenen vorgedrungen war, blieb er dabei (abgesehen von gelegentlichen Versuchen im Kunststil). Nur ist das nicht so zu erklären, als wäre Burns ohne Strebsamkeit gewesen, in einem kümmerlichen Zustand materieller oder moralischer Art. Die Technik des Volksliedes erlaubt eben keine wesentliche Steigerung, denn sie will nicht durch und auf den Verstand wirken sondern auf das Gemüth, und das Gemüth ist am reichsten und frischesten in der Jugend; nur der Verstand wächst mit den Jahren. Über das Volkslied, die volksthümliche Lyrik und komische Volksballade aber ging die Anlage von Burns überhaupt nicht hinaus. Wohl versuchte er sich einmal im Drama: ein Fragment ist vorhanden, das Übrige fiel unter den Tisch. In epischer Hinsicht hat er es gar nie versucht, eine ernsthafte Ballade zu dichten, obwohl die berühmtesten Muster dieser Art ihm bekannt waren und einen hinreissenden Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die anpruchsvolleren Gattungen der Kunstlyrik hat er selten mit Erfolg probirt. Eigentlich kann man es daher nur loben, dass er bei dem blieb, wozu er taugte. Hätte er es nicht gethan sondern durchaus auf fremden Sätteln reiten wollen, dann erst könnte man von einem Niedergang bei ihm reden und dessen Grund erforschen wollen.

Die Liebe ist in der Biographie von Burns der verfänglichste Punkt. Die hübschen Mädchen waren ihm Gegenstand eines glühenden und sehr weitgehenden Entzückens, das sich mit einer naiven Dankbarkeit gegen den Schöpfer verband, bis sein Cultus irdischer Schönheit fast den Charakter eines Gottesdienstes annahm. Die Regeln des Junggesellenclubs von Tarbolton, die wesentlich von Burns herrühren, enthalten die bezeichnende Vorschrift: „Jedes Mitglied muss ein frankes, ehrliches, freies Herz haben, ohne Schmutz oder Niedrigkeit; und muss erklärter Liebhaber von einem oder mehreren weiblichen Wesen sein". Die Dirnchen waren ihm das

Salz des Lebens; sie halfen ihm stets in ein Hochgemüth, ungefähr wie es patriotische Begeisterung manchmal that, und in späteren Jahren des öftern die Kanne. Um diese Verhältnisse hat sich ein gut Theil Klatsch gehäuft; aber die Untersuchungen von Wallace zeigen jetzt, dass immer jene Auffassung die richtigste gewesen war, die dem Dichter das bestmögliche Wollen zutraute.

Da ist zunächst die Geschichte mit Elisabeth Paton, von der seine natürliche Tocher stammte. Warum er sie nicht geheirathet? Seine eigene Mutter erklärte, Elisabeth sei nicht blos ausnehmend hübsch, sondern zugleich so rührig und ehrlich gewesen, dass ihre Dienstfrau, als sie das Unglück merkte, nach Kräften zur Ehe drängte: aber Elisabeth war grob und äusserst ungebildet; hatte einen Kopf unlenksam wie ein Bauer und wollte von keiner Art Verfeinerung wissen. Daher war die Familie des Dichters gegen die Heirath, zumal das Mädchen selbst sagte, Burns habe ihr nichts versprochen. Sie heirathete nach einiger Zeit einen Knecht und gab eine ausgezeichnete (most excellent) Frau ab; womit sich die Angelegenheit für uns ‚ländlich, sittlich' erledigt.

Warum er dann Jean Armour, die ihm Zwillinge schenkte und dafür mit ihm Kirchenbusse thun musste, nicht sofort zu seiner Frau machte, ist längst bekannt: ihr Vater erlaubte es nicht, bis Burns durch die Veröffentlichung seiner Gedichte zu Ansehen gelangte. Aber Burns wartete nicht ruhig, sondern entschloss sich in der Zwischenzeit zur Auswanderung nach Amerika, bereitete auch alles dazu vor, bis ihn abermals der Erfolg der Gedichte aus der Verlegenheit befreite. Dies Unternehmen schien bisher vielen Lesern abenteuerlich und sogar berechnet, sich den Vaterpflichten zu entziehen. Jetzt lernen wir aus Wallace, dass damals eine Menge junger Burschen aus derselben Gegend in gleicher Weise auswanderten, ohne dass absonderliche Beweggründe dabei zu suchen wären; und dass Burns durch Gerüchte, die seine Jean allerdings in einem sehr argen Licht erscheinen liessen, zeitweilig zur bittern Überzeugung gekommen war, er müsse sie aufgeben (Wallace, S. 345).

Besonders schlimm hatte endlich jene dumm-schlaue Kirchbuchforschung, die auch bei uns vor einiger Zeit das Sesenheimer Pfarrerstöchterchen mit schmutziger Verleumdung bewarf, der Mary Campbell mitgespielt, der liebenswürdigen Hochschottin, der Burns nach kurzer, innigster Freundschaft, als sie plötzlich starb, das berühmte Gedicht „*Mary in Heaven*“ nachsang: „*O ling'ring star, with lessening ray thou lov'st to greet the early morn.*“ In den Pfarrpapieren von Dundonald fanden sich Berichte von einer Mary Campbell, die kurz vorher mit einem ganz schlechten Menschen ein scandalöses Verhältniss gehabt hatte. Schnell war die ‚starke Wahrscheinlichkeit' fertig, sie sei die Mary Campbell des Burns gewesen, dessen schwärmerische, ja fromme Verse auf sie dann entweder höchst thöricht oder geradezu frivol erscheinen müssten. Dagegen zeigt jetzt Wallace, dass diese Berichte nicht von

der Geliebten des Burns handeln, sondern von einer ganz anderen Mary Campbell, ihrer Cousine (S. 474 ff.) Die echte Mary bleibt also — um die Worte von Prof. Nichol zu wiederholen — die weisse Rose, die aufwuchs und blühte inmitten seiner Passionsblumen.

Es soll nicht geleugnet werden, dass sich Burns durch seine Schürzenjagd mit Sitte und Sittlichkeit in Conflikt setzte. In schweren Stunden und Wochen hat er es gebüsst. Ob es ihn aber dichterisch ruinirt oder geschädigt habe, ist eine andere Frage. Eher kann man die umgekehrte Wirkung vertreten: das Dichtertalent hat in sein Leben Sturm und Wetter gebracht; es füllte seine Phantasie mit sinnberückenden Vorstellungen, so stark, dass sie sich nicht bloss in Versen, sondern auch in Thaten umsetzten; den Wahrheitsreiz seiner Lieder bezahlte er mit seinem Leumund und Gewissen. Dichter und Künstler drängen immer nach dem Naturrecht, während die Gesellschaft stets an den historischen Rechten und gewordenen Vorrechten hängen muss. Es liegt eine tragische Grösse in dem Kampfe, den Burns, wie ein feuriges Rennpferd, gegen diese Schranken aufnahm und mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit durchführte. Die damalige Zeit in Schottland mit ihrem halb modernen Rationalismus und halb mittelalterlichen Calvinismus setzte ihm ausnehmend viele Schranken entgegen; aber ein Burns wäre zu jeder Zeit und bei jedem Volke mit den bestehenden Gewalten in Streit gerathen. Er war der echte Lyriker, der in seinem Hochgefühl aufgeht, dessen dichterische Vollkraft nicht zu denken ist ohne seine persönlichen Rücksichtslosigkeiten, und den überdies ein urwüchsiges Bauernvolk umgab, das sich aus seinem Fensterln und Bechern lange nicht so viel machte als unsere heutigen stadtgebildeten Litteraturkritiker.

Darum hat es die Burns-Gemeinde wahrhaftig nicht nöthig, etwa mit einem begeisterten und einem beschämten Auge sein Jubiläum zu feiern. Hat doch selbst der Prophet Carlyle in späteren Jahren, als er nicht mehr in Craigenputtock sondern in London weilte und mit kosmopolitischem Blick *„Heroes and Heroism“* schrieb, seine Meinung geändert und Burns als *„a giant original man“* gefasst, als einen Bauerngott gleich dem alten nordischen Thor; nicht mehr als einen mit sich selbst uneins gewordenen Skeptiker, sondern als eine Seele von besonders gesunder Robustheit; nicht mehr als einen gottbegnadeten Dichter mit bedauernswerthem Leben, sondern als eine Persönlichkeit, an der die geniale Aufrichtigkeit und Consequenz die Hauptsache sind, so dass die Dichtungen verhältnissmässig nur wie geringe Fragmente seines eigentlichen Wesens erscheinen.

Ignaz von Döllinger.

Von

BERNHARD MÜNZ.

Anlässlich der vierhundertjährigen Stiftungsfeier der Alma mater Ludovico-Maximiliana brachte der Rector Magnificus I. v. Döllinger am 2. August 1872 folgenden Trinkspruch auf München und dessen Bürger aus: „Ein griechischer Philosoph hat es als sein höchstes Lebensgut bezeichnet, dass er in Athen geboren und Bürger dieser Stadt sei, da es nur eine Stadt in der Welt gebe, in welcher man ein menschenwürdiges Dasein führen könne. Gleiches sagen die Franzosen von Paris. Wir Deutsche haben kein Paris und wollen keines. Wir wollen keine Stadt, welche aus dem ganzen grossen Reich alle Lebenskräfte an sich zieht und absorbirt, nicht an der Isar, nicht an der Donau, nicht an der Spree. Wem aber der Vorzug zu Theil geworden, München anzugehören, der denkt und sagt: In München ist gut leben! Keiner von uns wird willig die Stadt verlassen, die ihn einmal gastlich aufgenommen, wenn nicht ganz besondere Gründe ihn ziehen. Was aber ist es, was uns Allen diese Stadt, diese Heimath so theuer macht? Dass München eine Stadt der Paläste, der Museen, der Akademien, eine Stätte der Kunst und Wissenschaft ist, das verdankt es zum guten Theil der Weisheit, dem Kunstsinnn der bayerischen Könige; dass es aber eine so angenehme Stadt ist, in der es sich so bequem lebt, dass sie für eine Hochschule so ganz und gar geeignet ist, dass ihr Gesundheitszustand ein so befriedigender geworden — das ist ein Verdienst der Häupter der Stadt. Von den Anfängen Münchens wird berichtet, dass sein Wohlstand daher rührt, dass Kaiser Ludwig alles durch Bayern gehende Salz nach München gewiesen hat. Auch jetzt noch ist München die Stätte des rechten Salzes, das die Staaten und Völker vor Verfall und Fäulniss bewahrt. Möge ihm dieser Vorzug immer bleiben, möge es stets die Stadt guten, echten, nicht dumm gewordenen Salzes sein!" Dafür, dass Döllinger die Stätte seiner Wirksamkeit nicht überschätzt hat, indem er sie wegen ihres attischen Salzes pries, liefert er selbst einen glänzenden Beweis.

Johann Josef Ignaz v. Döllinger, der älteste Sohn des berühmten Anatomen und Physiologen Ignaz Döllinger, war zu Bamberg am 28. Februar 1799 geboren. Über seine Kindheit war kein wolkenloser Himmel gebreitet. Sie war nicht trübselig, aber auch nicht glücklich; sie war nicht freudenarm, aber auch nicht freudenreich. Sie war eben nicht von dem Zauber zärtlicher, trauter, anheimelnder Liebe verklärt und floss auch nicht in kindlichem, unbewusstem, tändelndem Spiele dahin. „Die Eltern — Autorität und Strenge", liess er sich in einem Gespräche mit der geistvollen Frau Luise von Kobell vernehmen, „lagen noch in der Luft, als ich ein Kind war; das „Sie", das man gegen Vater und Mutter anwandte, thürmte sich für die Kinder auf, statt des vertrauten „Du" in unseren Tagen, — und der Gehorsam war eine Art Natur- und Gesetzgewalt. Kinder hatten zu gehorchen, Eltern zu befehlen; dagegen kam nur in Ausnahmsfällen eine Widersetzung oder eine Kritik auf." Auch das frühzeitige und viele Lernen war nicht darnach angethan, ihn die Poesie sorgloser Kindheit voll auskosten zu lassen. Mit fünf Jahren lernte er die lateinische, mit sieben Jahren die griechische Sprache. Im Alter von zehn Jahren stand er bereits mit der französischen Sprache auf so vertrautem Fusse, dass er Voltaire lesen konnte.

War er zu Hause mit seinen Aufgaben fertig, so musste er, statt sich in Gottes freier Natur herumtummeln und Käfern und Schmetterlingen nach Herzenslust nachjagen zu dürfen, der streng religiösen Mutter aus einem Erbauungsbuche vorlesen, wie er sie denn auch regelmässig in die Kirche zu begleiten hatte und mit ihr in derselben oft mehrere Stunden zubrachte.

Es ist rührend, wie Döllinger schon als Knabe auf die Idee verfiel, Theologe zu werden. Sein Vater, dessen Strenge er fürchtete, förderte seine Wissbegierde theils durch eigenen Unterricht, theils durch Gespräche. Nur auf diejenigen Fragen, welche er an den Vater in theologischer Beziehung stellte, erhielt er die stereotype Antwort: „Das weiss ich nicht“, oder „das weiss man nicht“, so dass er im Finstern tappte. Dadurch ward in ihm der Gedanke angeregt, sich der Theologie zu widmen, um das Dunkel zu zerstreuen und der Mutter über vielerlei Dinge Auskunft geben zu können. Dieser Gedanke fasste im Laufe der Zeit in seinem Geiste immer tiefere und festere Wurzeln, so dass er sich von ihm nicht mehr loszureissen vermochte. Er dachte dabei weniger an den Geistlichen, als an den Gottesgelehrten. Die Mutter hatte, wie nicht anders zu erwarten war, seine Berufswahl auf das wärmste unterstützt. Der Vater verlangte aber, dass er neben der Theologie sich auch der Jurisprudenz zuwende. Er bezog also die Universität Würzburg, an welcher sein Vater Professor war, und hörte die Rechtsgeschichte bei Brendel und die römischen Institutionen bei Kleinschrodt. Die Vorlesungen wurden ihm jedoch durch ihre Oberflächlichkeit, Kleinkrämerei und unerträgliche Langweiligkeit so verleidet, dass er sie vernachlässigte und den Juristen auf den Nagel hing. „Ja“, meinte er, „wenn ich nach Berlin gegangen wäre, Savigny und Eichhorn gehört hätte, wäre ich vielleicht Jurist geworden“.

Die theologischen Vorträge, welche Döllinger in Würzburg zu hören bekam, liessen allerdings auch viel zu wünschen übrig; gleichwohl begnügte er sich mit ihnen, da er durch einen innern Drang der Theologie in die Arme getrieben worden war. Im Jahre 1822 beging er zur grossen Freude seiner Mutter die Feier des ersten Messopfers. Bald darauf wurde er Kaplan in Oberscheinfeld in der Bamberger Diöcese. Er fühlte sich glücklich und schwelgte in der Hoffnung, Landpfarrer zu werden, auf die Gemeinde nachhaltig wirken und nach des Tages Mühen in einem stillen Garten weilen oder zu Hause ungestört der Wissenschaft leben zu können. Seine idyllischen Träume gingen jedoch nicht in Erfüllung. Es war ihm nicht beschieden, sich selbstgenügsam von dem Markte des Lebens abseits zu halten; vielmehr war ihm von dem Schicksal eine Heldenrolle im Kampfe gegen einen alten Erbfeind des deutschen Volkes zugedacht. In der Weltgeschichte und in der Weltlitteratur sollte er einen bedeutenden Platz einnehmen.

Im Jahre 1823 finden wir ihn als Lehrer am Lyceum zu Aschaffenburg, von wo der junge Gelehrte schon nach drei Jahren einen Ruf als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an die Universität in München erhielt, der er durch sein ganzes Leben treu blieb. Zu dieser Würde gesellten sich nach und nach andere Ehrungen. Er wurde zum Propst des Stiftes St. Cajetan und zum Mitgliede der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt. 1845 gegen seinen Willen von der Universität in die Kammer der Abgeordneten gewählt und in den Jahren 1848—49 war er in der Frankfurter Nationalversammlung politisch thätig. Nachdem das Ministerium Abel am 17. Februar 1847 vom König Ludwig I. wegen einer seine Favoritin Lola Montez betreffenden eigenthümlichen Begebenheit*) entlassen worden war, wurde er

*) In I. N. Sepp's „Görres“ [Bd. 23 der „Geisteshelden“] eingehender geschildert.

gleich mehreren seiner Kollegen, welche zu den Anhängern des Ministeriums gehörten, der Professur enthoben; selbst aus der Kammer musste er auf des Königs Geheiss scheiden. Er wurde jedoch nach zwei Jahren vom König Maximilian II. wieder in sein Lehramt eingesetzt, mehrere Jahre später zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ernannt und in das Kapitel desselben berufen. Der König zeichnete ihn auch dadurch aus, dass er ihn als lebenslängliches Mitglied in die Kammer der Reichsräthe berief.

Die Wirksamkeit, welche Döllinger bis zum Ende der Fünfzigerjahre entfaltete, war nichts weniger als erquicklich. Sie war nicht durch das Licht von Liebe und Aufklärung erhellt, sie trug vielmehr das Gepräge starrer Unduldsamkeit und Kampfeswuth, den Stempel jenes Kreises, dessen Seele Joseph von Görres war. Seine Schriften: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen“ (Regensburg 1846—48) und „Luther, eine Skizze“ (Freiburg 1851) athmen einen leidenschaftlichen Hass gegen den Protestantismus, sie haben seinen Namen fast zum Symbol des katholisch-kirchlichen Fanatismus gemacht. Luther kommt in ihnen als gewissenloser, mit der Wahrheit willkürlich umspringender, sittlich tief unter den Heiden stehender, geradezu pöbelhafter Charakter schlecht weg. Die Reformation wird nicht auf eine innere Nothwendigkeit, sondern auf die Neigung ihres Urhebers zur Verzerrung, zur unnatürlichen und krankhaften Entstellung an sich wahrer Gedanken und christlicher Vorstellungen und Empfindungen zurückgeführt. Luther wird in der „Skizze“ folgendermaassen geschildert: „Er hatte einen geschärften Blick für das Böse in allen Gestaltungen und Erscheinungen des Lebens, ein Temperament, das sich vorzugsweise mit Erspähung des selbstischen, unreinen Elements in den Handlungen und Zuständen der Menschen, wie in den öffentlichen Angelegenheiten des Staats- und Kirchenlebens beschäftigte und nährte. Dass der Mensch, nicht bloss der noch Gott entfremdete, sondern auch der bereits im Zustande der Begnadigung befindliche, fortwährend in allen Handlungen, auch den aufs beste gethanen, sündige, und jeder That etwas Böses, Gott an sich Missfälliges beigemischt sei, dass auch das leichteste der göttlichen Gebote von den Frommen nicht wahrhaft gehalten werden könne, das war bei ihm Lieblingsbehauptung.“ Wie nahe musste es für ihn, zumal er mit der kirchlichen Lehre wegen des Dogmas von der Rechtfertigung des Menschen in Zwiespalt gerathen war, bei dieser Anschauung von der unermesslichen Ausdehnung des Reiches des Satans liegen, in allen Äusserungen des kirchlichen Lebens die schlechten Früchte einer schlechten Lehre zu erblicken und Alles begierig zusammenzutragen, was nur immer als praktisches Zeugniss gegen sie ausgebeutet werden konnte!

Seine streng ultramontane Gesinnung bethätigte Döllinger auch politisch als entschiedener Vorkämpfer für die Ansprüche der katholischen Kirche gegenüber dem Staate. So gehörte er als Mitglied des Frankfurter Parlaments zu den bedeutendsten Führern der katholischen Partei, welche sich bemühte, anlässlich der gewaltigen Veränderungen in allen öffentlichen Zuständen der Kirche eine unbeschränkte Selbständigkeit in der Ordnung ihrer Angelegenheiten, als da sind die Feststellung und Verkündigung ihrer Glaubens- und Sittenlehre, die Gestaltung ihres Gottesdienstes, die Verwaltung der kirchlichen Heilsmittel, die Handhabung kirchlicher Zucht und Ordnung, die Aufrechterhaltung ihrer Verfassung, der Verkehr der Einzelnen wie der Gemeinden mit ihren Oberen, die Bestimmung der wechselseitigen Beziehungen zwischen den Geistlichen und den Gemeinden, die Erziehung und Einsetzung der Geistlichen und anderen kirchlichen Diener, die Bildung und Leitung besonderer kirchlicher Genossenschaften und die Verwendung des kirchlichen Vermögens, zu verschaffen. Er entwarf

den Wortlaut der darauf bezüglichen Bestimmung, welche vom Parlamente nur theilweise in die Grundrechte, dagegen von Preussen unverändert als Artikel 15 der Verfassung aufgenommen und erst durch ein Gesetz vom 5. April 1873 wieder aufgehoben wurde.

Bemerkenswerth ist es, dass Döllinger trotz des engsten Anschlusses an den Papst sich dem deutschen Fühlen und Denken nicht ganz verschloss. Obwohl er das Losungswort ausgab, dass die Rechte Roms keine Knechtschaften der deutschen Kirche sind, erklärte er doch der kirchlichen Richtung, deren Streben darauf hinauslief, „mit gänzlicher Zurücksetzung oder Vernachlässigung der Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andere Nation nach ihrer Eigenthümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat, aufdringen und wie einen fremden Rock dem sich sträubenden deutschen Volke anziehen zu wollen“, den Krieg und empfahl auf der Konferenz aller deutschen Bischöfe zu Würzburg im Oktober und November 1848 eindringlich die Herstellung einer deutschen Nationalkirche, welche die vereinzelten Bisthümer Deutschlands zu einem grossen, wohlgegliederten Ganzen verbinden sollte.

Allein tempora mutantur et nos mutamur in illis. Nachdem Döllinger sich durch mehr als zehn Jahre mit dem ihm eigenen Feuereifer in kanonisch-historische Studien vertieft hatte, offenbarte er wesentlich geänderte Anschauungen. Der Umschwung in seinen Überzeugungen zeigte sich zum ersten Male im Jahre 1861 in einigen im Odeonssaale zu München vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträgen, in denen er die Möglichkeit des Unterganges des Kirchenstaates und dessen Folgen für die Kirche besprach. Sie gipfeln darin, dass die Kirche an und für sich ohne zeitliches Besitzthum bestehen kann, wie sie Jahrhunderte hindurch ohne dasselbe ihre Unabhängigkeit gewahrt und die Interessen der christlichen Völker gefördert hat. Niemand möge daher an ihr irre werden, wenn die weltliche Fürstengewalt des Papstthums, sei es zeitweilig, sei es für immer, verschwinden sollte.. Sie sei füglich nicht das Wesen, sondern eine Beigabe desselben, nicht Zweck, sondern Mittel, wofür sie denn auch allezeit von den Heroen der kirchlichen Wissenschaft ausgegeben wurde. Diese haben in der Verbindung der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde mit einem weltlichen Königthum nicht etwa einen Vorzug oder eine Vollkommenheit gesehen, sondern nur etwas durch die Noth der Zeiten Gebotenes. So behauptete der Jesuit und Cardinal Bellarmin in seinen Controversen, dass es an sich allerdings besser wäre, wenn die Päpste sich bloss mit den geistlichen Dingen, die Könige aber mit den weltlichen befassten; aber wegen der Bösartigkeit der Zeiten seien durch die göttliche Vorsehung dem Papste und anderen Bischöfen weltliche Fürstenthümer gegeben worden. Es sei in der Kirche gegangen, wie bei den Juden, bei denen erst zuletzt, in der Makkabäerzeit, das Königthum mit dem Priesterthum vereinigt wurde.

Einen weiteren Schritt nach vorwärts that Döllinger 1863, als er als Vorsitzender der von ihm in Gemeinschaft mit Haneberg und Alzog nach München berufenen Versammlung katholischer Gelehrten einen Vortrag über die „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ hielt, in welchem er die deutschen Theologen nachdrücklich aufforderte, nicht ganze Gebiete des Wissens, als ob sie von dämonischen Mächten besessen seien, vornehm von sich zu weisen, sondern die Treue gegen die Kirche mit der freien Selbständigkeit der wissenschaftlichen Forschung zu vermählen, die Theologie in Bezug auf Methode und Kritik den anderen Disciplinen gleichzustellen und sie durch das Studium der Geschichte und der Philosophie zu befruchten. Diese Rede, in welcher, was uns füglich bei einem Theologen nicht wundern kann, das Ein-

übersehen ist, dass zwischen der freien Wissenschaft und der Autorität kein Bund geflochten werden kann, dass nur die Wissenschaft, welche sich Selbstzweck, nicht jedoch Mittel zu einem ihr fremden, ausser ihr gelegenen Zwecke ist, frei ist und frei macht, dass die Philosophie als Religionsphilosophie die Glaubenslehre von vornherein als eine zu Recht bestehende Wahrheit anerkennt und sich ihr im Principe unterwirft, fand nur bei einem Theile der Zuhörer Anklang. Die modernen Scholastiker, welche auf dieser Versammlung versöhnt werden sollten, bekämpften sie in äusserst skandalöser Weise. Um einen offenen Bruch zu vermeiden, sendete man schliesslich ein den Gegensatz überkleisterndes, aber nicht beseitigendes Huldigungstelegramm an den Papst, in welchem die Freiheit der Wissenschaft schmählich preisgegeben wurde. Dieses Fiasco war die wohlverdiente Busse für Döllinger's unnatürliche Coalitionspolitik. Nur in dem Geiste eines schwankenden, innerlich noch nicht geklärten Mannes konnte der Gedanke Wurzel fassen, Männer der Wissenschaft und über die Wissenschaft zur Tagesordnung übergehende Römlinge unter einen Hut zu bringen, sie zu zeitgemässen wissenschaftlichen Unternehmungen zu vereinigen. Döllinger war in sich noch nicht genug gefestigt, um nicht Rücksichten zu nehmen. Er hatte die Kinderkrankheiten der geistigen Selbständigkeit noch nicht überwunden. Aus dieser Unreife erklärt es sich auch, dass er Jakob Frohschammer, dem unerschrockenen Philosophen der Weltphantasie, als er nach Maassregelung seines Buches über den Ursprung der Seelen zur Unterwerfung unter das vom Papste bestätigte Index-Decret gedrängt wurde, trotz seiner Missbilligung des ganzen Verfahrens zur Nachgiebigkeit rieth. Er fürchtete, dass im Falle des Widerstrebens der Lehrstuhl Frohschammer's, bei welchem als dem sogenannten „katholischen“ Philosophen die künftigen Theologen Philosophie hören mussten, einem Jesuitenzögling ausgeliefert werden würde. Dies wollte er jedoch verhüten. Er betrachtete es als das kleinere Übel, sich vor der Index-Congregation zu beugen, als sich seine Lehrthätigkeit untergraben zu lassen. Dass hierdurch der Wahrheit ein Schnippchen geschlagen und der jesuitische Grundsatz, wonach der Zweck die Mittel heiligt, zu Ehren gebracht würde, — daran dachte der Diplomat Döllinger nicht.

Vor lauter Rücksichten beging er übrigens eine Rücksichtslosigkeit gegen einen Mann, welcher sich unter allen Umständen das Recht der eigenen Überzeugung wahrte und das absolute, unbedingte Recht der Wahrheit auf sein Banner schrieb. Alle katholischen Gelehrten Deutschlands waren zu der erwähnten Versammlung eingeladen worden, nur Frohschammer nicht. Man war eben sorgsam darauf bedacht, nicht vorweg bei den Jesuiten und in Rom Verdacht zu erregen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, dürfen wir aber nicht verschweigen, dass die Einberufer die Gnade hatten, den Beschluss zu fassen, dass Frohschammer, falls er gleichwohl in der Versammlung erscheinen sollte, nicht vor die Thüre gesetzt werde. Sein Erscheinen wäre ihnen freilich eine unliebsame Überraschung gewesen, weil sie von demselben eine Vereitelung ihrer Versöhnungskomödie befürchteten. Sie kannten jedoch den bescheidenen Philosophen sehr schlecht, wenn sie sich von ihm einer Aufdringlichkeit versahen.

Döllinger wuchs indess zusehends mit seinen höheren Zwecken. Sein Gesichtskreis hatte sich wesentlich erweitert, als er im Jahre 1867 in der Rectoratsrede: „Die Universitäten sonst und jetzt“ das Thema von der geistigen Freiheit wieder aufnahm. Er entwirft in ihr ein farbenprächtiges Bild, wie Deutschland, welches am spätesten unter den grossen Kulturvölkern an die Errichtung hoher Schulen ging und an ihnen im Allgemeinen bis zum Ende des

siebzehnten Jahrhunderts und noch im Beginn des achtzehnten verkommene Stätten geistiger Beschränktheit, trockener Schulmeisterei und pedantischer, den Bedürfnissen der Nation wenig frommender Buchstabengelehrsamkeit besass, sich seit der Gründung der Berliner Hochschule, welche Geist vom Geiste Wilhelm von Humboldt's war, zu dem klassischen Lande der Universitäten emporgerungen, sie zu einer solchen wissenschaftlichen Vollständigkeit und Tüchtigkeit ausgebildet hat, dass es in der Gegenwart unstreitig nicht nur alle anderen Länder hierin übertrifft, sondern, man darf fast sagen, im Alleinbesitze der rechten Universitäten ist. Er findet den Schlüssel zu diesem ungeahnten Aufschwunge der deutschen Universitäten in der Thatsache, dass sie den Rahmen des herkömmlichen scholastischen Formelwesens sprengten und mit der handwerksmässigen, schablonenhaften Abrichtung brauchbarer Beamten, Advocaten und Ärzte brachen. Sie vertrieben den Zwang und die Beschränkung aus ihren heiligen Hallen, sie pflegten die Wissenschaft einzig und allein nach ihren allgemeinen nothwendigen Prinzipien und machten sich statt der Zersplitterung des Wissens die Einheitlichkeit und Universalität der Bildung zur Aufgabe. Die Fakultäten, welche sich bisher kühl bis ans Herz gegenübergestanden waren, gewannen Fühlung mit einander, sie reichten sich die Hände zum Bunde und überwachten und ergänzten sich gegenseitig. Die losen Disciplinen der Wissenschaft traten aus ihrer streng fachlichen Abgeschlossenheit und Einseitigkeit heraus, sie wurden sich ihrer organischen Zusammengehörigkeit bewusst und griffen demgemäss in einander. Die akademischen Lehrer hielten sich als Männer der Wissenschaft in richtiger Würdigung der eigenen Wirksamkeit und in maasshaltender Selbstbeschränkung schön bescheiden vor Augen, dass sie Maschen eines ausgedehnten Netzes, Glieder eines mächtigen Gefüges und als solche im besten Falle nur im Stande seien, ein Bruchstück der Wahrheit zu entdecken, einen geringen Beitrag zur Verwirklichung der Idee der Wahrheit beizusteuern. Andererseits trugen sie als Lehrer dafür Sorge, dass eben dieser Zusammenhang ihres Wissenszweiges mit der Universitas literarum und hinwiederum in jenem selbst die Verbindung jedes Theiles mit dem vorhergehenden und nachfolgenden den Jüngern veranschaulicht werde, dass diese sich stets von jedem Orte ihrer Wissenschaft aus nach allen Richtungen hin zu orientiren vermögen. Sie gingen zu diesem Zwecke nicht bloss systematisch, sondern zugleich auch historisch zu Werke, indem sie den ganzen Werdeprocess, welchen ihre Disciplin durchgemacht hatte, ihren Zuhörern plastisch vergegenwärtigten. Durch diese Methode der Concentrirung, der Erschliessung weiter Gesichtspunkte, welche um die Theile ein geistiges Band schlingen, und der Erweckung des Sinnes für Entwicklung und geschichtliche Stetigkeit wird der Blüthe der deutschen Nation der Weg zur Selbständigkeit erschlossen: sie wird mit all dem Rüstzeug ausgestattet, welches ihr ermöglicht, in individualisirender Entfaltung ihrer geistigen Anlagen an dem Gebäude, an welchem ihre Lehrer und Meister gearbeitet haben, sicher ihre Kräfte zu messen. Nachdem Döllinger so den Wissenschaften und Hochschulen die Bedingungen ihres Wachsthums und Gedeihens abgelauscht, wendet er sich zum Schlusse an die Studirenden der Theologie und giebt ihnen auf ihren Lebensweg unter Berufung auf die Mahnung Christi: Γίνεσθε τραπεζῖται δόκιμοι („Werdet gute Wechsler“) die goldene Regel mit: „Sie haben sich eine Wissenschaft erkoren, welche den Anspruch macht und machen muss, dass alle übrigen zu ihr hinführen, dass diese ihrer als Grundlage wie als Schlussstein bedürfen. Die Theologie selber aber kann nur dann beweisen, dass solch' eine fürstliche Würde unter den Disciplinen ihr wirklich zukommt, wenn sie es versteht, sich der Hülfe dieser Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug

ist. auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unserer Fakultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des grossen Wissensbaumes, als ihr Eigenthum hinzunehmen und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern. Wehe der Theologie und wehe ihren Jüngern, wenn sie, wie ein nervenschwaches Weib, sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen unbequeme Ergebniss der Geschichte zurückwiese, als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Constitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, dass ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in höchster Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwerthung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt . . . . Üben wir also die Kunst, echte Münze und unechte im Reiche der Geister, ganze und halbe Wahrheit, ganzen und halben Irrthum gehörig zu unterscheiden, in jedem Wahn, jeder schiefen oder falschen Behauptung das beigemischte Körnchen von Wahrheit mit geübtem Auge aufzufinden und auszuscheiden, nicht aber unbesehen oder nach dem blossen oberflächlichen Schein und Wortklang zu verdammen".

Döllinger setzte diese goldene Regel, welche er seinen Zuhörern nicht warm genug ans Herz legen konnte, selbst in die That um. Er war ihnen ein mustergiltiges, leuchtendes Beispiel, da er mit sich streng ins Gericht ging, mit seiner Vergangenheit gründliche Abrechnung hielt, sich an Leopold Ranke, den er als das Vorbild der grössten Objektivität pries, emporrankte und sich so zu einem tadellosen Wechsler ausgestaltete. Es erhellt dies besonders aus seinen durch Anmuth und Würde, gediegenen Gehalt und Formvollendung ausgezeichneten „Akademischen Vorträgen" (München, 1888—91), welche in drei umfangreichen Bänden gesammelt sind. Aus ihnen spricht ein nach allen Seiten harmonisch entwickelter Mann, der durch Erforschung des Einzelnen zur Erkenntniss des Allgemeinen, durch Einsicht in die Vergangenheit zum Verständniss der Gegenwart, durch Wissen zum gottinnigen Glauben vordringt. Indem sie dem deutschen Volke die Vergangenheit mit der Gegenwart vermitteln und die Zukunft vorbereiten helfen, legen sie ein klassisches Zeugniss ab von der geklärten Weltanschauung ihres Verfassers, welcher weit entfernt davon, jeden Kieselstein in dem Garten seiner Wissenschaft für einen Diamant, dagegen die Diamanten auf den anderen Gefilden nur für Kieselsteine anzusehen, den fremden Wissensgebieten volle Werthschätzung angedeihen liess. Wir grüssen in ihnen den von heissem Patriotismus durchglühten Lehrer der Jugend, den die Erscheinungen sub specie aeternitatis betrachtenden Hohepriester der Wahrheit, welcher nicht nur die Universalgeschichte der Kirche, sondern auch die politische und Kulturgeschichte Europas in ihrer inneren Nothwendigkeit und ihrer Folgerichtigkeit beherrscht, und den in der Hingabe an die Lebenslehrerin Geschichte gereiften Menschenfreund, der sich als Wahlspruch das schöne Wort der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" auserkoren hat.

So war allgemach die Zeit herangekommen, in welcher Döllinger als Geistesverwandter Dante's, mit dem er sich durch sein ganzes Leben mit besonderer Vorliebe beschäftigt hat, erstrahlte. Er verstand mit dem Dichter der „Göttlichen Komödie" unter der Theologie keine abstracte, an dem Buchstaben haftende Wissenschaft, sondern die aus dem Geiste der reinen evangelischen und altkirchlichen Lehre schöpfende lebendige Tochter des Himmels, die beseligende Erkenntniss Gottes und der göttlichen Dinge, welche ein Geschenk der höchsten göttlichen Gnade ist, die uns hienieden im Spiegel schauen lässt, was wir im Jenseits von

Angesicht zu Angesicht sehen werden. Er trug mit ihm in tiefbewegter Seele die Sorge um die ganze Christenheit, er war der Prophet, Lehrer, Warner und Wegweiser seines Volkes, er verkündete unbekümmert um die Folgen die ganze volle Wahrheit und brandmarkte das Übermaass der päpstlichen Gewalt als das grosse Übel der Welt. Wenn Dante der römischen Curie das Kainszeichen aufgedrückt hat, dass *sie*, um ihrer Habsucht und ihrem Machtgelüste zu fröhnen, das Schwert mit dem Hirtenstabe vereint hat und zu einem Markte geworden ist, wo Alles feil ist und Christus täglich verschachert wird, so dass der Apostel Petrus sich bemüssigt sieht, seinen Nachfolgern den Vorwurf an den Kopf zu schleudern: „Meine Grabstätte ist zu einer Kloake voll Blut und Gestank geworden", so machte Döllinger seiner Entrüstung Luft, als er 1867 erfahren hatte, dass man in Rom daran denke, die unheimlichsten Gestalten der fluchwürdigen Inquisition als leuchtende Vorbilder christlicher Gesinnung und That auf die Altäre zu stellen, einen Wütherich wie Arbues, der sich in Saragossa den Beinamen eines „acerrimus persecutor haeresium" verdient hatte, heilig zu sprechen. Und angesichts der drohenden Gefahr, dass das bevorstehende Vaticanische Concil Pius IX. die von den Päpsten seit Gregor VII. beanspruchte Krone der Allgewalt über jeden einzelnen Christen und der Unfehlbarkeit in Glaubensentscheidungen auf das Haupt setzen könnte, goss er ein Meer von Licht über die Maulwurfsarbeit Roms aus. Er verfolgte auf Grund des eingehendsten Quellenstudiums den anderthalbtausendjährigen Verlauf und Entwicklungsgang des Papstthums und wies in dem 1869 aus sachlichen Gründen unter dem Pseudonym Janus veröffentlichten Werke: „Der Papst und das Concil" nach, „dass das ganze Gebäude der päpstlichen Omnipotenz und Unfehlbarkeit auf List und Trug, Zwang und Gewaltthat in mannigfaltigen Formen beruhe, und dass die Bausteine, mit denen dies Gebäude aufgeführt worden ist, einer durch alle Jahrhunderte, seit dem fünften, sich erstreckenden Reihe von Fälschungen und Fictionen und darauf gegründeten Schlüssen und Consequenzen entnommen seien." Keines seiner Werke war Döllinger so ans Herz gewachsen, wie der „Janus", und dies ist sehr begreiflich, denn er war dazu ausersehen, in die Speichen der Weltgeschichte einzugreifen, eine Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen war, abzuwehren. Das Erscheinen des schneidigen Buches, welches auch die Unvereinbarkeit einer päpstlichen Zwingherrschaft mit den Verfassungen der europäischen Staaten betont, war denn auch in der That ein epochemachendes Ereigniss. Es machte den Namen Döllinger's weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus allerorten, wo Sinn für die Freiheit der Gedanken und des Gewissens herrschte, berühmt und wirkte selbst auf die jesuitische Partei, welche es dem leicht erregbaren und den verschiedenartigsten Eindrücken zugänglichen Papste mit ihren Ideen angethan hatte, anfangs geradezu niederschmetternd. Da der Greis auf dem Stuhle Petri nicht mit Unrecht fürchtete, dass es die öffentliche Meinung aus ihrer Lethargie aufrütteln und in allen Gauen Deutschlands eine seinen Plänen feindliche Bewegung entfesseln könnte, wurde es von der Index-Congregation auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt.

Der Senior der theologischen Professoren Deutschlands liess es jedoch nicht bei dem „Janus" bewenden. Er vertheilte an die Väter des Concils in deutscher und französischer Ausgabe ein Schriftchen: „Erwägungen für die Bischöfe des Conciliums über die Frage der Unfehlbarkeit", welches in zusammengedrängter Fassung alle gegen die Unfehlbarkeit zeugenden geschichtlichen Thatsachen vorführt und in den Schluss ausklingt: „Eine der Folgen, welche die wirklich zum kirchlichen Dogma gewordene Unfehlbarkeitstheorie nach sich ziehen müsste, wäre

eine ganz unberechenbare Schwächung des Ansehens der Kirche. Denn nichts kann diesem Ansehen der Kirche in den Augen aller Gläubigen sowohl als aller Fremden nachtheiliger sein, als wenn sich zeigte, dass eine kirchliche Lehre durch das Mittel oder wenigstens unter wirksamer Beihülfe absichtlicher, lange fortgesetzter und festgehaltener Fictionen zu Stande gekommen sei. Dies ist nun aber mit der Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit augenscheinlich und unwidersprechlich der Fall. Die Erdichtungen, durch welche diese Meinung vorbereitet, empfohlen, endlich in die scholastische Theologie und in die Rechtsbücher eingeführt worden ist, erstrecken sich vom 5. bis in das 13. Jahrhundert, und selbst der heilige Thomas von Aquin, dessen Autorität so viel zur Verbreitung und Befestigung der Unfehlbarkeitsdoctrin beigetragen hat, ist durch erdichtete Zeugnisse der griechischen Kirche hintergangen worden". Seine vernichtende Kritik der mit 400 Unterschriften bedeckten Unfehlbarkeitsadresse der Mehrheit der Bischöfe versetzte die heilige Stadt in Aufruhr; dagegen zeitigte sie in dem Magistrat von München den Entschluss, ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt zu verleihen, welche Auszeichnung er indess ablehnte, weil er nicht dazu beitragen wollte, dass eine rein kirchliche Frage auf ein anderes Gebiet übertragen werde. Er erhob ferner seine warnende Stimme in einer Auseinandersetzung über „Die neue Geschäftsordnung des Concils und ihre theologische Bedeutung", welche der Münchener Erzbischof Gregorius von Scherr als ein Verbrechen kennzeichnete, wie es selbst Luther nicht begangen hatte. Weiter bearbeitete er für die „Allgemeine Zeitung" die „Römischen Briefe vom Concil", welche wie Bomben in Rom einschlugen, weil sie dem die Unfehlbarkeit vorwegnehmenden Regolamento, das die Bischöfe zur ängstlichen Geheimthuerei verpflichtete, einen Strich durch die Rechnung machten. Sonst verband man mit dem Begriffe des Concils stets den der vollständigsten Öffentlichkeit: man glaubte es der Idee der Katholicität schuldig zu sein, dass die gesammte christliche Welt nicht nur erfahre, dass etwas beschlossen wurde, sondern auch, wie es beschlossen wurde; die Berathungen waren bei offenen Thüren und unter Zulassung Aller, welche zuhören wollten, gepflogen worden, unterschied sich doch die Kirche gerade dadurch von dem Heidenthum, dass ihr alles Geheimwesen fremd und unnatürlich war. Nach den neuesten Vorschriften sollten indess Alle über Alles das strengste Schweigen beobachten. Schon die Vorarbeiten zu dem Concil mussten unter dem Eidessiegel des heiligen Officiums der Inquisition gemacht werden. Den Bischöfen selbst wurde nicht offen und deutlich mitgetheilt, zu welchem Zwecke sie die Reise nach der ewigen Stadt antreten sollten. Der Verfasser der „Römischen Briefe" handelte also im besten und edelsten Sinne des Wortes päpstlicher als der Papst, indem er mannesmuthig ein realistisches Bild der Vorgänge, die sich in Rom hinter den Coulissen abspielten, entrollte, mit überlegener Menschen- und Sachkenntniss das ganze Gespinnst der Concilspolitik mit ihren kleinen und grossen Künsten schonungslos zerpflückte, auf die hervorstechendsten Träger derselben, die bedeutendsten Bischöfe der verschiedenen Nationalitäten, den die anderen Orden in Schatten stellenden Jesuiten-Orden, dem die spanische National-Physiognomie des 16. Jahrhunderts unauslöschlich aufgeprägt ist, und sein Verhältniss zu Pius IX. charakteristische Streiflichter warf. Um eine Probe derselben zu liefern, sei der meisterhaften Schilderung gedacht, welche an die Scene anknüpft, da Bischof Ketteler von Mainz nach der in der Generalcongregation vom 13. Juli vor sich gegangenen Abstimmung über das Unfehlbarkeits-Schema vor dem Papste auf die Kniee niederstürzte und Minuten lang unter Thränen flehte, der Vater der katholischen Welt möge der Kirche und dem Episkopate durch etwas Nachgiebigkeit den verlorenen Frieden wiedergeben. „Es war ein eigenthümlicher Anblick", fällt Döl-

linger ein, „diese beiden Männer, verwandte und doch wieder grundverschiedene Naturen, in solcher Lage, den einen sich vor dem anderen auf dem Boden windend, zu betrachten. Pius ist totus teres atque rotundus, fest und unerschütterlich, dabei glatt und hart wie Marmor, geistig unendlich genügsam, gedankenarm und unwissend, ohne Verständniss für die geistigen Zustände und Bedürfnisse der Menschheit, ohne jede Ahnung des Wesens fremder Nationalitäten, aber gläubig wie eine Nonne und vor Allem tief durchdrungen von Verehrung für die eigene Person als das Gefäss des Heiligen Geistes, dabei Absolutist von der Zehe bis zum Scheitel und erfüllt von dem Gedanken: ich und ausser mir Niemand. Er weiss und glaubt, dass die Heilige Jungfrau, mit der er auf vertrautem Fusse steht, ihn entschädigen will für die Verluste an Land und Leuten durch die Restauration der päpstlichen Herrschaft über die Staaten und Völker wie über alle Kirchen. Auch glaubt er fest an die wunderthätigen Ausströmungen aus dem Grabe Petri. Vor diesem Manne warf sich der deutsche Bischof nieder, begeistert für die ideale Grösse und unerreichbare Höhe des Papstthums und zugleich getragen von dem aristokratischen Bewusstsein des westfälischen Edelmannes und dem hierarchischen Selbstgefühle des Bischofs und Nachfolgers der alten Reichserzkanzler, dabei doch auch wieder umflossen von deutscher Geistesatmosphäre und bei aller Glaubensentschiedenheit angekränkelt von der Blässe des Gedankens, innerlich ringend mit der bangen Ahnung, dass die geschichtlichen Thatsachen in die Länge Recht behalten, und dass das Schiff der Curie, wenn es auch jetzt mit von günstigem Winde geschwellten Segeln stolz einherfährt, zuletzt an diesem Felsen zerschellen werde“.

König Ludwig II. ehrte sich und „seinen Bossuet“, indem er ihm am 28. Februar 1870 eigenhändig schrieb:

„Mein lieber Stiftspropst von Döllinger!

Ich hatte die Absicht, Sie heute zu besuchen, ward aber leider durch Unwohlsein verhindert, mein Vorhaben auszuführen, Ihnen persönlich zu Ihrem heutigen Geburtsfeste meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen; ich sende sie daher auf diesem Wege. — Ich hoffe zu Gott, Er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit verleihen, auf dass Sie den zu Ehren der Religion und der Wissenschaft übernommenen Kampf zur wahren Wohlthat der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernsten und folgenschweren Kampfe und mögen Sie stets von dem Bewusstsein getragen werden, dass Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporschauen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Umtriebe zu Schanden zu machen, und dadurch den Sieg des Lichtes über die menschliche Bosheit und Finsterniss zu erringen. Das walte Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele.

Unter Erneuerung meiner aufrichtigen und innigen Wünsche für Ihr Heil und Wohlergehen sende ich Ihnen, mein lieber Stiftspropst von Döllinger, meine freundlichsten Grüsse und bleibe mit den Gefühlen des steten Wohlwollens und unerschütterlichen Vertrauens stets

Ihr sehr geneigter König Ludwig.“

Doch all' der Liebe Müh' war umsonst. Das Dogma triumphirte und der Genius der Geschichte musste zusehen, wie der Heilige Vater am 18. Juli 1870 unter dem Zucken der Blitze und dem Rollen der Donner die Botschaft der Infallibilität verkündigte. Die Stimme des hervorragendsten deutschen Theologen hatte kein Echo gefunden, sie war verhallt wie der Ruf des Predigers in der

Wüste. Und es ist ein tief ergreifendes Schauspiel, dass er sich selbst einen nicht geringen Theil der Schuld daran beimessen musste. Es ist herzbewegend und doch zugleich herzerhebend, wenn er vor Frau von Kobell in sokratischer Selbsterkenntniss das wehmüthige Bekenntniss ablegt: „Ich empfinde oft im tiefsten Innern einen Gewissensskrupel, denn ich habe als Theologe viel gut geheissen, viel in meinen Büchern im schönsten Lichte gezeigt, von dem ehrlichen Wunsche beseelt, die Religion und die Kirche zu heben, und manchen Fehler verschwieg ich. Dadurch habe auch ich dazu beigetragen, den Klerus zu bilden, der später das Unfehlbarkeits-Dogma befürwortet und angenommen hat. Man geht oft weit und gelangt dann plötzlich, unvermuthet an einen Punkt, wo man Halt macht, weil sich das Gewissen sträubt, weiter zu gehen. So erging es mir bei diesem Dogma."

Der Erzbischof von München-Freising, welcher am 13. Juli mit non placet gestimmt und den Protest vom 17. Juli unterzeichnet hatte, war ohne Sang und Klang am 19. Juli in München angekommen. Zwei Tage darauf empfing er sämmtliche Professoren der theologischen Facultät unter Führung Döllinger's in Audienz. Nach einem einleitenden Gespräche erklärte er zur allgemeinen Bestürzung: „Roma locuta est, die Folgen kennen die Herren selbst. Wir können nichts anderes thun, als uns darin ergeben." Zum Schlusse der Aufwartung wendete er sich an Döllinger mit den Worten: „Wollen wir also auf's Neue für die Heilige Kirche zu arbeiten anfangen." Döllinger, in dem es während der ganzen Audienz gekocht hatte, erwiderte in der ihm eigenen scharfen Weise: „Ja, für die alte Kirche!" Der Erzbischof entgegnete mit verhaltenem Zorn: „Es giebt nur Eine Kirche, keine neue und keine alte." Da warf Döllinger ein: „Man hat eine neue gemacht." Und er hielt sein Wort. Am 25. August 1870 versammelte er um sich in Nürnberg zehn Geistliche und zwei Laien, welche einmüthig einen geharnischten Protest gegen die Vaticanischen Beschlüsse erhoben, weil sie unter Bedingungen zu Stande gekommen waren, welche den Anforderungen eines wahrhaft ökumenischen Concils schnurstracks zuwiderliefen. Damit gab er den Anstoss zu der altkatholischen Bewegung, an welcher auch der kgl. Oberstceremonienmeister Graf Moy lebhaften Antheil nahm. Auf der Versammlung in München zu Pfingsten 1871 wurde eine von Döllinger entworfene Erklärung angenommen, welche der Hoffnung Ausdruck gibt, dass der jetzt ausgebrochene Kampf die längst ersehnte und unabweisbar gewordene Reform der kirchlichen Zustände, sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche, anbahnen und verwirklichen werde. Sie schliesst mit den schönen Worten: „In solcher Rückschau und Vorschau zeigt sich uns ein Bild echt kirchlicher Regeneration, ein Zustand, in welchem die Culturvölker katholischen Bekenntnisses, ohne Beeinträchtigung ihrer Gliedschaft an dem Leibe der allgemeinen Kirche, aber frei von dem Joche unberechtigter Herrschsucht, jedes sein Kirchenwesen, entsprechend seiner Eigenart und im Einklange mit seiner übrigen Culturmission in einträchtiger Arbeit von Klerus und Laien gestaltet und ausbildet, und die gesammte katholische Welt sich der Führung eines Primats und Episkopats erfreut, der durch Wissenschaft und durch die thätige Theilnahme an einem gemeinsamen Leben sich die Einsicht und die Befähigung erworben hat, um der Kirche die ihrer einzig würdige Stelle an der Spitze der Weltcultur wieder zu verschaffen und auf die Dauer zu erhalten. Auf diesem Wege, und nicht durch die Vaticanischen Decrete, werden wir zugleich uns dem höchsten Ziele christlicher Entwickelung wieder nähern, der Vereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften, die von dem Stifter der Kirche gewollt und verheissen ist, die mit immer steigender Kraft der Sehnsucht von unzähligen Frommen, und nicht am wenigsten in

Deutschland, begehrt und herbeigerufen wird. Das gebe Gott!" Zwischen dem mystischen Traume des gegenwärtigen Papstes von der Wiedervereinigung der orientalischen Kirche mit Rom und den Unionsbestrebungen Döllinger's gähnt demnach eine unüberbrückbare Kluft.

Als dann auf dem Münchener Altkatholiken-Congress im September 1871 die Bildung selbstständiger altkatholischer Gemeinden auf die Tagesordnung gesetzt wurde, erklärte sich Döllinger, obwohl er die Eingabe vom 1. Juli, in welcher behufs Herstellung einer ständigen Seelsorge in München um Auslieferung einer der dortigen Kirchen sammt den dem Gottesdienste geweihten Sachen und den entsprechenden Einkünften an altkatholische Geistliche angesucht wurde, unterzeichnet hatte, gegen diesen Antrag, weil durch die Annahme desselben die völlige Trennung von unzähligen Katholiken, die sich um des lieben Brodes willen unter das caudinische Joch Roms beugten und mit Schmerzen auf eine Erlösung aus ihrer geistigen Knechtschaft harrten, vollzogen würde. Nichtsdestoweniger erschien er auf dem nächsten Congress, welcher ein Jahr später in Köln stattfand, und er ertheilte allen hier gefassten Beschlüssen, auch demjenigen, welcher die Bischofswahl in Aussicht nahm, rückhaltlos seine Zustimmung. Als erster Bischof der Altkatholiken ward Döllinger ins Auge gefasst. Der an die Ruhe des Studirzimmers gewöhnte 74-jährige Greis konnte sich jedoch nicht entschliessen, ein neues Leben zu beginnen.

Der Congress ernannte unter anderem eine Commission, welche zu untersuchen hatte, inwieweit ohne Beeinträchtigung der einzelnen kirchlichen Individualitäten eine friedliche Annäherung erreichbar sei und welche Verschiedenheiten in Lehre und Praxis durch Erklärungen oder Zugeständnisse ausgeglichen werden könnten. Zum Vorsitzenden dieser Commission wurde Döllinger gewählt, welcher dazu berufen war wie kein Anderer, zumal er in demselben Jahre in München sieben Vorträge über das Thema der „Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" hielt. Die Commission führte einen lebhaften Briefwechsel, welcher zur Folge hatte, dass Döllinger für den 14.—16. September 1874 die erste Unions-Conferenz nach Bonn ausschrieb. An derselben betheiligten sich 10 deutsche Altkatholiken, 1 Schweizer, 2 Franzosen, 10 deutsche Evangelische, 3 Dänische, 4 Russen, 1 Grieche, 19 Anglicaner aus England und 6 Amerikaner. Der zweiten, welche vom 10.—16. August 1875 in Bonn abgehalten wurde, wohnten bei: 18 Altkatholiken aus Deutschland und der Schweiz, 7 deutsche Evangelische, 22 Mitglieder der orientalischen Kirchen, darunter 3 Bischöfe, 49 Anglicaner aus England, Schottland und Irland, darunter 1 Bischof, 15 Amerikaner und 1 Reformirter aus Frankreich. Über den Berathungen waltete indess kein günstiger Stern, da der politische Gegensatz zwischen England und Russland auf dieselben düstern Schatten warf und überdies die Kluft zwischen der griechischen und lateinischen Kirche durch die „Pandorabüchse" des Unfehlbarkeits-Dogmas erweitert und vertieft worden war. Dennoch hegte Döllinger die Zuversicht, dass die Verheissung: „Es wird ein Hirt und eine Herde werden" in Erfüllung gehen werde. Er baute auf die Zukunft, weil er es als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtete, dass eine Jugend, welche bei der Nährmutter aller Wissenschaften in die Schule geht, von der Philosophie in die Erkenntnisstheorie eingeführt wird, auf Treu und Glauben sich von Männern, deren Lebensregel es ist, etwas zu glauben, weil es absurd ist, gängeln lassen könne.

Der hochsinnige König war über die unerschütterliche Überzeugungstreue Döllinger's entzückt und zollte ihm den Tribut seiner Bewunderung in einem eigenhändigen Schreiben vom 28. Februar 1871. Das interessante Schriftstück lautet:

„Mein lieber Stiftspropst und Reichsrath Dr. von Döllinger!

Ich kann Ihr heutiges Geburtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen durch Übersendung meiner besten und innigsten Glückwünsche ein Zeichen meiner besonderen Gewogenheit zu geben. — Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den Unsrigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, dass Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche bethätigen werden. Kaum habe ich nöthig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut; sehr peinlich berührt mich dagegen, dass Abt Haneberg seiner innern richtigen Überzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat. Er that es, wie ich vermuthen darf, aus „Demuth." Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demuth, es ist eine niedrige Heuchelei, officiell sich zu unterwerfen und nach aussen eine andere Überzeugung zur Schau zu tragen als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. — Ich freue mich, dass ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe, ich habe es immer gesagt, dass Sie mein Bossuet, er dagegen nur mein Fenelon ist. — Jammervoll und wahrhaft mitleiderweckend ist die Haltung des Erzbischofs, der sobald schon in seinem élan nachliess; sein Fleisch ist eben stark und sein Geist ist schwach, wie er aus Versehen einst selbst in einem seiner Hirtenbriefe verkündet hat. Sonderbare Ironie des Zufalls! — Stolz dagegen bin ich auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer Heiligen Religion denkenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen mit hoher Verehrung blicken dürfen. Ich versichere Sie, mein lieber Herr Stiftspropst, der steten Fortdauer meines Wohlwollens und bleibe, Ihnen meine freundlichsten Grüsse sendend,

Ihr sehr geneigter König Ludwig."

Erzbischof Scherr trug durch sein Verfahren gegen Döllinger dafür Sorge, dass der König in der Ansicht, die er sich über ihn gebildet, bekräftigt werde. Als der Stiftspropst von seinem Oberhirten ermahnt worden war, „meinem väterlichen Herzen all den Kummer zu nehmen, der es schon gegenwärtig Ihretwegen peinigt", und seine Unterwerfung unter das neue Dogma zu erklären, entgegnete er am 28. März 1871 suaviter in modo, fortiter in re, dass er sich als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger und als Bürger nie und nimmer dazu verstehen könne, und er stellte die ehrerbietige Bitte, es möge ihm gestattet werden, bei der bevorstehenden Zusammenkunft der deutschen Bischöfe in Fulda seine Gründe hierfür vorzubringen oder, wenn dies nicht thunlich sein sollte, in einer aus Mitgliedern des Domcapitels zu bildenden Commission dieselben auseinandersetzen zu dürfen, damit die Versammelten ihn nach Möglichkeit zu Nutz und Frommen seiner nach Hunderttausenden zählenden Gesinnungsgenossen durch Beweise widerlegen, seine etwaigen Irrthümer in Anführung und Auslegung von Zeugnissen und Thatsachen berichtigen. Der Erzbischof jedoch hatte den traurigen Muth, seine jüngste Vergangenheit zu verleugnen, indem er das Gesuch mit der Begründung abschlägig beschied, dass die Sache bereits endgiltig entschieden sei, da ein allgemeines, rechtmässig berufenes und frei versammeltes Concil nach reiflicher Erwägung die katholische Lehre vom Primate des Papstes erläutert, formulirt und definirt habe. Am 3. April 1871 wurde Döllinger von dem Ordinariat des Erzbisthums München-Freising verständigt, dass sämmtlichen Theologie-Candidaten der Erzdiöcese der weitere Besuch seiner Vorlesungen bei Strafe der Ausschliessung aus dem Seminar verboten worden sei. Anbei wurde ihm bedeutet, dass der Erzbischof ihn zwar nicht an der Fortsetzung seiner Vorlesungen zu hindern vermöge, dieselbe aber immerhin nur im offenbaren Widerspruche gegen ihn stattfinden könne. Obwohl der greise Professor mit ganzer Seele an seiner aka-

demischen Lehrthätigkeit hing, in welcher er gab und empfing, stellte er sie doch sofort ein. Am 17. April wurde er von dem Ordinariat benachrichtigt. dass gegen ihn „zur Rettung seiner Seele und zur Warnung anderer“ der grosse Kirchenbann wegen des Verbrechens der äusseren und formalen Ketzerei „durch specielle Sentenz declarirt und diesem kirchlichen Richterspruche die entsprechende Öffentlichkeit, wie hiermit in Aussicht gestellt wird, gegeben werden müsste.“ An demselben Tage wurde dieser Beschluss dem Obersthofmeisteramt und dem Prodecan von St. Cajetan mitgetheilt. Am 18. April wurde das Stadtpfarramt von St. Ludwig in München beauftragt, am künftigen Sonntage den 23. d. Mts. beim Pfarrgottesdienste von der Kanzel verkündigen zu lassen, dass unser hochwürdigster Herr Erzbischof an den Stiftspropst und Professor Dr. von Döllinger die oberhirtliche Erklärung habe ergehen lassen, dass derselbe „wegen bewusster, hartnäckiger und öffentlicher Leugnung klarer und sicherer kirchlicher Glaubenssätze der grösseren Excommunication mit allen daran hängenden canonischen Folgen verfallen sei.“

Diese Maassnahmen schmerzten Döllinger tief, denn das Kirchenrecht betrachtet, wie er in den vom 1. März und 12. October 1887 datirten Zurückweisungen der vom Münchener Erzbischof Antonius von Steichele und dem Nuntius Ruffo Scilla gemachten Bekehrungsversuche hervorhob, den Bannfluch nicht bloss als ein über das Seelenleben gefälltes Todesurtheil, sondern es giebt auch den Leib des Gebannten dem Mordstahle jedes beliebigen Eiferers preis. In der That liess der Polizeipräsident ihn förmlich warnen, ohne Begleitung auszugehen, da Attentate gegen seine Person im Werke seien. Dafür ward ihm von der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung bereitet. Die Feinde hatten wohl gehofft, Döllinger durch seine Maassregelung zu isoliren, ihn von allen Seiten mit Feinden zu umgeben, den Volkshass wider ihn aufzustacheln, — kein einziger seiner Freunde kehrte ihm jedoch den Rücken, sein Anhang vermehrte sich im Gegentheile um mehr als das dreifache und sehr viele seiner Standesgenossen versicherten ihn ihrer Zustimmung. Die Universität München ehrte ihr excommunicirtes Mitglied durch die Wahl zum Rector, die dortige Akademie der Wissenschaft wählte ihn nach dem Tode Justus von Liebig's zu ihrem Präsidenten, die Universität Wien verlieh ihm den philosophischen Doctorhut und die Universität Oxford erwies ihm die für einen Ausländer äusserst seltene Ehre, dass sie ihn zum Doctor der Rechte ernannte.

Er hat diese Auszeichnungen um so mehr verdient, als er in seinem Benehmen gegenüber dem Erzbischof Scherr, welcher ihm so viel Leid zugefügt hatte, auf der Höhe eines echten und wahren Jüngers Jesu stand. Zu keiner Zeit verlautete von ihm ein hartes Wort oder eine Klage gegen seinen Gegner; er befleissigte sich vielmehr im Gespräche mit Freunden einer vorurtheilslosen Beurtheilung desselben. Er nahm durchaus keinen Anstand, seine Lichtseiten sine ira et studio anzuerkennen, und rühmte die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er im Jahre 1859 den König Maximilian II. in seiner Abneigung gegen den ihm vielfach angerathenen Staatsstreich durch die mannhaften Worte: „Majestät haben die Verfassung beschworen, ein Staatsstreich wäre ein Bruch derselben“ bestärkt hatte.

Döllinger war ein Mann, welcher Gott gab, was Gottes ist, und dem Staate, was des Staates ist. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, dass er ein ausgeprägt deutsch-nationales Bewusstsein besass. Der „Deutscheste unter den Deutschen“, wie er von dem ihm durch dreissig Jahre befreundeten Gladstone genannt wurde, stimmte in der am 30. März 1864 gehaltenen Gedenkrede auf König Maximilian II. folgenden Preis auf das Volk der Denker und Dichter

an: „Deutschland ist das Herz Europas und mehr als dies. Man darf wohl sagen: die ganze Welt bedarf Deutschlands, gleichwie Deutschland der ganzen übrigen Welt bedürftig ist, denn es ist das geistige Centrum, welches alle weltbewegenden Ideen entweder erzeugt oder doch an sich zieht, verarbeitet und wieder ausströmt. Es ist das Schlachtfeld, auf welchem alle grossen Geistesschlachten geschlagen werden. Es giebt kein Volk auf Erden, welches dem deutschen gleich käme an Allseitigkeit, an der Gabe das Fremde zu seinem Eigenthum umzubilden, und dieser Leichtigkeit des Aneignens geht doch wieder die zähe Beharrlichkeit des stillen, jahrelangen Forschens und die schöpferische Kraft des ureigenen Hervorbringens zur Seite . . . . . In höherem Grade als jedes andere Volk sind die Deutschen in der modernen Welt, gleich den Griechen in der alten, zum Priesterthum der Wissenschaft berufen, und sie haben diesem Berufe bisher keine Unehre gemacht." Er war ein begeisterter Verehrer des Fürsten Bismarck und tadelte in den schärfsten Ausdrücken die Zeitungen, welche zum grössten Schaden der Jugend nicht aufhören, kleinliche und engherzige Kritik an dem unvergleichlichen Staatslenker zu üben. Wir werden von dem jugendlich fühlenden Greis hingerissen, wenn er mit Feuereifer für die gefährdete Wahrheit eine Lanze bricht und voll Wärme zur Frau von Kobell sagt: „Wie viel wird an Bismarck bekrittelt und gerüttelt, die grossen Züge seines Lebens, seine hervorragenden Verstandesanlagen, seine ursprüngliche, echt deutsche, mächtige Natur wird bald durch diesen, bald durch Jenen angegriffen. Die Natur hat Bismarck aus einem Guss gegossen, er ist ein Prachtwerk an Patriotismus, aber wie viele der Presse Angehörigen spritzen ätzende Säuren darauf und verstümmeln es in armseliger, missgünstiger Weise, stellen Fehler ins Licht und ehrfurchtgebietende Fähigkeiten in Schatten. Die zeitungslesende Jugend sieht das Zerrbild, wägt auf der Wage der Journalisten das Gute und Schlechte ab und betrügt sich selbst um die Begeisterung für einen begeisterungswerthen Mann." Von dem Reichskanzler ging er zu einem Ausblicke auf die Vergangenheit und Gegenwart der nationalen Idee in Deutschland über, wobei sich ihm angesichts der trostlosen Zerfahrenheit und Zerklüftung der Parteien im Reichstage der ein unsägliches Weh in sich schliessende Seufzer entrang: „Lernen denn die Deutschen nie aus der Geschichte? Soll sich die traurige Zerrissenheit und die Schmach in Deutschland wiederholen?"

Döllinger hat am 13. Januar 1890, nachdem ihm sein Schüler und Freund Professor J. Friedrich, welcher mit ihm zugleich in Acht und Bann gethan worden war, die letzte Wegzehrung gereicht, die Augen für immer geschlossen. Fassen wir seine Entwicklung in kurzen Zügen zusammen, so hat er sich erst spät, am Abend seines Lebens zu kühnem Einspruch entschlossen. Dafür ist er von Stund' an im Dienste der Wahrheit keinen Augenblick still gestanden. Er hat sich unermüdlich ihrer Pflege hingegeben, rastlos dem Lichte zugestrebt. Er war wie selten ein Gottesgelehrter berufen, den Jüngern der Theologie den Wahlspruch: „Theologus sum, nihil divini a me alienum puto" zu empfehlen, denn er war die glänzende Verkörperung desselben.

Eine neue Biographie des Franz von Assisi.

Von

ARNOLD E. BERGER.

Ausserordentliche litterarische Erfolge der Vergangenheit lassen sich durch historisch-psychologische Analyse in der Regel befriedigend erklären. in der Gegenwart erscheinen sie zuweilen völlig räthselhaft. Hier liegt uns ein Buch*) vor, dem Niemand seinen so rasch erworbenen Ruhm vorausgesagt hätte, und von dem ebensowenig Jemand sagen kann, aus welchen geheimnissvollen Faktoren dieser merkwürdige Erfolg sich zusammensetzen mag. Das Buch enthält die Lebensgeschichte eines katholischen Heiligen, geschrieben von einem protestantischen Theologen. Es wendet sich nicht fabulistisch-erbaulich an die breite Kirchenfrömmigkeit der Menge, sondern quellenkritisch, gelehrt und gründlich an die gebildetste Lesewelt. Es ist nichts Aufdringliches, Herausforderndes oder Verblüffendes darin, nur ein ruhiges, ehrliches Bewusstsein seines Werthes. Man begegnet hier weder tiefsinnigen Problemen, noch geistreichen Theorieen, überhaupt der imponirenden Macht des Gedankens nicht. Der Verfasser wollte im Wesentlichen nichts geben als den genetisch begründeten Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen, die sich auf das Leben des heil. Franz und die Anfänge seines Ordens beziehen, überall nach jenem vollsten Maasse strenger Sachlichkeit strebend, welches die Beschaffenheit der Quellen und die Schwierigkeit der Beurtheilung eines unserem Verständniss nahezu entrückten Seelenlebens irgend zulassen. Eine durchaus wissenschaftliche Studie also über einen mittelalterlichen Heiligen, von der aber binnen wenigen Monaten neun Auflagen gedruckt werden mussten, — man wird zugeben, dass eine solche Erscheinung sich nicht ohne Weiteres verstehen lässt. Äussere Umstände haben allerdings mitgesprochen. Herr Paul Sabatier hatte sein Buch dem heiligen Vater überreicht, dieser liess ihm unter Ausdrücken aufrichtiger Hochachtung als Dank den apostolischen Segen ertheilen, und ein halbes Jahr später wurde das Werk in den Index der verbotenen Bücher gestellt. Die klerikale Presse hat den Verfasser mit Schmutz beworfen, ihm die unlautersten Beweggründe untergelegt, seine Arbeit mit giftigen Schmähungen überschüttet und ihr das Brandmal der systematischen Geschichtsfälschung aufgedrückt. Keine Frage, dass der blinde Hass, der sich gegen den „Ketzer", den „Sektirer" in schreiender Verläumdung wandte, dem Buche einen beträchtlichen Anhang zugeführt hat. Der Hass ist begreiflich: geht doch Sabatiers dringlichstes Bemühen darauf aus, nicht nur das Bild des Heiligen von ungeschichtlichen Ausschmückungen und den schablonen-

*) Leben des heiligen Franz von Assisi von Paul Sabatier. — Autorisirte und durch Originalmittheilungen des Verfassers bereicherte Übersetzung der neunten Originalauflage von M. L. Berlin, Georg Reimer 1895. 8⁰.

haften Zuthaten der Legendenphantasie gereinigt in seiner menschlichen Echtheit wiederzugewinnen, sondern auch die antiklerikale und antimonachistische Richtung seines Wesens kräftig zur Geltung zu bringen, seine geheimen Konflikte mit dem Papstthum in helles Licht zu rücken und sogar, in ältere protestantische Betrachtungen wieder einlenkend, ihn wie einen einsamen Vorläufer der Reformation darzustellen. Damit schiesst er freilich wieder ein gutes Stück über das Ziel hinaus.

Dass das religiöse Ideal des heil. Franz ein die Schranken des Mönchthums weit übergreifendes war, dass es, aus den tiefsten Bedürfnissen der Laienreligiosität erwachsen, den Begriff eines über das kanonische hinausreichenden geistigen Priesterthums enthielt, als dessen Kennzeichen das apostolische Leben auf Grund der Herrenworte des Matthäus-Evangeliums festgestellt wurde, darin wird man mit dem Verfasser unbedingt einig sein. Hingegen wird seine Neigung, den heiligen Franz mit der Papstkirche in prinzipiellen Widerspruch zu bringen und vollends Vorklänge des Protestantismus aus seiner Lebensgeschichte herauszuhören, entschieden abzulehnen sein. Wenn er meint, von einer Bestätigung der Franziskanerregel durch den Papst hätte für Franz keine Rede sein können, da diese Regel ja auf Jesu eigenen Worten ruhte, wenn er den Heiligen als den Verkündiger der Selbstregierungsrechte des Gewissens feiert, was ihn in einen schmerzlichen inneren Zwiespalt mit der Hierarchie verstrickt hätte, wenn er ihm die Eigenmächtigkeit des unabhängigen religiösen Genius zuschreibt, da er mit Umgehung der kanonischen Gesetze das Gelübde der heil. Clara empfangen und mit dem Papstthum fort und fort um die Autonomie seines Ordens gerungen habe, so trägt er damit seiner Darstellung Färbungen auf, die aus einer völlig unbefangenen Betrachtung der Quellen schlechterdings nicht zu schöpfen, vielmehr diesen Quellen nur durch isolirte Beleuchtung mit überscharfen Schlaglichtern künstlich abzugewinnen sind. Franz von Assisi muss so ganz ausschliesslich als reiner Gefühlsmensch gewürdigt werden, dass man mit kirchenpolitischen Gedankenreihen ihn auch nicht von ferne in Berührung bringen darf. Er war aller politischen und organisatorischen Gaben baar. Er beugte sich vor der überlegenen Regierungsweisheit der Hierarchie, wie er demüthig gegenüber den gelehrten Theologen seine Unzulänglichkeit bekannte. Es war kein Zug von Trotz, Eigensinn oder Auflehnung in ihm, denn seine ganze Sehnsucht war der Friede. Selbst seine Reflexion hatte für Polemik schwerlich Raum. Sein religiöses Ideal enthielt nichts, was auf eine Umbildung der äusseren kirchlichen und sozialen Ordnungen gezielt hätte, nicht einmal eine Aneignung dieses Ideals durch die Gesammtheit der Gesellschaft hätte er ins Auge zu fassen gewagt. Er ging völlig auf in dem stillen vorbildlichen Wirken von Mensch zu Mensch, und was ihn dabei leitete, war einzig die Liebe, die in Demuth, Selbstverleugnung und hilfreicher Arbeit die Herzen zusammenschliesst zum unsichtbaren Reiche Gottes, dem Reiche des Friedens, der Brüderlichkeit, der

Gottinnigkeit, der Christusjüngerschaft, heiter erhaben über alle Verflechtung mit irdischem, materiellem Trachten, einig mit dem Willen des Herrn und seiner ältesten Jünger in selbsterwählter fröhlicher Armuth, die ihm die höchste Freiheit bedeutete, weil sie von der Welt und ihren Versuchungen sich losgesagt und somit die Welt der Herrschaft der auf das Ewige gerichteten Seele unterworfen hat. Dieses religiöse Ideal hat Franz nicht geschaffen, er hat es nur mit dem Reichthum seines strömenden Innenlebens erfüllt und ihm die hinreissende persönliche Prägung geliehen, in der es die folgenden Jahrhunderte unwiderstehlich beherrscht hat. Aber wenn der festhaftende Zauber persönlichen Lebens die Ideale grosser Menschen nicht alt werden lässt und ihre dauernde Anziehungskraft begründet, so lässt er sich doch nicht einfach nachmachen. Hier liegt auch der schwache Punkt des Franziskanerthums. Franz war eine wunderbar schlichte, kindlich gute, heiter verklärte und harmonische Natur, aber zugleich in der einseitigen Inbrunst, mit der er sein Ideal verbildlichen wollte, von so hochgespannter Gemüthslage, dass er in einer permanenten Exaltation wie in seinem natürlichen seelischen Element lebte. Das erscheint bei Sabatier zu wenig betont, er hat seinen Heiligen fast etwas zu gesund gezeichnet. Darum wurde es die Tragik im Dasein des Franziskus, dass er daran glauben konnte, diese seine persönliche Lebenshaltung anderen Gemüthern mittheilen, ja sie zur Norm einer brüderlichen Lebensgemeinschaft machen, also das Feinste, Unfasslichste, Unnachahmlichste in ein Regelnetz einfangen und darin für alle Zukunft sicherstellen zu können. Gegen die weitere Entwicklung seines Ordens hat er dann sich beständig gewehrt, und verletzt, verstimmt von seiner eigenen Schöpfung sich weggewandt, aber nicht als ob er Abfall oder Verweltlichung darin gesehen oder den Bund mit der Hierarchie wirklich für verderblich gehalten hätte, sondern weil er, der Gefühlsmensch, es nicht ertragen konnte, dass der natürliche Lauf der Dinge mächtiger war, als der höchste Wunsch seiner Seele, ohne dass er selbst der unbarmherzigen Logik der Zustände etwas anderes hätte entgegenhalten können, als eben immer wieder dieses nämliche verletzte Gefühl. Es ist dem neuesten Biographen nicht gelungen, diesen Gesichtspunkt festzuhalten, sondern es wirkt die altprotestantische Betrachtung noch in ihm nach, dass die Kirchengeschichte sich aus Perioden der religiösen Erneuerung urchristlichen Lebens und aus Perioden des Abfalls zusammensetze. Mit grösserem Rechte hat ein berühmter Kirchenhistoriker gesagt: „Der erste Schritt, einer Idee die Wirklichkeit zu ertheilen, ist immer schon ein Abfall von ihr“. Es ist nicht die Sache eines unparteiischen Geschichtschreibers seinen Stoff unter dem Einfluss so diskutabler Werthurtheile zur Darstellung zu bringen, und was die Entwickelung des Minoritenordens angeht, so hätte der Verfasser den umsichtigen Untersuchungen von Franz Ehrle lehrreiche Hinweise entnehmen können, wie man ihr unter Verzicht auf die irrige Abfallsthese zu ihrem guten geschichtlichen Rechte verhelfen kann.

Aber unser Biograph hat sich in seinen Helden mit so hingebender Liebe eingelebt, dass es ihm fast unmöglich fällt, mit anderen Augen zu sehen. Und damit kommen wir zu der besten Stärke seines Buches. Er hat eine Arbeit von acht Jahren darin niedergelegt. Man kann nicht gründlicher, umfassender zu Werke gehen, als er es gethan hat. Er hat das Quellenmaterial in einer unübertrefflichen Ausdehnung und mit mühsamstem Fleisse durchgearbeitet, er ist allen Wegen des Heiligen gewissenhaft nachgepilgert, er hat das italienische Volk und die italienische Landschaft von heute ebenso eifrig studirt wie das Leben und Treiben der Gesellschaft des dreizehnten Jahrhunderts, er ist darüber beinahe selbst zum Franziskaner geworden und predigt beweglich seinen Zeitgenossen, wie dringend es ihnen noth thue, mit einem Tropfen franziskanischen Oeles gesalbt zu werden. Ist es denn heute anders, als damals? lautet seine Frage. Begeht nicht auch unsere moderne Civilisation das grosse Verbrechen, dass sie Alles nur nach dem Kaufpreis taxirt und nur das gelten lassen will, was Geld kostet? Verachtet sie nicht darüber jene echten und reinen Freuden, die Jedem erreichbar sind, und an denen die Seele sich sättigt? Wo ist der Glaube geblieben, der Berge versetzen kann? Die Skeptiker von heute wollen uns bloss beweisen, dass es eben vollkommen überflüssig sei, Berge zu versetzen. Aber am jüngsten Tage werden uns weder Philosophen noch Theologen richten, und darum ist es besser, für ein Ideal, selbst für ein trügerisches, zu sterben, als sich für die Nichtigkeiten eines poesielosen Daseins, dem alles Begeisternde fehlt, zu erhalten. Man meint, der Besitz erhöhe die Genussfähigkeit, und man merkt nicht, dass die Seele austrocknet, indem sie zur Sklavin des Besitzes wird, und dass mit dem Wachsen der äusseren Freiheit die innere rettungslos verschwindet. Unsere moderne Erziehung verurtheilt die Augen zum Schweigen und lässt das Herz mit seinen heiligen Rechten verkümmern. Die Religion ist ein Opfer der Theologie geworden, und Niemand weiss, wie sehr diese beiden auseinanderzuhalten sind. Dem leeren Blendwerk des Mammons und wurmstichigen Spekulationen sind schon zu viele Opfer gefallen. Unser Leben ist nicht ein Kampf für das Göttliche, es ist ein Blutbad, in dem sich wilde Thiere die Beute streitig machen. Aber der Erlöser wird kommen, die Zeit ist ihm reif, und er wird wiederbringen die franziskanische frohe Botschaft, die da den Armen gilt, den Gesang der Liebe und der Freiheit: dass Menschenglück, Herzensfriede und Lebensfreude unabhängig sind von Geld, Wissen und Macht, dass die Seligkeit ruht in der Reinheit des Herzens, dass der Friede kommen wird, wenn sich die Menschen entschliessen werden, das Gute zu wollen. In Städten und Dörfern, Palästen und Hütten seufzen tausende von bekümmerten Seelen, und sie harren schon auf einen neuen Christabend.

So wird der Geschichtschreiber zum Propheten und zum franziskanischen Bussprediger. Bedeutsam nennt er die Bettelorden eine Internationale. Er vergleicht das europäische Bewusstsein, wie es zuerst im 13. Jahrhundert

erwacht sei, mit dem von 1789. Damals, im Zeitalter der Bettelorden, war die Geisterbewegung eine religiöse, sie ging von den Laien aus und wollte der Geistlichkeit die Schlüssel des Himmels entreissen. Wäre diese Revolution an ihr Ziel gelangt, sie hätte zum allgemeinen Priesterthum und zur Gewissensfreiheit jedes Einzelnen geführt. Aber wenn die Revolution von 1789 uns alle zu Königen erheben konnte, so vermochte weder das 13. Jahrhundert noch die Reformation uns allen Priesterrechte zu verleihen. Hier liegt der tiefste Widerspruch unseres Lebens: politisch sind wir frei, moralisch und religiös gebunden. Dass diese letzten Sätze für Frankreich einen etwas zutreffenderen Sinn haben, als für Deutschland und andere europäische Länder, beweist noch nicht das Geringste für ihre Richtigkeit. Unseres Erachtens sind diese Sätze vollkommen irrig, aber im Verein mit den oben wiedergegebenen Paränesen an die moderne Welt geben sie jedenfalls eine charakteristische Probe von dem ehrlichen Ernst, der schwungvollen Warmherzigkeit und dem schönen Idealismus unseres von franziskanischem Reformeifer beseelten Zeitendeuters.

Und wie gern überlässt man sich dem vollflutenden Strome seiner Beredsamkeit! Er hat eine bezaubernde Gabe der Mittheilung. Hat man den Heiligen von Assisi mit vollem Recht den Troubadour Gottes genannt, so möchte man Sabatier den Troubadour des heiligen Franz nennen. Er ist immer Lyriker, aber ein Lyriker von grübelndem Hange und einer starken plastischen Kraft, die bald bewegte und farbenreiche Bilder des Volkslebens vor uns hinstellt, bald fein abgetönte Landschaften, bald das reizvolle Idyll einer Einsiedelei, bald ergreifende Szenen von der Landstrasse. Dazwischen erscheinen die prächtigsten Portraitköpfe: Innocenz III., Kardinal Ugolino, Dominikus, die heilige Clara, die einzelnen Ordensbrüder, ausgeführt mit einer ganz ausserordentlichen Kunst der Menschenschilderung, Alles meisterhaft gesehen und erfüllt von sprühendem Leben. Bewundernswerth ist die sicher kombinirende Phantasie, mit der die Quellen zum Sprechen gebracht werden; selten wird ihnen etwas abgezwungen, willig scheinen sie alles herzugeben, und wie selbstverständlich wächst die Darstellung aus ihnen hervor. Hier ist in der That die Liebe der Schlüssel zur Geschichte geworden, aber die Liebe ist zugleich die kluge Schatzhalterin einer weitschauenden Gelehrsamkeit. Die kritischen Auseinandersetzungen und Quellennachweise füllen ein gutes Drittel des Buches aus.

Mit feiner Hand wird der Kreis konstruirt, aus dem der Heilige hervorging. Das spezifisch Italienische wird sorgfältig herausgearbeitet; selbst der Name seiner Schöpfung, dem ‚*popolo minuto*‘ entnommen, hatte ursprünglich lokalgeschichtliche Bedeutung, und die hinreissende Wirkung der franziskanischen Friedensbotschaft empfängt ihre volle Beleuchtung erst aus den unaufhörlichen Parteikämpfen und Bürgerkriegen, aus der Unsicherheit des öffentlichen Lebens in Italien. Die provenzalische Herkunft der Mutter des Heiligen, aus der z. B. Thode noch weitgehende Schlüsse zog, wird von

Sabatier als schlecht bezeugt bei Seite gelassen. Dagegen wird auf die ritterliche Lebenshaltung des jungen Franz und ihre fortdauernden Nachwirkungen ein besonderer Nachdruck gelegt. Von daher stammt sein lebendiger Sinn für die Poesie der Natur, des Kultus und der idealen Liebe, der nur zum Theil seine Quelle in Bibel und Mystik hat, von daher seine Freude am Schönen, Zarten und Hochsinnigen, an Bild, Klang und Farbe, sein feiner Takt, sein enthusiastischer Aufschwung, der von Welteroberung träumte, sich mit den frommen minoritischen Paladinen als eine ritterliche Tafelrunde fühlte und die erhabene Armuth wie seine Dame verehrte: ihr hatte er ritterliche Treue geschworen, ihr brachte er Alles zum Opfer, ihr diente er mit der ganzen Liebeskraft, deren seine grosse, reine Seele fähig war, für sie wollte er sterben, wie jene tapferen Helden, die wider die Ungläubigen für ihren Gott und ihre Herrin in den Tod gingen. Aber zu dem Ritter gesellte sich in Franz auch der wandernde Spielmann: gern verglich er sich mit der schweifenden Lerche, der es nur wohl wird unter dem freien Himmel, und seine souveraine Sorglosigkeit, seine Unbekümmertheit um den kommenden Tag, seine ewig junge Naivetät, sein inniges Frohbehagen an Gesang, Saitenspiel, Tanz und Feier sind die Vagantenzüge seines Naturells. Schon früh bricht seine Herzensgüte, sein Mitgefühl für die Nothleidenden bisweilen ergreifend hervor. Die Frage, warum er, der reiche Kaufherrnsohn, es eigentlich besser haben solle, als die hunderttausend Enterbten, weicht nicht aus seiner Seele, und ein tiefer innerer Gegensatz zu dem in Erwerbsinteressen und materiellen Mühen aufgehenden Vater bildet sich immer schärfer heraus. Knapp und klar umreisst der Verfasser die kirchliche Lage um das Jahr 1209: er schildert die Hierarchie und ihre Gebrechen, wie sie schon damals mit Schmerz und Erbitterung bekämpft wurden, er schildert die Sektenbewegungen in den Laienkreisen, die Entstehung des apostolischen Lebensideals, die waldensische Propaganda, die aufregenden Wirkungen der joachimischen Weissagungen vom Anbruch eines heiligen Zeitalters und zeigt, wie das neue Evangelium von der Armuth den jungen Franz völlig in Besitz nahm und ihn zum Erlöser, zum Heiland seines kranken Jahrhunderts bestimmte. Seltsamerweise sucht man unter den geschichtlichen Voraussetzungen des Franziskanerthums an dieser Stelle vergeblich den heiligen Bernhard, ohne den doch die persönliche Lebensgemeinschaft mit Christo, wie Franz sie predigte, gar nicht zu denken wäre. Besonders werthvoll ist die starke Betonung der sozialen Richtung des franziskanischen Ideals: es zielt nicht etwa in mönchischem Sinne auf die Weltflucht, sondern auf die rettende und helfende Arbeit in der Welt: sein Kernpunkt ist die Liebe, die durch Aufopferung siegt. Franz schuf einen Orden der Arbeit: die Brüder sollten die Armuth, d. h. die absolute Freiheit von der Welt, wirklich erleben, um in dieser Freiheit für das Reich Gottes schrankenlos wirken zu können; und das sollten sie thun, indem sie mit den Bauern und Handwerkern, mit allen Armen und

Niedrigen die Arbeit theilten, überall die helfende Hand anlegten, in der Freude und in den Leiden der Arbeit den Menschen herzlich nahe kamen. sie durch Vorbild und Zuspruch für die demüthige Nachfolge Christi und sein unsichtbares Reich gewannen und für diese geistige Speisung als Gegengabe das tägliche Brot des Leibes empfingen. Die Arbeit sollte die Regel sein, das Betteln die Ausnahme, und auch diese Ausnahme bedeutete nichts Entehrendes, denn haben nicht auch Jesus und seine Jünger von dargebotenem Brote gelebt? Das Almosen ist für die Armen der „Tisch des Herrn“, die Speise der Engel und der Vögel, die nicht säen, nicht ernten, nicht in die Scheuern sammeln. Aber damit die Brüder in diesem dienenden Leben nicht aufgehen und der Reinheit des evangelischen Geistes nicht verlustig werden, dazu bedarf es eines geregelten Gleichgewichts zwischen thätigem und beschaulichem Dasein: immer wieder muss in einem weltfernen Leben der Einsamkeit und Innerlichkeit die Seele gereinigt und gestärkt werden zum echten apostolischen Wirken in der Menschenwelt. Der Glaube an die Kraft seines christlichen Lebensideales war so stark in Franziskus, dass er nicht nur äusseren Andachtsübungen keinen hohen Werth beilegte, sondern auch, der Richtung der Zeit entgegen, auf den Nimbus des Wunderbaren geflissentlich verzichtete: fasten, beten, weinen und sich kasteien kann ja auch der Sünder, aber eines kann er nicht, er kann seinem Gott nicht treu bleiben; Franz traute weiterhin sich allerdings die Gabe zu, Wunder zu thun, aber er verschmähte es, seine apostolische Wirksamkeit durch Wunder vor der Menge erst zu bekräftigen. Die Geschichte der Ordensentwicklung, die in ihren klerikalen Umbildungen sich immer weiter von dem Ideal ihres Stifters entfernte, hat der Verfasser mit so herzlichem Antheil und soviel echter altfranziskanischer Betrübniss dargelegt, dass man sie nicht ohne Bewegung lesen kann. Die Eifersucht. mit der er für seinen Helden Partei nimmt, hat freilich die Unbefangenheit seines Urtheils z. B. über den heil. Dominikus einigermaassen beeinträchtigt. und der Satz, dass sich seit 1221 Alles innerhalb des Ordens ohne Wissen des heil. Franz oder sogar gegen seinen Willen vollzogen habe, wird nicht aufrecht zu erhalten sein. Der Grund für die zunehmende, bis ins Übersinnliche hinaufgesteigerte Schwermuth des Heiligen ist viel weniger mit dem Verfasser darin zu suchen, dass er fühlte, sein bestes Denken und Streben stehe in Gefahr, böswillig verkannt und verrathen zu werden, als vielmehr darin, dass er in seiner Natur nicht die Kraft und die Gaben fand, sein religiöses Ideal in alle Herzen siegreich und bleibend einzupflanzen und der Welt jene Erlösung zu bringen, von der er in der Jugend geträumt hatte. Der Höhepunkt dieser in's Krankhafte verzückten, weltabgekehrten Schwermuth war die vielumstrittene Stigmatisation: die einsichtsvolle Kritik des schwierigen Problems führt den Verfasser übrigens zu Ergebnissen, die von denen Karl von Hases beträchtlich abweichen.

Wer könnte schliesslich der innigen Pietät des Geschichtschreibers

für seinen geliebten Heiligen die aufrichtigste Achtung versagen! Er kann es der Kirche nicht verzeihen, dass sie dem gottbegeisterten Propheten das Priestergewand umgelegt und den unabhängigen religiösen Genius der Nachwelt als einen Zögling der Geistlichkeit dargestellt hat. Diesen vermeintlichen Verrath wollte er gut machen. Für ihn ist Franz von Assisi weder der Kirche noch der Wissenschaft das Geringste schuldig geworden, er ist ihm ein direkter Nachkomme von Christus, Paulus und Augustin, ein Geist von königlichem Geschlecht; und da er keiner Einzelgemeinschaft, sondern der ganzen Menschheit angehört habe, so soll auch der katholischen Kirche nicht länger zugestanden werden, dass sie ihr Besitzrecht über ihn geltend mache. Das Körnchen Wahrheit in diesen Ausführungen ist, dass Franz von Assisi wie jeder eigenständige religiöse Genius einen neuen Typus der Frömmigkeit gefunden und die Menschen gezwungen hat, diesen unbedingt anzuerkennen. Aber deshalb haben wir kein Recht, ihn aus dem Zusammenhange der kirchlichen Entwicklung herauszuheben und der katholischen Kirche den Stolz, den Enthusiasmus zu verkümmern, mit dem sie ihn den ihrigen nennt. Wenn Franz der Menschheit angehört, so gehört ihr doch die katholische Kirche ohne Zweifel nicht minder an, vorausgesetzt, dass man unter „Menschheit“ nicht ein beliebiges konstruirtes Abstraktum versteht, ein doktrinäres Etwas, das sich etwa in der Geschichte epochenlang versteckt zu halten pflegt, um plötzlich in einzelnen begnadeten Männern wieder ans Licht zu treten. Das Buch des geistvollen Franzosen fordert also schwerwiegende Einwendungen heraus, dennoch kann man nicht anders von ihm scheiden, als in warmer Dankbarkeit. Es ist das schönste, tiefste, reichste und gelehrteste Werk, das über den heiligen Franz und seine Stiftung je geschrieben wurde; es ist das Werk eines hervorragenden Geschichtsforschers, der zugleich ein Poet ist, und der in seiner Brust ein frommes Herz trägt.

Die Übersetzung ist gut nachgefühlt und genussreich zu lesen. Irrungen sind selten, nur eine Anzahl hässlicher Druckfehler sind stehen geblieben. Der Verlagsbuchhandlung gebührt Anerkennung dafür, dass sie eines der vornehmsten Erzeugnisse der biographischen Litteratur nunmehr auch den weiteren Kreisen des deutschen Publikums erschlossen hat.

Nicolaus Coppernicus.

Von

A. VON BRAUNMÜHL.

Wenige Kulturepochen vermögen denjenigen, der sich für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes interessirt, so sehr zu fesseln, als jene Zeit, da mit Guttenbergs grossartiger Erfindung ein neues wissenschaftliches Leben zu erwachen begann. Mit dem Verfalle der griechischen Kultur waren namentlich die exakten Wissenschaften zu Grabe getragen und schienen nach einer kurzen,

wenn auch hoch entfalteten Blüthe in dem arabischen Weltreiche, in der vorwiegend religiösen Richtung des Mittelalters für immer untergegangen.

Da kam jene neue Zeit, und mit ihr traten geisteskräftige Männer auf, die die schwere Arbeit begannen, mühselig gesammelte Schriften eines verschwundenen Volkes, dessen Sprache man kaum mehr kannte, zu entziffern und nicht nur die poetischen Schätze des klassischen Alterthums zu heben, sondern auch die exakten Wissenschaften zu neuem Leben zu erwecken. Diese Sammelarbeit, die mit ihr verbundene lebhafte übersetzerische Thätigkeit und namentlich die neue Kunst des Buchdruckes veranlassten eine rasche Verbreitung jener Schriften in den Kreisen der Gebildeten und schufen so die Grundlagen, auf denen die begabtesten Geister der Zeit weiterzubauen vermochten. Zu diesen aber gehört in erster Linie Nicolaus Coppernicus.

Er war geboren am 19. Februar 1473 in der deutschen Stadt Thorn im Bisthum Ermland, so dass wir ihn mit Stolz einen Deutschen nennen dürfen, wenn auch sein Vater Niklas Koppernigk aus Krakau in Polen gebürtig war. Dieser verlegte als junger Mann seinen Wohnsitz nach Thorn und schwang sich zu einem begüterten Kaufmann auf. Aus seiner Ehe mit Barbara Watzelrode, die aus einer der angesehensten Familien der Stadt stammte, ging Nicolaus als das jüngste von vier Kindern hervor. Als sein Vater bereits im Jahre 1483 starb, fiel die Sorge für die Hinterbliebenen dem Bruder der Mutter, Lucas Watzelrode anheim, welcher Domherr an der Kathedrale in Frauenburg war und bereits 1489 Bischof von Ermland wurde. Als solchem standen ihm die reichen Einkünfte des Bisthums zur Verfügung, das damals die Stellung eines kleinen Königreichs einnahm, und er sparte wahrlich nicht mit den ihm zu Gebote stehenden Summen, um den Kindern seiner Schwester eine gute und sorgfältige Erziehung geben zu lassen. Namentlich hat Nicolaus des Bischofs Zuneigung und Gunst zeitlebens in hohem Maasse besessen. Denn dieser war ein ebenso gebildeter als gelehrter Mann und wusste daher die vorzüglichen Anlagen des Knaben, die sich schon auf der Johannisschule in Thorn zeigten und nachmals so herrlich entfalteten, wohl zu schätzen. Aber auch Coppernicus hat seinem Oheim den Dank dafür zeitlebens in treuem Herzen bewahrt und dessen Namen dadurch, dass er den eigenen unsterblich machte, der Nachwelt überliefert.

In seinem 19. Lebensjahre ging er auf die Universität Krakau, die von König Casimir dem Grossen 1364 gestiftet worden war. Diese Universität hatte sich damals eines grossen Besuches, namentlich von Seite der Deutschen, zu erfreuen, und in jenen Jahren, als Coppernicus daselbst studirte, wies sie mehr als 1000 Zuhörer auf. Allerdings herrschte noch auf den Lehrstühlen überwiegend die scholastische Anschauung und Lehrweise, und des Aristoteles gewaltiger Einfluss hatte seine Macht auf die Gemüther noch nicht verloren. Aber dennoch wurden in Krakau früher als auf den deutschen Universitäten Berührungspunkte mit der neuen Zeit gewonnen, die von Italien ausging. So lehrte dort in der Artistenfakultät der Humanist Laurentius Corvinus, zu deutsch Rabe, welcher über die römischen Klassiker las, und mit ihm schloss Coppernicus sofort ein inniges Freundschaftsbündniss. Auch hatten schon früher verschiedene Sendboten des Humanismus die Universität Krakau vorübergehend besucht und daselbst freie Vorträge gehalten, so der berühmte Philipp Buonacorsi, bekannt unter dem Humanistennamen Callimachus, und der unermüdliche Vorkämpfer des Humanismus, Conrad Celtes, der sich 2 Jahre daselbst aufgehalten hatte, um bei dem hochberühmten Albert v. Brudzewo mathematische und astronomische Studien zu treiben. Brudzewo war auch noch in Krakau, als der junge Coppernicus dahin kam, lehrte aber nicht mehr Mathematik. Dennoch ist es

sehr wahrscheinlich, dass Coppernicus mit ihm in nähere Privatbeziehungen trat und von ihm Unterweisung in Astronomie und Mathematik erhielt, denn er warf sich schon damals mit besonderer Vorliebe auf das Studium dieser Wissenschaften und machte sich mit dem Ptolemäischen Almagest und mit jenem Welt-Systeme bekannt, gegen das er nachmals den Kampf eröffnete. Schon in Krakau hat Coppernicus Tüchtiges gelernt, sowohl in der Theorie, als auch in der praktischen Verwendung der astronomischen Hilfsmittel, denn als er nach Absolvirung der Artistenfakultät, der er drei Jahre angehört hatte, die Universität verliess, beschäftigte er sich sofort mit selbständigen astronomischen Beobachtungen.

Als er 1494 nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, wurde er von seinem Onkel veranlasst, in den Dienst der Kirche zu treten, da jener hoffte, ihm durch seinen Einfluss sehr bald ein einträgliches Amt in seinem Bisthum verschaffen zu können. Inzwischen sollte aber der junge Mann zu seiner weiteren Ausbildung und zum Studium des kanonischen Rechtes vorerst nach Italien gehen, um daselbst direkt an den neu eröffneten Quellen der Gelehrsamkeit zu schöpfen. So überstieg er im Jahre 1496 die Alpen und traf mit dem Beginn des Wintersemesters in Bologna ein, wo er sich in die Natio germanorum, den Verein der deutschen Studenten, aufnehmen liess.

Von jeher übte der heitere Glanz des Südens auf den Nordländer eine verlockende Anziehung aus: Italien war stets und ist noch heute das Land der Sehnsucht für den Deutschen. Damals aber trat zu den üppigen Reizen der Natur noch der Ruf, den Italien als das Mutterland des Humanismus, als die Pflanzstätte der neuen Bildung genoss; und wirklich war auch daselbst durch die erneute Pflege der Künste und Wissenschaften ein Zustand der Kultur geschaffen worden, wie ihn im Alterthum höchstens Athen und Alexandrien zu ihren besten Zeiten aufweisen konnten. Daher kam es, dass gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Deutschland und Frankreich, aus dem hohen Norden und dem fernen Osten Schaaren von Wissbegierigen nach Italien strömten, um ihren Gesichtskreis zu erweitern und namentlich die Schätze des neuerschlossenen Hellenenthums zu heben.

Diesen letzteren Zweck verfolgte auch Coppernicus neben seinen juristischen Studien, denen er wohl weniger aus besonderem Interesse, als durch die Anforderungen seines späteren Berufes gezwungen, oblag. So sehen wir ihn denn eifrig mit der Erlernung der griechischen Sprache sowie mit dem Studium der platonischen Philosophie beschäftigt, die erst neuerdings aus jahrhundertelangem Schlummer erweckt worden war, um der herrschenden Richtung der Aristoteliker schwere Konkurrenz zu machen.

Schon damals mag vielleicht in seinem erfinderischen Geiste der Gedanke an ein neues Weltsystem aufgekeimt sein, wenn er jene dunklen Stellen in Platons Schriften las, die allerdings mit ziemlicher Sicherheit vermuthen lassen, der grosse Philosoph habe in seinen späteren Jahren sowohl die Achsendrehung der Erde angenommen, als auch die Sonne statt der Erde in die Mitte des Weltalls gestellt. Wir wissen nicht genau, welche griechischen Schriftsteller ausser Plato damals Coppernicus in Bologna noch las, als er bei dem berühmten Atonius Urceus Griechisch lernte, aber soviel ist sicher, dass er, wenn nicht schon damals, so doch nicht sehr lange hernach, den Plutarch kennen lernte, denn in der Widmung an Papst Paul III., die er seinem grossen Werke voransetzte, zitirt er eine Stelle aus jenem Schriftsteller, worin derselbe erzählt, dass schon die Pythagoräer Philolaus und Ekphantos, sowie Heraklides aus Pontus eine Bewegung der Erde angenommen haben. Ja er sagt sogar, dass er gerade durch diese Stelle veranlasst worden sei, sich mit der Vereinfachung des Ptolemäischen Weltsystems intensiv zu beschäftigen.

Auffallend ist es, dass Coppernicus denjenigen griechischen Mathematiker hier nicht anführt, der thatsächlich 270 Jahre vor Christus schon das nämliche System, wie er selbst, gelehrt hatte, nämlich Aristarch von Samos, und zwar ist dieser Umstand um so merkwürdiger, als derselbe Plutarch in der nämlichen Schrift, aus welcher Coppernicus sein Zitat entnahm, von Aristarch erzählt, „dass er, um die Himmelserscheinungen richtig zu stellen, die Erde sich in einem schiefen Kreise herumwälzen und zugleich um ihre eigene Achse drehen liess.“ In der That kannte Coppernicus, wie die neueste Forschung nachgewiesen hat, diese Stelle, denn sie findet sich in der uns noch erhaltenen Originalhandschrift seines berühmten Werkes erwähnt, aber wieder durchgestrichen, so dass sie beim Drucke desselben nicht aufgenommen wurde. Was die Beweggründe waren, die ihn diese wichtige Stelle unterdrücken liessen, kann man wohl vermuthen, aber nicht mit Sicherheit feststellen. Jedoch schmälert nach unserer Ansicht die Kenntniss derselben das Verdienst unseres Forschers keineswegs; denn dass der Gedanke allein nicht genügte, dem neuen Weltsystem Lebensfähigkeit zu verschaffen, das beweist gerade Aristarch, dessen Anschauungen wieder in völlige Vergessenheit gerathen waren. Erst Coppernicus ist es gelungen, durch die Begründung seines Systems demselben die dauernde Herrschaft zu sichern.

Äusserlich gehörte Coppernicus in Bologna allerdings der Universitas der Rechtsstudenten an. Da ihn aber seine angeborene Neigung zu astronomischen Studien trieb, so trat er in enge persönliche Beziehung zu Dominicus Maria de Novara, der daselbst der Hauptvertreter dieser Richtung war. Ihn unterstützte er in seinen astronomischen Beobachtungen uud bildete auch seine theoretischen Kenntnisse im Unterrichte des Meisters aus, dessen hervorragendes Lehrtalent von seinen Zeitgenossen besonders hervorgehoben wird. In engem Umgang lernten sich die beiden für ihre Wissenschaft gleichbegeisterten Männer bald schätzen und schlossen ein inniges Freundschaftsverhältniss, dessen Coppernicus noch als Greis gern gedenkt. Dasselbe war um so enger, als beide die gleiche Grundanschauung verband, denn auch Novara war ein frei denkender Kopf und stand als selbständiger Forscher dem aristotelisch - ptolemäischen Lehrgebäude gegenüber, das er keineswegs als vollständig gefestigt, wie die meisten seiner Zeitgenossen ansah. Es besteht kein Zweifel, dass Coppernicus aus dem Umgange mit diesem Manne von weitblickendem Geiste, der seine eigenen Wege ging, für seine späteren Anschauungen den grössten Nutzen gezogen hat.

Noch vor Ablauf des 2. Studienjahres in Bologna hatte es der Bischof von Ermland durchzusetzen verstanden, dass Coppernicus eine Domherrenstelle in Frauenburg und zugleich eine Verlängerung seines Urlaubes zur Vollendung der Studien in Italien erhielt. Wenn der Bischof selbst in diesem entlegenen Erdenwinkel eine fürstliche Stellung genoss, so war die eines solchen Domherrn eine edelmännische zu nennen. Zu eigenem Hause und eigenem Grundbesitz kam eine entsprechend hohe Einnahme, die den Inhaber einer solchen fetten Pfründe über jede leibliche Sorge erhob. Dazu war weder eine besondere theologische Ausbildung noch auch nur der Empfang der Priesterweihe verlangt, so dass gerade zur Zeit des Coppernicus kaum einer der Stiftsherren dem Dienste am Altare vorstehen konnte. Auch unser junger Astronom ist niemals Priester gewesen, sondern hat nur die niederen Weihen erhalten.

Die ganze Beschäftigung der Domherren bestand, ausser in ihrer Verwaltungsthätigkeit, in der Betheiligung am politischen Leben, an den beständigen Kämpfen des Bischofs mit dem Deutschorden und den polnischen Königen.

Nachdem so Coppernicus' äussere Verhältnisse genügend sicher gestellt waren, ging er nach fast vierjährigem Aufenthalte in Bologna im Jahre 1500

nach Rom, woselbst er ein ganzes Jahr blieb und Vorlesungen über Astronomie hielt, die von einer grossen Zahl von Studenten, von hochangesehenen Männern und hervorragenden Gelehrten besucht wurden. Es wird erzählt, dass Coppernicus, der schon in Krakau den Pinsel zu führen gelernt hatte, in Rom auch mit dem gleichaltrigen Michel Angelo in regem Verkehr gestanden habe, eine Nachricht, die nicht unwahrscheinlich klingt, wenn man beachtet, dass damals ein inniger Verkehr unter den hervorragenden Geistern in dem zu jener Zeit noch kleinen Rom (es zählte nämlich nur 70000 Seelen) stattfand. — Jedenfalls hatte er Gelegenheit, seinen Gesichtskreis im Umgange mit hervorragenden Männern zu erweitern und den bereits gewonnenen selbständigen Standpunkt immer mehr zu befestigen.

Im Jahre 1501 kehrte er in seine Heimat zurück, um sich doch einmal in seine neue Würde in Frauenburg einführen zu lassen, wusste sich aber sofort wieder einen weiteren Urlaub von seinem Kapitel zu verschaffen, den er unter der Bedingung erhielt, dass er in Padua Medizin studire, „damit er dem Bischof und seinen Confratres ärztlich beistehen könne".

So treffen wir ihn denn noch im selben Jahre in Padua, das in jener Zeit die hervorragendste medizinische Hochschule war. Daselbst vollendete er neben dem Studium der ärztlichen Wissenschaft auch seine juristische Ausbildung und betrieb unter Marcus Musurus eifrig griechische Sprache und Litteratur. 1503 ging er nach Ferrara, holte sich dort den Doktorgrad des kanonischen Rechtes und kehrte dann wieder nach Padua zurück, wo er mit verschiedenen Studien beschäftigt, wahrscheinlich bis 1506 blieb und dann für immer Italien verliess.

Zehn der schönsten Jahre seines Lebens hatte er daselbst zugebracht und sich in dieser Zeit eine umfassende, vielseitige wissenschaftliche Bildung erworben. Ausser in Mathematik und Astronomie, wo er die gründlichsten Kenntnisse besass, war er in alle Studien des Humanismus eingedrungen. In der Lektüre der griechischen Schriftsteller hatte er sich nicht nur jenen ästhetischen Sinn, der uns bei Betrachtung seines Weltsystems unmittelbar entgegentritt, sondern auch jenen philosophischen Geist angeeignet, der ihn allein befähigte, der Reformator der bisherigen Weltanschauung zu werden.

Kaum war Coppernicus nach Frauenburg zurückgekehrt, so zog ihn sein Oheim, unter dem Vorwande medizinischer Hilfe zu bedürfen, an den bischöflichen Hof in das benachbarte Heilsberg, und dort blieb er sechs Jahre bis zum Tode seines Gönners.

In dieser Zeit der Musse, wo er beständig den Umgang jenes ebenso hochgebildeten als für die neue Richtung begeisterten Mannes genoss, begann er bereits mit der Aufzeichnung der wissenschaftlichen Entwickelung und Begründung seines Systems, das nachmals (1543) in jenem unsterblichen Werke in der Öffentlichkeit erschien, welches den Titel „De revolutionibus orbium coelestium libri sex" oder „sechs Bücher über die Kreisbewegungen der Himmelskörper" führt.

Als Coppernicus nach dem Tode seines Oheims nach Frauenburg zurückgekehrt war, richtete er sich in einem Thurme der Stadtverwaltung eine kleine Sternwarte ein, die er jedoch nur mit den dürftigsten Instrumenten ausstattete. Er fertigte dieselben nach den Vorschriften des Ptolemäus eigenhändig in der denkbar einfachsten Gestalt, indem er z. B. Gradtheilungen mit Tintenstrichen auftrug. Dass mit solch primitiven Hilfsmitteln eine grosse Genauigkeit in den Beobachtungen nicht erreicht werden konnte, braucht nicht betont zu werden, aber Coppernicus strebte auch eine solche nicht an; so sagte er einmal: „ich würde hocherfreut sein, wenn ich im Stande wäre, meine Ermittelungen bis auf

10', der Wahrheit nahe zu bringen". Gerade durch diesen Ausspruch zeigte er aber, wie genau er mit der Leistungsfähigkeit der älteren ihm zur Verfügung stehenden Beobachtuugen bekannt war, denn die Alten konnten die Örter der Fixsterne an der Himmelskugel nur bis auf 10', genau bestimmen, und von den Örtern der Planeten, die sich erst auf jene gründen, konnte man erst recht keine grössere Genauigkeit verlangen. Hätte er also bei seinen wenigen Beobachtungen, die nur zur Ergänzung der astronomischen Tafeln der Alten dienten, eine grössere Genauigkeit angestrebt, so würde er hieraus wenig oder gar keinen Nutzen haben ziehen können. Erst einem seiner Nachfolger, dem dänischen Astronomen Tycho de Brahe, war es vorbehalten, durch Konstruktion feinerer Messapparate sowie durch beständige Beobachtungen, die er während seines langen Lebens ununterbrochen fortsetzte, den Grund zu neuen astronomischen Tafeln zu legen, welche die älteren an Genauigkeit weit hinter sich liessen.

So tritt uns denn Coppernicus weit weniger als beobachtender und rechnender Astronom entgegen als vielmehr als Philosoph, dem es in erster Linie darum zu thun war, die wahre Einrichtung des Weltenbaues zu ergründen.

Doch verlassen wir für den Augenblick diese seine astronomische Thätigkeit, um auf seine ferneren Lebensschicksale noch einen kurzen Blick zu werfen.

Lange konnte er sich seiner Musse in Frauenburg nicht erfreuen, denn schon im Jahre 1516 musste er nach dem Schlosse Allenstein, wo er fast 4 Jahre ein umfangreiches Besitzthum des Kapitels zu verwalten hatte. Dadurch wurde er mitten in das praktische Leben versetzt, das ihm mit seiner rauhesten Seite entgegentrat. Denn in dem Kampfe, den damals der deutsche Orden mit Polen führte, war das Bisthum Ermland der Kriegsschauplatz, und das nahe an der Grenze gelegene Schloss Allenstein wurde beständig von der Kriegsfurie umtobt. Ausser den vielen Anforderungen, die in jener Zeit das öffentliche Leben an den stillen Gelehrten stellte, erhielt er auch noch vom Bischof den Auftrag, einen Plan zur Reform des Münzwesens auszuarbeiten, das sich in Ermland so gut, wie überall am Beginn des 16. Jahrhunderts, in heilloser Verwirrung befand. Auch diese Aufgabe löste er, wie alle, die ihm gestellt wurden, mit grösster Gewissenhaftigkeit, und es war wahrlich nicht seine Schuld, wenn die geplante Münzreform damals noch nicht zustande kam.

Als im Jahre 1523 der Nachfolger seines Oheims, Bischof Fabian von Lossainen starb, da wurde der Gelehrte, dessen Tüchtigkeit sich in schwerer Zeit erprobt hatte, zum Verwalter des Bisthums ernannt, ein Amt, das er über ein halbes Jahr inne hatte. Während dieser kurzen Zeit gelang es ihm, durch geschickt geführte Verhandlungen von König Sigismund den Erlass eines Ediktes zu erreichen, durch welches dem Bisthum alle während des Krieges besetzten Städte und Schlösser wieder zurückgegeben wurden.

Diese Proben seiner allseitigen Verwendbarkeit, vor allem aber der Ruf seiner grossen Gelehrsamkeit hatten seinen Namen schon weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes bekannt gemacht. Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, bezeugt ausdrücklich, dass Coppernicus schon um das Jahr 1525 hochberühmt gewesen sei, obwohl er damals noch keine Zeile über sein neues System veröffentlicht hatte. Erst 5 Jahre später sandte er an verschiedene befreundete Gelehrte eine kurze Skizze seiner neuen Lehre, die so rasch bekannt wurde, dass bereits im Jahre 1533 der päpstliche Sekretär und Astronom Widmannstad dem Papste Clemens VII. vor grosser Versammlung in den Vatikanischen Gärten einen Vortrag über das neue System halten konnte. Dasselbe fand im Vatikan die beifälligste Aufnahme, und niemand hätte damals noch geahnt, dass genau ein Jahrhundert später der hervorragendste Vertheidiger des coppernicanischen Welt-

System, dessen bewunderungswürdigem Scharfsinn die Begründung der neuen Lehre soviel verdankt, Galileo Galilei, mit knapper Not dem Scheiterhaufen entgehen würde.

Coppernicus zögerte Jahr um Jahr mit der Veröffentlichung seines grossen Werkes, hauptsächlich weil er, wie er selbst sagte, die Verachtung scheute, die ihm wegen der Neuheit und scheinbaren Widersinnigkeit seiner Lehre unzweifelhaft bevorstand. Selbst Georg Joachim Rhaeticus, der seine Professur in Wittenberg aufgab und nach Frauenburg ging, um sich von dem Meister in die Mysterien der neuen Lehre einweihen zu lassen, und auf den Coppernicus grosse Stücke hielt, vermochte ihn nicht zu einer Veröffentlichung zu bewegen. Erst seinem vertrauten Jugendfreund Tideman Giese, dem gelehrten Bischof von Culm, und dem Cardinal Nikolaus Schoenberg gelang es, seine Bedenken zu zerstreuen, so dass er sich endlich entschloss, das Werk in Druck zu geben. Zu diesem Zwecke überliess er es seinem Freunde Giese, der es sofort dem Rhaeticus übergab, weil er denselben als Fachmann und begeisterten Verehrer des grossen Gelehrten in Frauenburg als die geeignetste Persönlichkeit erkannte. Rhaeticus setzte sich auch alsbald mit dem Nürnberger Drucker Johann Petrejus, den er schon von früher kannte, in Beziehung, indem er nach Nürnberg reiste und anfangs selbst den Druck des Werkes leitete. Bei seinem Weggange von Nürnberg aber ersetzte ihn der bekannte Andraeas Osiander, der mit Coppernicus in brieflichem Verkehr stand, und von diesem rührt auch jene unglückliche Vorrede her, die er nicht in Übereinstimmung mit dem Verfasser dem Werke vorsetzte und zwar ohne Angabe seines eigenen Namens. Dieselbe steht in schroffstem Gegensatze zu der von Coppernicus herrührenden Widmung an Papst Paul III., indem sie die Lehre selbst als eine hypothetische hinzustellen suchte, „die keineswegs mit dem Anspruche ersonnen worden sei, irgend jemand zu überreden, dass die Sache sich wirklich so verhalte, wie sie in dem Buche gelehrt wird, sondern lediglich nur, um eine richtige Grundlage für die Rechnung aufzustellen.“ Dem entgegen hat Coppernicus die Grundlagen seines Systems als ganz unumstösslich angenommen und die Lehre von der Erdbewegung mit festestem Glauben an ihre Unfehlbarkeit hingestellt. Das beweisen sowohl die erwähnte Widmungsschrift von dem Papst, als auch eine Menge von Stellen des Werkes selbst, sowie ein erst neuerdings aufgefundener Brief Gieses an Rhaeticus.

Die Gründe, welche den Osiander zur Abfassung dieser Einleitung veranlassten, scheinen zweifacher Natur gewesen zu sein. Einerseits stand er selbst auf dem Standpunkte, dass er die Lehre des Coppernicus nur für eine Hypothese ansah, die eine bequemere und mehr Sicherheit bietende Rechnung ermöglichte, und andererseits glaubte er damit dem Werke leichteren Eingang bei seinen Glaubensgenossen verschaffen zu können und so den Absatz für den Verleger zu erleichtern.

Wie schon erwähnt, erschien das Werk im Jahre 1543 und zwar Ende April. Coppernicus hat also seine Publikation noch erlebt, denn er starb am 24. Mai, 70 Jahre alt nach fünfmonatlichem schweren Leiden. Die neuesten Forschungen haben auch die Richtigkeit der Überlieferung ergeben, dass ihm ein fertiges Exemplar an seinem Todestage noch vorgelegt worden sei, und der Sterbende es mit zitternden Händen berührt habe.

Über die letzten Lebensjahre des grossen Mannes ist uns nur wenig bekannt; wir wissen nur, dass er in steter Zurückgezogenheit nur seinen wissenschaftlichen Studien lebte, die er nur dann unterbrach, wenn er gerufen wurde, um Kranken mit seinen medizinischen Kenntnissen beizustehen. Nimmt er auch in der ärztlichen Wissenschaft keine hervorragende Stellung ein, so ist uns doch

überliefert, dass er auch seine in Italien gesammelten Erfahrungen in diesem Fache zum Heile seiner Mitmenschen nutzbringend zu verwenden wusste.

Nachdem wir so ein Bild von dem Leben des berühmten Astronomen auf dem Hintergrunde seiner Zeit gezeichnet haben, bleibt nur noch übrig, seine gewaltige Schöpfung einer kurzen Betrachtung zu unterziehen und die hauptsächlichsten Folgen derselben zu schildern.

Werfen wir zunächst einen Blick auf jene Weltanschauungen, welche vor Coppernicus die Wissenschaft beherrschten.

Das älteste Weltsystem, von dem wir Kunde haben, ist das des Eudoxus und Kalippus, das aus dem vierten Jahrhundert vor Christus stammt und auf den sogenannten homocentrischen Sphären beruht. Eudoxus dachte sich nämlich die Erde im Mittelpunkte der Welt; um sie kreiste zunächst der Mond, dann Merkur, Venus, die Sonne und die drei damals bekannten äusseren Planeten: Mars, Jupiter und Saturn. Jeden dieser Himmelskörper dachte er sich an einer krystallenen Sphäre befestigt, und diese rufen durch ihren Umschwung um den gemeinsamen Mittelpunkt aller, nämlich um den Mittelpunkt der Erde, die erwähnte Kreisbewegung in verschiedenen Zeitlängen hervor. Diese sieben ineinanderliegenden Krystallsphären umschloss noch eine achte, die Sphäre der Fixsterne, an welcher die letzteren wie goldene Nägel angeheftet waren. Sie drehte sich innerhalb 24 Stunden einmal um die Erde. Um das Fortschreiten der Äquinoktialpunkte zu erklären, sah man sich aber alsbald genöthigt, die Existenz noch zweier weiterer Sphären anzunehmen, und eine elfte Sphäre endlich war der Sitz jener geheimnissvollen Kraft, welche den Umschwung des ganzen Systems zustande brachte: das sogenannte primum mobile.

Schon die oberflächlichste Vergleichung dieses Systems mit dem, was die direkte Himmelsbeobachtung zeigt, liess erkennen, dass dasselbe ein durchaus falsches war. So müsste es z. B., um nur das Greifbarste zu erwähnen, vorkommen können, dass Merkur und Venus der Sonne gegenüber zu stehen kommen, was nie eintritt, indem ja Venus bekanntlich nur als Morgen- und Abendstern vorkommt, während sich Merkur in noch grösserer Sonnennähe bewegt. Auch bleiben die einfachsten Erscheinungen, die sich an die Bewegung der Sonne knüpfen, hierdurch unerklärt.

So sah sich denn schon Hipparch, der um 150 vor Christus lebte, genöthigt, um eine wenigstens einigermaassen dem wirklichen Augenschein entsprechende Sonnentheorie schaffen zu können, die Erde aus dem Centrum des Sonnenkreises herauszurücken, so dass die Sonne, nach seiner Annahme, in einem sogenannten excentrischen Kreise innerhalb eines Jahres die Erde umlief. Hierdurch wurde es wenigstens möglich, die wechselnde Grösse des scheinbaren Sonnendurchmessers sowie die verschiedene Länge der Jahreszeiten zu erklären, indem unter dieser Voraussetzung einerseits der Abstand der Sonne von der Erde sich verändert und andererseits in den verschiedenen Jahreszeiten ungleich grosse Bahntheile von der Sonne durchlaufen werden. Ganz in derselben Weise musste man auch den Mond und die Planeten in excentrischen Kreisen sich bewegen lassen, um ihre wechselnden Geschwindigkeiten in den verschiedenen Theilen ihrer Bahn, die sogenannte erste Ungleichung, wenigstens einigermaassen darzustellen.

Die Planeten zeigen aber in ihrer Bewegung noch eine zweite Ungleichung, welche darin besteht, dass sie sich bald rechtläufig, d. h. in der Reihe der Ekliptikzeichen, bald rückläufig oder in entgegengesetzter Richtung bewegen, während sie bei dem Übergange von dem einen Zustand in den andern einen Moment stille stehen — stationär werden.

Um diese merkwürdige Erscheinung erklären und rechnerisch verfolgen zu können, führte der berühmteste Astronom des Alterthums, Claudius Ptolemaeus aus Alexandrien, in seinem astronomischen Fundamentalwerke, dem Almagest, die Theorie des Epicykels ein. Er dachte sich nämlich den Planeten nicht direkt auf seiner excentrischen Kreisbahn bewegt, sondern auf dem Umfang eines kleineren Kreises, dessen Mittelpunkt jene Bahn beschreibt. Durch passende Wahl des Durchmessers dieses epicyklischen Kreises im Verhältniss zum Durchmesser der Bahn, die sein Mittelpunkt beschrieb, gelang es nun zum Theil, die Rechnung innerhalb einer gewissen Genauigkeitsgrenze mit der Erscheinung in Einklang zu setzen, wenn auch in einigen Fällen das System noch weiter komplizirt werden musste. Aber die Einheit und Harmonie des Weltgemäldes war dadurch gründlich zerstört; und dem Coppernicus, der nicht nur mit dem Geiste des Mathematikers, dem es um eine möglichst klappende Rechnung zu thun ist, sondern mit den Anforderungen des Philosophen an die Untersuchung herantrat und überall die Einfachheit in den Gesetzen der Natur als das oberste Prinzip erkannte, erschien diese Epicykeltheorie mit ihren willkürlichen Voraussetzungen als eine Verunstaltung der ästhetischen Form des Weltalls. Sehen wir zu, was er über diesen Punkt in seiner Widmung an Papst Paul III. selbst sagt; es heisst dort:

„Die alten Mathematiker konnten die Hauptsache, nämlich die Gestalt der Welt und die sichere Symmetrie ihrer Theile, weder finden noch berechnen. Vielmehr ging es ihnen ebenso wie Jemanden, der von verschiedenen Bildern Hände, Füsse, Kopf und andere Glieder, die nicht mit Beziehung auf ein und denselben Körper, wenngleich an sich sehr gut gemalt sind, zusammenfügen wollte; es würde, indem die einzelnen Glieder nicht zueinander passen, bei der Znsammensetzung eher ein Monstrum als ein Mensch entstehen. Es muss also im Verlaufe ihrer sogenannten methodischen Beweisführung etwas Wesentliches übergangen sein, oder etwas Fremdartiges, nicht zur Sache Gehöriges sich eingeschlichen haben. Dies würde ihnen auf keinen Fall begegnet sein, wenn sie festen Grundsätzen gefolgt wären. Denn wären sie nicht von trügerischen Hypothesen ausgegangen, so würde sich alles, was aus ihnen hergeleitet wurde, zweifelsohne als richtig bewährt haben".

Indem er also eine bessere und namentlich weniger willkürliche Erklärung als die der Griechen aufsuchte, durch welche vor Allem die Gleichförmigkeit aller Bewegungen gewahrt bliebe, denn diese sah er den Scholastikern folgend noch immer als das oberste Prinzip an, kam er auf den Gedanken, statt das Firmament mit seinen zahllosen Fixsternen als bewegt anzunehmen und die Planeten in den abenteuerlichsten Bahnen wandeln zu lassen, der Erde eine mehrfache Bewegung beizulegen. Die Grundbegriffe seines Systems hat er in sechs Axiomen mit folgendem Inhalt niedergelegt: Für alle Himmelskörper und deren Bahnen gibt es nur einen Mittelpunkt; in diesem steht die Sonne, die von der Erde und allen Planeten umkreist wird. Sie ist also der Mittelpunkt des Weltalls. Die Erde aber ist nur Centrum der Mondbahn. Ferner: Alle Bewegungen, die wir am Himmel wahrnehmen, speziell die Bewegung der Sonne, rühren nicht von einer Bewegung des Himmels her, sondern sind nur eine Folge der Erdbewegung. Die Erde nämlich dreht sich einmal täglich um sich selbst und umläuft in einem Jahre die Sonne. Das Firmament und die letzten Himmelsräume bleiben dabei ganz unbewegt. Endlich stellte er noch den Satz auf: Die Entfernung der Sonne von der Erde ist im Vergleiche zur Weite des Firmamentes so klein, dass das Verhältniss beider gar nicht angegeben werden kann.

Demgemäss denkt sich Coppernicus das Weltsystem in folgender Weise angeordnet: Zunächst stellt er in die Mitte des Ganzen die Sonne als die Leuchte

der Welt, indem er begeistert ausruft: „Durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, als die Lenkerin der ganzen Familie kreisender Gestirne in die Mitte des schönen Naturtempels wie auf einen königlichen Thron setzte". Um diesen Centralkörper bewegt sich dann Merkur in ungefähr 3 Monaten, Venus in 9, die Erde, die selbst wieder von dem Monde umkreist wird, in 12 Monaten; dann folgt Mars mit 2 Jahren, Jupiter mit 12 und Saturn mit 30 Jahren Umlaufszeit.

Das ganze Planetensystem aber wird umschlossen von der Sphäre der Fixsterne, die unbeweglich wie die Sonne und in solcher Entfernung sind, dass von ihnen aus die Erdbahn nur wie ein Punkt erscheint, denn nur durch diese Voraussetzung bleiben die Erscheinungen an den Planeten dieselben, ob man sie auf die Sonne oder auf die Erde bezieht.

Es würde den Rahmen dieser Biographie überschreiten, wollte man im Einzelnen darstellen, wie viel leichter und ungezwungener in diesem Systeme die Himmelserscheinungen erklärt werden können als in den Weltordnungen der Alten. Wir werden daher im Folgenden nur die Hauptmomente hervorheben und die Beweismethode charakterisiren, deren sich Coppernicus bediente.

Dass der Annahme einer Drehung der Erde um eine feste Axe nichts im Wege steht, und dass hierdurch der einmalige Umschwung des ganzen Firmamentes innerhalb 24 Stunden sofort erklärt ist, wissen wir heute alle, ja wir haben für die Richtigkeit derselben die untrüglichsten physikalischen Beweise. Solche Beweise konnte Coppernicus natürlich damals noch nicht beibringen, deshalb zeigte er zunächst an einem Beispiele, wie die Annahme der Erdbewegung durchaus nichts Widersinniges besitzt, indem er darauf hinwies, dass derjenige, der in einem Schiffe längs der Küste hinfährt, sich in dem nämlichen Sinnentrug befindet, indem er glaubt, das Schiff stehe still, während das Ufer sich zu bewegen scheint. Als Beweise für die Wirklichkeit der Achsendrehung kann er nur Gründe anführen, wie sie in jener Zeit, wo die scholastischen Anschauungen noch allgewaltig herrschten, an der Tagesordnung waren. So sagt er z. B.: „Da der Himmel, der alles enthält und birgt, der gemeinschaftliche Ort aller Dinge ist, so lässt sich nicht sogleich verstehen, warum nicht eher dem, welches in ihm enthalten ist, als dem, welches enthält, dem Gesetzten als dem Setzenden, eine Bewegung zugeschrieben wird." Dies ist eine echt scholastische Begründung, wie sie vor den Augen des modernen Naturforschers, der mathematisch-physikalische Beweise fordert, nicht bestehen kann, man kann das Argument höchstens als einen Wahrscheinlichkeitsgrund bezeichnen. Die Anführung solcher Wahrscheinlichkeitsgründe charakterisirt die eine Seite der Beweismethode des Coppernicus. Die andere, werthvollere aber besteht darin, dass er stets die leichtere und genauere Erklärbarkeit der Himmelserscheinungen auf Grund seines Weltsystems hervorhebt. Dabei verhehlt er sich jedoch keineswegs, wenn er auch vollkommen von der Wahrheit seiner Anschauung überzeugt ist, dass ein wirklich mathematisch zwingender Beweis für die zweite Bewegung, die er der Erde beilegt, nämlich die Fortschreitug in ihrer Bahn, erst dann geleistet sei, wenn man eine Parallaxe der Fixsterne nachweisen könne. Dieser Nachweis ist aber erst in unserem Jahrhundert geführt worden, da zur Messung einer solchen Parallaxe, d. h. des halben Gesichtswinkels, unter dem von einem Fixstern aus der Erdbahndurchmesser erscheinen würde, sehr vervollkommnete Messinstrumente nothwendig sind. Hätten die Nachfolger des Coppernicus mit der gleichen Ehrlichkeit wie der grosse Meister diesen Umstand eingestanden, so wären manche unnöthige Streitigkeiten, die der neuen Weltanschauung mehr schadeten als nützten, unterblieben.

Diese jährliche Bewegung der Erde behandelt *Coppernicus* eingehend und mit grosser Klarheit, indem er geometrisch nachweist, wie unter ihrer Annahme ganz dieselben Erscheinungen eintreten, als wenn die Erde stille stände, und die Sonne sie in Zeit eines Jahres umliefe. Die scheinbare Sonnenbahn, die Ekliptik, erscheint hier als die Projektion der wirklichen Erdbahn vom Sonnenmittelpunkte aus auf die Himmelskugel. Die Neigung der Ekliptik gegen den Himmelsäquator wird dadurch erklärt, dass die Erdachse eine bestimmte Neigung gegen die Ebene der Erdbahn einhält, und dieser Umstand hinwiederum, verbunden mit dem jährlichen Umlauf, giebt die Mittel zur Erklärung des Wechsels der Jahreszeiten.

Coppernicus spricht aber noch von einer *dritten Bewegung* der Erde, die er die *Deklinationsbewegung* nennt. Darunter ist aber nichts weiter zu verstehen, als jene Eigenschaft der Erdbewegung, durch welche die Erdachse beständig dieselbe Richtung beibehält, das heisst beständig parallel bleibt. Da Coppernicus die Ursache dieser Erscheinung in dem Wesen, in der natürlichen Bestimmtheit der Erde selbst suchte, so musste er sie als eine ihr nothwendig zukommende, ihr immanente, eigene Bewegung finden. Wir dagegen fassen sie als eine Folge der beiden anderen Bewegungen, der Rotation und der fortschreitenden Bahnbewegung auf, welche ein- für allemal die Beibehaltung der Richtung der Rotationsaxe bedingen.

Was nun endlich die *Planetentheorie* betrifft, so ist dieselbe durch die Annahme der Erdbewegung von Seiten unseres Gelehrten allerdings wesentlich vereinfacht worden, konnte jedoch unter Festhaltung der Gleichförmigkeit in der Kreisbewegung eine definitive Erledigung nicht finden. Eine solche war vielmehr erst möglich, nachdem einerseits ein neuer Schatz von weit genaueren Himmelsbeobachtungen durch den bereits erwähnten dänischen Astronomen *Tycho de Brahe* mit unermüdlichem Fleisse gesammelt worden war, und andererseits dadurch, dass es dem Genie unseres *Kepler* gelungen war, die wirklichen mechanischen Gesetze zu entdecken, nach denen die Bewegungen der Himmelskörper vor sich gehen.

Durch die Arbeiten dieser beiden Männer konnte *Coppernicus*' Planetentheorie erst richtig gestellt werden, so dass sie in ihrer ursprünglichen Form heute zu den nur mehr historisch interessanten Antiquitäten gehört.

Die coppernicanische *Weltordnung* dagegen ist nicht nur geblieben, sondern durch die Beweise, die wir mit unseren verfeinerten Hilfsmitteln zu leisten vermögen, heute zu einer unumstösslichen Wahrheit geworden, an der die Jahrhunderte nicht mehr zu rütteln vermögen.

Nicht allein die Astronomie, sondern die ganze geistige Kultur des Menschengeschlechtes trat mit jener grossartigen Entdeckung in ein neues Entwicklungsstadium.

In dem aristotelischen Weltenbau, den sich die Scholastik des Mittelalters angeeignet und in ihrer Art noch weiter ausgeschmückt hat, steht der Mensch, das bevorzugteste aller Wesen, in der Mitte des Alls auf der allein ruhenden, unbeweglichen Erde, die nur seinetwegen da ist, und nur seinetwegen umkreisen die Sonne, der Mond und die Planeten die Erde, um ihr Licht und Wärme zu spenden. Droben aber über der letzten Sphäre ist der Wohnsitz der Seeligen, der Himmel, dessen Glanz durch die Fixsterne zu uns herniederstrahlt. — Diese poetische, dem Selbstgefühle und dem Hochmuthe der Menschen so sehr schmeichelnde Anschauung sollte durch die neue Lehre des Thorner Philosophen mit einem Male vernichtet sein! Die Erde war nicht mehr das feste Centrum der Welt, auf das sich alles andere bezog, sondern an diese Stelle war die Sonne getreten,

von der Coppernicus ausdrücklich sagt, sie sei die Spenderin alles Lebens auf der Erde und die Leuchte für das ganze Planetensystem. Die Erde aber war dadurch in die Reihe der übrigen Planeten versetzt, vor denen sie nichts mehr voraus hatte; und da umgekehrt der naheliegende Schluss gezogen werden konnte, dass dann auch die Planeten Körper wie unsere Erde sein müssten, so war hiermit sofort die Anzahl der Welten vermehrt, und die Frage nach ihrer Bewohnbarkeit entrollt. Endlich war die Lehre von der Unermesslichkeit des Weltraumes eine unmittelbare Folge des coppernicanischen Systems. Sie aber musste bald auch die letzte krystallene Sphäre zertrümmern, die das Weltall umschloss, und dem Gedanken an die Ausdehnung des Fixsternheeres in unendliche Fernen freie Bahn geben.

Dass alle diese Consequenzen nicht nur eine völlige Umgestaltung der Astronomie bedeuteten, sondern ihren Einfluss namentlich auch auf die religiösen Ideen geltend machen mussten, wird man begreiflich finden.

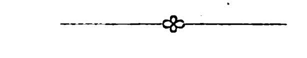
Daher kam es denn auch, dass die Theologen die ersten waren, die gegen das neue Weltsystem zu Felde zogen, und zwar anfangs die protestantischen mit noch grösserem Eifer als die katholischen. So sagt z. B. Martin Luther, der wie sein gelehrter Freund Melanchthon ein entschiedener Gegner der neuen Lehre war, in seinen Tischreden: „Es ward gedacht eines neuen Astrologi, der wollte beweisen, dass die Erde bewegt würde und umginge, nicht aber der Himmel oder das Firmament, Sonne und Mond, gleich als wenn einer, der in einem Wagen oder in einem Schiffe sitzt und bewegt wird, meynete, er sässe still und ruhete, das Erdreich aber und die Bäume gingen und bewegten sich. Aber es geht jetzt also; wer da will klug sein, der muss ihm etwas Eigenes machen, das muss das allerbeste sein, wie er's machet. Der Narr will die ganze Kunst Astronomei umkehren. Aber, wie die heilige Schrift anzeigt, so hiess Josua die Sonne stillestehen und nicht das Erdreich".

Auch die katholischen Theologen verhielten sich ablehnend gegen die neue Lehre, da aber die Kirche anfangs keine Gefahr in der Verbreitung des Buches zu sehen schien, so waren die Angriffe von dieser Seite aus weniger heftig. Viel hat hierzu jedenfalls auch Osianders Vorrede beigetragen, denn da diese alle Behauptungen nur als Hypothesen hinstellte, die allein den Mathematiker und Astronomen interessiren sollten, so wird mancher das Buch nach ihrer Lektüre sofort wieder aus der Hand gelegt haben.

Auch von Seiten der Astronomen fand das Werk eine verschiedene Aufnahme. Die Mehrzahl derselben hielt, wie es bei neuen Erscheinungen immer zu gehen pflegt, an der alten Lehre fest, theils aus Bequemlichkeit, indem es einer ordentlichen Mühe und energischen Studiums bedurfte, um sich in die neuen Anschauungen einzuarbeiten, theils, und hierin nicht mit Unrecht, weil die Beweiskraft der von Coppernicus angeführten Gründe nicht für überzeugend genug gehalten wurde.

Erst als im 17. Jahrhundert der grosse Reformator der Naturwissenschaften Galilei, den Grund zu den Prinzipien der modernen Mechanik legte und jene unsterblichen Dialoge über die beiden Weltsysteme schuf, in denen er die physikalische Begründung des neuen Systems gab, da traten die bedeutendsten Geister seiner Zeit der coppernicanischen Weltanschauung bei, die sich von da an mit unwiderstehlicher Gewalt immer weiter verbreitete. Wohl suchte die Kirche jetzt dem Umsichgreifen der neuen Richtung ein Ziel zu setzen, indem sie des Coppernicus Buch, das 73 Jahre unbeanstandet gelesen worden war, verbot „bis es verbessert worden sei", und den kühnen Vorkämpfer der Lehre von der Erdbewegung vor die Inquisition stellte. Aber weder der schmachvolle Widerruf

zu dem sie Galilei zwang, noch das bis in unser Jahrhundert aufrecht erhaltene Verbot konnten die Verbreitung der Wahrheit hemmen. Siegreich hat sie sich, wenn auch unter schweren Kämpfen, behauptet und dem Namen ihres Verkünders die Unsterblichkeit gesichert.



Ludwig Gabillon.

Geb. zu Güstrow, 16. Juli 1825; gest. zu Wien, 13. Februar 1896.

Ferien-Erinnerungen.

> Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten, aber sie sind auch nicht todt, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele. — —
>
> Heinrich Heine an seinen Vater.

Am 15. Februar 1896 haben sie Ludwig Gabillon zur letzten Ruhestätte geleitet. — Feiner, dichter Schnee rieselte auf den schwarzen, silberverzierten Sarg, als er über die Stufen, durch den Vorgarten, unter der brennenden Laterne, die ihm zum letzten Male leuchtete — zu seinem Hause hinaus getragen wurde; ein trauriges, feierlich friedliches Winterbild! — — Es war ein Wetter so recht nach des Verstorbenen Sinn. Bei solchem Schnee liebte er es, stundenweit, und vor Allem auf den unmöglichsten Wegen, im Freien herum zu streifen; in hohen Stiefeln allen Hindernissen trotzend, die ihm Regen, Schnee und Eis entgegensetzten. „Gottvergnügt" wie er selbst so gerne sagte, liess er die Natur freudig auf sich wirken, von seinen Hunden begleitet, die lustig um ihn sprangen. Wie froh und erfrischt kam er da heim, gestärkt zu neuer Arbeit, und bereit zu jedem gemüthlichen Beisammensein bei einem Glase Wein. Er hatte ein so sonniges, auch für die kleinen Freuden des Lebens so dankbares Gemüth, wie sonst wenig Menschenkinder, das Dasein voll geniessend, bei ernster Arbeit sowie in ungestörter Ferienfreiheit; immer war er wohlgemuth und bester Laune, die sich, in verständnissvollem Kreise von Angehörigen und Freunden, bis zur tollsten, hinreissendsten Begeisterung steigerte. Es war ein unversiegbarer Schatz von Frohmuth, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte in ihm, sodass niemals eine trübe oder böse Stimmung andauern konnte; wie Egmont sprach er dann: „Das war ein fremder Tropfen in meinem Blute, gute Natur wirf ihn wieder heraus!" —

Und doch hat er das Leben von so trauriger Seite kennen gelernt. Eine düstere Kindheit, unerquickliche, verworrene Familienverhältnisse trennten ihn in seinem Fühlen und Denken schon frühzeitig von seiner Umgebung. Aber nicht um wie Andere sich verbittert in sich selbst zurückzuziehen, nein, um den schönsten Märchenträumen nachzuhängen und die fabelhaftesten Luftschlösser für die Zukunft zu bauen. Einstweilen hatte er sein liebebedürftiges und liebevolles Kinderherz einem kleinen, struppigen Hundeköter geschenkt, der ihm seine Zärtlichkeit reichlich vergalt. Neckten seine Schul-

kameraden den Liebling, dann prügelte er sie saftig durch. Das war die gesündeste Art, seinen Gefühlen Luft zu machen. —

Er durchmass das Gymnasium zu Schwerin, kam dann auf die Hochschule und sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters, der Steuerrath war, zum Mediziner ausbilden. Aber der Sohn wollte nicht und ging nach einem Semester Rostocker Universität zur Schauspieltruppe von Bethmann einfach durch! — Am Ostermontag des Jahres 1844 betrat er als Statist zum ersten Male die Bühne: „Ein Indianer“ in Kotzebués „Sonnenjungfrau“. Doch wurde dem schönen 19jährigen Jünglinge mit dem klangvollen, mächtigen Organ bald ein grösserer Wirkungskreis eingeräumt. Es dauerte nicht lange und er durfte auch in Sprechrollen auftreten. Zum ersten Male als Handwerksbursche im „Faust“ hatte er zu sagen:

„Nach Burgdorf kommt herauf; gewiss dort findet ihr
„Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
„Und Händel von der ersten Sorte!“

Und das gehörte just zu Ludwig Gabillons Lebensprogramm! — Nach 53 Jahren sprach er seine letzten Worte auf der Bühne, unbewusst tiefsinnige Abschiedsworte, auch im „Faust“ als „Erdgeist.“ Es war wenige Monate nur vor seinem Tode, doch sein einzig schönes Organ klang so voll und glockenklar wie nur je, in Goethes göttlichen Versen:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
„Wall' ich auf und ab,
„Webe hin und her!
„Geburt und Grab,
„Ein ewiges Meer,
„Ein wechselnd Weben
„Ein glühend Leben, — —

Und ein „glühend Leben“ ist ihm „am sausenden Webstuhl der Zeit“ gewirkt worden; ein Leben voll Farbenpracht und Sonnenwärme. Im Anfange seiner Carriere war er nicht nur Schauspieler, sondern auch Sänger: er sprang, als Naturschwimmer, zuversichtlich und verwegen in die unbekannten Fluthen der Musik, und tauchte immer wieder heil aus der um ihn wogenden Brandung der Töne empor! — Er rettete durch solchen Wagemuth manchem Direktor nicht nur die gefährdete Abendeinnahme bei einer plötzlichen Absage des „wirklichen“ Tenors, sondern er sammelte für sein ganzes Leben die heitersten und schönsten Theatererinnerungen und eine gründliche Kenntniss aller viel gespielten Opern und Singspiele der damaligen Zeit. Nach Jahrzehnten noch war er im Stande, mit Hilfe seines geradezu verblüffenden Gehörs und dem feinen, vom Vater ererbten musikalischen Verständnisse, ganze Akte aus „Freischütz,“ „Robert der Teufel“ „Nachtlager von Granada,“ und vielen andern Opern fliessend vorzusingen. Er war eine unglaublich vielseitig begabte Natur. Wie viel ernste, erfolgreiche Arbeit war ihm vergönnt, als darstellender Künstler und Regisseur zu leisten, wie viel Freude hat er durch sein herrliches Naturell um sich

verbreitet, wie viel Wohlthaten hat er verübt, in aller Stille mit der Selbstverständlichkeit des guten Herzens. Eine Jugendgespielin aus Schwerin erzählte nach seinem Heimgang eine kleine, unscheinbare Geschichte von ihrem Kameraden, die so viel werth ist, als eine seiner besten Rollen: er war als blutjunges Bürschlein bei einem gründlichen Schweriner Festessen geladen, natürlich floss nach Landesbrauch der Wein in vollen Strömen. Als alles in bester Stimmung war, meldete sich ein Bettler. Die Honoratioren, der Störung bei so gewichtiger Aufgabe abhold, wollten den Armen wegschicken, doch Ludwig Gabillon, der Jüngste und wohl Unbemitteltste in der Gesellschaft, gab Alles, was er an Baarschaft bei sich hatte, und meinte, in so froher Laune könne man erst recht keinen Bittenden abweisen. — Und nach Jahr und Tag am Wiener Burgtheater, da seine Stimme mehr galt als damals in Schwerin, gründete er vor mehr als einem Menschenalter mit einigen anderen Kollegen den Unterstützungsverein „Schröder“, dem er Jahrzehnte lang als Vizepräsident und Präsident zum Segen aller Betheiligten vorstand, bis der Verein mit dem inzwischen neu geschaffenen Pensions-Institut des Burgtheaters verschmolzen wurde. Das Kapital zu dieser wohlthätigen Institution, die eine Wittwen- und Waisenversorgung für die Einzahlenden war, und armen in unverdiente Noth gerathenen „fahrenden“ oder festgefahrenen Schauspielern Unterstützung gewährte, wurde nur durch thatkräftige Selbsthilfe (ausserordentliche Vorstellungen, Prozent-Abgaben aller in Vereinen oder sonst ausserhalb des Hoftheaters zu Gast geladenen Mitglieder des Burgtheaters) erspielt und auch — erschrieben. Alle schreiblustigen Kollegen thaten sich auf fremden Antrieb zusammen und erzählten in Feuilletons, die für den wohlthätigen Zweck besonders gut honorirt und dann in dem (wiederholt aufgelegten Buch) *Decamerone aus dem Burgtheater* gesammelt wurden, eigene Erlebnisse meist aus ihrer Bühnenlaufbahn. Eine ganz köstliche Geschichte, doch aus der sonnigen Ferienzeit, berichtete Ludwig Gabillon, mit reizvoller schriftstellerischer Originalität, die seine ganze Art und Weise hell beleuchtete: — Er zählte sich mit grosser Vorliebe zu den letzten Riesen in unserer schwächlichen Zeit, und Triumphe auf dem Gebiete des Kämpfens, Ringens, Fechtens, Springens und wie die Sportkünste alle hiessen, die er trieb, galten ihm mehr noch als die Bewältigung einer grossen Rolle. So bringt er auch die Geschichte eines lustigen Ringkampfes. Der Gegner, mit dem er sich in aller Gemüthlichkeit zu messen hatte, war ebenfalls ein „letzter Riese“ und Bildhauer seines Zeichens. Gabillon siegte natürlich, denn sonst wäre ja die ganze Geschichte nicht erzählt worden. Eine „Riesen“-Bowle war der Abschluss, und der junge Bildhauer machte von seinem hochgeschätzten Feinde ein prächtiges kleines Relief. Nach einem halben Jahrhundert tauchte das, inzwischen in Vergessenheit gerathene Relief, wieder auf und ist nun ein sprechender Beweis für die Richtigkeit der erzählten Geschichte, die sich bei Baron Malsburg auf Schloss Escheberg zugetragen; und ein noch sprechenderer Beweis dafür, dass der junge Held damals

bildschön und „gottvergnügt“ aussah, genau so wie man ihn sich vorstellt, wenn man das Gedicht liest, das Bodenstedt, der auch dabei gewesen, auf diese Aventiure gemacht. —

Doch wer zählt die frohen Abenteuer alle, die der starke Mecklenburger, mit dem leichtlebigen französischen Blut in den Adern, bestand? — Die Ringkämpfe lustiger und manchmal ernster Art? — All die fröhlich durchzechten und durchsungenen Tage und Nächte? — Alle Bergfahrten bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm und Nebel? — Alle die Ruderfahrten auf Flüssen, Seen und dem Meere seiner Heimath, das ihn auch bald einmal auf einer Schwimmtour, die er unfreiwillig auf einen ganzen Tag ausdehnen musste, verschlungen hätte. Tollkühn, wie er stets war, achtete er weit ins Meer hinaus schwimmend nicht der wachsenden Fluth und entrann nur mit knapper Noth dem drohenden Tode. Doch so leichtes Spiel sollte der nicht haben, einer solchen Fülle von Jugendkraft und Jugendlust gegenüber. Das Ende von dergleichen waghalsigen Unternehmungen war immer nur ein ungeheurer Durst und ein ungeheures Trinkgelage, — zum Schlusse erzählte er seine Abenteuer dann auf die ergötzlichste Art, hatte selber seine Freude dran und seine Zuhörer erst recht, — denn seine Rednergabe war ein Erbtheil seiner aus Südfrankreich emigrirten Grosseltern, — die schweigsame verschlossene Art der Mecklenburger war ihm fremd. —

So floss sein Leben dahin; nach ernster, mühevoller Arbeit, die auch fortwährend wachsende Erfolge krönten, das volle, freudige Geniessen der Freiheit, die er wie wenige auszunutzen wusste. Er verstand sich auf Alles. — In seiner Kindheit und Jugend, auf den ausgedehnten Seen seiner Heimath war er ein famoser Schiffer und Schlittschuhläufer. Ebenso sicher war er als Reiter und stets, bis in sein hohes Alter, ein vortrefflicher Fechter, vor Allem aber Jäger mit Leib und Seele. Doch nicht nur die ritterlichen Künste wurden geübt, auch das Handwerk blühte in den Ferien. Da war er Zimmermann, Forstmann, Wegbauer, Anstreicher u. s. f. und entwickelte bei allen Hantirungen eine staunenswerthe Geschicklichkeit und Geduld. War das Werk vollendet, die Hand müde gearbeitet und hatte ein eindringlicher Regen ihn und seine Hunde auf seinen Ruderfahrten schon dreimal des Tages bis auf die Haut durchnässt, so setzte er sich in seine behagliche Stube, zum grünen wohlgeheizten Ofen, — ein Cognac war auch nicht weit — und der feine Duft einer edlen Cigarre verbreitete sich im wohligen Raume. — Dann nahm er ein Buch zur Hand und las. Er las viel und gern und mit bester Auswahl: meist Geschichtswerke, mit Vorliebe die alten Classiker, Sagen, Seeräuberabenteuer vom heimathlichen Strande, und geschichtliche Romane. So war er einer der ersten, die zu Zeiten, in denen Ekkehard noch ein Ladenhüter war, den Werth des Buches erkannte und in einem herzlichen Brief an den freudig überraschten Dichter anerkannte. Seine Hauptfreude war Walter

cott, der war ihm vertraut bis in die kleinsten Einzelheiten, der war sein 'reund in guten und schlimmen Tagen gewesen. Auf jede Reise, auf jeden usflug nahm er ein Werk des Lieblingsdichters mit, war auch im „Ruckack" der Platz zwischen dem Flanellhemde, der Cognacflasche, etlichen ahrungsmitteln, noch so eng! — So mancher Band kam dann eben so egendurchnässt oder durchräuchert heim, wie sein Besitzer. — Durchäuchert? — Ja, zu Ludwig Gabillons grössten Virtuositäten, auf deren nerkennung er auch hohen Werth legte, gehörte das Feueranmachen. Er ehauptete, Niemand auf der Welt könne nur annähernd so gut Feuer achen wie er. Waren Fels und Wald, Holz und Erdboden noch so nass, fiff der Wind noch so arg durch alle Fugen einer verlassenen Almhütte, r erweckte auf dem feuchten Grunde mit grosser Kunst und Liebe bald istig prasselnde Flammen, die selbst die trübseligste Regenlandschaft beaglich machten; so behaglich warm, wie es in seinem eigenen Gemüthe ar, durch das er Alles um sich herum, selbst ohne Feuer, zu erwärmen wusste.

Wer ihn so am Feuer sitzen sah, — in die Flammen schauend, den auchwolken folgend, die feinen Dampfwölkchen liebevoll betrachtend, die us seinen naturgemäss stets nassen Juchtenstiefeln sich langsam emporräuselten, im Lodenrock von unbestimmter aber anheimelnd grüngrauer aummoosfarbe, im grünen, verwetterten Hut, mit einem selbst gepflückten trauss von Almrosen und „grantigem Jager" drauf, den langen wohlerrobten Bergstock in der kräftigen Rechten, — der sah ein Bild vollommener Behaglichkeit. Er war zufrieden mit sich und seinem Herrgott, er die Welt so prächtig geschaffen, just zur Freude von Ludwig Gabillon.

Diese schönste Feriengiückseligkeit blieb sich Jahrzehnte lang treu, enn als er, dem Meere und Moore seiner Heimath entfremdet, durch 42 Jahre Wien lebte, da hatten es ihm die Berge und Seen der grünen Steierark angethan.

Doch auch für freudig begrüsste Oster-, Pfingst- und andere Festtage es Jahres, war für einen behaglichen Unterschlupf im Walde gesorgt. In er Nähe von Wien, unweit der Donau hatte Ludwig Gabillon mit Freunden nd Collegen eine Jagd gepachtet, die er an jedem freien Tage aufsuchte. — ie Jagdherren hatten sich an dem schönsten Punkte des Reviers eine kleine, rgemüthliche Jagdhütte erbaut, die sie mit aller Liebe ausstatteten, um ort auch „gottvergnügte" Stunden und Tage zu verbringen. Es wurde atürlich viel geschossen, denn das war Pflicht, — auch viel vom Theater eredet, denn das war Gewohnheit, — aber dann wurde viel gegessen und och mehr getrunken, und das war eitel Vergnügen, — auch gedichtet und esungen ward, dass der Wald weithin erklang, und Alles sprühte von Witz nd Geist und herzerquickendem Humor! —

Doch wo sind sie alle, die Ritter dieser frohen Tafelrunde? — Der Kreis ist längst zersprengt, seit mancher liebe Kamerad zur Ruhe geangen, — nun ist auch Der zur Ruhe gegangen, der der Lebendigste und

Tollste unter ihnen war! Ludwig Gabillon ist für immer still geworden. — Denn es kamen die letzten, grossen, unfreiwilligen Ferien an diesen unermüdlichsten, pflichttreuesten Mann heran. Es kam die Stunde, in der er fühlte, dass sein Tagewerk zu Ende sei — mit welchem Schmerz fühlte er es — und gleich zu Beginn seiner Krankheit gab er sich keiner Täuschung mehr hin. Eines Abends, da trat er zu seinem vielgeliebten Hagen-Standbild, das ihm die Collegen zum 40jährigen Burgtheater-Jubiläum geschenkt, zur Erinnerung an seine grösste künstlerische Leistung, an seinen Hagen Tronje. Lange und traurig betrachtete er das kleine Erzmonument und sprach zu ihm: „Du, Du stirbst auch!" — — Er starb, wie er gelebt, voll Güte und Geduld, die in einer tiefen Harmonie seines ganzen Wesens wurzelten, gross und edel sein schweres Schicksal tragend. Und als die letzte Nacht gekommen war, in der er mit dem Tode rang, da raste ein wüthender Sturm um sein Haus und rüttelte mit lautem Heulen und Aechzen an allen Thüren und Fenstern. Es war wie ein Abschiedsgruss, den er dem sterbenden Nordlandsrecken zurief, dessen Freude es in guten Tagen gewesen, mit dem Sturm zu Wasser und zu Lande zu kämpfen und ihn zu besiegen! —

Doch nun ist der Sturm Sieger geblieben, der singt sein unsterbliches Lied auf Ludwig Gabillons Grab!

Habrovan, Ende Juni 1896. H. B.-G.

Albrecht Ritschl.*)

Von

K. STOCKMEYER.

Einer der bedeutendsten Theologen dieses Jahrhunderts, der seit Schleiermacher wohl den wirksamsten Einfluss auf die Entwicklung der theologischen Wissenschaft ausgeübt hat, ist Albrecht Ritschl.

Er wurde geboren am 25. März 1822 zu Berlin. Sein Vater war der Bischof Ritschl, ein würdiger Kirchenfürst von gründlicher Bildung, thatkräftigem Charakter und warmer Frömmigkeit. Seiner kirchlichen Richtung nach war der Bischof Anhänger der Union und als solcher ebensosehr dem einseitigen Lutherthum wie dem Rationalismus abgeneigt. Einmal war Schleiermacher bei Ritschls in Stettin auf Besuch. Man fuhr aus, Schleiermacher sass im Innern des Wagens. der kleine Albrecht auf dem Bocke. Ritschl selbst hat sich später dieses Erlebnisses oft und gern erinnert und dasselbe in verschiedener Weise gedeutet, nämlich entweder so, dass er vom Kutscherbock aus einen freiern und weitern Blick als Schleiermacher gehabt habe, oder so, dass Schleiermacher der Ehrensitz im Wagen der Theologie gebühre, ihm aber der geringere Kutschersitz, von wo jedoch der Wagen weiter geführt werde.

*) Zu obiger Skizze wurden benutzt: Die Schriften Ritschls, die 2bändige in den Jahren 1892 und 1896 bei Mohr in Freiburg erschienene Biographie (von Ritschls Sohn geschrieben), endlich persönliche Erinnerungen des Verfassers.

Nach absolvirter Gymnasialzeit entschloss sich der 17jährige Ritschl, in Bonn Theologie zu studiren. Er schreibt darüber einige Jahre später:

„Zum Studium der Theologie trieb mich nicht bloss die kindliche Gewohnheit, das werden zu wollen, was der Vater ist, sondern ein speculativer Drang, das Höchste begreifen zu wollen . . . . Ich habe bis jetzt meinen Entschluss Theologie zu studiren, nicht zu bereuen brauchen, obgleich der Hass und Fanatismus, der gerade auf dem Gebiete der Theologie sich geltend macht, die Verdächtigungen und Intriguen, mit denen wissenschaftliche Fragen von einer gewissen Partei abgewiesen werden, mir manchmal den Wunsch hervorgerufen haben, diesem Gebiet fern geblieben zu sein."

In Bonn übte die weihevolle Persönlichkeit von Nitzsch die grösste Anziehungskraft auf den Studenten aus. „Es hat mir Keiner so imponirt wie Nitzsch, ich ging stets mit einem gewissen Herzklopfen zu ihm", sagt Ritschl, und im Jahre 1867 schrieb er dem verehrten einstigen Lehrer zu dessen 80jährigem Geburtstag u. A. das folgende: „Inmitten der schnöden Parteisucht, welche die Theologie und die Kirche verwirrt und die lebendige persönliche Überlieferung den Interessen der Repristination oder Revolution aufopfert, habe ich meine Selbständigkeit an der Pietät aufzurichten gelernt, mit welcher ich unter meinen Lehrern vor allem Ihnen ergeben bin."

An der ungeheuren Gährung und Unruhe, welche die einander so diametral entgegenwirkenden Einflüsse von Strauss und Hengstenberg in der Seele des Jünglings hervorriefen, nahm der Vater mit liebendem und besorgtem Interesse Antheil. Und als später in Halle die Philosophie Hegels auch Ritschl in ihren Zauberkreis bannte und ihn den Einwirkungen Tholucks zu entfremden drohte, warnte der Bischof:

„Ich gestehe, dass ich hinsichtlich dieser Fragen noch oft um deinetwillen in Sorgen schwebe und dann nur in dem Gedanken wieder Beruhigung finde, dass, wenn es dir nur ernstlich um Wahrheit zu thun ist und du unbefangen genug bist, sie nicht irgend in einem menschlichen System zu suchen, du sie gewiss noch finden wirst und vielleicht bald. Was nur blähet, was nicht zur Heiligung des Herzens, zur Kräftigung des Willens, zur Gottseligkeit führt, das ist entweder schädlich oder unnütz oder ungenügend."

Hierauf antwortete der Sohn:

„Du sorgest um meine sittliche Entwicklung bei meiner Theologie. Eine Religiosität ausserhalb der sittlichen Praxis ist nichts, ist Irreligiosität. Ich habe zwar noch viele Seiten, die abgeschliffen werden müssen. Aber das ist erst möglich in einer konkret sittlichen Praxis, im Amts- und Staatsleben. Desshalb bitte ich dich, meinen Übermut, der sich allerdings noch nicht gelegt hat, zu ertragen und mich nicht für unverbesserlich zu halten. Meine theologische Thätigkeit führt mich wirklich zur Kräftigung des Willens, ist also weder schädlich, noch unnütz, noch ungenügend. Darum bitte ich dich, lieber Vater, auch in dieser Hinsicht um Vertrauen. Die kindliche Liebe zu dir und Mutter ist für mich ebenfalls eine Quelle der Sittlichkeit. Verstopfe sie mir nicht, indem du mich von dir stössest. Du hast mich von Jugend auf zur Selbständigkeit angeleitet, du hast mich namentlich zum Studium der Philosophie ermuntert, du musst auch noch den Schritt thun, meine errungene wissenschaftliche Selbständigkeit anzuerkennen. Glaube doch nicht den Verdächtigern der Philosophie."

Dass Ritschl den ethischen und specifisch christlichen Kern seiner Weltanschauung dem hegelschen Intellectualismus nicht preis gab, bezeugt auch eine Predigt, die er im Jahre 1847 gehalten und aus der wir die folgenden Sätze herausheben. „Über beide (das jüdische und deutsche Volk) ist, nachdem sie die Anwartschaft auf die Herrschaft der Welt, als ihr theuerstes Kleinod gehegt, die Heimsuchung Gottes ergangen. Aber schlimmer als die politische Erniedrigung ist der Verfall

der stillen und starken deutschen Sitte und der Verlust des Schwerpunktes in der Religion. Die Erwartung einer Besserung dieser Zustände knüpft sich allein an die bussfertige Rückkehr zu Christus." Dann spricht er die Hoffnung aus, dass „ein Mann nach dem Muster und in dem Geist von Paulus und Luther eine Neubildung der Kirche vollbringen werde, der mit dem rechten Wissen auch die rechte Kraft verbindet, der nicht bloss durch Überzeugung des Verstandes, sondern, weil er selbst ein volles und frisches Herz hat, unwiderstehlich Herzen und Willen zu bewältigen vermag. Sollten aber Unglauben und Spaltung weiter um sich greifen und unser Volk immer mehr vom rechten Weg zum Heil abkommen, dann wird Gott in irgend einem andern Volk den neuen religiösen Trieb pflanzen. Und wenn dann auch unser Volk zermalmt werden sollte, um nie wieder aufzuleben, so wird doch die Religion Jesu Christi nicht untergehen. Sollen wir dies Schicksal wagen, sollen wir unbedacht den Weg ziehen, der mit dem Selbstmord unseres Volkes endigt? Wir wollen zu Gott flehen, dass wir hiermit verschont bleiben."

Am 11. Mai 1846 habilitirte sich Ritschl in Bonn. Allein eine sog. glänzende Dozenten-Karriere war ihm nicht beschieden. Die 18 Jahre, die er in Bonn wirkte, sind arm an äussern Erfolgen, aber um so reicher an Enttäuschungen und Geduldsproben. Es vergingen beinahe 7 Jahre, bis Ritschl vom Privatdozenten zum ausserordentlichen Professor vorrückte, und von da wieder 7 Jahre, bis er endlich Ordinarius wurde. Die Zahl der Zuhörer war ebenfalls lange Zeit eine sehr bescheidene, es kam auch vor, dass Ritschl das angekündigte Kolleg gar nicht lesen konnte, weil sich keine Studenten einfanden. Kurz, ein gar langsames Avancement, das zu der späteren Berühmtheit des Mannes einen seltsamen Kontrast bildet.

Der Grund hiervon ist wohl einerseits darin zu suchen, dass Ritschls Lehrweise für die Tiefern und Strebsameren unter den Studenten zwar ungemein anregend, ja geradezu überwältigend, für die grosse Masse aber zu compakt und dem Durchschnittsverständniss zu wenig angemessen war — andrerseits in dem Umstand, dass er sich sehr bald von der Hegel-Baurschen Richtung entschieden lossagte und in entscheidenden theologischen Fragen eine durchaus positive Stellung einnahm, dabei aber selbstverständlich das Recht der Kritik und der freien Forschung keineswegs preisgab, sondern vielmehr energisch verfocht. Folge davon war, dass er bei den Freisinnigen als Apostat scheel angesehen wurde, bei den Orthodoxen aber als kritisch und ketzerisch verdächtig war, ein Schicksal, dass auch manche seiner Schüler bis zu dieser Stunde zu erdulden haben.

Den Bruch mit Baur vollzog Ritschl im Jahre 1849 durch die Herausgabe des Buches „Die Entstehung der altkatholischen*) Kirche". Das war eine wissenschaftliche That von epochemachender Bedeutung. Baur behandelte das Neue Testament und die älteste Kirchengeschichte nach dem Schema Hegels: Thesis, Antithesis—Synthesis. Infolgedessen nimmt er eine judenchristliche Thesis an, eine heidenchristliche Antithesis, dann folgt als Synthesis eine Versöhnuug im 2. Jahrhundert. Alle neutestamentlichen Bücher zwingt Baur in dieses Schema hinein und fasst sie als Tendenzschriften auf, als blose Illustrationen jenes Hegelschen logischenProzesses, in denen bald die judenchristliche, bald die heidenchristliche, bald die versöhnende Tendenz vorwalte. Gegen diese willkürliche Behandlung des Neuen Testaments erhob Ritschl Protest, indem er nachwies, dass wir es in der Bibel nicht mit todten logischen Begriffen, sondern mit lebendigen Personen zu thun haben. Bei aller Anerkennung der Bedeutung

*) Altkatholisch hier nicht im Sinne von christkatholisch, sondern gemeint ist die alte christliche Kirche in den ersten 2 Jahrhunderten.

und der grossen bleibenden Verdienste Baurs, führte er dessen Ansicht vom Gegensatz in der ältesten Kirche auf das richtige Maass zurück und zeigte, wie unter dem mächtigen Einfluss Jesu Christi und seiner Apostel von Anfang an eine gemeinsame Basis in der Gemeinde befestigt wurde und dass Schwankungen in den biblischen Anschauungen gar nicht stets aus prinzipiellen Gegensätzen, sondern aus den verschiedenen Stimmungen der Schriftsteller selbst zu erklären seien.

Während die Fachgenossen, wie die Göttinger Theologen und sogar Delitzsch das Buch als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten theologischen Literatur beurtheilten und König Friedrich Wilhelm IV., welchem Bischof Ritschl es präsentirte, in einem anerkennenden Schreiben den darin sich kundgebenden wissenschaftlichen Ernst und Scharfsinn lobte — zerzauste die Bonner Fakultät das Werk wie eine Kandidatenarbeit und fertigte den Verfasser statt mit der Beförderung zum Professor mit einer „Aufmunterung" von 100 Thalern ab. Das that ihm wohl wehe, verbitterte ihn aber nicht. Er nahm die Sache in seiner Weise mit Humor und tröstete sich: „was lange währt, wird gut, und Meisters Lehrjahre sind doch wohl amüsanter als seine Wanderjahre mit den Allegorien!" Weniger leicht fiel es den Eltern, sich in die Zurücksetzung des Sohnes zu schicken, besonders der Mutter verursachte sie Kummer. Sehr schön schreibt darüber Ritschl: „so sehr ihm Mutters Kummer leid thue, so tröste es ihn doch wieder, dass Mutterliebe für ihn gekämpft und gerungen, und er hoffe, dass seine Ergebung auch die Unruhe des Mutterherzens lindern werde." Endlich am 29. Juli 1853 erlebten Ritschls Eltern, die sich einige Wochen in der Nähe von Bonn aufhielten, die Freude, ihren Sohn als ausserordentlichen Professor in der Aula maxima seine lateinische Antrittsrede über Origenes halten zu hören. Zwei Jahre später erhielt Ritschl den theologischen Doktortitel.

Es war im Herbst 1857, dass der 35jährige Ritschl sich mit Ida Rehbock verlobte. Sie war 4 Jahre jünger als er. Er lernte die einfache, fromme aber feinbegabte Pfarrerstochter bei ihrem Schwager Pastor Steitz in Frankfurt kennen. Am 12. September hielt er um ihre Hand an. Dieser Brief ist kein leidenschaftlicher Erguss, sondern es sind die ehrlichen Worte des gereiften, auch auf die Möglichkeit einer versagenden Antwort gefassten Mannes. „In diesem Fall, schreibt er darin, wollen Sie mir Ihre Verzeihung schenken, dass ich Ihre Ruhe zu stören gewagt habe. Aber auch in diesem Fall seien Sie von meiner innigsten Verehrung und meinen herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl überzeugt."

Ich kann es mir nun nicht versagen, einige Stellen aus dem Briefwechsel der Verlobten mitzutheilen; wir sehen daraus, wie innig ihr gegenseitiges Verhältniss sich gestaltete, welch' tiefes Verständniss sie für sein Wesen und seinen Beruf zeigte, aber auch wie weich und zart und gefühlvoll er sein konnte. Er freut sich, dass die Liebe Ida's sein Gefühlsleben flüssig gemacht habe, denn sein Lebensgang habe ihm die Fähigkeit, weiche Eindrücke zu empfangen, verbergen müssen. Indem er so sein Gefühl durch Selbstironie unterdrücken musste, nahm er die ironische Haltung auch gegen andere an, welche ihm so oft als Bosheit und Gefühllosigkeit ausgelegt worden war. Er bittet seine Braut, sie möge ihn von diesem Gebrechen heilen. „Der Boden, heisst es anderswo, auf welchen Deine Liebe als Licht und Regen eingewirkt, hat sehr lange brach gelegen, ist mit Steinen überschüttet worden, und die Keime, die er in sich barg und die durch Dich hervorgelockt worden, sind mir selbst noch wenig bewusst gewesen." Einmal ruft Ritschl aus:

„Im Gedanken an diesen neuen Lebensfrühling und alle Keime, die er wachruft, ohne dass ich sie mit einem Blick alle überschauen kann, soll ich nicht lustig sein? Ich

habs mit Ernst angefangen und im Ernst will ichs fortführen. . . . Es ist doch die Macht des unaussprechlichen, unerschöpflichen Geheimnisses, der alles sittliche Wesen seinen Ursprung und seinen Werth verdankt, unter welcher wir gegenwärtig stehen, die uns in ihrer speziellsten und ursprünglichsten Offenbarung durchdringt, und uns selbst Staunen abnöthigt. Da hört alles warum? auf, warum liebst du mich, warum liebe ich dich . . . Die Liebe ist Wunder und voll Wunder."

Und sie: „Ich möchte wünschen, dein Weib zu werden, nicht wie so mancher Mann die Stellung des Weibes auffasst, in ihr Territorium verbannt und gut genug zu den scherzhaften Unterhaltungen der Geselligkeit und der Mussestunden. Ich möchte mehr sein, nicht nur deine Angetraute, sondern würdig erfunden werden, deine Vertraute zu sein, im tiefsten Sinne des Wortes. Ich will nicht Wissenschaft mit dir treiben wie Dunkers Frau oder Politik und Schriftstellerei wie Kinkels, aber du sollst mich für fähig halten, dich in allem zu verstehen und was dich im Innersten bewegt, mit dir zu theilen." Und eine solche Vertraute ist sie ihm geworden. Er rühmt, dass sie ihn zu seinen Vorlesungen begeistere. In jenem Winter las Ritschl Ethik, und da ist es nun überaus köstlich, wie er dieses Colleg mit seiner Braut brieflich von Punkt zu Punkt erörtert in lebhaftestem Gedankenaustausch. So klagt sie ihm z. B., sie habe schon gehofft, der Welt abgestorben zu sein. Nun aber erscheine ihr, der Braut, die Welt zu schön, als dass sie sich ihr abgestorben fühlen könne. In diesem Zwiespalt ging sie nun Ritschl an, ihr zu helfen und ihr das Herz zurecht zu setzen. Hierauf antwortete er (und da sehen wir nun Ritschl wie er leibt und lebt): „Also so asketische Lebensabsichten hast du gehabt? und bist in aller Ruhe so bedenklich, dass sie nicht mehr Stich halten wollen? und rechnest mich zur Welt, welcher der Christ absterben soll? und giebst mir doch nicht den Laufpass? Wie steht es denn aber mit deinem Christenthum, mein Herz? Begiebst du dich denn in den Bann der unchristlichen und gegenchristlichen Welt, wenn du mich liebst, einen Doktor der christlichen Theologie? Ich weiss freilich nur zu gut, wie mangelhaft meine Frömmigkeit ist, aber ich weiss, dass Christus, der uns zumuthet, alles weltliche, sofern es widergöttlich ist, zu verlassen, der Herr ist über alle Welt und sie mit seinem göttlichen Lebenszweck in allen Beziehungen durchdringen und erneuern will."

Am 14. April 1859 fand die Hochzeit statt, im Sommer gleichen Jahres wurde Ritschl Ordinarius mit 800 Thalern Gehalt. Sein Familienleben gestaltete sich überaus freundlich und glücklich. Es wurden ihm in Bonn 3 Kinder geboren, auch seine Universitätsthätigkeit wurde erfolgreicher und fruchtbarer. Dennoch zögerte er keinen Augenblick, dem im Jahre 1864 an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen Folge zu leisten.

Bevor wir die theologische Wirksamkeit Ritschls in Göttingen schildern, möge im engen Anschluss an die eben erwähnte Verheirathung ein Ereigniss vorweggenommen werden, welches nicht lange nach der Übersiedlung dorthin sich zugetragen — der Hinschied der Gattin. Sie starb am 30. Januar 1869. „Sanft ist das Dasein erloschen, so schreibt Ritschl seiner Schwiegermutter, dem ich 10 so ungetrübt glückliche Jahre verdanke. Um so einsamer wird mein fernerer Weg im Leben sein, als Ida alle meine Gedanken und Empfindungen getheilt, mein Gemüth gesammelt, meine Affecte beruhigt und gereinigt hat. Und unsere Übereinstimmung bezog sich auf Alles, was überhaupt zwischen uns zur Beurtheilung oder uns zur Erfahrung kam". „Wir haben hier keine bleibende Statt," schreibt Ritschl einige Wochen später einem Freunde, den gerade auch ein Todesfall in seiner Familie getroffen hatte, „sondern die zukünftige erstreben wir — mit diesen Worten lass mich die Mittheilung erwiedern, welche dein letzter Brief

enthält, sie enthalten den einzigen Trost, den wir bei dem Heimgang unserer Lieben schöpfen können, denen wir in demüthigem Glauben und Ergebung in Gottes Willen nachzufolgen haben. Ich kann dir über mich nichts weiter schreiben, wenn mir nicht die Thränen die Augen verdunkeln sollen, als dass ich dem stille halte, der mich richtet, und dass ich nach der Sammlung strebe, in meinem Berufe nicht zurückzubleiben. Werden mir die Kinder erhalten und wachsen sie in Bescheidenheit und guter Sitte heran, so kann ja mein Leben wieder einen Schatz gewinnen". Und einem anderen Freund berichtet er: „Da geht nun ein Tag nach dem andern hin, geregelt ist das Leben, still und freundlich die Umgebung durch meine Schwester, ich kann mich in meiner Berufsthätigkeit oder in der Unterhaltung mit einem Freunde für die Dinge interessiren, die zur Sprache kommen, und dann, wenn ich zu mir zurückkehre, möchte ich laut aufschreien, um den hervorstürzenden Thränen freien Lauf zu machen." Und einem Dritten meldet er den Fortgang seiner schriftstellerischen Arbeit u. a. mit den Worten: „Dass ich dies leisten konnte, habe ich als eine besondere Gunst empfunden, ich war mir bewusst etwas zu treiben, wozu mich Ida angetrieben hatte. . . . Dem Leiden kann man nun einmal nur durch Handeln begegnen, das ist das Gesetz aller Tröstung. Die Schönheit des Lebens ist für uns dahin; aber es hat doch auch seinen Werth in der Kraftäusserung, welche der einsamen Selbstständigkeit obliegt."

Und in der That, Ritschls wissenschaftlich-productive Thätigkeit in den nun folgenden Jahren war eine erstaunlich fruchtbare. An der Schwelle des Alters, wo Andre abzuschliessen oder doch ihre Arbeit einzuschränken pflegen, hat er seine theologischen Hauptwerke geschrieben und eigentlich erst jetzt seinen Ruf fest begründet und eine um ihn sich sammelnde theologische Schule gestiftet. Wir nennen die beiden grossen Werke, von welchen das erste zu Anfang der 70er und das zweite zu Anfang der 80er Jahre entstanden ist: „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" und die „Geschichte des Pietismus."*).

Indem ich nun im Folgenden versuche, die Theologie Ritschls in ihrer Eigenart und spezifischen Bedeutung zu kennzeichnen, bin ich mir wohl bewusst, dass dies bei dem beschränkten Raum dieses Blattes und in Anbetracht seines auf Nichttheologen berechneten Leserkreises nur ganz skizzenhaft und summarisch geschehen kann.

An die Spitze seines Systems stellt Ritschl den Satz: Es giebt keine natürliche Theologie, d. h. mit der Vernunft, mit den Mitteln theoretischen Erkennens gelangen wir nicht zu einem Wissen von Gott, wie wir eben so wenig auf diesem Weg im Stande sind, das Dasein Gottes zu leugnen. Grundfalsch ist daher das bisher übliche Verfahren, unabhängig und ausserhalb des Christenthums eine Lehre von Gott feststellen zu wollen, indem man die Mittel dazu von irgend

*) Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. 1. Band: Die Geschichte der Lehre 1870. 2. Band: Der biblische Stoff der Lehre 1874. 3. Band: Die positive Entwickelung der Lehre 1874. Bonn, bei Marcus. Jetzt in 3. und 4. Auflage erschienen.

Geschichte des Pietismus. 1. Band: Geschichte des Pietismus in der reformirten Kirche 1880. 2. und 3. Band: Geschichte des Pietismus in der lutherischen Kirche 1884 und 1886. Bonn, bei Marcus.

Ausserdem ist hier noch zu nennen: Schleiermachers Reden über die Religion und ihre Nachwirkungen auf die evang. Kirche Deutschlands. Bonn 1874. Unterricht in der christl. Religion. Bonn 1875, jetzt in 5. Auflage. Theologie und Metaphysik. Zur Verständigung und Abwehr 1881, jetzt in 2. Auflage.

einer Philosophie entlehnt und zu dem so gewonnenen Resultat die Wahrheiten der geoffenbarten Religion hinzuaddirt. Ein christlicher Dogmatiker muss vom Standpunkt der christlichen Gemeinde ausgehen und einfach fragen: was haben wir als Christen an unserem Gott, welche Gottesoffenbarung ist der Gemeinde durch ihren Stifter zu Theil geworden, nicht dem Einzelnen sondern der Gemeinde, denn der Einzelne ist religiose und überhaupt geistige Persönlichkeit nur als Glied der Gemeinschaft. Das Objekt der Offenbarung ist nicht zunächst eine theoretische, sondern eine praktische, den Willen bestimmende Angelegenheit des menschlichen Geistes.

Die heilige Schrift ist als Urkunde der Stiftung unserer Religion Norm dieses Glaubens, nicht im Sinne eines Gesetzescodex, sondern so, dass jede Lehre der Bibel in Betracht ihres Werthes gemessen wird an der Harmonie mit der Zweckbestimmung des Ganzen.

Das leitende Princip des Ritschl'schen Systems ist der Gedanke des Reiches Gottes. Dieses ist die Organisation der Menschheit, die aus dem Motiv der Liebe handelt. Man hat um dieser Definition willen Ritschl vorgeworfen, das Religiöse gehe bei ihm völlig im Ethischen auf und verliere seinen selbstständigen Werth. Ritschl verwahrt sich dagegen und vergleicht das Christenthum mit einer Ellipse, die einen religiösen und einen ethischen Brennpunkt hat. Beide d. h. Erlösung durch Christus und sittliche Organisation der Menschheit haben ihre selbstständige Bedeutung. Auch das Reich Gottes wird von Ritschl stets auf seine religiöse Wurzel und andererseits auf sein religiöses Ziel zurückgeführt. Darum wird das Christenthum definirt als die monotheistische vollendet geistige und absolut sittliche Religion, sofern sie auf Grund des erlösenden und das Gottesreich gründenden Lebens ihres Stifters in der Freiheit der Gotteskindschaft besteht und den Antrieb zu einem Handeln aus Liebe in sich schliesst, welches auf die sittliche Organisation der Menschheit gerichtet ist. Die Schleiermachersche Definition der Religion als Abhängigkeit von Gott ergänzt Ritschl durch den Begriff: Herrschaft über die Welt. Beides, Abhängigkeit und Freiheit wird vermittelt durch den Gedanken des Reiches Gottes.

Es ist nach dem bisher Gesagten nicht anders zu erwarten, als dass Ritschl bei der Gotteslehre im engern Sinne die hergebrachten vier Gottesbeweise einer scharfen Kritik unterzieht und nur den moralischen Beweis Kants in modifizirter Gestalt gelten lässt, aber stets unter der Voraussetzung, dass die christliche Gemeinde die Wirklichkeit Gottes bereits im religiösen Glauben erprobt hat und somit eines theoretischen Beweises im strengen Sinne nicht bedarf, auch wenn derselbe geleistet werden könnte. Er weist alle metaphysischen Speculationen über Wesen und Substanz Gottes aus der Theologie fort und stellt die ganze Gotteslehre unter das der biblischen Offenbarung entnommene Wort: Gott ist die Liebe. Unter diesen eminent praktischen Begriff werden sämmtliche Eigenschaften Gottes subsumirt. Ritschl sagt im Anschluss an Kant: wir erkennen die Dinge nicht wie sie an sich, sondern stets nur wie sie für uns sind. Wenn Heiden, wie die Neuplatoniker oder Juden, wie Philo, über den Begriff des allgemeinen, unterschiedslosen Seins speculiren, so ist ihnen das nachzusehen, wenn aber christliche Dogmatiker wie Frank in Erlangen mit Pathos das Absolute preisen als den Felsen, der uns erzeugt, und den Gott, der uns geboren, wenn Luthardt in Leipzig behauptet, durch Ausscheidung der Metaphysik würde das Christenthum entwerthet — so sind dies theologische Verirrungen, die bei Ritschl eine heftige Entrüstung und scharfe Verurtheilung rufen.

Einen breiten Raum und eine zentrale Stellung nimmt in Ritschls Dogmatik die Christologie ein. Abstrakte Formeln und metaphysische Spekulationen

werden uns auch hier erspart. Wir hören nichts über die Art und Weise, wie die zweite Person der Trinität, der präexistente Christus Mensch wurde, nichts davon, was Christus an sich sei oder wie seine göttliche und menschliche Natur in einer Person zu begreifen seien, sondern wir werden sofort auf den realen Boden der christlichen Gemeinde gestellt und sehen, was Christus ihr geworden. Christum cognoscere est beneficia ejus cognoscere. Nur indem Christus ihr die vollkommene Gottesoffenbarung, das religiöse Gut der Versöhnung und das höchste sittliche Ideal bringt, konnte sie die Aufgabe des Reiches Gottes, welches im Handeln aus Liebe besteht, erfüllen. Wenn wir Christum und sein Wort verstehen wollen, so müssen wir eine Gesammtanschauung seines Berufslebens gewinnen. In diesem hat er die Gnade und Treue Gottes den Menschen vollkommen geoffenbart und zugleich seine Herrschaft über die Welt im geduldigen Leiden siegreich erwiesen. Hier liegen für Ritschl die Wurzeln der Gottheit Christi. Christus hat durch seinen bis zum Tod geleisteten freiwilligen Berufsgehorsam sich selbst die Gottesgemeinschaft gesichert und zugleich die Gemeinde, die er gestiftet, zu Gott hingeführt. Von einem zornigen Gott, der durch ein stellvertretendes Strafleiden zu versöhnen wäre, wie die juridische Satisfactionstheorie der Orthodoxen will, ist nirgends in der heiligen Schrift deutlich und klar die Rede. Vielmehr setzt schon das alttestamentliche Opfer einen gnädigen Gott voraus. Versöhnung ist nach Ritschl nicht Umwandlung des Zornes Gottes in dessen Gnade, sondern Verzichtleistung des Sünders auf den Widerspruch gegen Gott. Die Erlösung von der Sünde ist unauflöslich an das Wirken Christi gebunden, und zwar nach der übereinstimmenden Lehre der Apostel an die Thatsache seines Todes. Das ist aber nicht so zu deuten, als sei der Tod Christi von seinem übrigen Leben zu isoliren, im Gegentheil, derselbe darf nur im Zusammenhang mit dem ganzen Leben des Erlösers betrachtet werden. Der Tod Christi, sagt Ritschl, ist das Compendium seines werthvollen Lebens im Dienste Gottes und der zu gründenden Gemeinde, er kommt auch dem Einzelnen nur zugut, sofern derselbe Glied der Gemeinde ist.

Dies, soweit es in so engem Rahmen untergebracht werden kann, das wichtigste aus Ritschls Theologie. Der Kundige wird die Verwandtschaft und Abhängigkeit von Schleiermacher, Kant und den Reformatoren leicht entdecken, aber er wird zugleich die kräftige Selbständigkeit, mit welcher die einzelnen Fragen erörtert sind, und die einzigartige Sicherheit und Folgerichtigkeit in der methodischen Behandlung des Ganzen bewundern. So leicht es sein möchte, Ritschl in dem und jenem Punkt Einseitigkeit und Übertreibung nachzuweisen, so schwer dürfte es dem Unbefangenen fallen, die Neuheit und Fruchtbarkeit seiner Grund-Gedanken zu verkennen, und nur der Parteifanatiker kann eine bleibende heilsame Einwirkung Ritschls auf die protestantische Theologie in Abrede stellen.

Gleichzeitig mit dem steigenden Einfluss der Göttinger Theologie und der Bildung und Verbreitung einer Ritschl'schen Schule mehrten sich auch die Angriffe der Gegner. Es wurde sowohl von links als von rechts die Parole ausgegeben, Ritschl neige, indem er die Bedeutung der Gemeinde stark betone, zum Katholizismus, er mache sich mit seiner Unterscheidung von theoretischem Erkennen und praktischen Werthurtheilen der doppelten Buchführung schuldig, er repristinire den Rationalismus u. s. w. Ich halte diese Vorwürfe für unberechtigt. Wer so energisch gegen alle natürliche Gotteserkenntniss und gegen die Unterordnung der christlichen Wahrheit unter dieselbe protestirt, wer von Gott nur in sofern etwas wissen will, als er durch Christus uns geoffenbart ist, wer für das normative Ansehen der heiligen Schrift so kräftig einsteht — der sollte vor dem Verdacht des Ra-

tionalismus gesichert sein. Und was den Vorwurf des Katholicismus betrifft, so meine ich, wir Protestanten sollten dankbar sein, wenn in unserer an Subjektivismus leidenden Zeit, Jemand wieder auf den Werth der Gemeinschaft hinweist. Ritschl würde katholisiren, wenn er die Gemeinde über oder an die Stelle von Christus setzte, aber nach ihm lebt Christus in der Gemeinde, die nur durch ihn geworden. Ritschl würde katholisiren, wenn er sich einen hierarchisch gegliederten Klerus als Gemeinde dächte, nun will er aber gerade jeden Rechtsbegriff vom Gedanken der Gemeinde fern halten. In der Ethik kommt es ihm vor Allem darauf an, die principielle Verschiedenheit des Protestantismus und Katholicismus evident zu machen. Diese Verschiedenheit ist nämlich nicht, wie oft irrthümlich angenommen wird, eine blos dogmatische; vielmehr zeigt sie sich besonders deutlich am sittlichen Ideal. Nach katholischer Lehre besteht dieses in der Weltflucht und ist eigentlich nur im Mönchsthum vollständig verwirklicht — wir Protestanten aber streben nach einer Charakterbildung, die in Beherrschung der Welt sich äussert und die in jedem ehrlichen Beruf kann erworben werden. Und wie kann den Verfasser des Pietismus auch nur der leiseste Vorwurf des Romanismus treffen? Gerade das Katholische, das im verkehrten Sinne Weltflüchtige, bekämpft Ritschl bei den Pietisten, sowie er auch ihrer übertriebenen Werthschätzung der religiösen Gefühle und speciellen Gnaden-Erfahrungen — den einfachen Vorsehungsglauben und die Berufstreue des Christen gegenüberstellt als grundlegende Factoren der christlichen Frömmigkeit.

Ritschl thaten die Anfeindungen der Gegner wehe, so wie ihn andrerseits nichts mehr freute, als wenn seine Schüler und Anhänger ihm bezeugten, dass seine Theologie für ihre praktische Wirksamkeit von Segen sei. Er wollte mit seiner Wissenschaft nicht der eigenen Ehre, sondern der Kirche Jesu Christi dienen. Ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein war ihm freilich eigen, aber des Ehrgeizes und der Eitelkeit hätte man ihn nicht verdächtigen sollen. Wenn man ihn als Ungläubigen denunzirte, so konnte er's nicht mit akademischem Gleichmuth hinnehmen. Er forderte allerdings energisch Anerkennung der von ihm ans Licht gestellten Wahrheiten, aber nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Wahrheitsliebe: wäre etwas von Streberthum in ihm gewesen, so hätte er nicht zahlreiche Berufungen an auswärtige Universitäten u. a. die viermalige nach Berlin ausgeschlagen. Oft hat er's bezeugt, der Ehrgeiz sei ihm während seiner langsamen Docenten-Karriere gründlich ausgetrieben worden. In seiner Stellung zu Göttingen fand er das hannoversche Lutherthum im Verein mit dem Welfenthum gegen ihn geschäftig, und an zahlreichen Pastoralkonferenzen wurde Ketzergericht über ihn gehalten, weil er die Jugend verwirre und die Gemeinden beunruhige. In seiner Polemik konnte er scharf und derb werden, und Widerspruch von Seiten seiner Freunde liebte er nicht. Er hielt auf stramme Manneszucht im eigenen Lager, hier mochte etwas vom preussischen Militarismus in ihm stecken.

Als ich ihn im Frühjahr 1888, ein Jahr vor seinem Tode, besuchte, sagte er im Hinblick auf die ihm zu Theil gewordenen Anfeindungen mit sichtbarer Wehmuth: „Sie treiben einen Sport mit mir“, dann beklagte er sich über einen Schüler, der ihn in einem Punkt seiner Dogmatik korrigiren wolle, und schloss mit der humoristischen Bemerkung: „Sie sehen, die Zähne sind mir ausgefallen, aber die Haare darauf sind geblieben.“ Immerhin hat er noch die Genugthuung erlebt, dass seine Theologie von den meisten bedeutenden Vertretern des deutschen Protestantismus mit mehr oder weniger grossen Modifikationen acceptirt wurde und auf zahlreichen Universitäten zur Geltung gelangte. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Kaftan und Harnack in Berlin, Herrmann und Joh. Weiss in Marburg, Wendt in Jena, Loofs in Halle und zahlreiche Andre. Ja man darf

rohl sagen. dass jeder wissenschaftliche Theologe, auch wenn er dem grossen ;öttinger Meister nicht Heeresfolge leistet, doch dessen Einfluss sich irgendwie zu interziehen genöthigt wird. Selbst im Seminar der Brüdergemeinde zu Gnadeneld findet seine Lehre Boden, und mehrere der dortigen Lehrer zeigen sich von Ritschlschen Gedanken infizirt.

Vom kirchlichen Parteitreiben hielt Ritschl sich grundsätzlich ferne, wie er auch seinen Schülern die Bildung einer besondern Partei ernstlich wiederrieth. „Ich bin nicht von der Clique“ pflegte er zu sagen. Die Kirchenzeitungen mit hrer oft gehässigen und giftigen Polemik sah er als vollgiltigen Beweis für die Existenz des Teufels an. Auf die Anerbieten von Seiten der Minister, am Kirchenregiment Theil zu nehmen, ging er nicht ein, und von seinem Mandat für lie Hannoversche Landessynode hat er nur selten Gebrauch gemacht. Er hielt s für seine Pflicht, die ganze Kraft seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu vidmen. Auf dem Höhepunkt seiner Thätigkeit stand Ritschl wohl, als er im Sommer 1887 als Prorektor das 150jährige Jubiläum der Göttinger Universität n leiten hatte. Seine damals gehaltene Festrede wurde von gewisser Seite heftig ingegriffen. Ritschl suchte den innern Zusammenhang der politischen Richtungen les Klerikalismus, der Fortschrittspartei und der Sozialdemokratie nachzuweisen ind zu zeigen, wie sie sämmtlich mittelalterlichen Gedankenkreisen entstammen. Dass die anwesenden Vertreter des Fortschritts und des Centrums sich weidlich iber diese Ausführungen ärgerten, kann ihnen nicht verdacht werden. Ritschl selbst bezeugte an diesem Tag: „Es war doch wohl der höchste Moment in neinem Leben. Jetzt ist derselbe überschritten“.

Ich hatte das Glück, während der drei Semester, die ich in Göttingen zubrachte, häufig im Hause Ritschls verkehren zu dürfen. Da lernte ich ihn im Familienkreise kennen, nicht den streitbaren Theologen, sondern den liebenswürdigen, gastfreien und launigen Wirth und Hausvater. Freilich, was man so gewöhnlich Salbung nennt, musste man bei ihm nicht suchen; keine erbaulichen Redensarten ind frommen Ermahnungen, keine geistliche Feierlichkeit, kein steifer, hochwürdiger Konsistorialrath, sondern ein joviales, ungezwungenes Wesen mit köstlichem, schlagfertigem Mutterwitz, der das Berliner Kind verrieth. Aber auch bei der fröhichsten Laune hat Ritschl den Ernst eines tiefen, zarten Gemüths und sittlichen Adels nie verleugnet. Er musste, um eines seiner Lieblingsworte zu gebrauchen, ds „ein Ganzes in seiner Art“ betrachtet und verstanden werden. Wie lebte er loch ganz in seiner Theologie! War ein neues Buch erschienen oder hatte er selbst auf seinen theologischen Entdeckungsreisen einen wichtigen Fund gemacht oder von seinen Gegnern wieder einen Angriff erfahren — da musste er dem vollen Herzen Luft machen, sei es im Gespräch mit Freunden und Schülern oder im Kolleg. Da konnte man bei Erklärung des Römerbriefes plötzlich zu den Pietisten in den Niederlanden oder zu Anna Schlatter nach St. Gallen geführt werden. Ritschl pflegte im Kolleg zu diktiren und zwar sehr rasch, dazwischen frei erklärend vorzutragen. Ans Dictat band er sich nicht, sondern gestaltete den Stoff gewöhnlich auf dem Katheder zu neuer Form, was ihm, wie er selbst sagt, grosse Befriedigung gewährte. Sein Stil — und das gilt besonders auch von Ritschls Büchern — war nicht glatt und fliessend, sondern von knapper, kunstvoller Prägnanz und Originalität. Oft gingen wir aus dem Kolleg nach Hause, wie betäubt durch die Wucht neuer, gewaltiger Gedanken, die hier Schlag auf Schlag auf uns niedergefallen waren.

Mit grosser Anstrengung begann Ritschl im Winter 1888 seine Vorlesungen und führte sie noch bis zu Weihnachten. Dann gestattete ihm das zunehmende Herzleiden das Verlassen des Hauses nicht mehr. Es folgten Wochen schweren Leidens. „Er ertrug es, so wurde mir aus Göttingen von nahestehender Seite geschrieben,

mit merkwürdiger Geduld, die ihm bei seiner energischen Natur wohl nicht leicht wurde, und bewies eine Liebesfülle, Weichheit und zarte Rücksicht auf seine Umgebung, die uns oft zu Thränen rührte." Noch bis fast zuletzt erledigte er seine Dekanatsgeschäfte und Korrekturen für die Druckerei, diktirte noch 2 Tage vor seinem Tode in voller Geisteskraft einen überaus trostreichen Kondolenzbrief an die Wittwe eines eben gestorbenen Freundes. Über das Ende selbst lasse ich den Sohn Ritschls reden, dem ich die schöne pietätvolle Biographie des Vaters hiermit auf das Wärmste verdanken möchte.

„Wir wussten, dass sein Leben nur noch nach Minuten, allenfalls nach Viertelstunden zählte. Er hatte mir früher einmal gesagt, wenn er stürbe, sollte ich ihm die beiden letzten Verse von „O Haupt voll Blut und Wunden" vorsagen. Nun aber vermochte er, völlig bewusstlos, menschliche Rede nicht mehr zu vernehmen, und in der feierlilichen Stille des Todes mussten wir schweigend Abschied von dem theuren Vater nehmen. Ein Todeskampf blieb ihm erspart. Nach wenigen tiefen Athemzügen verschied er ruhig und sanft am Morgen des 20. März, einige Minuten vor halb acht. Ich drückte ihm die erloschenen Augen zu.

Wer hätte ihm die Erlösung von seinem schweren Leiden und dieses friedliche Ende eines Lebens voll Arbeit und Kampf missgönnen wollen, da ihn Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluss nun zu sich nahm in die ewige Ruhe der Vollendeten! Sein Andenken und sein Lebenswerk aber sind lebendig geblieben, und dankbare Verehrung wird noch lange Zeit von dem geistigen Vermächtniss dieses Entschlafenen zehren."

Briefe von Moriz von Schwind

an den Bildhauer Ludwig Schaller.

Bearbeitet von H. HOLLAND.

Sehr ergiebig für Schwind's Leben und Schaffen erweisen sich die Briefe an den Bildhauer Ludwig Schaller. Geboren am 13. Oktober 1804 zu Wien (sein Vater war der Maler Anton Schaller 1772—1844, vgl. Nagler XV. 138 und Wurzbach XXIX, 92), kam der zu den Jugendfreunden Schwind's zählende Künstler schon im Frühjahr 1828 nach München, wo er anfangs bei Ernst Maier und bei Ludwig Schwanthaler, seit 1831 aber schon selbständig arbeitete. Unter seinen zahlreichen Statuen ist sein Herder-Monument in Weimar (ausgeführt 1845—50) wohl die gelungenste Arbeit. Schaller behielt zeitlebens eine bewundernde Verehrung für Schwind, welcher ihn auch nach Möglichkeit in Protektion nahm und empfahl. Zu Schwind's Seltsamkeiten gehörte, dass er immer Schiller sprach und in den Anreden seiner Briefe schrieb, wogegen auf der Adresse der Name richtig gebraucht wurde. Bei Schaller's am 29. April 1865 erfolgtem Ableben wurde sein Nachlass nach damaliger Unsitte durch eine Auktion vertrödelt und seine gesammte Korrespondenz als Makulatur auf den Boden des Atelier's ausgestreut; Herr Bildhauer und Professor Max Widnmann (geb. 16. Oktober 1812 gest. 3. März 1895. Vgl. den Nekrolog in den „Biograph. Blätt." 1896. III 226 ff.) sammelte daraus zufällig die hier folgenden fünfundzwanzig Briefe Schwind's und lieh mir dieselben 1873 zur Abschriftnahme und Benützung, mit dem Wunsche, davon keinen Gebrauch zu machen, so lange er oder Frau Louise von Schwind (sie starb am 29. November 1894 zu Karlsruhe) im Leben weile

ch machte die Abschrift, gab die Originale zurück, sammelte theilweise mit Schober's Hülfe, die nöthigen erklärenden Notizen, obwohl auch hier viele persönliche Beziehungen nicht gelöst oder erläutert werden können, eine Arbeit, welche nur einem Zeitgenossen möglich gewesen wäre. Ich habe, ebenso wie in den an Bauernfeld gerichteten Briefen (im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" 1896. VI, 225—310), einige wenige Stellen gestrichen, welche nur die Familie betreffen und gar kein weiteres Interesse bieten. Für Schaller's künstlerische Bedeutung sei kurzweg auf die Artikel bei Nagler XV, 139 und Wurzbach XXIX, 102 und meinen Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (1890, XXX, 563) verwiesen.

Die daraus für Schwind's Biographie gewonnene Ausbeute ist vollständig neu, insbesondere über seine Reise nach Italien und die spätere Brautfahrt; einzelne kurze Daten daraus benutzte ich 1891 für meine Arbeit in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (XXXIII, 449—69), wo sich die über Moriz von Schwind und seine einzelnen Werke angewachsene Literatur ziemlich ausführlich verzeichnet findet. Einen schönen Behelf bietet auch der Artikel Wurzbach's in dessen „Biographischem Lexikon" (1876, XXXIII, 127—191), obwohl sich über der Bewältigung des fast unübersehbaren Materials doch einzelne Irrungen und Unsicherheiten finden. Meine Aufgabe hier war nur, einen kurzen Nachweis über die in den vorliegenden Briefen erwähnten Personen, Bilder und Verhältnisse zu geben und möglichst bündig nachzuweisen, wo etwa weiterer Aufschluss zu erwarten wäre. Dass dieses allen Betheiligten nach Wunsch ausgefallen sein sollte, darauf will ich gerne verzichten. Für wirkliche Besserung und Belehrung war ich jederzeit dankbar.

Ein neuer, beträchtlicher Zuwuchs von Schwind-Briefen steht bevor, wenn es Herrn Dr. A. J. Domela-Nieuwenhuis endlich gelingen sollte, sein lange vorbereitetes Buch über den Maler Dr. Ferdinand Fellner (1800 gest. 1859) zum Abschlusse zu bringen, wodurch eine bisher ungeahnte Lücke in der Kunstgeschichte, insbesondere über Fellner's tüchtigen Antheil daran, zur weiteren Kenntniss gebracht und geschlossen würde.

I. Wien, 3. November 1834.

Lieber Freund Schiller.

Warum bekomme ich keine Anzeige, über die glückliche Ankunft des ehrwürdigen Hundertgulden-Briefes? er wird sich doch nicht mit dem Geld davon gemacht haben trotz dem Post-Recepisse das ich in Händen habe? Du wirst staunen, dass ich noch hier bin, wirst es aber billigen, wenn ich meine Gründe sage. Ich habe mich an die Arbeit des Kronprinzen gemacht, und gefunden, dass es eine Teufels-Arbeit ist. Die gründlich verrückten Bestimmungen für die Armida[1]) nöthigt mich dieses Zimmer zurückzuweisen. Bedenke, die erste Forderung lautet, dass auf einer Seite der Morgen anbrechen soll, auf der anderen noch Nacht sey, also abgesehen von der Gemeinheit einer lebensgrossen Luft wird eine Wand gelb, eine dunkelblau und die zwey dazwischen Iris. Diese Luft soll nun behandelt werden wie ein Grund!! Ornamenten drauf und die Gegenstände im Pastetenstyl und überdies noch die, die am Morgen und hellen Mittag vorgehen und dem Text nach vorgehen müssen, auf die Nachtwände; kurz da ist nichts zu machen. Ich werde mich höflichst entschuldigen, dass ich keine Zeit habe. Dem Autaris war ich so glücklich

[1]) Vgl. Moriz von Schwinds Wandgemälde im Schloss Hohenschwangau, sechsundvierzig Kompositionen. Nach den Aquarell-Entwürfen in Kupfer gestochen von Julius Naue und Hermann Walde. Leipzig (1885) bei Alphons Dürr. Schwinds Befürchtungen erwiesen sich als übertrieben, gerade die Bilder aus diesem Cyclus sind voll Schwung, Geist und Leben.

einigen Sinn und Zusammenhang abzugewinnen. Wie viel Verdruss ich dafür erndte werde weiss ich noch nicht. Ich habe meine Zeichnungen hübsch gross gemacht, die Figuren 6—7 Zoll, um mir in der Arbeit einigermaassen genug zu thun und mich gegen den Vorwurf sicher zu stellen, dass ich des Kronprinzen Aufträge gering schätze. Die Tage sind kurz, bey Licht kann ich nicht in Farben arbeiten, ich sehe also wahrhaftig nicht ein warum ich um schweres Geld, in Venedig oder Florenz Arbeitstage zubringen soll, da ich es hier mit aller Bequemlichkeit thun kann und mir auf diese Weise die Reise ungestörter und wohlfeiler mache. Zudem haben wir die bösen Blattern im Haus und ich kann nicht wissen, ob ich nicht heute hier abreise und morgen weiss Gott wo an dieser Teufelskrankheit darniederliege. Ich will also abwarten biss ich gewiss bin dass sie an mir vorüber gegangen sind. (Sage davon der Kirchner[1]) nichts! Sonst weiss sie sich vor Aengsten nicht aus. Mit der Sendung für sie habe ich mich mit einer versprochenen Privatgelegenheit hinhalten lassen, aus der nach mehrerem Aufschieben jetzt gar nichts wird, so muss ich wieder zu den Fatalitäten der Mauth und Post meine Zuflucht nehmen. Ich hoffe dass es ihr recht gut geht und dass sie einen schönen Gruss von mir gern anhört.) Das Geld ist wohl noch zurecht gekommen? Vom Onkel habe ich erfahren dass du vom Schwandaler[2]) einen Löwen bekommen hast, es ist wohl der, der den Brunnen in Hohen-Schwangau tragen soll. Ist er von Stein? tragt er sonst was ausser dem Brunnen? Wenn du mit deinem Zins noch in Verlegenheit bist, so schreib es, ich kann im Nothfall helfen. Das Geld für die Reise fordert einen geringeren Capital-Angriff als ich dachte; es war ziemlich was an Interesse beysammen. Ich bin froh an meiner Casse einen neuen Grund zu haben schnell zu reisen. Beim Onkel habe ich gespeist, die Tante kam erst am Schluss des Essens zum Vorschein. Deinen Bruder Theodor hätte ich um die Welt nicht mehr erkannt, er ist ziemlich gross, ein ganz sauberer Kerl und von grosser Eleganz. Wenn mir recht ist, hat er als Bub stark geschielt, was jetzt kaum mehr zu bemerken ist. Pretaner (?) seine Brüder sind sehr lustige und liebenswürdige Leute. Der alte Herr kommt öfter zum Neuner ins Caffeehaus, wo er sich sehr gut unter den jungen Leuten zu gefallen scheint. Huber,[3]) der dich vielmals grüsst, ist noch nicht lang aus Neapel und Rom zurück. Von Cornelius erzählte er, dass er von meiner Reise wisse und sich sehr auf mich freue? Von dem Carton sey ein fünftheil fertig!! Schweminger[4]) habe ich noch nicht gesehen. Ich gab ihm in den ersten Tagen ein *Rendevous* das er aber nicht hielt. Durch Hirschheuter[5]) liess er mich in Kenntniss setzen, dass er nicht gesonnen sey mir seine Arbeit sehen zu lassen, das heisst soviel als ich möchte ihn nicht besuchen, wozu ich mich natürlich weiter nicht dränge; Schober hat mir eine Beschreibung seiner Bilder gemacht die den Satz sehr bestätigt, dass einer auf schlechtem Weg immer schlechter werden muss. Einige *Vignetten* von ihm belustigen das Publikum sehr. Ranftl[6]) geht mir aus dem Wege und das sehr auffallend. So viel ich höre ist er wüthend, weil ich in Beziehung auf die „Puppe in Gefahr" gesagt haben soll das Narrenthum in Gefahr überzugehen. Kramer habe ich nicht gesehen. In der „Schlumpe" war ich einmal. Die Leute sind lustig und anständig und ich ging öfters hin, aber ich fürchte die Blattern zu verpflanzen.

---

[1]) Therese Kirchner, die Gattin des Architekturmalers Albert Emil Kirchner (geb. 12. Mai 1813 zu Leipzig, gest. 4. April 1885 zu München), sie starb am 12. September 188[illegible].

[2]) Ludwig Schwanthaler.

[3]) Christian Wilhelm Huber Linguist, nachmals General-Consul in Alexandrien. Wurzbach IX, 374.

[4]) Wahrscheinlich der Historienmaler Heinrich Schwemminger, Wurzbach XXXII, 365.

[5]) Joseph Hirschheuter, Bildhauer. (1801—1859) gehörte zu dem Freundeskreise von Bauernfeld, Danhauser, Feuchtersleben, Mayerhofer, Schober, Manschgo, Schubert. Sein Bildwerk stellte einen von einem Thurme niederschauenden Glöckner vor. Wurzbach IX. 54.

[6]) Mathias Johann Ranftl Maler, (1805—1854) Wurzbach XXIV, 328.

Kuppelwieser[1]) fragt immer um mich, ich gehe aber nicht hin; wie ich höre l man uns an einem dritten Orte zusammenbringen, auch gut. Am 6. ist die Aufführung Belazar[2]) in der Reitschule. Es sind über 800 Musiker beysammen und die Proben ɪen sehr befriedigend seyn. Die Lümmeln lassen aber Niemand dazu und ein Beschützer l Kenner wie ich ist gezwungen an einer Hinterthüre auf der Stiege zu stehen und zu schen. Was ich auf diese Weise gehört habe, einen Chor und die Begleitung einer Arie ɪst einigen Tönen des Solosanges ging vortrefflich, und die Wirkung die so eine sse macht ist unbeschreiblich. Warum kann ich nicht einen Sperrsitz für den Straubuen nehmen, zunächst den schönsten Frauen! Wie liebenswürdig würde er schnebeln!

Mayerhofer wird dieser Tage erwartet. Schober ist noch hier und bleibt noch e Weile. Man hat hier einen Steindruck nach dem „Erndtefest" von Robert[3]); veh! dafür bekommt man die Ehrenlegion. Auch ein geschabtes Blatt „*Cromwell* bey Leiche *Carl's* des ersten." [4]) Die Veranlassung Gott weiss wie vieler erhabenen Aufsätze cht genau den Eindruck wie ein sammetner Ueberrock. Nun wie viel schöner sieht (es?) dem Kohlmark(t) aus, als auf diesen Teufelsbildern. Die schönst gefärbten Kleider l Wickler[5]) geben dem strahlenden Helios Gelegenheit eine Masse von Tinten zu duziren, dass einem die Augen übergehen und wie natürlich das alles ist, man sollte uben es wäre von Robert gemalt. Von Fendi[6]) höre ich er sey um eine *Gratification* ı 10 Fl. für die Vorsehung eingekommen, weil er Zeuge war, wie sie einen Buben vor n Unglück bewahrt hat in den Dreck zu fallen. Führich[7]) habe ich auch gesehen ist mit seiner Stelle zufrieden, ist aber noch immer der alte, betten oder Anektoden ählen und dazwischen ein Loch. Grüsse alle schönstens und schreibe recht bald wieder nem Freund

Schwind.

(P.S.) An Olivier[8]) schreibe ich nach der Aufführung. Randhartinger[9]) lässt ɜ grüssen, wie auch Bauernfeld und Scanderbek.[10])

Wien, 14. November 1834.

Liebster Freund! Wer mir das Brandl[11]) mit dem „Phantasus" geschürt hat, weiss · Teufel. Item ich kann nichts dagegen sagen, als was ich in dem beyliegenden an hulz[12]) geschrieben habe. Es wäre vielleicht das beste, er tragt meinen Brief zu

---

[1]) Leopold Kuppelwieser geb. 13. August 1796, gest. 17. November 1862 zählte Schobers Jugendfreunden, er zeichnete auch zwei Scenen aus dem fröhlichen Treiben der ɜunde zu Atzenbruck.

[2]) Schwind meint damit Händel's 1744 componirtes Oratorium „Belsazar", ein bei hreren Künstlern nicht selten vorkommender Lapsus calami.

[3]) Leopold Robert (1794—1835).

[4]) Nach Delaroche gestochen von H. Duport.

[5]) Wiener Frauenmäntel ohne Ärmel.

[6]) Peter Fendi (1796—1842) wurde der „Peter-Hebel der Genremalerei" genannt d nach seiner Persönlichkeit als klein, höckerig und gnomenhaft geschildert. Wurzbach, , 173.

[7]) Joseph von Führich geb. 9. Februar 1800, gest. 13. März 1876.

[8]) Vielleicht der Maler Woldemar Friedrich Olivier (der jüngere Bruder des ɪrdinand Olivier) welcher 1829 von Wien nach München kam und unter Schnorr an ssen Fresken in der Residenz Verwendung fand. A. v. Schaden Artistisches München 36 S. 102.

[9]) Benedikt Randhartinger, Hofkapellmeister und Componist. Wurzbach XIV, 322.

[10]) Unter „Scanderbek" ist wahrscheinlich der Historiker Johann Paul Kaltenɪeck. (1804—1861) gemeint (Wurzbach X, 406).

[11]) „Prandl"-Feuerchen, Verdruss; wahrscheinlich bezüglich auf den von Schwind in r Residenz gemalten Saal mit Bildern zu Ludwig Tieck's Dichtungen.

[12]) Über den Historienmaler Leopold Schulz (ein Jugendfreund Schwind's), geb. 1804 . Heiligenstadt, gest. 6. Okt. 1873. Vgl. Nagler XVI. 66. Wurzbach XXXII. 183 ıd meinen Artikel in der Allgem. Deutsch. Biographie.

Klenze[1]) nach den Umständen die er zu beurtheilen wissen wird. Sage ihm dass ich in dieser Voraussetzung von andern was ihm angeht, geschwiegen habe. — Ich habe die Pep besucht und nebst dem kleinen Maxl wohlauf gefunden. Es sieht alles genau so aus wie voriges Jahr, nur ist der Bub gesunder und munterer. Es wäre Raum genug ihm angenehmes zu erzeigen, aber es geht mir hart zusammen. Möge er doch bald so stehen dass er ihnen tüchtig beyspringen kann.

Ich zweifle nicht dass Du von Klenze eine Arbeit bekommst. Sollte es aber verrückter Weise sich wieder hinausschieben, so kann ich im Nothfalle noch immer Mit machen und ich hoffe dass du dich an mich wendest. An Quaglio[2]) werde ich schreiben vielleicht kann er doch handeln lassen.

Die grosse Aufführung des Händlischen Oratoriums war noch über alle Erwartung. Die Arien gehören nicht zu den bedeutendsten, wurden auch nicht besonders gesungen obwohl man aber nichts zu tadeln hatte. Die Chöre aber wovon einige zu den grössten gehören was der alte Perückenstock gemacht hat, machten eine erstaunliche Wirkung. Sänger waren nahe an fünfhundert. Sie hatten sich im Redouten-Saal versammelt und begaben sich in eine Art Zug von hinten hervor auf ihre Plätze welche Prozession nach der Uhr 13 Minuten dauerte und damit die Viertel Stunde voll wurde, kamen in der I noch zwey nachzügelnde Damen. *Violons* waren 30, Celli 60, Bratschen 50 u. s. f. Directoren 2 in Schweiss gebadet. Wie ich herausgieng bemerkte ich erst dass mich die Ohren schmerzten, beym Zuhören fühlte ich mich in angenehmen Zustand der vollsten Befriedigung. Das Publikum war zahlreich und führte sich trefflich auf. — So etwas soll eine andere Stadt aufweisen.

Der Neuigkeiten giebt es manche.

Mango[3]) ist hier auf einige Tage. Mayerhofer ist hier mit der nicht ungegründeten Hoffnung, die Stelle eines General *Consuls* in *Corfu* zu erhalten. Seine Frau ist in der Hoffnung. Schober ist hier und bleibt hier. Ein unerwartetes und glückliches Uebereinkommen mit seinem verrückten *Onkel* (der früher in Atzenbruck war) macht ihn zum Besitzer der Herrschaft Chorherrn zwischen Kloster Neuburg und Tülln. Schwenminger habe ich noch nicht gesehen. Baurnfeld ist im Kampf mit dem Burg-Theater. Pollack[4]) war hier und zeigt sich als sehr liebenswürdiger und mannhafter Freund. Niembsch[5]) Poet von ausgezeichnetem Talent, und angenehmster Mann den ich an Euch addressiren, wollte, muss leider seine Reise unterlassen, wodurch mir eine wohlfeile Gelegenheit zu Sendungen zu Wasser wird. Ich muss jetzt schon warten, biss die Kronprinzen Zeichnungen auch mit können, wovon ich noch eine zu machen habe. Es wäre ein verteufelter *Scandal* wenn ich wieder nach München müsste, ich hoffe Schulz wird diese *colanten* und kostspieligen Streich von mir abwenden, ich thue es aber lieber als dass ich als einer dastehe, der davon läuft und seine Schuldigkeit im Stich lässt. Dass ich die Zeichnungen des Autaris hier gemacht habe, bin ich sehr froh; denn auf der Reise hätte es mir Ausgaben und Unbequemlichkeiten genug gemacht. Thäter grüsse herzlich. ich freue mich sehr ihn in München zu finden. Grüsse deinen Bruder[6]) und Schulz vielmal. und empfiehl mich bey Schnorr und Olivier. Nach Italien wird gegangen, und das nächste Jahr in München ein tüchtiges Bild gemalt. Geschieht es nicht habe ich auch nichts dagegen.

---

[1]) Leo von Klenze der Baumeister geb. 29. Februar 1784, † 27. Januar 1864.

[2]) Domenico Quaglio geb. 1. Januar 1787 zu München, † 9. April 1837, der Erbauer des Schlosses Hohenschwangau. Vgl. meinen Artikel in der Allgem. Deut. Biographie XXVII.

[3]) Vielleicht der Maler Johann Manschgo. Vgl. Wurzbach XVI, 394.

[4]) Der Genremaler Leopold Pollack. Vgl. Wurzbach XXIII, 75.

[5]) Der Dichter Nikolaus Lenau.

[6]) Der Historienmaler Eduard Schaller geb. 1802 zu Wien, gest. 2. Febr. 18[illegible] in Wien im Hause seines Freundes Leopold Schulz. Vgl. Nagler XV. 142. Wurzbach XXIX, 94 und meinen Artikel in der Allgem. Deutsch. Biographie XXX, 558.

(Still zu lesen) Freund hüte dich vor solchen Extasen wie die dem goldenen Talar ler Fr. v. S. gegenüber. Wenn Du die Kirchner siehst grüsse sie vielmal ich bin recht roh dass ich noch zur rechten Zeit habe Wort halten können. Die Gefahr mit einem geflickten Gesicht nach Haus zu kommen, ist vorüber und ich bin noch so schön als zuvor. eh bin weder abgeneigt noch zu faul ihr zu schreiben, aber es könnte Unannehmlichkeiten veranlassen und du kannst ihr alles erzählen. Ich bin ausser von 6—7—8 bei Neuner mmer zu Hause und befinde mich sehr wohl dabei. Dein Schwind.

Soll ich dir auch Handschuhe mitschicken? oder —

II. Wien, 10. December 1834.

Liebster Freund!

Ich habe das Vergnügen zu melden dass ich von meinem verteufelten Uebel jetzt gänzlich hergestellt bin, und mich einige kleine Schwächen abgerechnet besser befinde als eit Jahren. Was man alles *salva venia* ausschwitzt ist unglaublich, und die Blattern[1]) nögen auch hübsch was verarbeiten. Mein Kopf ist von der angenehmsten Leichtigkeit und von den tausend Blähungen und Blutbeängstigungen weiss ich nichts mehr. Möge es ange so bleiben! Ich kann mir garnicht vorstellen dass ich derselbe, der mager und blass n dieser grauslichen *Sauce* gelegen und für den man schon die letzte Wegzehrung für nöthig hielt. Im Vorbeigehen gesagt sterben an dieser Schweinerei täglich 2—4 auch 8 Menschen, geimpft oder nicht, das ist alles eins.

Herrn Quaglio kannst du lesen lassen dass ich das letzte Blatt heute mit günstigem Wind *componirt* habe und also in ein paar Wochen allenfalls bis zum neuen Jahre meine Sendung machen werde. Ich schreibe ihm jedenfalls auch bald, um wo möglich für das Schlafzimmer günstigere Anordnungen zu erhalten.

In so einer Lage wie die meine, sieht man erst wie sehr man beim *componiren* auch körperlich in Anspruch genommen wird. Obwohl ich seit acht Tagen weder an den Augen noch in der Hand die geringste Schwächen fühle und auch um mir die Zeit des Haus-Arrestes zu vertreiben, in einem fort Landschaften, Städte, Lampenschirme und so Zeug nach der Ellen gezeichnet habe, so war mir doch, wenn ich daran wollte etwas zu zeichnen, was Effect erfordert, ordentlich der Zusammenhang zwischen Kopf und Hand aufgehoben. Ganz fertige Gedanken verwirrten sich und es stellte sich gänzliche Unlust, und wenn ich es *forciren* wollte unwiederstehlicher Schlaf ein, das ist aber jetzt auch gehoben.

Beiliegendes schöne Gedicht, das ich in den ersten leidlichen Tagen zusammen gestopselt habe, sei so gut und bestelle nebst meinem schönen Gruss an Schütz.[2])

An Merz[3]) würde ich schreiben, aber ich weiss nichts anderes als was ich dir erzäle, dagegen möchte ich mich gerne aus einem Briefe von ihm über Manches beruhigen.

(Geheimniss).

In Geldsachen müssen wir uns verständigen: Du kannst dir denken, dass ich die Bezahlungen von Medizin und Doktor nicht meiner Schwester zur Last legen kann, und auch den Dienstboten und meinen Nichten, die sich entsetzlich mit mir plagen mussten, in Geld und diesem und jenem was Geld kostet, Geschenke machen muss wenn ich nicht schundig seyn will. In welcher Zerfetztheit meine Kleider waren ist dir nicht fremd, die

---

[1]) Im November 1834 wurde Schwind von den gefürchteten, damals stark herrschenden Blattern befallen, lag schwer krank darnieder, kam glücklich mit ein paar kaum bemerkbaren Narben durch.

[2]) Der Kupferstecher Hermann Schütz geb. 1807 zu Bückeburg, kam 1831 nach München, starb daselbst am 12. April 1869. Vgl. meinen Artikel in der Allgem. Deutschen Biographie. XXXIII.

[3]) Der Kupferstecher Heinrich Merz (geb. 7. Mai 1806 zu St. Gallen, starb am 29. Juli 1875 auf einer Bergparthie auf dem sog. Wilden Kaisergebirg nächst Kufstein). Vgl. meinen Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie. XXI, 482. Der Künstler arbeitete damals an dem grossen Cartonstich von Kaulbach „Narrenhaus“.

Hosen die ich habe sind an dem bekannten Riss gestorben, der Frack reichte mir nur mit
an die Hosenträger, und das schwarze Röckl eng, alt und gebrechlich hat auf der Rei
völlig den Rest erhalten. Ich stecke also in einem Schneider *Conto* von 70 Fl. M. u
habe was nicht zu vermeiden ist in *Caffe* und Wirthshaus manchen 5 Fl. ausgegeben. Da
Geld zur Reise ist also auf das Nothwendigste beschränkt, so dass wenn ich noch w
wegnehme ich entweder garnicht oder nur nach Venedig oder Florenz reisen kann. Brauch
du nothwendig Geld so kann ich eine 100 Fl. *Obligation* verkaufen was jetzt ohn
Schaden, die jährliche 5 Fl. abgerechnet geschehen kann. Ist es nicht so dringend so kan
ich dich mit 100 Fl. an Quaglio anweisen, der sie wohl zahlen wird obwohl er erst i
März, aber das ganze auf einmal, zu zahlen versprochen hat. Also berechne dich u
schreibe. Das Geld des Quaglio sichert dir auf jeden Fall den Zins.

Während meiner Abreise ist plötzlich der Poet abgereist, der die Handschuhe hätt
mitnehmen können. Entschuldige mich bei der Kirchner und grüsse sie schön. Ic
wünsche sehr dass sie sich ihrer Lage bemächtigen könnte. Meinem Versprechen wer
ich zugleich mit den Zeichnungen nachkommen.

Grüsse deinen Bruder, Schulz und Prel (?) und empfiehl mich bei Schnorr. Wi
steht ihr denn mit Kaulbach? Dein Freund Schwind.

Wie tröstet sich Heinzmann[1]) der arme Kerl!

IV. Wien, 2. Januar 1835.

Liebster Freund!

Ich hätte heute auf jeden Fall geschrieben, wenn ich auch deinen Brief nicht be
kommen hätte, denn ich dachte schon meine Geld-Propositionen hätten dich verdrossen, od
ihr wäret alle miteinander krank da auch *Oncle* der fleissig ins *Caffehaus* kommt, kein
Brief bekam. Mir gehts ganz gut. Auf der Nase bin ich um einige Narben schöner, a
auf der Stirn werden bald einige ihre bleibende Niederlassung erklären. In einer Wo
schicke ich meine Sachen an Quaglio ab. Der alte Russ[2]) war so entzückt, dass er ein
förmlichen Wunsch aufsagte. Die Geschichte mit dem Kunstverein ist wieder zum Du
gehen, wir wissen es aus Erfahrung, und die frommen Freunde werden wieder zu nic
zu brauchen sein. Ich glaube dass zu Wien einem guten Bild keine solche Begegnung z
Theil wird. Habermann[3]) weint fast um historische Bilder und macht die charmanteste
Einladungen, worauf ich aber erwiedern musste, dass ich mich um so weniger auf di
Transportkosten, die andere Kunstvereine auf sich nehmen, einlassen könnte als es au
gesprochen sei, dass von auswärts lebenden nichts dürfe angekauft werden. Er war etwa
verdutzt und deutete an, das liesse sich wohl machen; nächstens wird er wieder besucht
beschenkt und bearbeitet. Dass die Figuren[4]) wieder abgesagt sind ist auch kein klein
Schrecken, indessen scheint es doch vorwärts zu gehen. Ich für meinen Theil werde gera
durchrutschen.

Schulz soll sich an mir ein Beispiel nehmen der ich durch 14 Tage und Näch
unleidliches Reissen mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen habe. Dem Hoffmann wer
ich wohl so viel schuldig sein, weiss aber nicht ob ich ihn an Schulz adressirt habe od
nicht. Wenn er ihn bezahlt hat möchte er nur sagen ob ich es hinaufschicken oder der Pep
geben soll. Kaulbach ist ein rechtes — — sich immerfort mit solchen Gemeinheiten erwisch

[1]) Karl Friedrich Heinzmann, Landschafter, Lithograph und Porzellanmaler (geb
2. Dezember 1795 zu Stuttgart, gest. 9. Juli 1846). Vgl. m. Artikel in der Allg. Deutsch
Biographie.

[2]) Über den Historienmaler Karl Russ (1779—1843), vgl. Holland Schwind
1873 S. 95 (das. auch die angeblichen Spottverse von Schwind).

[3]) Hofrath Habermann Kunstvereinsdirektor (Schober).

[4]) Die anmuthigen Frauengestalten kamen doch zur Ausführung (vgl. Tafel I i
Naue's Ausgabe des Hohenschwangauer-Bilder-Cyklus).

zu lassen.[1]) Es ist ewig Schad dass der gute auch gar kein Talent zum grob seyn hat. Solche Schimpfereyen blamiren auch gewissermaassen die ganze Künstlerschaft vor dem Ausland, das ohnedem geneigt ist uns alles Üble nachzusagen. Ich muss gestehen, dass mich mein hiesiger Aufenthalt den grossen Mangel an Bildung der in München herrscht, recht fühlen lässt. Am Ende hat der unbedeutendste Kerl so viel Kenntnisse und gute Art, dass man doch vor solchen Teufeleyen sicher ist. Von Dullers Zeitschrift[2]) habe ich zwei Blätter gesehen, es ist der alte Schmarn, Schwulst und Leerheit sind das Motto.

Die erste Kunstnachricht spricht von einem Portrait einer Dame und „ein Engel am Bette eines Kindes" von Binder.[3]) Ich hoffe das ist zum dritten und letzten Mal. Es wird von ihm beiläufig gesagt, dieser bedeutende Künstler sey ganz eigentlich ein Maler, und dieser Maler sey ganz eigentlich ein Künstler. *Lirum larum* Löffelstiel, pumpt drauf los und zahlt nicht viel, wäre passender gewesen. Die Düsseldorfer Sachen werden schon nach Wien finden. Ich kann mirs denken was das für Mistficher (!) seyn werden. Der Wiener Schnorr[4]) hat in Paris glücklich gezogen, er macht die Jungfrau von Orleans gross!!! gross!!!

Weihnachten habe ich recht lustig zugebracht und die Neujahrsnacht auch. Was haben wir schon für solche Nächte zusammen durchlebt. Wir tranken zu Hause Punsch, ich, mein Bruder (der nach Gmunden mit 600 Fl. angestellt ist), meine Schwäger, Schwestern und Nichten. Nach Mitternacht ging ich in die Stadt in ein *Caffé* Haus auf dem Kohlmarkt, wo Schober, Bauernfeld, Kaltenbeck[5]) und viele andere beysammen waren. Eine Zeit lang war ich fast alle Abend eingeladen und (habe) die Süssigkeit und Langeweile kurzer Spiele und sechspaarigen Tanzens in vollem Maass geschlürft. Die Mali Schallhammer[6]) hat die Blattern unmenschlich und war noch näher daran als ich abzufahren. Jetzt ist sie ausser Gefahr, aber tüchtige Narben werden nicht ausbleiben denn sie sind ihr hin und her zusammengeflossen. Noch immer sterben täglich Leute an dieser Schweinerey. Man will die ganze Armee noch impfen. Das Bibelheft[7]) will ich hohlen und schauen wie viel Exemplare ich absetzen kann, wie sich das aber rentiren soll weiss ich nicht, wenn nicht das Geschäft des Verkaufes ernsthafter angegriffen wird. Empfiehl mich bestens bei Schnorr und versichere ihm dass ich über Kaulbach höchstens empört sey. Deinem Bruder und Schulz alles Schöne. Md. Kirchner meinen *Respect*. Dein Freund Schwind.

Der Poet ist abgereist während ich krank war . . . sitze ich wieder da bis auf weiteres. Für Quaglio bin ich fertig; antworte recht bald! Von der Nettl nichts neues, aber durch meine Schwägerin manches aus früherer Zeit. Die alten Geschichten. Was meinst du?

V. Wien, 13. Februar 1835.

Liebster Freund Schiller!

Meine Arbeiten circuliren keineswegs sondern ich wartete immer vergebens, dass mich der Kronprinz mit den neuen *Scizzen* hohlen lassen würde, was aber immer noch nicht geschehen ist. Heute endlich habe ich sie dem *Secretär* gegeben der versprochen hat, biss

---

[1]) Bezieht sich auf die von den Brüdern Rohmer verfassten Artikel in der „Zeitung für die elegante Welt", welche dem Kaulbach zugeschrieben wurden. Der ärgerliche Handel ist kurz angedeutet in Förster: Gesch. der deutsch. Kunst 1860. V 153.

[2]) Eduard Duller (1809—1853) redigirte die „Erholungsstunden" (Frankfurt 1834 in 12 Heften) und den „Phönix" (ebendas. 1835—36).

[3]) Über Jos. Binder (1805—1863) vgl. Holland Schwind 1873. S. 14 u. 51.

[4]) Über den Geschichtsmaler Ludwig Ferdinand Schnorr von Karolsfeld, Vgl. Wurzbach XXXI, 55—62.

[5]) Vgl. oben Anmerkung 16 zum I. Brief. — Die hier zusammenkommenden Genossen nannten sich die „Stern-Freunde" (Schober).

[6]) Eine Schwester des Geschichtsforschers Anton Ritter von Schallhammer (1800—1868). Wurzbach XXIX, 108.

[7]) Die Volksliederbibel, deren Herausgabe Woldemar Friedrich von Olivier 1834 begann.

morgen früh Antwort zu schaffen, dann schicke ich den ganzen verrückten Binkl[1]) morgen oder übermorgen an Quaklio (!) Ein appartes Packet wird (an dich *adressirt*) die Pokale samt Brief für Schwandaler[2]) (!) und eine *Quittung* über 28 Louisd'or enthalten, wovon ich 3 schon in München erhalten und 25 an dich ausbezahlt werden. Ergreife deinen Zins und den andern verscharre, denn ich komme gewiss ohne einen Kreuzer nach München und muss mit dem überbleibenden zu wirthschaften anfangen. Wird die Noth sehr gross so grabe wieder aus. Die Stelle vom „Englischen Kaffeehaus"[3]) hat mich völlig gerührt. Welch treffliches Mittags-Essen blüht mir alle Tage und welchen Schmaren wird man euch *serviren*. Ich glaube nicht dass der unsterbliche Maurer der Wirthshauskost überdrüssiger war als ich, und nicht einmal eine Schneiderstochter weiss ich, die ich heyrathen möchte[4]). Wenn du einmal wie ich jetzt in ein gutes Hausleben geräthst, da wirst du erst einsehen dass die Hundewirthschaft zu der wir verurtheilt waren, ohne Freunde gar nicht auszuhalten wäre. Wo möglich nicht vorzulesen. Was Schnorr betrifft so nimm dich in Acht. Obwohl ein guter Kerl, wird er bei vermeintlichem Verstossen, wie ich einmal erlebt habe, recht böse, so dass alle Besinnung dazu gehörte nicht zu vergessen, dass einem so guten Mann und Freund „ein kleiner Rumpler" zu gut zu halten ist. Es kann seyn dass der Wind von der Seiten geht, denn so ein innewohnender Grimm sucht Gelegenheit wieder einmal auszubrechen.[5]) Aber sage davon ja nichts weiter.

Von Klenze mag wohl zu glauben seyn, dass er einen Verdruss mit dem König hat, obwohl ich nicht begreifen kann wie er hineinkommt, aber es ist gar nicht zu denken dass das so bleiben sollte. Wenn der dumme Schwabe[6]) eine rechte Nase bekommt so bin ich es ganz und gar zufrieden. Wie hat sich den Kaulbach herausgeholfen? Für meine Person ist mir alles gleich; wenn ihnen meine Sachen recht sind, werden sie schon kommen, wenn nicht, so ist die Welt gross genug und hat gewiss einen Zipfel an dem sie zu packen ist.

Ich führe jetzt den wunderlichen Heiligen[7]) aus. Wenn es den Leuten beym Anschauen so gut wird, als mir beym Arbeiten so geht es. Einige wird es immer geben die es für recht halten dass sich unsereiner nicht ganz und gar zum Spielkasten qualifizirt in den ein Anderer die Walzen einlegt. — Schulz lasse ich vielmals danken und werde das Geld hinausbesorgen. Es ist schmählich von mir dass ich seit meiner Krankheit noch nicht wieder draussen war, aber wenn es eine Entschuldigung ist dass ich gar nirgends hinkomme, so kann ich mich darauf berufen. Ich arbeite den ganzen Tag, gehe Abends ins Kaffeehaus und das nicht immer und bin Abends zu Haus wo ich ein *Quartett* eingerichtet habe, oder Mozartische *Sonaten* geige, die unendlich schön sind und die mir ganz leidlich gelingen. Meine Mutter und Schwester muss ich auch besuchen und so geht ein Tag

---

[1]) Bund, Bündel.

[2]) Diese an Erfindung eines Benvenuto Cellini würdigen Projekte zu Humpen, Pokale und anderweitigem Trinkgeräth gingen aus Schwanthaler's Besitz an den Grafen von Pocci über. Vgl. Holland Schwind S. 82.

[3]) Ein ehedem vielbeliebter Tummelplatz der Münchener Künstler am sog. Dultplatz.

[4]) Eine alte Anekdote von dem Historienmaler Hubert Maurer, geb. 10. Juni 1738 zu Röttchen bei Bonn im Kölnischen, gest. 10. Dzbr. 1818 zu Wien. Wurzbach XVII, 140, berichtet, er habe 1772 eine Schneiderstochter Eleonora Arand geheirathet, sei nach der Trauung gleich wieder an seine Arbeit in's Palais Kaunitz und Abends nach seiner Junggesellenwohnung gegangen, völlig vergessend, dass er verheirathet sei. Während seiner Reise nach Rom gab er seine Frau in die Obhut ihrer Eltern, lebte aber dann mit ihr in fünfunddreissigjährig glücklicher Ehe. „Als Künstler behauptet Maurer eine ehrenvolle Stelle, als Kirchenmaler hat er Vorzügliches, mitunter Grosses geleistet." (Wrzb.)

[5]) Seltsamer Weise notirt hier Schwind an einem Anderen eine auch völlig auf ihn selbst passende Beobachtung. Ich habe die Stelle bedeutend gekürzt. Dieses Geständniss Schwinds *sub rosa* wirkt mit unwiderstehlicher Heiterkeit auf den objectiven Leser.

[6]) Fr. Rohmer? (Vgl. oben IV. Brief, Anmerkung 4.)

[7]) Schwind hatte denselben schon als Entwurf im Herbste 1828 von Wien nach München mitgebracht. Vgl. Förster Gesch. der Deutsch. Kunst 1860, V. 134.

nach dem andern herum. Neulich war ich auf dem Künsterball bei Sträussl (Josephstätt-Theater). Dein *Oncle* Habermann[1]), *Nobile*[2]) und Ender[3]), sonst war von den ältern niemand da. Die Moden waren abscheulich und zu wenig, so begab ich mich um zehn Uhr in das Rauchzimmer, wo ich aushielt biss 6 Uhr früh. Dialer[4]) mit grauen Haaren jammert über gänzliche Brodlosigkeit, er hatte auch wirklich keins auf der Rechnung aber eine unvernünftige Menge Bier. Er spricht davon in München Arbeit zu suchen. Mit Schwemminger Joseph[5]) unterhielt ich mich recht gut, mit Henry ist nicht viel anzufangen. Er hat den Reichlischen Preis gewonnen, das Bild habe ich noch nicht gesehen. *Alconièri*, ehmals Kohn[6]), ist ein höchst närrischer Kerl, Stöber[7]) charmant genug. Fendj war unendlich freundlich da er von meinen Arbeiten für den Kronprinzen weiss, während er noch vor wenig Wochen gar deutlich merken liess, das ihm die Lobreden die ich seinen Werken halte, nicht fremd geblieben sind. Ranftl[8]) schaut aus wie ein alter verbogener Buchhalter, Rahl[9]) strapezirt sein Maul und so liess sich „die goldene früh' erwarten."

Was macht denn bey euch der Fasching, besucht ihr die Gesellschaft mit den verbogenen Blumen, genannt Frohsinn? oder warst du im Museum? Wie sieht denn das Volk alles aus? Ich muss doch noch auf einen vornehmen Ball gehen um die Phäakinen zu beobachten. Schütz (oder Schulz) bedeckt sich mit Schmach wenn er die Antwort auf meine erhabenen Verse schuldig bleibt. Menz suche zu bewegen dass er mir schreibt, ich möchte zu gerne wissen wie es ihm geht und wie er an mich denkt, es giebt keine ehrlichere Haut auf der Welt. Wie geht es bey Amsler?[10]) Unsere edlen Barone bitte ich vielmals zu grüssen, wie auch die Mad. Kirchner. Hast du die Möbeln noch? und wirst du die Wohnung behalten? Dein Bruder und Schulz sticken noch bei der Mamsell? An Binder schreibe nur tüchtig grob, es wird ihm wahrhaftig nicht unrecht geschehen und an mich recht liebenswürdig und bald. Deinem Bruder und Schulz alles Schöne.

Dein Freund Schwind.

VI. 1. März 1835[11]).

Liebster Freund!

Du erhältst hier die Zeichnungen für Herrn von Quaglio die ich Dich an ihn zu besorgen bitte ohne sie weiter jemanden als Schulz und deinem Bruder zu zeigen. Herr von Quaglio ist in einem vorauslaufenden Briefe ersucht Dir gegen beyliegende Quittung das Honorar laut Contract auszufolgen.

Zunächst bitte ich Dich mir nach Rom wohin ich morgen von hier abreise *al caffè greco* 100 fl. i. Münz zu schicken. Das andere bewahre mir auf, ich werde es auf jeden Fall brauchen. Vier, fünf Louid'or magst du aber immerhin nach Bedürfniss verbrauchen.

Grüsse alle schönstens, und lass mich nicht lange auf Antwort warten.

Dein Freund Schwind.

---

[1]) Habermann ist in dem mir zugänglichen Material nicht nachzuweisen.

[2]) Peter Nobile k. k. Hofbaumeister (1774 † 1854). Wurzbach XX, 376.

[3]) Joh. Nep. Ender Historienmaler (1793 † 1854). Wurzbach IV, 38.

[4]) Dialer ist wenigstens in dieser Schreibung für mich nicht nachweissbar.

[5]) Joseph Schwemminger ein Bruder des oftgenannten Heinrich (hier Henry).

[6]) Kohn-Alconièri wahrscheinlich der von Wurzbach XII, 299 aufgeführte Schriftsteller.

[7]) Nach Schobers Mittheilung der Kupferstecher Franz Stöber (1795 † 1858). Wurzbach XXXIX, 75.

[8]) Math. Joh. Ranftl 1805—54.

[9]) Karl Rahl Historienmaler, geb. 13. August 1812, gest. 9. Juli 1865. Wurzbach XXIV, 230 und das schöne Buch von A. George-Mayer, Erinnerungen an Karl Rahl. Wien 1882.

[10]) Samuel Amsler geb. 17. Dzbr. 1791 zu Schinznach, seit 1829 in München, gest. 18. Mai 1849.

[11]) Dieser Brief wurde mir in einer von Max Widnmann (welcher das Original an einen Autographen-Sammler verschenkt hatte) gemachten Abschrift vorgelegt.

VII. Venedig, 7. April 1835.

Liebster Freund Schiller!

Du verdienst eigentlich gar keinen Brief von mir, da du so grausam bist mir ein von deiner Hand geschriebene Adresse bepackt mit einem lichtblauen Gefabel von Max zu schicken ohne auch nur ein Wort beizusetzen über allgemeines Befinden. So etwas ist eine garstige Überraschung in einer Stadt in der man wie verrückt, allein und seekrank und wie ein Verhungerter um Briefe herumläuft.

Du kannst nicht glauben wie schwer es mir wurde Besuche zu machen da ich immer an dem wunderlichen Heiligen arbeite und eine Menge Teufelszeug zu besorgen hatte, das einmal nicht von der Hand zu weisen war. Die immer wieder verschobene Abreise meines Bruders, der jetzt in Gmunden ist, war auch keine kleine Abhaltung. Ich habe diesen Spion (?) über alles lieb gewonnen. Ihr könnt euch denken wie oft ich mich hier an euch erinnere. Du darfst durchaus den Gedanken nicht aufgeben nach Italien zu reisen, denn diese Geschichten sind einmal zu schön. Das Meer, obwohl es Kopfweh und Speihen macht nur genug, ist eine Nothwendigkeit zu sehen.

Denke dir der Spitzbub von Pudelkopf lässt mich ohne Briefe. Ich habe lange geschwankt was zu thun, heut früh habe ich mich aber entschlossen. Ich habe in Wien mit des Kronprinzen *Secretär* ausgemacht, dass ich das Zimmer mit Jagden, Tänzen, kurz 6 heiteren mittelalterischen Gegenständen selber malen wolle. Ich glaube recht gethan zu haben mich darum anzunehmen und jeder wird es billigen wenn er bedenkt, wie wichtig mir des Kronprinzen Gunst seyn muss, wie sehr ich durch die ohne Zweifel sehr mittelmässige Ausführung Gefahr laufe, in seiner guten Meinung zu verlieren und dass ein Abgang von den Klenzischen 600 fl. und der Zeit die mich Blattern und Winter kosteten (denn wer mag reisen wenn er von 5 Uhr an im Wirthshaus allein sitzen soll) eine Erfrischung der Kassa nothwendig machen. Ich meldete alles an Quaglio und verlange Antwort nach Venedig, die aber nicht hier ist. Mein Pass lautet wohl durch Ober-Italien nach München aber nicht nach Rom. Ich begnügte mich damit weil eine Aenderung neue Laufereyen gemacht hätte und ich nicht zweifelte der Pudl würde aufwarten wenn ich mich herbeylasse ihm selbst etwas zu malen, und ich im Herbst zur Reise doch einen neuen Pass brauche. Genug ich habe mich resolvirt nach München zu gehen und biss Ende September da zu arbeiten. Quaglionen habe ich das angezeigt und der Teufel müsste drin sitzen, wenn er mir die Arbeit nicht geben wollte. Ich glaube es wäre vor der Hand gut, du giengst zu Schwandaler und ersuchtest ihn er möge Quaglionen etwas bearbeiten. Sollte meine Standrede gar nichts genützt haben? Ich habe ihm in demselben Brief mit den Bechern[1]) wegen deiner bedeutend zugesetzt. Auch bey Schnorr sage dass ich komme etwas für den Kronprinzen zu machen. Ich hoffe ihr seyd noch in gutem Einvernehmen.

Schulzen werde ich wohl noch treffen, wohl auch deinen Bruder. Ich kann über Wien genügende Aufschlüsse geben. Geld ist da und das nicht wenig. Könnte ich doch jeden der sich in München eingearbeitet hat auf einige Monate wegtransportiren', es geht einem über Vieles die Augen auf und vor allem über den Posten den man einnimmt und über den Nutzen und Schaden den man sich für seine Person erworben und zugezogen hat.

Ueber Binders Beförderung muss ich herzlich lachen. Ich kann mir ihn als Professor nicht anders denken, als mit der Grazie mit der er *Quadrille* getanzt hat. Weh Veit! du hast ausgedient und die Zeit der Grobheit ist dir nicht mehr ferne. Weh Binder du wirst nun auch von mir um Geld geplagt.

Dem Wiesbadener Architekten war ich nicht im Stande viel Gefälligkeiten zu erweisen, aber doch einiges. Hier in Venedig traf ich einen Hr. Brüls angenehmen

---

[1]) Bei Übersendung der im obigen fünften Briefe erwähnten Zeichnungen zu Pokalen.

Changers[1]) der den Winter über in München war, und o Jammer den zwergenhaften Voigt[2]), den Schütz (Schulz) kennt und flieht. Dieses kleine Gespenst liegt im Zimmer neben mir darnieder an einem Fieber das ihm wie er versichert der Mangel an Bier zugezogen. Wenn mich das Luder nur nicht auf der Reise einholt, ich werde sonst als Affenführer aufgefangen.

Ein Unterkommen werde ich fürs erste wohl bey dir finden. Könnte ich das Zimmer wieder haben, würde es mich sehr freuen. Madam Kirchner alles Schöne. Lebe recht wohl, ich freue mich herzlich euch alle bald wieder zu sehen. Sollte es wieder alles Vermuthen nichts seyn so thut es nichts, ich kann es so kaum mehr erwarten etwas in Oehl zu mahlen. Ich werde euch noch einmal schreiben damit ihr meine Ankunft genau voraus wisst, und mit den nöthignn Triumpfbögen, Illuminationen, Aufzügen und Gedichten nicht in Verlegenheit kömmt. *Evviva Signori amici il nostro umillissimo Italiano* Schwind.

P S. So eben bekomme ich einen Brief von Quaglio dass es mit der Malerey in Hohen-Schwangau nichts ist. Er und seine Arbeit können mich (Schwind hat den frommen Wunsch ganz ausgeschrieben, dessen Wiedergabe hier wohl unnöthig ist). Sei so gut und hole das Geld bey ihm, die Quittung hat er schon. Am besten ist es, wenn von der ganzen Geschichte nicht die Rede ist.

VIII. *Venezia 23 Aprile 1835.*

Ecco mi ancora carissimo amigo Shalliero fermo ancora in Venezia, aspettando con dolore un passaporto nuovo da Vienna, e danari, che ambedue me rendano capace de persequir il mio viaggio verso di Roma, in reggio nella servitu di questa stupida bestia d'un pudlaccio e di un principe giovanni che oggi non sa che a detto jeri, e che sempre occupato, si non po vedere nessuna volta, e lascia tutto nelle mani d'un segretario, dei finezze di quello ciascuno sia libero per le gracia di Dio. So geht es mit dem Italienischen wenn ich nicht stecken bleibe, was in jedem Satz beyläufig so oft geschieht als er Worte hat. Wir wollen suchen wie es mit dem übrigen geht. Dein Brief, so sehr es mich freute ihn auf der Post zu finden, hat mich in einige Schrecken (Verbum fehlt); erstens, dass es gar so schlecht mit der Arbeit aussieht, hohl der Teufel alles mit einander, und dass zu vermuthen steht, Schulz würde nicht nach Wien reisen.

Anlangend dich weiss ich nichts zu rathen auch vor der Hand nicht zu helfen da ich unendlich zufrieden sein muss, nach so verzweifelten Beschädigungen, wie der Abzug der sechshundert tapfern liebenswürdigen lebensfrohen gesunden und tugendhaften Gulden, diese Trähne[3]) ihrem Andenken! diesen schäbigen Ausreissern und die nothgedrungene Ueberwinterung in Wien; noch immer im Stande bin meine Reise zu vollenden und dort für den ersten Anlauf bey der zurück Kunft einiges vorräthig finde. Halt nur in Gottesnahmen aus so gut es geht, es wird sich etwas finden. Man wird dir doch nicht ganz in den Wind hinein Versprechungen machen. In ganz grosser Noth beyläufig wie meine auf dem Dampfschiff, wird auch Beysprung, schönes Wort! nicht ferne seyn! Betreffs meiner was soll ich thun. Jetzt bin ich so weit in Italien, wer weiss wie ich wieder dazu komme und zu dem lasst sich die Sache verzweifelt schön an. Mein Aufenthalt wird kurz seyn, denn über 4 Monate reicht mein *Proviant* nicht, vielleicht nicht ganz so lang, wenn ich nicht mit

---

[1]) d. h. Genre; „Changers" nach der von Cornelius beliebten, norddeutschen Aussprache dieses Wortes.

[2]) Mit diesem wie bei Schwind gewöhnlich, verschriebenen Namen ist der Dichter Carl Wilhelm Vogt gemeint. Von Jugend auf gnomenhaft verwachsen, aber mit grosser poetischer Begabung ausgerüstet, dichtete derselbe und verbrauchte sein nicht unbedeutendes väterliches Erbe; lieferte 1836 eine öfters aufgelegte „Beschreibung von Hohenschwangau" und einen Führer durch die baierischen Alpen. Im Jahre 1848 spielte er eine lächerliche Rolle als Volksbeglücker und Tribun, schrieb als schnöder Journalist in allen Farben, machte eine Unzahl von Büchern und Projekten, bis er, arm und vergessen, 63 Jahre alt, am 29. Juli 1874 zu München verschied.

[3]) Hier ein zufälliger Dintenklex.

leeren, ganz leeren, entsetzlich leeren Taschen nach Hause kommen will; aber besser kurz als gar nicht, vielleicht besser kurz als zu lang. Ist es nicht eine Schande zu denken wo dann am klügsten seyn wird anzufangen, aber *dio mio* die Zeiten gewinnen ein fatales Aussehen, „und Andresl möchte gern leben!" Welche fünfzigtausend Teufel reiten denn den Schnorr dass er noch einen so entsetzlichen Kleiderhandel unternimmt? Es wird also schon an Arbeit für den neuen Bau gedacht, ist alles schon verpachtet? Auf unser einen wird da schwerlich etwas kommen. Auch gut. Indessen dürfte es nicht übel seyn Augen und Ohren bey der Hand zu haben. Dass man von der Sache mit Hhn-Schwg. weiss macht am Ende nichts. Die Trefflichen die mich besuchen wollten, kann ich vielleicht wo anders hin laden wo es auch nicht übl ist. Quaglios Brief ist im Nothfall gut mich gehörigen Orts zu entschuldigen, und wenn sich der Kronprinz für meine Arbeiten interessiren will, werde ich immer etwas haben wo er sich überzeugen kann dass ich Glink[1]) den Göttlichen nicht nachstehe, *basta*. Ich habe mich hier schon ordentlich herumgetrieben und die wichtigsten Sachen zwey, dreymal gesehen. Meine Hauptfreude aber ist *San Giovanni e Paolo*, nebst der Marcus (Kirche) in der ich täglich eine kleine *Revue* halte. Die Untersuchungen über *Composition* findet (sic!) hier wenig Ausbeute, ich hoffe überhaupt den ganzen Plunder los zu werden. Ueber den Charakter des *Titian* bin ich ganz irre. Ich kann gar zu keinem rechten Begriff kommen was denn das für ein Menschenkind ist. *Paol Verones* ist derjenige, den mancher kennen lernt, aber selten in seinem rechten Humor. Dagegen setzen mich die Alten in Erstaunen. Diese Kirchlichen haben einen verteufelten Vorsprung, schon dadurch dass sie Glieder einer geistigen Gesellschaft sind, während die anderen nur zu oft, von dem sehr materiellen Interesse, einer Macht von dieser Welt, abhängen. Diese Judenkerls von *Dogen* haben sich nicht wenig erlaubt die Kunst zu Staatzwecken zu erniedrigen, wie Ringseis[2]) sagt. Seys wie es will die Sachen sind gut und ich für meinen Theil freue mich unendlich dass ich das alles sehen kann. Ich wohne sehr angenehm bei Spaun's Schwager habe eine prächtige Aussicht, bin ganz ungestört, im freyen Gebrauch von Büchern, Kupferstichen in Massen, eines herrlichen *Claviers*, unschätzbaren Bedientens und habe überdiess eine kleine aber sehr honette Bildersammlung im Haus. Mit Quaglios Sachen werde ich, dem Himmel sey eine Wachskerze versprochen *grande flagrante spangente odori e dipinta ed ornata con fiori e santi!!* dieser Tage fertig: das ist eine schöne Unterhaltung! Die *Riva* besuche ich täglich zweymal, wenn ich nicht vorziehe in der Gondel herumzufahren *per un swansiger* die Stunde. Zwei treffliche Erzähler machen mir das grösste Vergnügen. Der eine *Tonin Bangnatio* schwarz angezogen mit zinnernen Ringen von kolossaler Grösse an den Fingern, reisst Possen über die Alles unmenschlich lacht, von denen ich aber, da er den Dialekt spricht, fast gar nichts verstehe. Der andere zerlumpt und schmierig wie man sich gar nicht vorstellen kann, erzählt im grössten Pathos sehr rührende Geschichten. Missethaten geschehen vom schwersten *Caliber*, Geister erscheinen sie zu entdecken, noch öfter aber und fast immer wird ein Tyrann, schlechter Kerl und Ungeheuer vom Kaiser Joseph *il dolcissimo amigo della infelice umanita, il buonissimo sovrano* unerkannt überrascht und dann in *Galla* verurtheilt. Nebenbey bemerke ich einen alten der noch seinen einst rothen Mantel trägt die Zierde des Venetianischen Adels. Dermalen ist er ganz schäbig, nur in den tiefsten Falten roth und häufig mit blauen und schwarzen Fetzen geflickt. Eine Gondl von einem Capuziner gerudert, während sein *Camerad* im Kammerl schläft, in einem ganz entlegenen verfallenen *Canal*, machte sich auch nicht übel. Ein Winkel an einer Kirche verschmäht die gewöhnliche Inschrift *rispetate la casa di Dio* und schreibt *Dio te vede*. Man denke

---

[1]) Der Maler Franz Xaver Glink, geboren 1795 zu Burgau, ein Schüler von Langer, wurde mit Ausführung einiger Compositionen Schwinds für Schwangau betraut. Er starb am 21. Februar 1873.

[2]) Dr. Joh. Nep. von Ringseis, der originelle Charakterkopf, Leibarzt und Reisebegleiter König Ludwig I., geb. 16. Mai 1785 zu Schwarzenhofen in der Oberpfalz, gest. 22. Mai 1880.

sich *Dio* wie er zuschaut. Das Gesindel von Matrosen und vor(aus) die noblen schönen einzigen *Venetianerinnen* unterhalten mich trefflich. Abends gehe ich öfter in eine Kneipe mit hinlänglich verrückten Individuen: Ein Buchhaltungs Beamter, so zu Schanden gerechnet, dass er auch Sonntags wie vom bösen Geist getrieben in die Kanzley muss und allein, verzweiflungsvoll irgend etwas rechnet. Ein Hauptmann der täglich rapportirt wie viel Prügl *Pisan Sabion* und *Agostion* die gottlosen Schufte bekommen haben. Gott sey Dank hat er jetzt acht Tage Haus-Arrest, weil der *Sabion* der Lump bei der letzten Parade besoffen war und in dem erhabenen Moment der *Revue* zu speyen anfing. Ein Luder von Oberlieutenant spricht von sich als dem schwarzen Hofer. In einem *Caffe*haus treffe ich Maler *Br*... der den Folz verehrt, einen französischen Verehrer des Cornelius und ein Venet. der nichts schöneres weiss als einen dermassen *scorzirten* Christus von *Pordonone* dass er breiter als lang ist. *Adieu. Schwind nel Caffè greco.*

NB. Es wird eine Kiste *Pomeranzen* unter deiner *Adresse* anlangen, die ich auszuzalen und zu *Schnorr* zu *spediren* bitte. Deinem Bruder und *Schulz* sowie das Kupfer stechende Geschlecht, Schwandaler Hiltes nebst den gutgeborenen Baronen alles Schöne. Ist es wahr das Bürgl[1]) todt ist? Was macht Hängmann?

IX. Rom, 19. März[2]) 1835.

Liebster Freund Schiller! Bedenke dass das der dritte Brief ist den ich heute schreibe und entschuldige dass er so kurz aussehen wird. Ich bin vorgestern angekommen. Cornelius ist noch hier, reist aber Samstag ab. Seinen *Carton*[3]) habe ich gerade noch gesehen, freue dich darauf, der ist sehr schön. Wrangel studirt die Farbe, das heisst er malt alte und junge Vettln nach der Natur, das scheint hier Mode. Löhr[4]) ist in der *Campagna* kommt aber in acht Tagen. Die Landsleute gehen alle in tiefer Trauer[5]) Ich gehe zu ihnen in die Kneipe und unterhalte mich ganz gut. Sie grüssen euch alle. Berger[6]) war sehr krank, ist aber seit gestern ausser Gefahr. Pollak[7]) bleibt noch ein Jahr hier, ist sehr eifrig mich herumzuführen, aber als täglicher Begleiter nicht zu brauchen. Seiz[8]) bleibt hier hat einen Schnurrbart und ist sehr angenehm. Nadopp[9]) wird wohl auch zu meiner *Compagnie* gehören. Koch,[10]) Wagner,[11]) Overbeck[12]) habe ich vor der Hand auf der Gasse gesehen. Gfn. Inglheim hat mich Schönmann[13]) vorgestellt und ich habe Schulzens Empfehlungen ausgerichtet. Er war erfreut zu hören dass es ihm gut geht. Ohms hat ein abschreckendes Äussere. Das *campo vaccino* wird bald gar nicht mehr zu kennen seyn. Sie räumen den Schutt weg, fassen alles schön ein, haben, wie alles mit Klagen versichert, alle Cypressen umgehaut, kurz es wird so viel wie möglich einer Lichtensteinischen Anlage gleich gemacht. Ich wohne auf dem spanischen Platz in einem

---

1) Der berühmte Genremaler Heinrich Bürkel, geb. am 29. Mai 1802 zu Pirmasens, wurde damals todt gesagt, starb aber erst am 10. Juni 1869 zu München.

2) Verschrieben für Mai.

3) Zum „Weltgericht“ in der Ludwigskirche. E. Förster Gesch. der deut. Kunst 1860. V, 53.

4) Emil Ludwig Löhr, Landschaftsmaler, geb. 1809 in Berlin, gest. 21. April 1876 zu München.

5) Wohl noch wegen des am 2. März 1835 erfolgten Ableben des Kaiser Franz.

6) Bildhauer?

7) Leopold Pollak Landschaftsmaler. Wurzbach XXIII, 75.

8) (Max) Alexander Seiz, Historienmaler, geb. 1811 zu München, gest. 18. April 1888 zu Rom. Vgl. m. Artikel in der Allg. Deut. Biogr. XXXIII, 655.

9) Franz Nadorp Landschafter und Historien-Maler, geb. 1794 zu Anholt in Westfalen, 1814 nach Prag, Jugendfreund von Führich; ging 1828 nach Rom, starb daselbst 17. Septbr. 1876. Vgl. Andresen Die deutsch. Maler-Radirer. 1867. II, 278.

10) Jos. Ant. Koch Landschaftmaler, geb. 27. Juli 1768, gest. 12. Januar 1839.

11) Jos. Martin von Wagner, Bildhauer 1778 † 1858.

12) Fr. Overbeck 1789 † 1869.

13) Joseph Schönmann, Historienmaler. Wurzbach XXXI, 167.

recht angenehmen Zimmer bey braven lustigen Leuten (No. 71), es ist aber doch besser in *caffe greco* zu *adressiren*. Ich habe keinen Brief hier vorgefunden, hoffe aber er ist unter Weg. Solltest Du aber doch veranlasst gewesen seyn auf eine Anzeige meiner Ankunft gewartet zu haben ecco la und schreibe gleich. Ich fühle auch schon lang ein Bedürfniss nach einem Brief von Schulz aber dieser Tyrann scheint nicht einzusehen dass meine Briefe an Dich ohnedem an alle sind. Meine Reise war nicht die beste und ich rathe jedem einen Freund abzuwarten. Mein *Compagnon* war einmal zu unleidlich mit seinem ewigen *Gollorütt* und seiner Lust zu *chgobbüren*. Er wollte auch immer wissen warum man nicht nach der Natur male da man doch nach der *Nadhuur* zeichne. Vielleicht glaubt er auch man componire nach der Natur. Das sind Ludern! Bey Schnorr und Amsler bitte ich dich alles Schöne auszurichten. Ich habe mich sehr lebhaft an den 15. May vom vorigen Jahr erinnert. Man scheibt doch Kegl? Merz und Schütz, Reichlin und Aretin alles Schöne. Schreibe bald oder gleich und treibe andre an ein Gleiches zu thun. Dein Schwind. Mdm. Kirchner meinen Respect.

(*Al sue giatissimo Sign. Sign. Luigi Schaller scultore, Monaco in Baviera.* Sonnenstrasse No. 3.)

X. Rom den 1. Juny!!!

Theuerster Freund Schiller *cosa vol dire questo* alle Tage laufe ich auf die Post und immer *niente, niente*. Ich denke zwar immer es müsse schon unterwegs (sein), aber ich muss am Ende doch je eher je besser anfragen was es für einen Hacken hat. Bedenke wie unangenehm es wäre hier pumpen zu müssen, und schicke entweder alles was du hast, am besten in Form eines Wechsels an *Torlognia* oder schreibe was zu schreiben ist, damit ich mich von Wien aus verproviantire *ma presto prestissimo*. Ich habe mich hier schon sehr fleissig umgesehen kann aber nur sagen dass alle Beschreibungen nicht passen besonders in Bezug auf die *Rafael*ischen Sachen. Die Teppiche werde ieh heute sehen.

Bey Koch war ich. Er hat eine Landschaft mit Apoll unter den Hirten *molto bella* und *Diana* und *Actäon* nebst sechs andern fertigen zu Hause. Von seinen historischen Sachen habe ich einen Theil des Dante gesehen, die zum Theil recht gut gedacht sind. Eine Zeichnung von *Cerelli* die er hat, muss ich gestehen dass mir gar nicht eingeht. Wenn die andern nicht besser sind dann begreife ich dass er viel macht. Die Sachen von Koch in der *Villa Massimi* sind auch wahre Todtentrüchl-Arbeit, obwohl es Mode scheint die andern Arbeiten gar nicht anzuschauen. Ihr kennt die Sache ohnedem, so will ich nur sagen wie mir an den Sachen des Ovbk. der Uebergang von einer fast lächerlichen Naivität, wie in dem Bilde wo die beyden verbrannt werden sollen[1], zu den eleganten Nebenfiguren sichtbar ist, einer der grössten Uebelstände in der neuen Kunst. Es ist merkwürdig an den alten Bildern sind die Nebenfiguren beynah oder bis zum zuwiedern wirkliche Portraite, in demselben Sinn wie die Sheakspearischen Nebenfiguren, und bey denen die versichern ihnen nachzustreben, stehen sie Modell ärger als bei *Dominichin* oder irgend einem barocken Meister. Da heisst's Luft geben. Führich seine Sachen machen mir gar nicht Eindruck, man sieht die Zeichnung auf blauem Papier aus schwarzen und weissen Drukern componirt. Schönmann ist ein einziger Kerl und obwohl er der Palast frömmigkeit zu ehren alle Worte die damit zusammenhängen, aus spricht wie der Ammerling, so ist er doch der gescheidteste und lustigste. Bauer[2]) arbeitet stark an einer Kreuztragung die von der Stelle nicht fertig wird. Rath ist so erschrecklich dumm dass man gar nicht weiss wie man vorbeyfindet und dazu gehörig vorlaut und grob. Flatz[3]) kriecht wie eine Maus hinter dem Pater Zwersch der immer zum Essen kommt. Ausserdem zeigt sich Marko

---

[1]) Sofronia mit Olinto auf dem Scheiterhaufen, von der ritterlichen Clorinde befreit.
[2]) Franz Bauer, Bildhauer. 1798. † 1872.
[3]) Flatz, geb. 1800, † 19. Mai 1881.

Mayer[1]), Alt[2]) Vater und Sohn, Seitz und Schubert. Von Seitz weiss ich nicht genug gutes zu schreiben. Der Kerl ist so liebenswürdig lebendig und vernünftig, dass manche seiner früheren Eitelkeiten nicht mehr mit ihm zusammzureimen ist. Das wird gewiss ein tüchtiger Mann. Die bewusste Kuppel[3]), die mit Kaulbach und Hermann contrahirt, hat Cornelius auch ihm angetragen, er mag aber nicht. Mir für meinen Theil wird es immer klarer dass wenn man mich in München nicht so beschäftigt dass ich mit allen Kräften arbeiten kann so sitz ich gleich auf und gehe nach Wien. Zu verhungern braucht man nicht wenn man etwas leistet, das ist gewiss und das übrige liegt nicht in unserer Hand. Pollak schämt sich seiner Versuche Historienmaler zu werden. Er malt seine italienischen Kerls sehr lebendig und sauber, ist kreuzlustig dabey und thätig, was will man mehr. Löhr ist fast begraben in Landschaftsstudien die fast durchaus fleissiger seyn könnten, aber doch genug, sie haben (ihn) in Thätigkeit und eine Art von Selbstständigkeit versetzt. Er ist in Albano und kommt nur manchmal herein. Er grüsst Schulz und Schaller vielmals. Oms und Inglheim liess ich mich vorstellen, richtete meine Empfehlungen aus, die ziemlich schlecht aufgenommen wurden, wie mir schien, da aber weder ein Gegenbesuch noch eine Einladung erfolgte kümmere ich mich nicht weiter um sie. Bey Overbek war ich noch nicht auch nicht bey Thorwaldsen. Morgen gehe ich in die französische Academie um einmal zu sehen was diese Kerls machen. *O Dio* wäre nur einer von Euch da, der Wein ist so famos gut dass um jede Flasche Schad' ist die nicht von ordentlichen Leuten getrunken wird. Der Bauer ist auch ein rechtes Kameel mit seiner rothen Nasen und seinen Witzen über die Niemand lacht als er, dass doch so wenig Leute einen selbstständigen Zustand ertragen können. Wenn nur Schönmann nichts machte als Landschaften die ihm vortrefflich gelingen während die sanften Heiligen und Engeln auf gar schwachen Füssen stehen. Wer Rom noch sehen will, der komme bald. Der *Campo vaccino* wird renovirt ich glaube wahrhaftig sie haben nicht weniger im Sinn. Das Colosseum ist voll neuer Mauern. Der Friedens Tempel mit einer schönen hohen dichten gelben Stakete umgeben. Die Bögen und Säulen stehen jedes wie in einer Badwanne mit einer zarten geweihten Mauer umgeben. Es ist einzig. Im Lateran habe ich den Pabst[4]) das Volk segnen sehen, es geht dabei zu wie bey den Englischen Reitern!

Ich bitte dich schreibe nur gewiss gleich ob bei Schnorr durch den dummen Pulverthurm[5]) kein Unglück geschehen ist, sie wohnen so nah. Suche auch zu erfahren ob bey Riedl alles wohl ist. Geht ihr fleissig Kegel scheiben? Ich rede so leicht davon München zu verlassen, aber es wird mir schwer werden, denn ich habe diese Leute so gern. Was macht Merz, Schütz? es schreibt keiner trotz meinen schönen Versen. Leb wol und lass mich nicht in diesem schönen Lande von Unruhe gequält werden, ich glaube oft du bist krank oder weiss der Teufel was geschehen ist. *Adio.* Schwind.

Der Madame Kirchner *mei reveri.*

XI. Rom 19. Juni 1835.

Liebster Freund Schiller! So eben ging Bauer von mir, mit dem ich diesen Abend eine Flasche *Orvieto* getrunken habe. Obgleich ich etwas betrunken bin, will ich doch noch heute schreiben, um dich nicht einen Posttag länger in Besorgniss zu lassen. Dein Brief hat sich richtig unter Lit. M. vorgefunden. Ich war noch nicht in Verlegenheit und so ist alles gut. Jetzt packe aber alles was noch da ist zusammen und schicke mir es gleich

---

[1]) Unter den 116 Trägern dieses Namens findet sich bei Wurzbach (XVIII) kein Markus Mayer.

[2]) Jakob und Rudolf Alt. Vgl. Wurzbach I, 15.

[3]) In der protestantischen Kirche zu München, gemalt von Karl Heinrich Hermann. (Vgl. m. Artikel in der Allg. Deutsch. Biogr.)

[4]) Gregor XVI. (1831—46).

[5]) Am 16. Mai 1835 sprengte der Bombardeur Stanislaus Schmidt das Pulvermagazin auf Oberwiesenfeld, wodurch der Stadt, namentlich durch die zersplitterten Fensterscheiben, ein ungeheuerer Schaden erwuchs.

damit ich dann damit nach Haus reisen kann. Ich habe eine Zeichnung in Wasserfarben gemacht, die Arbeiter die erst Abends in den Weingarten[1]) kommen, habe alles bis auf ein Paar Gallerien gesehen und will jetzt auf acht Tage aufs Land gehen, dann noch eine Recapitulation vornehmen und dann nach Neapel gehen. Ich habe mir vorgenommen die Sachen in Pompeji nach Kräften zu studiren, denn ehe ich mich hergebe dem schlechten Geschmack (zu dienen) frischweg zum Zimmermahlen zu greifen. Die Nachrichten aus München machen mich ganz toll. Mit Cornelius habe ich davon gesprochen. Er sagt er würde auf jeden Fall die Parthey der Professoren nehmen müssen, hoffe aber, da er bey der Sache nicht betheiligt ist, ausgleichend wirken zu können. Aber sein Hass gegen Schnorr, unter uns gesagt, bricht überall hervor, und Kaulbach ist ein so närrischer E. dass daran wohl alle guten Vorsätze scheitern werden. Ich habe hier zu lachen genug. Ein sicherer Dr. Höfler[2]) macht den Kunstrichter und Tonangeber, und ich lasse ihn fleissig aufsitzen, Anfangs zum Schrecken jetzt zum Vergnügen der Gesellschaft. Dann bin ich mit dem alten Koch[3]) in Disput über sein verrücktes Buch und des Reinhardt[4]) Geschmier wobei er sich äusserst wahnsinnig geberdet. Dazu hatte ich drey Tage die Lina Pasqualatti[5]) da die mit ihrem Mann nach *Iskia* ins Bad reist. Ich hatte die verteufelte Ehre sie allein herumzuführen. So dumm sie ist, ist sie doch erstaunlich elegant und wusste ein weites und breites zu fabeln. Dazu sind die König'schen Gebräuche bey ihr in vollem Schwung, und sie coquettirt für den Teufel.

Es freut mich recht dass Schulz und dein Bruder schon an der Arbeit sind. Ich habe eine solche Passion in Oehl zu malen, dass ich es gar nicht mehr erwarten kann. Soll man sich um alles in der Welt Glück wünschen, wenn man solche verrückte Bestellungen los ist. Ich rechne gar auf keine königliche mehr, und wenn sich der Kronprinz lang besinnt reise ich ihm vor der Nase fort. Es giebt keinen honetten Mecänas[6]) mehr. Für Merz bin ich recht froh dass er so gut beschäftigt ist, obwohl es gräulich ist so schöne Verse wie die meinigen nicht zu beantworten. Ein gleiches Ungeheuer ist Schütz. Bey Amsler empfiel mich bestens, wie freue ich mich ihn wieder zu sehen. Was schreibst du von der Louise sie sey alt geworden und lustig? Ich kann es nicht lesen. Ist die Fr. v. Schallhammer in München? Für die Figur meinen schönen Dank. Dein Freund

Schwind.

XII. Rom 24. Juli 1835.

Lieber Freund Schiler! (!) Vor der Hand sey dem Himmel gedankt, dass Du Arbeit hast und dass Dir noch mehr dergleichen bevorsteht. So wird es sich auch diesmal bewähren, dass einer, der was kann und Lust hat zu arbeiten, am Ende zu etwas kommt. Nichts ist erfreulicher zu hören, als dass Gärtner[7]) so in Schwung kommt, dass kann nicht anders als einen guten Einfluss auf alles haben. In die Länge könnte die Klenzische Art die Malerey zu verwenden ohne Schaden nicht angewendet werden, obwohl es bis jetzt

---

[1]) Angekauft von der reichen Malerin Frl. Emilie Linder, geb. 1797 zu Basel, † 12. Febr. 1867 zu München (stiftete ihre Sammlung in das Museum nach Basel).

[2]) Dr. Constantin Ritter v. Höfler (geb. 1811 in Memmingen), k. k. Professor, Reichsrath, Geschichtsforscher.

[3]) Vgl. Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunstleben und Treiben; oder die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von Joseph Anton Koch in Rom. Carlsruhe 1834. 112 S. kl. 8⁰. Das köstliche von Humor und Laune sprühende Buch wurde seitdem von D. Strauss und Rosenberg neu herausgegeben und abgedruckt. Vgl. m. Artikel über Koch in der Allg. Deutsch. Biogr.

[4]) Johann Christian Reinhardt, geb. 24. Januar 1761, † 8. Juni 1847 zu Rom. Landschaftsmaler. Vgl. Andresen: Maler und Radirer. 1866. I. 177—352.

[5]) Ueber die freiherrliche Familie Pasqualati vgl. Wurzbach XXI, 319.

[6]) Schwind liebte das Wort Maecenas zu gebrauchen, obwohl er gelegentlich behauptete, er wisse den Namen nie gehörig zu schreiben.

[7]) Fr. v. Gärtner erhielt damals den Neubau der Universität in der Ludwigsstrasse.

ein grosses Glück und eine treffliche Vorbereitung war. Es ist mir leid dass Du nicht mehr von Cornelius schreibst. Er war von der ganzen Geschichte sehr wohl unterrichtet und lebte der Hoffnung als ein ganz unbetheiligter zu einer vernünftigen Beylegung bedeutend beyzutragen. Ich fürchte aber sein Hass gegen Schnorr und die Bosheit des Kaulbach wird von dem guten Vorsatz zu nichte machen was die höchsteigenen Launen übrig lassen. Am Ende können doch alle diese Wände nicht geweisst oder die Arbeit wie Schotterfuhren an den wenigstnehmenden überlassen werden. Hier geht alles hübsch langweilig herunter. Das grösste was ich hier an Begeisterung erlebt habe, war ein langer, halb betrunkener Monolog eines Bildhauenden Freundes der an gänzlichem Mangel an Zusammenhang und Unterscheidung alles übertraf was ich je gehört habe. Das Thema war beyläufig dass die christliche Bildhauerey ganz wie die Antike müsse behandelt werden. Davon ergab sich als Ableitung dass die Arrestanten keinen freyen Willen, wohl aber 2 Paul des Tages haben, dass Thorwaldsen zwey Jahre nicht gearbeitet, wenn er aber die zwölf Apostel allein gemacht hätte, 24 Jahre hätte arbeiten müssen, mithin ein christlicher Bildhauer genannt werden könne obwohl es gegen seinen Glauben sey. Dass die Antiken auch natürlich seyen und *Michl angelo* Gruppen aus dem jüngsten Gericht des *Fiesole* gestohlen habe *etc.* so unsinnig ist beyläufig alles, nur nicht so lustig. Meine Zeichnung[1]) wird fort und fort angesehen und belobt wie der grüne Klee, der scheint hier wohlfeil.

Diese Tage reise ich nach Neapel was ich so schnell als möglich abthun will, um endlich wieder einmal nach Haus und an die Arbeit zu kommen, wozu mich nebst andern auch die Furcht vor der *Garantäne* antreibt die leicht verhängt werden könnte wenn die Cholera die jetzt in Nizza ist, weiter um sich griffe. Die Hoffnungen mit Linz sind etwas schwächer, d. h. mit den Aeltern giebt es Förmlichkeiten. *Vedremo!* ich vergieb mir nichts und verliere den Kopf nicht, geht's wie's will. Bald ein mehreres davon, aber jetzt lasst es ja verschwiegen seyn. Was macht denn Heinrich, ist er noch in München oder Hannover? ich weiss gar nichts von ihm. Ist dein Bruder schon weit. Ich habe hier noch nach *Tivoli* zu fahren um die Bilder des *Titus* zu sehen *poi parto.* Seitz grüsst dich vielmals. Kennst du den Höfler? er ist sonst ein gescheidter Mann aber die Kunstansichten sind zu verrückt. Leb wohl und grüsse alle von deinem Freund Schwind.

P. S. Damit du das andere ungestört vorlesen kannst schreibe ich von den Geldsachen abgesondert. Was du mir schickst ist allerdings erstaunlich wenig. Vorausgesetzt dass du richtig 550 Fl. von Quaglio bekommen hast, sollten doch noch 250 Fl. da seyn, denn mehr als 50 Fl. kannst du doch nicht für den Farbenesel, die Post und meine Röcke ausgegeben haben. Ich habe jetzt nach Wien um Geld geschrieben, das mich in Florenz erwarten soll, denn es ist nicht vorauszusetzen dass du in Zeit von 3 Wochen wirst schicken können. Es macht vor der Hand nichts, aber wenn ich zurückkomme so muss ich darauf rechnen es in Bereitschaft zu finden, denn ohne Geld kann ich in Guckuks Namen nicht seyn da ich mich auch mit Farben einrichten muss und dgl. Schreibe nur auch du an Binder und sage ihm gerade heraus, er solle sich an dich erklären ob er zahlen wolle, da er schon meine Briefe nicht beantwortet. Ich müsste ihn im Nothfall klagen, mir ist es eins, denn so ein Betragen ist unverschämt. Mit Schwandaler den ich schönstens zu grüssen bitte, könntest du etwas von Quaglio reden. Vielleicht weiss er etwas das im Anzug ist. Auf jeden Fall mache ich mich an den „Ritter Curt", und habe ihn vielleicht untermalt biss der Kronprinz kommt. Den muss ich in München erwarten. Geht ihr auf keinen Sommerball? Wie sieht das Volk jetzt aus? An die Barone alles Schöne. Ich freue mich schon auf Neapel und das Meer wie verrückt. Am Hafen herumzulaufen ist ein zu grosses Vergnügen. Es ist sehr der Mühe werth Venedig, Padua und Triest zu sehen. Wäre die Sixtinische und etwas grosses von Raphael dort man hätte genug daran. Die Sachen in Padua von Giotto werden von nichts übertroffen. Adieu. Schreib nach Florenz.

---

[1]) Ritter Kurt's Brautfahrt? (oder die Arbeiter im Weinberg?)

XIII. Rom 6. Sept. 1835.

Lieber Freund Schiler! (!)

Gestern kam ich von einem dreywöchentlichen Ausflug von Neapel zurück, und fand zu meinem grossen Vergnügen deinen Brief im *Caffé greco.* Es scheint dass ein Brief an dich verloren gegangen ist, denn ich glaube dir bestimmt von einem Plan für die nächste Zeit und auch von Thorwaldsens Statue geschrieben zu haben um die du mich frägst. Was das erste betrifft, reise ich Donnerstag 8 Tage (heute ist Sonntag) von hier ab, wahrscheinlich mit bedeutendem Leidwesen, denn so eine Stadt wie Rom giebt es einmal nicht wieder. Ich werde so viel möglich mit der Post reisen, aber mich doch in Padua und Venedig und später bei meinem Bruder in Gmunden und in Linz etwas aufhalten, wie es eben sich thun lässt und dann nach München kommen, um dort allda zu bleiben biss der Ritter Kurt fertig ist. Ergiebt sich mittlerweile eine Bestellung von König oder Kronprinz, ist es gut, wo nicht gehe ich mit dem fertigen Bild nach Wien, wo ich schon mein Fortkommen werde zu finden wissen. Eher als ich den Knecht oder Possenreisser mache, suche ich ein Zimmermaler-Gewerb zu kaufen und kann da vielleicht mehr ins Werk setzen. Im äussersten Fall bin ich auf alles gefasst, will aber das bessere hoffen.

Thorwaldsens Statue, aber sage es um alles in der Welt nicht weiter, gefällt mir ziemlich wenig[1]). Der Mann hat auch das Unglück dass er immer machen muss was nicht sein Talent ist. Man sieht er wollte ein deutsches Pferd machen, brachte aber ein Ding zu Stand ohne Brust mit grossem Kopf und langmächtigen Haxen. Die Rüstung ist flau gearbeitet, überhaupt die ganze Figur nicht von ihm, man sieht es stark. Hätten sie's doch von Schwandaler machen lassen!

Den Brief den du nach Florenz geschickt hast, werde ich bekommen; aus dem letzten, der im ganzen, ich weiss nicht warum, einen etwas traurigen Eindruck machte, geht doch Gott sey Dank hervor, dass du den trefflichen Prelauer[2]) beschäftigen kannst, also Arbeit hast. Lasse nur den Muth nicht sinken, ist es bis jetzt gegangen, wird es weiter auch noch gehen. Denke nur an die bürgerlichen Gläubiger, Schulz und ich werden dich nicht fressen. Ich hoffe durch Duller die kleinen Kupfer Platten[3]) zu verschachern, dann kann ich eine Weile aushalten. Ich habe gelernt mein Geld aufschreiben und etwas Verdienst wird sich schon finden. Wenn ich dich überhaupt plagen muss, so ist es um einen monatlichen Zuschuss, den ich aber im Nothfall auch anderswo auftreibe. Ich bin sehr begierig wie ich (in) München aufgenommen werde, mir ist fast Angst unter alle diese Feindseeligkeiten hineinzukommen, hoffe aber es wird sich niemand viel um mich kümmern, und so fern man Protection nöthig hat, verlasse ich mich auf Schwandaler. Viel Freude ist auf keinen Fall zu erwarten. Von Linz hätte vor 14 Tagen schon Antwort kommen sollen, bis jetzt ist aber nichts da.

Die Reise nach Neapel mache ich mit Loehr im *Cabriolet* auf Arguisanis Wagen. Ich war vierzehn Tage lang in Rom herumgezogen biss ich endlich abreisen konnte. Die verrückten neapolitanischen Verordnungen gegen die Cholera, brachten alle gemachten Verabredungen zu nichte. Auch das letzte mal wiesen sie uns an der Gränze zurück, weil in dem Pass des *Conducteurs* eine Kleinigkeit fehlte. Wir mussten anderthalb Tage in Terracina bleiben und zwey Nächte dazu bis der Pass *corrigirt* von Rom zurück kam. Loehr war in Desperation, ich unterhielt mich aber prächtig. Die Stadt ist ein interessantes Loch und die Aussichten so schön das mir die Zeit nicht lang wurde. Abends badete ich im Meer und rauchte am Fenster einige vergnügliche Pfeifen. In Neapel machte ich es sehr einfach. Morgens ging ich an den Hafen, dann ins Museum, Nachmittags schlief ich, Abend ging ich an der *Strada nova* hinaus und wenn es finster war ins Theater.

[1]) Die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian für München.
[2]) Der Name ist undeutlich.
[3]) Sie erschienen später unter dem Titel „Radir-Almanach“.

Einen Tag brachte ich in der Gegend von Puzoli[1]) zu, in Gesellschaft des Frankfurter Brentano[2]) sammt kümmerlicher Gemalin, des *Doctor* Höfler, eines Schweizer Geistlichen und des jungen Rhoden[3]). Himmel was hab ich ausgestanden! ist das ein affektirtes und gefühlloses Volk! Greller habe ich das *fatale* der frommen Parthey oder besser der Partheyfrommen nie hervortreten gesehen. In Pompeji war ich Gott sey Dank, allein mit dem jungen Rhoden. Den *Vesuv* zu besteigen gelang mir nicht. Es war viel schlechtes Wetter, mit der Gesellschaft ging es auch nicht zusammen und allein kostet es zu viel. Er rauchte stark, feuerte aber nicht. Wenn man am Meer spazieren gehen kann braucht man nichts weiter, solche erstaunliche Dinge wie der Vesuv sind für die Engländer, für mich nur in sehr guter Gesellschaft. An den *Pompejanischen* Sachen fand ich sehr viel Aufklärung, vor allem die dass es eine grosse Thorheit ist diese Art wieder in Schwung bringen zu wollen[4]).

Wenn ich bedenke wie höchst verschiedene Arbeiten ich gesehen, die doch jede einen vollkommenen Eindruck macht, so finde ich (mich) in der Ansicht ganz bestärkt, dass jeder thun soll wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber heut zu Tage sehr schwer, denn biss man weiss dass man einen Schnabel hat, ist er von vielem Anstossen schon ganz verbogen. — Seitz wird mit seinem Bilde „Esau und Jakob“ nächstens fertig, es gehört dem Frl. Linder. Harres (?) ist an der Schwindsucht gestorben. Der arme Kerl kam bald nach mir an, sah aber schon so schlecht aus dass ich ihn nicht mehr erkannte. Die Reise und die schlechte Luft haben ihn vollkommen umgebracht. Bauer und Roth sind bös auf mich, oder möchten es gern seyn, weil ich mit Schönmann allein spazieren gegangen bin. Der dumme Esel von Roth fing an sich meiner mit Sticheleyen zu erbarmen biss ich ihn einmal am Tisch tüchtig ausmachte. Ein Architekt Haslinger ist als Pensionär angekommen. Tunner (?) malt an einer Madonna. Der alte Koch hatte das Podagra, läuft aber jetzt wieder lustig herum. Er will meine Arbeit sehen. Pollak habe ich mit Kirner[5]) in *Molo di Gaeta* getroffen. Der Kerl ist sehr fleissig, und macht seine Sachen ganz sauber. Schulz wird wohl schon gesund seyn, vielleicht treff' ich ihn noch. Wenn du mir noch schreibst, thue es nach Venedig. Grüsse deinen Bruder, Prelomer und Heinrich recht schön und leb' wohl. Dein Freund Schwind.

P. S. Grüss die M. K. recht schön wenn du sie siehst. Bei Schnorr meine Empfehlung.

XIV. Venedig 1. October (1835).

Liebster Freund Schiller!

Vorgestern Abends bin ich hier angekommen nach ununterbrochener *Diligence*fahrt von Rom, welches ich Donnerstag den 24. verliess, über *Ancona* und Bologna. Florenz konnte ich leider wegen der *Cordone* nicht passiren. Ich sinne jetzt auf den nächsten Weg zu meinem Bruder nach Gmunden und Linz. Ich habe hier einen Brief von Paur (oder Spaun?) gefunden, der wieder nicht ordentlich lautet. Denn Ritter Kurt habe ich nach allen Seiten durchstudirt und zweifle nicht dass die Arbeit frisch vorwärts gehen wird. Eine bedeutende Veränderung obwohl sie wenig Störung macht, soll dem Ganzen die rechte Rundung verschaffen, indem sie den Theil wo die jungen Leute bey dem Bücherladen stehen, mit in die Handlung verflicht. Die Aufklärung und bestimmte Ansicht über Farben und Stimmung die ich in Rom glaube erobert zu haben, werden dem ganzen auch aufhelfen.

Sage Merz er sey ein schlechter Mensch, Tyrann und Kieselherz da er meinen schönen *Vers*reichen Brief durch fünf Wochen unbeantwortet liess. Ich habe correspondirt

---

[1]) Puzzeoli.

[2]) Christian Brentano, ein Bruder des berühmten Dichters Clemens Brentano.

[3]) Francesco von Rhoden (auch Rhoder), Historienmaler, ein Sohn des Landschafters Joh. Martin von Rhoden.

[4]) Und doch malte Schwind zu Karlsruhe die Gemälde-Gallerie des Philostratus!

[5]) Der Genremaler J. B. Kirner, geb. 1806, † 19. Nov. 1866.

wie das schönste Handlungshaus und das ist der Dank! Ebenso verdient Schulz den Staubbesen. Das wird sich alles finden. *In ricompenza* bringe ich weder Palmstöcke noch Matrosen Pfeifen mit, wie sich vielleicht mancher einbildet. Ich kann von Glück sagen dass ich einen pumpfähigen Mann gefunden habe, sonst sässe ich noch in Rom. Die ewigen Verzögerungen mit der *Cholera* soll dieser und jener hohlen. Wenn euch im Herumgehen ein Quartier aufstösst, so schaut es an, es ist besser etwas früher umzusehen, als dann im *Raptus*. In der Lerchenstrasse[1]) wäre es mir lieb oder so wo. Ich habe einen Brief von Binder mit 50 fl. bekommen den er nach Wien an meinen Schwager geschickt hat. Der ist wieder so dumm als möglich. Etwas Rechnung, etwas Klage dass das Geld zu wenig ist und damit *punctum*. Schönmann und Turner haben die Altarbilder für Triest!!! es ist einer ein Esel wie der andere. Zu dem kropfigen Schuster könntest du auch gehen und ihm sagen er soll mir gleich ein Paar Stiefl machen, denn ich bin ganz in Fetzen. Bis 15—16 hoffe ich anzukommen, wenn nicht unerwartete Aufenthalte eintreten, mit denen ich bis jetzt so reichlich gesegnet war.

Grüsse deinen Bruder und Schulz recht schön und empfiehl mich bei Schnorr. Auf baldiges Wiedersehen. Dein Freund Schwind.

XV. Gmunden 20 July 1836.

Lieber Freund Schiler!

Ich will den Posttag nicht versäumen damit ihr nicht vergeblich auf Nachrichten wartet, und etwa meint, ich lasse mir's nicht angelegen seyn. Ich kam vorgestern hier an und fand statt meines Bruders die Nachricht, er sey vor acht Tagen mit dem andern Bruder davon gereist. So hat dieser Brunner Schlingel nicht können zwei Zeilen schreiben! Der hiesige Bruder wird morgen zurückerwartet da sein Urlaub schon gestern aus war, dann wollen wir gleich die nöthigen Schritte thun. Ich kann nichts thun bis er kommt, weil er die bewussten Versetzungsgegenstände eingepackt hat.

Reise und Aufenthalt in Linz waren ziemlich matt, hier ist es aber einzig schön. Bey Hartmann wurde ich aufgenommen wie Apoll unter den Hirten, ich könnte aber nicht sagen, dass mein Herz übergelaufen wäre. In Florian war ich nicht, kann also auch nichts sagen, wie es steht. Die Paar Tage die ich hier bin habe ich mit Warten, Baden, Lesen und Schlafen zugebracht denn die Hitze ist gross.

Schreib mir bald wie es allen geht und empfiehl mich aller Seits. Für die gehabten Mühen und Zeitverluste möge dir alles angenehme zu Theil werden. *Adieu* Dein Freund Schwind.

XVI. Carlsruh 4 Nov. 1842.

Liebster Freund Schiller!

Dein Brief wurde mir nach Hallstadt nachgeschickt. Auf der Reise kam ich nicht dazu zu schreiben. Ich war die letzten 14 Tage vor der Hochzeit so hin dass ich nicht mehr recht auf den Füssen stehen konnte: Hitze, Arbeit, Herumlaufen und eine mörderische *Eucarilla* (?) brachten mich ganz auf den Hund, so dass ich mit genauer Noth das nothwendigste voreinander brachte. Ich fuhr im gepackten Wagen von Poweck (?) begleitet nach Lichtenthal, wurde um 12 Uhr getraut und fuhr um 4 Uhr davon. Es ging über Offenburg, Donaueschingen nach Constanz, wo wir den 3. Tag eintrafen. Von da nach Lindau und noch denselben Tag *per* Eilwagen nach Kempten. Von da über Reute (2 St. von Hohenschwangau das ich mich aber nicht entschliessen konnte anzusehen) Lermos und Delfs nach Innsbruck, wo wir einen Tag blieben, Abends mit dem Eilwagen abfuhren und den andern Tag um $^1/_2$6 in Salzburg ankamen. Es war der 11. und den 12. nach 9 Uhr fuhren wir nach einem Spaziergang über den Mönchsberg wieder weiter. Ich fürchte fast wir waren denselben Tag in Salzburg ohne es zu wissen. In Hallstadt blieb ich 12 Tage, restaurirte zwei alte Temperabilder an der Kirche und machte eine kleine

[1]) Heute Schwanthalerstrasse benannt.

Zeichnung mit Wasserfarben. Die Gegend ist herrlich und ich kann sagen dass ich da sehr zufriedene Tage erlebte. In Linz hielt ich mich 2 Tage auf und fuhr mit dem Dampfschiff nach Wien. Mit mir zugleich Herr von Olivier. Er machte ein ganz fremdes Gesicht als ich an ihm vorbeiging so dass ich ihn nicht gleich erkannte. Ich ging ihm dann absichtlich ein Paar mal in den Weg, traf aber immer auf dasselbe fremde Gesicht, und musste denken, er kenne mich wirklich nicht oder wolle mich nicht kennen und so liess ich es dabei bewenden. Mit mir zugleich fuhr ein Kind, das sah neben mir über den Schiffsrand; ich staunte nur immer über die merkwürdige Schönheit des Kindes. In Nussdorf wartete Bruder, Schwestern und Nichten, so dass man sich im Gedränge aus den Augen verlor. Ich wohnte die ersten Tage mit Frau und Bruder Franz, der mitgereist war, im Wirthshaus auf der Wieden, nach 3 Tagen erst zog der Wiener Bruder von Hietzing in seine Stadtwohnung und ich zu ihm. Wir blieben 3 Wochen, assen aber nur 3 oder 4 mal zu Hause, so zalreich waren die Einladungen. Am 18. October reiste ich mit dem Eilwagen nach Linz wo ich Rasttag machte, dann nach Regensburg wo ich 2 Tage blieb. Dann mit dem Landkutscher in sehr bequemem Wagen über Ingolstadt, Donauwörth, wo ich den alten Pauli traf. Nördlingen. Ueber Gmund nach Stuttgart wo ich wieder einen Tag blieb. Sonntag Abends um 6 Uhr traf ich hier ein. Die Wohnung fand ich eingerichtet (Stephanien-Strasse No. 70) geheitzt und beleuchtet. Hochzeitsgeschenke die Menge und Schwiegermutter Schwager und Freundinnen der Frau versammelt. Mir träumte in der ersten Nacht, dass ich die Sporen wieder an die Stifel schraubte und einen Mohrenkopf ritt. Da ich den zu langweilig fand brachte man mir einen Falben mit schwarzem Schweif und Mähne. — Ich habe Platz für einen Gast, ja ich könnte ohne viel Ungelegenheit einen Schüler oder Gehülfen abgesondert einlogiren. Im Bau bekomme ich ein geheiztes Attelier.

Von Kunstsachen zu reden, war ich von den Innsbrucker Figuren[1]) aufs höchste entzückt, namentlich der Kaiser selbst ist unübertrefflich. Die Mozartsstatue, abgesehen davon dass eine grosse Bronce-Figur immer ein Ansehen macht, fand ich langweilig und entsetzlich roh gearbeitet, Falten wie die Prügel, Hände die nicht zum Gesicht passen, den entsetzlichen Sack von Aermel und das Gesicht als hätte er sich die Nase verbrannt. Der Taktprügel hätte ihm gehört um jeden Preis. Dein Bruder schenkte mir eine sehr hübsche Landschaft. Er ist trotz seiner durch Lektiongeben sehr gedrückten Lage immer derselbe unverdorbene. Schulz sein Bild ist recht schön, die Figur des heiligen Augustinus namentlich lässt nichts zu wünschen übrig. Das Diplom für den Gewerksverein und Entwürfe in Farben für die Decoration einer Art von Odeonsaal sind sehr schön. Ein oder zwei Altarbilder für die Rösnerische Kirche sind ihm gewiss, und für zwei Jahre hat er die Stelle Dannhausers der auf so lang nach Paris geht, sammt Gehalt angetreten. Also 1400 Fl. für zwei gewiss; seien es 3 Bilder, um 800 mehr. Kuppelwieser macht seine Sachen gut, namentlich haben mir die Proben in Fresko sehr gut gefallen, auch die *composition* für das grosse Altarbild, die *assunta* des hl. Johannes von Nepomuck ist ganz gut. Kraft war ausgezeichnet freundlich. Er sagt wenn ich um die *custoden*stelle an der Gallerie eingekommen wäre, hätte ich sie wahrscheinlich bekommen. Ich bin froh dass sie Schnorr hat, ich kann mich besser noch eine Weile herumschlagen. In Regensburg traf ich Gärtner im Dom, im Begriff Reichlin eine Vorlesung zu halten über die Vorzüge des byzant. Styles vor dem Gothischen. Da ist zu begreifen wie die Kanzel zu einem Dach gekommen, wie vom Tandlmarkt. Giessmann[2]) kam ebenfalls zum Vorschein. Gegenbauer[3]) erzählte viel von Holland und Belgien was die Lust hinzureisen sehr steigert.

Beiliegende 50 Fl. bitte ich dich zu übergeben als die Interessen von den in Wien

---

[1]) Am Grabmal des Kaiser Maximilian.

[2]) Friedrich Giessmann, geb. 31. Fbr. 1810 zu Leipzig, gest. 27. Sept. 1847 zu München, ein geschickter Techniker im Fresko und treuer Schüler und Gehülfe bei Julius Schnorr.

[3]) Anton Gegenbauer geb. 1800 zu Wangen im Allgäu, Prof. an der Kunstschule zu Stuttgart, starb 31. Januar 1876 zu Rom.

befindlichen zwei Tausenden. Dann erkundige dich um die Renten-Gesellschaft in Gotha oder ob in München selbst eine ist. Wie ich jetzt gesund bin und aufgelegt zu arbeiten, befreit von Hass und Trotz, sehe ich noch besser ein als zuvor dass ich auf diesem Wege nicht hätte beharren können ohne ganz zu Grund zu gehen. Was hätte geschehen können, kann jetzt nicht mehr geschehen, und so muss man sich fassen und beruhigen. Ich lebe der Hoffnung dass wir über das vergangene beruhigt, uns mit dem Troste werden wiedersehen können, das wir uns lieber an Leib und Seele wohlerhalten, als in furchtlosem und verderblichem Trotz untergegangen haben sehen wollen. Vor der Hand ist Schweigen das beste, denn jedes Reden frischt wieder auf.

Ueber meine Badner und hiesigen Angelegenheiten soll bald etwas entschieden werden. Die Aussichten sind ziemlich günstig. Das beste ist dass ich ganz gefasst bin auf eigene Faust und Rechnung eben so gern, fast noch lieber zu arbeiten als auf Bestellung. Das tägliche Brod ist nicht zu wenig, sondern etwas sehr dankenswerthes, wenn man denkt wie manchem es knapp zugemessen ist. Schnorr gratulire bestens zur glücklichen Vollendung seiner Arbeit, und der grossen Anerkennung die sie findet. Du schreib recht bald und versprich einen Besuch, damit du die kärgliche Zumessung von diesem Sommer wieder gut machst. Leb wohl und schreib recht viel von allen Freunden und Bekannten. Genelli und Schütz (Schulz ?) schönstens zu grüssen vergiss nicht von Deinem Freund Schwind.

XVII. Carlsruh 15. Jenner 1844.

Liebster Freund Schiller!

Dein langes Schweigen fangt (an) mir ängstlich zu werden. Ich ersuche Freund Genelli dir diesen Brief zu bringen, und falls du noch gehindert wärest selbst zu schreiben, mir von deinem Befinden Nachricht zu geben. Kannst du aber, so thu es in zwei Zeilen.

Das Folgende hat keine Eile, aber ich bitte dich die Sache in Erwägung zu ziehen Der *Carton* dürfte in 14 Tagen fertig sein. Ich möchte ihn nach München schicken, um zu erfahren suchen ob der Gegenstand zieht und was Leute von Geschmack darüber sagen. Schiene es rathsam so möchte ich dass ihn der König und der Kronprinz sähe — vielleicht bestellt ihn einer. Das Ugartische Bild[1]) dürfte Anfangs Merz nach München kommen, desgleichen die „Elfen". Ich würde unter uns gesagt, auf Förster und Kaulbach ein wenig rechnen, aber vor allem Deine Meinung wissen. Ich meine die Sachen könnten sich sehen lassen, und da der König, laut Kunstblatt eine Neue Pinakothek baut, so wäre eine Bestellung nichts undenkbares. Die Frankfurter haben meinen Gegenstand nicht *placidirt*. Dagegen habe ich einen andern bewegterer Natur, der mich sehr anzieht. Der heil. Bernhardt predigt den Kreuzzug. Conrad III. der erste Hohenstaufe, nimmt den kleinen Mann, da er im Gedräng nicht fortkann, auf die Schulter und trägt ihn hinaus. Es ist diess dieselbe Predig in der der Kaiser, der lang nicht daran wollte, ausruft: „Mein Heiland, ich will mich deiner Sache nicht entziehen" und das Kreuz nimmt.[2]) Friedrich I. als junger Mann ist gegenwärtig und sonst noch was gut und theuer ist, nebst gerüstetem Volk. Gesund ist alles. Der Bub fängt an Zähne zu kriegen. Von Schnorr kein Wort. Wie geht's? Schulz ist angestellt. Ich arbeite wie besessen und es geht gut. Duller muss krank sein weil nichts von ihm erscheint und kein Brief kommt. Ich bin recht glücklich mit meiner Frau, so ist (es) einen Tag wie den anderen. Die grossen Bilder sind hier. Ich meine mit dieser Malerei kann man nichts feines machen, und so mag sie treiben wer will. Reich[3]) ist wohlauf und macht seine Figur sehr schön. Ich meine aber es ist hier aus mit der Kunst. Lieb wär's mir zu hören, wenn du meine sämmtlichen Briefe ins Feuer würfest. In der Hoffnung bald gutes zu hören Dein Schwind.

Herrn Ludwig Schaller, Bildhauer d. G.

---

[1]) Lukas v. Führich, Moriz v. Schwind S. 38. Gfr. Ugarte (Ritter Kuno von Falkenstein. Holland S. 104).

[2]) Lukas von Führich: S. 122.

[3]) Xaver Reich Bildhauer geb. zu Hüfingen 1815, lernte bei Zwerger in Frankfurt und bildete sich zu München weiter aus.

XVIII. Carlsruh 29. Febr. 1844.

Liebster Freund Schiller!

Du wirst jetzt nichts eiligeres zu thun haben, als deine sämmtlichen Brunnenzeichnungen einzupacken und ohne irgend wem ein Wort zu sagen, sie an meinen Bruder (August Schw. Kaiserl. Rath *etc. adr.* K. K. Hofkammer) nach Wien zu schicken, oder an Eduard[1]) mit dem Auftrag sie zu ihm zu bringen aber ohne Aufschiebung. Es ist ein Weg da, sie wohlempfohlen unmittelbar an den Finanz-Minister Kübeck zu bringen, an den auch durch Heuss' Vermittelung Schw.'s schwäbiges Projekt gegangen ist. Ich werde es übrigens an Vorstellungen bei unterschiedlichen Hofräthen nicht mangeln lassen, dass es ein *Scandal* ist, wenn ausgezeichnete Innländer immer übergangen werden. Wird nichts daraus, so hat man das seinige gethan, und ist wenigstens um das weiter, dass man wieder einmal übergangen wurde. Schulz hat ein Projekt gemacht, das ganz gut ist, nun werde ich ihm schreiben, dass er dich gleich nennt. Bei mir ist alles wohl. Den Rhein schicke ich nebst Erklärung und unmassgeblicher Instruction. Es wird in Frankfurt schon gehen. Früher wusste ich mit den Leuten nichts anzufangen als sie zu lieben oder zu hassen, jetzt weiss ich auch sie laufen zu lassen und sie zu gebrauchen. Es ist alles miteinander Lumpenpack, mit ganz geringen Ausnahmen. Fr. danke bestens für ihren guten Willen sich meinem etwaigen Aufenthalt in München nicht entgegen zu stellen. Ich werde mich wo anders auch durchhauen. Die Zwerge sind bis zum Lasiren fertig. „Göthe und Schiller" wäre ich höchst begierig zu sehen, hast du keine Zeichnung die du schicken konntest? Leb wohl und halte dich tapfer, es kommen dir auch noch lustige Tage, hast du doch keine so *desperaten* Geschichten auf dem Hals als ich. Dein alter Freund Schwind. P.S. Vom Kronprinzen ist noch immer nichts da.

Sr. Wohlgeb. Herrn Ludwig Schaller, Bildhauer in München. Arcisstr. 8.

XIX. Frankfurt 30. May 1846.

Liebster Freund Schiller!

Wenn du so lange nicht schreibst, ist mir immer als wäre ein Unglück geschehen oder um die Wege. Denke dass deine sparsamen Berichte die einzigen sind die ich erhalte, dessgleichen von Genelli. Dass Olivier nach Dresden nicht mitgenommen wird, sagte mir Leeb[2]), auch in welcher Desperation die Frauen sich befinden. Ich muss gestehen dass abgesehen von allem andern, auf mich bei dem ganzen *maneuver* wenig Rücksicht genommen worden ist. — In Dresden sticht man mich aus, und sorgt zugleich dass ich nicht nach München kann, im Fall der König an mich dächte. Gott sei Dank, ich kann mir selber helfen und denke ohne Titel und Orden noch Manchem zu schaffen zu machen.

Il mio quadro ist eigentlich fertig bis auf ein Paar Pfoten. Ich lasse es im Rahmen stehen und gehe von Zeit zu Zeit hinein um mit frischem Aug da und dort etwas nachzuhelfen. Ich möchte das meinige thun dass man dem Bilde von Seite der Durchführung nicht an den Leib kann. Mein Atellier ist ziemlich cokett hergerichtet, damit man doch etwas zu sehen bekommt. Ein kleines Bild habe ich gut verkauft, es steht aber noch bei mir. Vom Rommer ist noch immer nichts entschieden, indessen werde ich doch dieses Jahr noch etwas in Fresko malen, ein grosses Medallion in einem Saal. Gieb Acht, bis zum Herbst hin mache ich ein wenig Spectakl. Jetzt mache ich eine Transparentzeichnung. In Berlin wird jetzt eben die *subscribirung* für das H. Monument eifrigst betrieben, da könnte ich meine *dedication* an den König anbringen — ich will nemlich den 10. fort und grad aus nach Berlin, man muss es doch gesehen haben, und sich gezeigt haben. Eigentlich sollten wir uns in Bamberg treffen und den Main herab nach

[1]) v. Bauernfeld.

[2]) Johannes Leeb, Bildhauer, geb. 1790 zu Memmingen, gest. 5. Juli 1863 zu München.

Frankfurt fahren — aber da meine Frau bis August im Bad bleibt, so kann ich dich n...
einladen. Später kannst du auch gleich im neuen Haus wohnen. Es ist jetzt in Zwe...
Händen der die Plafonds malt, in steter Verfolgung der Schreiner, die Böden legen. S...
Geschäft scheint sich sehr gut einzurichten und kann hin und her ein Wort für i...
sprechen. Leuchtweis[1]) hat seinen Pocal mit Glanz fertig gebracht, der Beifall war la...
und allgemein. Der würde auch eine Freude haben wenn du kömmst! Seine Frau kön...
ein wenig schöner sein. Ich hoffe in Leipzig deine Statuette von der *f. D. fuge* zu seh...
ich bin sehr begierig.

Nach Rüdigsdorf[2]) bin ich dringend eingeladen. Ich wollte ich könnte mich a...
14 Tage hinlegen und eine moderne *Novelle*[3]) aufzeichnen die ich im Kopf ganz fert...
habe, und die ihre Wirkung nicht verfehlen würde. Ich mag es aber nicht auf sol...
risciren und habe auch keine Zeit. Nun möchte ich auch wissen was der „Herder"[4]
macht, wie weit bist du? bleibt so viel übrig dass du kannst nach Paris reisen? Va...
hier kostet es 40 Fl.! Wir sollten zusammen gehen. Was hört man von der Profes...
Schraudolph[5])? Es wäre doch des Teufels wenn ich das ausschlagen müsste. In Leip...
wird es auch leer mit 1500 Fl. Unabhängigkeit ist aber mehr werth. Leb recht wohl u...
schreib recht bald und viel Deinem alten Freund Schwind.

P. S. Dillè ist besser, aber es scheint, dass er sich mit dem Deutschkatholicis...
seine Nerven für immer übl zugerichtet hat. Er ist eben ein Gschaftlhuber!

XX. Frankfurt 5. Nov. 1846.

Liebster alter Freund Schiller!

Es ist glaube ich lange genug, dass ich dir nicht geschrieben habe. Erstlich wus...
ich nie recht wo du warst, und zweitens war ich mit dem Haus in einem Trubl ...
Geldsorge, dass mir die Augen übergingen. Es kostete ein 3000 Fl. mehr als ich angese...
hatte. Item jetzt sitze ich seit *Sept.* drin und bin sehr zufrieden. Vor ein Paar Tag...
kam ich von einer Reise nach Berlin zurück, wo ich mich denn auch in Weimar zw...
Tage aufhielt. Der Platz auf den „Herder" zu stehen kommt, ist reizend und erinner...
mich so lebhaft an dich, dass ich lieber gleich geschrieben hätte. Dazu war aber kei...
Zeit. Den Hintergrund bildet die alte Kirche und zwei Strebepfeiler machen eine sehr gu...
Abgränzung, so wie das Fenster einen guten Schluss nach oben. Herders Haus ist in de...
Nähe. Die Transparent Geschichte habe ich in Ordnung gebracht. Da Weima...
und nicht Morungen in Preussen, wie ich immer glaubte, der Ort der Aufstellung ist, s...
ist der Erbprinz von Weimar die gehörige Person der es zuzueignen ist. Prof. Sch...
hat das übernommen, und zweifelt nicht dass der Erbz. die Zeichnung (ich habe eine ne...
gemacht und hingebracht) kaufen wird. Da lass ich sie frischweg auf Stein zeichne...
Hanfstengl wird mit dem Druck Wort halten, und so denke ich (wird) ein Paar Hund...
Thaler zu gewinnen sein, die ich zur Aufbesserung deines Honorars bestimmte, das Sch...
ohnedem sehr gering fand. Ich will einmal sehen ob ich meinen Bekannten etwas abnehm...
kann wenn's drauf ankommt. In Berlin hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein. I...
hatte den „Rhein" mit, um mit Cornelius darüber zu sprechen. Rauch der ein her...
licher Mann ist, fing daran dermassen Feuer dass er den König herbeischaffte (Cornelius...
hatte mir eines seiner 4 Ateliers eingeräumt) der den auch ganz gehörig entzückt wa...
Rauch sagte mir er habe den König darnach gesprochen und ihn geradezu „*montirt*" ...
funden, eben so dass der König von dem „Kinderfries" immer als einer Arbeit gesproch...

---

[1]) Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt. 1862.
[2]) Zu Dr. Crusius.
[3]) Die „Symphonie".
[4]) Abbildung der „Herder"-Statue in No. 42 Eggers Kunstblatt vom 21. Oktober 1850.
[5]) Joh. Schraudolph, der Historienmaler, geb. 13. Juni 1808, gest. 31. Mai 1879.

die ihm besonders gefallen, ohne aber zu wissen dass er von meiner Erfindung sei. Jetzt weiss er es. Die Farbenzeichnung vom „Freiburger Münster“ hat er gekauft. In Dresden war ich auch. Ein freundschaftliches Mittagmahl auf der Brühlschen Terasse von etwa 20 Freunden war ganz prächtig und Abends war ich bei den jungen Leuten eingeladen, die mir alle Auszeichnung erwiesen. Leichtweisens Pokal macht *Furore*. Eine Preiserhöhung von den ausgesetzten 400 Fl. auf 800 Fl. wurde gerne angenommen, und ich hoffe diese köstliche Arbeit wird noch andere Folgen haben, als das Fass feinen Weines das ihm als *bona mano* ins Haus geschickt wurde. Mein Sängerkrieg ist seit 8 Wochen ausgestellt und die Zeitungen in Frankfurt schweigen — eine kurze Anzeige abgerechnet. Ein früher ausgestelltes Bild, das sehr gefiel, blieb gleichfalls ohne Erwähnung. Sie wollen nicht loben und trauen sich nicht zu schimpfen — und können mich . . . Die „Musikanten“[1]) wären wohl bald fertig, hätte ich nicht um des leidigen Geldes Willen wieder müssen Holzschnitte annehmen. Es ist mir stark an den Kragen gegangen und ohne ein halbes Dutzend Wunder weiss ich nicht wie ich durchgekommen wäre.

Die Ausstellung in Berlin von 1700 Nummern machte mir gewaltig *Courage*. Es ist nicht möglich, dass dieser gedankenlose Plunder sich durch seine abgedroschenen Efekte noch lange sollte erhalten können, gegenüber von Poesien. Gieb Acht was ich für Geschütz auffahre das nächste mal in München oder Berlin. Du darfst mir glauben das Bild von Schorn[2]) thut einem ordentlich wehe. Der Gegenstand leidet an einem unheilbaren Uebl — es ist ohne alle Befriedigung — die Pfaffen sind zu lumpig um einen Triumpf des Rechts, das Schneidergesindel zu schäbig um ein Märtyrthum vorzustellen. Dazu ist der Gegenstand gar nicht ausgebeutet, eine alberne Stummheit liegt über dem Bild, und doch zieht einen ein gewisses dramatisches Vermögen an, unter dem Wust von ganz leblosem Zeug. Der Schneider müsste zittern bis in die Knie, die Weiber mit überladener Pracht — Kleider aus Messgewändern — hin und her ein Fetzen abgerissen. Die Hälse bloss zum Köpfen, zwei drei zusammengeschnürt „die Hände blau vom binden“ sollten sich anders ausnehmen als die sammtenen Decken.

Riedl fängt sich an zu verbrauchen — Pollak ist offenbar übergeschnappt vor Beleuchtung. Bendemann wird so verhöhnt, dass man sich seiner annehmen muss. Von Hübner gar nicht zu reden. Heidegg[3]) lässt mir sagen es sei in der Künstlerschaft ein Gerede ich würde nach München berufen werden. Das wird eine harte Nuss werden — denn ich mag nicht gehen. Sage aber nichts. In Leipzig kann es auch kommen. Ich weiss eigentlich nicht, wie sie bei der Menge leerer Trohne (!) um mich herumkommen sollen. Für Leipzig habe ich heimliche Schritte gethan.

Baurath Lange[4]) war bei mir und sagte mir es gienge Dir wieder besser und das Uebel scheine sich zu heben. Nun Gott sei tausend Dank, es ist mir zu nahe gegangen. Hätte ich nur gewusst, dass du in ein Salzbad gehst, so hätte ich dich zu meinem Bruder nach Ischl gethan, wo du die ganze Geschichte umsonst gehabt hättest. Schulz schreibt gar nicht mehr, Binder auch nicht. Ich kann Dir sagen, wenn ich immer wieder lese von den 3 Königen auf dem Schiff und dem Traume Josephs, so wird mir übel. Wer zum Teufel soll sich für die Sachen noch interessiren die schon viel tausendmal besser da sind. Leb recht wohl und der Himmel lasse dich recht gesund werden. Streng dich nicht an mit schreiben, sende aber Botschaft durch Genelli mit dem ich noch immer correspondire. *Adio* Dein alter Freund *Schwind*.

---

[1]) Die Musikanten, auch das Hochzeitsbild oder die Rose genannt.

[2]) „Die Wiedertäufer“ von Karl Schorn (geb. 16. Oktober 1803 zu Düsseldorf, gest. 7. Oktober 1850 zu München).

[3]) Der General und Schlachtenmaler C. W. von Heideck, genannt Heydecker. Vgl. Allg. Deutsche Biogr. XI, 295.

[4]) Ludwig Lange, der griechische Oberbaurath und Professor an der Münchener Akademie, geb. 22. März 1808 zu Darmstadt, gest. 31. März 1868 zu München.

XXI. Frankfurt 26. Decemb. 1846.

Liebster Freund Schiller! Bald nach Deinem Briefe der mir die allergrösste Freude machte, kam einer von Gärtner worin mir die Münchner *professura* im Namen des Königs angeboten wurde. Ich wollte dir erst schreiben, wenn alles in Ordnung ist, denn dass ich mit Frau und Kind so etwas nicht ausschlagen kann, versteht sich von selbst — es dauert mir aber zu lang. Ich habe es hier ganz geheim gehalten, damit die Philister nicht glauben, ich wolle mich aufhalten lassen, und du bist auch so gut und sprichst mit niemand davon, als Genelli und wenn du's für nothwendig hältst mit O. Die Sache geht jetzt ihren Weg beim Ministerium. Ich habe eine genaue Instruction verlangt, da ich nicht Lust habe alles allein zu thun — habe also noch in der Hand zurückzutreten. Lass nur einmal deine Meinung hören. Ich will dir sagen, wie es hier steht. Durch die Berufung Lessings ist hier alles auf lange hinaus verdorben. Sie können jetzt ohne sich zu blamiren keinen von der andern Fahne anstellen, das Institut bleibt also eine Bubenschule und die *Administratoren* in den Händen eines Genrekerls und des *Passavants*. Es ist an Aufträge, an ein Kunstleben nicht mehr zu denken. Steinle wird auch nicht zu lange unangesteckt bleiben. Das lässt sich denken und dann fällt die *Sachsenhäuser* Wirthschaft auch über den Haufen. Meine Bilder verkaufen sich schwer. Zeuge dessen ich keine einzige Bestellung habe, ein schäbiges Deckenstück abgerechnet. Mit Holzschnittzeichnungen mich abzugeben ist mir zur Last, da meine Augen es nicht mehr recht aushalten wollen, und es eine verdammte Last ist Anfangsbuchstaben auszudenken und darüber wichtige Gedanken liegen lassen. Denk dazu, es käme Krankheit oder Krieg, was müsste ich mir für Vorwürfe machen Frau und Kindern gegenüber. Wenn ich den Gehalt von 1150 Fl. habe und den Zins von meinem Haus, brauche ich mich um nichts mehr zu scheeren und kann ohne weiters grosse Sachen unternehmen, oder kleine wenn es mir beliebt, mit einem Wort als Poet leben statt als Miethgaul.

Der Erbprinz von Weimar hat die Dedication nicht angenommen. Vom König von Preussen verlautet nicht das geringste. Für die Stelle in Leipzig ist von Seiten der Dresdner *Academie* Jäger[1]) vorgeschlagen, dem ich es herzlich gönne, aber wenn mir alle Aussichten abgeschnitten werden, soll ich auch den König von Bayern, den einzigen der an mich denkt, vor den Kopf stossen? Dann muss ich auch sagen, wenn einem die Kunst am Herzen liegt, kann man nicht zurückbleiben, wenn einem endlich einmal ein Platz angeboten wird, wo man sie mit Musse und mit Erfolg ausüben kann. Was hab ich von aller Anstrengung in Carlsruh? Wer kümmert sich um diese Sackgasse. Was hab' ich von Frankfurt? Ich sehe dem Fass auf den Boden und die Lumpenkerls hängen mein Bild, dass es kein Mensch sehen kann und die Fr. Zeitungen schweigen davon. Könnten sie unser einen ungeschehen machen, sie thäten es. Was ich zu machen habe, ist mehr als eine Liebhaberei, es ist ein Beruf, und da kein Anderer machen kann, was ich mache, eine Pflicht. Wie freue ich mich meine Sachen unter Freunden zu machen, die sie verstehen und einem auch etwas rathen können!

Ich mache mitunter die schönsten Pläne. Wenn der König dein Haus einmal einreissen lasst, schauen wir den Platz zu bekommen und bauen eines hin nach unserm Bedürfniss. Wenn ich hier nur leidlich mein Haus verkaufe, habe ich zwanzigtausend Gulden, das andere wird gepumpt. Wohl ist Gott sei Dank alles bei mir. Das Bild mit den Musikanten — da ich wieder eine Parthie von 26 Holzschnitten abgethan habe — wird jetzt fertig gemacht. Ich denke man wird von der Farbe auch reden können. Wo würdest du mir rathen zu wohnen? Ich denke an die Müllerstrasse oder so wo. Ich hoffe deine Gesundheit hält jetzt und im Frühjahr stellst du dich dann vollends her — kann sein wir reisen ein Stück zusammen, da in Linz von einer Fresko Arbeit die Rede ist[2]). Von meiner Frau alles Schöne. *Adio* Dein alter Freund *Schwind.*

---

[1]) Gustav Jäger, geb. 12. Juli 1808 in Leipzig, gest. das. 19. April 1871.
[2]) Holland S. 114.

XII. Frankfurt 11. Jenner 1847.

Liebster Freund Schiller. Ein sehr freundlicher Brief von Gaertner theilt mir
e Nachricht mit dass meine Anstellung fix und fertig ist. Hier reissen sie Augen und
aul auf, weil ich niemand etwas gesagt habe. Ich denke bis Ostern einzurücken. Meine
au schreibt an die Frau Dietz (du bist gebeten den Brief hinzuexpediren) wegen ver-
hiedenen häuslichen Fragen. Du würdest mich recht verbinden, wenn du mir schriebst
o O wohnen, damit man nicht hinzieht, wo man ihnen alle Tage begegnen muss. Ich
öchte eine Wohnung haben zu ebener Erd — ersten Stock 5—6 Zimmer und etwas Garten.
h würde bis 500 Fl. geben, glaubst du dass man da was rechtes haben kann? Lerchen-
rasse, Sonnen- Müllerstrasse, so etwas. Das Musikantenbild ist ganz übermalt und
var so dass es mit Lasuren kann fertig gemacht werden, was etwa 14 Tage dauern wird.
iss es so weit trocken ist, fang ich heute ein Deckenstück in Öhl an rund 8 Fuss im
urchmesser, fast lebensgrosse Figuren: Es ist mir sehr angenehm, dass ich diese Uebung
ch habe bevor ich den Rhein anfange mit dem ich in München den Tanz eröffnen will.
u wirst jetzt auch wieder ein Haus haben wo du gern hingehst, wir wollen uns schon
arichten, einfach aber gut. Ich möchte mit dem Gehalt und meinen Interessen auslangen,
u mich mit voller Freiheit der Kunst hinzugeben.

An Ferdinand O(livier) werde ich schreiben.

Für Leipzig ist glücklich von Seite der Dresdner Academie Jäger vorgeschlagen.
h gönne ihm's gerne, und würde um keinen Preis Schritte zu seinem Nachtheil thun. —
hreib recht bald und wenn du was zu erzälen hast so thue es ja — es vergisst sich
nst. Wie ist meine Ernennung in München aufgenommen worden? Leb wohl und schreib
cht bald. Ich denke wenn es geht bis Ostern zu kommen. Wie gehts bei Genelli?
dieu. Dein alter Freund *Schwind.*

XIII. Frankfurt 13. Febr. 1847.

Liebster Freund!

Wegen der Wohnungen bin ich sehr dankbar und vollkommen einverstanden. Bis
)ten Merz längstens bin ich da und da können wir gleich eine aussuchen. Ich zweifle
cht dass gegen meine jetzige Behausung alle zusammen wie Löcher aussehen werden.
ins möchte ich dich bitten dem Schneidermeister Daffner zu sagen, er möchte Aufschläge
ıd Patten für meine Uniform alsobald beim Goldsticker bestellen, und mir sagen lassen
) ich ihm ein Maass meiner Halsweite schicken kann damit auch der Kragen vorgenommen
ird, damit wenn ich komme das Prachtgewand gleich kann gemacht werden, säume aber
, nicht den Bock in Bewegung zu setzen. An Ferdinand hätte ich längst geschrieben,
)er du kannst dir denken wie mir die Arbeit über den Kopf wächst. Das Haus ist ver-
ıuft, immerhin mit einem Gewinn von 5000 Fl. ein Paar hundert weniger. Es ist genug.
ndlich hat man mir auch das Diplom als Ehrenmitglied der Akademie in Dresden zu-
eschickt — es ist vom 1ten September *datirt.* Duller habe ich neulich besucht —
ist in einer Geschäftigkeit, die kein zweiter aushält, Vorsitzer der Armencommission,
irchenvorstand, Secretär des literarischen Vereins und zwanzig anderer Mitglied — hat
lle Tag 3 Sitzungen und schreibt nebenbei dem Teufel ein Ohr weg. Das alles entfremdet
ın freilich nach und nach unsern Kunstinteressen. Gratuliere zu Herders Vollendung, ich
eue mich über die Massen deine Sachen wieder zu sehen. Grüsse Alle bestens und vergiss
en Geisbock[1]) nicht denn ich muss in Uniform zum König gehen. Adee Dein alter
Schwind.

Wohlgeb. Herrn Schaller Bildhau., Mitglied der Akademie, Arcisstr. 8.

---

[1]) Bestellung der Uniform beim Schneidermeister.

XXIV. München den 20. Juni 1847.

Liebster Freund Schiller! (in Wien)

Ich habe immer auf die Entwürfe der Monumente gewartet, desgleichen auf die Entscheidung wegen der Architecktur-Professur, und so bin ich über den 15. weggekommen ich wusste nicht wie. Jetzt will ich nicht versäumen dich aufmerksam zu machen, dass die Nachricht von des alten Reinhard's Tod eingetroffen ist, wodurch eine Staats-Pension von 800 Fl. leer wird. Ebenso ist dem Kirchmaier[1]) Praxiteol seine von 600 Fl. vacant, um die sich Eugen Neureuther bewirbt, der aber wahrscheinlich eine Stelle in der Porzellanfabrik bekommt die früher Gärtner gehabt hat. Ich denke wenn ein Ausländer Hofmaler sein kann (sie werden aus demselben Fond bezahlt) so kann auch ein Ausländer Staats-Pensionär sein, wenn ihm der König wohl will. Wie ich bei ihm war, sagte er auch gleich: Sie haben einen ausgezeichneten Landsmann hier, Bildhauer Schaller, macht ein sehr schönes Monument *etc.* eine Lobrede. Denke dir also eine Bittschrift aus, damit du sie einreichen kannst wenn du kommst, oder schicke sie, es wird aber nicht so eilig sein. Die Titulatur wirst du wissen oder kannst sie bei der bayr. Gesandschaft erfahren. Ich habe mit dem Allergnädigsten Unglück, er war allbereits 3 mal vergebens an meiner Thüre, was mir aber insofern recht ist, als ich ihn lieber in einem etwas besser aussehenden ***Atellier*** empfangen will. Vom Rhein ist untermalt die Gruppe des Rheins, der Mosel und des Mains, wo noch ein Paar Kinder fehlen, da kann man sich also bald sehen lassen. Gonzenbach[2]) hat mit seinem Antrag reussirt, er wird die Musikanten stechen. Wie? ist eine andere Frage. Ich rechne darauf dass Merz etwas nachhilft. Mit der Architektur Professur wissen wir noch gar nichts. Drei Gesuche kamen an die Akademie, drei andere, worunter Lange seins, hat der König oben behalten — vielleicht ein gutes Zeichen. Sein Schwiegervater ist gestorben. Wenn du wieder kommst findest du uns schon in den frisch angestrichenen Zimmern. Ich denke es soll dir gefallen. (Da ich Gonzenbach eine Zeichnung mache, wofür er 500 Fl. bezahlen muss, so brauchst du dich wegen unserer Rechnung nicht zu sorgen). Schnorr war einmal Abends bei uns, arbeitet was Zeug zusammenhält und zieht im September aus. Schubert sein Kleines und Frau sind wohlauf. Aus der Linzer Arbeit scheint nichts zu werden — du verlierst dabei etwa 40 Medallion-Köpfe, um die dir auch nicht sehr leid sein wird. Du wirst jetzt mit unserer alten Kameradschaft herumziehen und dich in frühere Zeiten versetzen. Schau ja alles genau an damit du mir recht viel erzälen kannst. Manschgo's[3]) Zimmer zu sehen gäb ich was, denn ich würde wieder im Jahre 28 leben. Sage Allen dass ich mich ganz über die Maassen freuen werde wenn ich wieder einmal hinunter komme. Bis dahin — ich bin ein verheiratheter Mann — möchten die Herrn Junggesellen keine Leimsieder sein und einmal heraufkommen. Nun wünsche ich dir alles Glück zu deinen Plänen, aber auch den gehörigen Gleichmuth wenn nichts daraus wird. In der österreichischen Kunst wächst das vernünftige sehr dünn. Das Bad hat hoffentlich ganz gut angeschlagen, und darüber können wir uns mehr freuen als über Aufträge, die immer mit gehörigen Verdruss gespickt sind. Leb wohl und grüsse alle bestens und lass bald von dir hören. Dein alter Freund Schwind.

XXV. 13. VI. 1863 (aus Reichenhall.)

Lieber Freund Schiller!

Leider hab ich es nicht mehr machen können vor meiner Abreise zu dir zu kommen. Du weist wie es in solchen Fällen geht. Willst du so gefällig sein und mit dem inliegenden Briefe zu dem Brillenmacher zu gehen, beim Carlsthor links im Ober-Pollinger Haus oder gleich daneben. Ich brauche nothwendig eine andere Brille. Im Falle er gegen

---

[1]) Jos. Kirchmaier geb. 1773 zu Rockersing (Niederbayern), gest. 1845 zu München. „Praxiteol" humoristische Abkürzung für Praxiteles.

[2]) Karl Gonzenbach geb. 1806 zu St. Gallen 1838—1878 in München, starb 13. Juni 1885 zu St. Gallen.

[3]) Eduard von Bauernfeld.

alle Erwartung Anstand nehmen sollte sie mir auf Credit zu schicken, so sei so gut und erbiethe dich sie zu zalen.

Ich bin Dienstag angekommen und habe Mitwoch angefangen zu arbeiten. Ein Leviten-Engel ist fertig, vom zweiten Kopf und Flügel. Die Stationen machen wir 4 Fuss gross. Es ist dieselbe Mühe und sie sehen doch was gleich.

Ich wohne neben der Kirche, am entgegengesetzten Ende der Kurgasse. Was ich bis jetzt gesehen habe, will nicht viel heissen. Morgen fahre ich auf einen Besuch nach Salzburg. Schön wär's, wenn du einmal herkämst, wenn die Arbeit weiter sein wird.

Wie der Brillen Macher heisst, weiss ich nicht, er war früher bei Bach. Ich hab ihm geschrieben dass du im Nothfall für mich zalen wirst, er wird's aber nicht annehmen. Ganz der deinige M. v. Schwind.

Reichenhall 13. Juni 1863.[1]) Schreib auch einmal einen — Brief.

Geschichte der Familien Mylius.

Von

HERMANN LÖSCHER.

Im Jahre 1751 und 1752 gab der Jenenser Universitätsbibliothekar Johann Christoph Mylius (geb. den 29. Juli 1710 in Buttstädt, gest. 1756 in Jena) ein dreibändiges Werk heraus, betitelt: Historia Myliana vel de variis Myliorum Familiis earum ortu et progressu etc. Es war ein Unternehmen riesigen Gelehrtenfleisses, nicht nur die Geschichte der eigenen Familie zu schreiben, sondern die Untersuchungen auch auf alle irgendwie auffindbaren Namensvettern auszudehnen. Die meisten Stücke dieses seltenen Werkes sind im Besitze grosser Bibliotheken; nur eine kleine Anzahl hat sich in den Mylius'schen Familien fortgeerbt.

Im Jahre 1892 fasste ein Nachkomme jenes Magisters, Wolfgang Mylius zu Frankfurt, den Plan, das fast vergessene Werk seines gelehrten Vorfahren zu erneuern. Dabei musste das alte lateinische Gewand fallen, und das Buch, wo es nicht vollständig war, ergänzt werden. Dann war die Geschichte der einzelnen Familien fortzuführen bis auf die Gegenwart. Es ist dies keine kleine Aufgabe. Nur der Fleiss des Herausgebers und die Bemühungen der übrigen Familienglieder, sowie das Entgegenkommen zahlreicher Behörden ermöglichten das Zustandekommen eines solchen Werkes.

Leider starb der genannte Wolgang Mylius mitten in seiner Arbeit im Jahre 1894. Das Ganze wäre Bruchstück geblieben, hätte sich nicht ein Vetter von ihm, der Apotheker Johann Carl Mylius in Buttstädt (S.W.), der Vollendung der Familiengeschichte unterzogen. So ist es ihm vor Allem zu danken, dass dies Musterstück einer deutschen Familiengeschichte in einem 352 Seiten starken grossen Oktavbande, in vorzüglicher Ausstattung von einem Mylius (in Sonneberg S. M.) gedruckt, mit drei bunten Wappentafeln und vier Stammtafeln, sowie mit fast 30 Bildern aus alter und neuer Zeit geschmückt, im Vorjahre erschienen ist.

---

[1]) Nach kaum zwei Monaten starb der edle Stadtpfarrer Dr. C. Rinecker welcher die Ausmalung seiner im romanischen Styl neu erbauten Kirche durchgesetzt hatte, schon am 30. August 1863. (Holland S. 192.) Er hatte sein ganzes Vermögen zum Bau und zur Ausschmückung dieser Kirche verpfändet, ohne ihre Vollendung zu erleben. Sein von Kaspar Zumbusch gemeisseltes Relief-Portrait ist mit Recht im Chor der Kirche zum Gedächtniss angebracht. Schwinds Bildercyklus daselbst ist inzwischen schon sehr schadhaft geworden; eine treffliche Ausgabe davon in Lichtdruck hat die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst (Wien. 1892) veranstaltet.

Da das Buch im Buchhandel nicht zu haben ist, und doch nicht nur als Vorbild einer Familiengeschichte, sondern auch in biographischer Hinsicht viel Interessantes bietet, sei auch in diesen Blättern auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Vorerst sei zur Nachahmung auf die äusserst praktische Anordnung des Buches hingewiesen. Eine solche Arbeit kann nicht durchgehends in Stammbaumform geboten werden, da diese Form selbst bei dürftigen lebensgeschichtlichen Beigaben einen viel zu breiten Rahmen einnehmen würde. So wurden hier in jeder Familie gesondert die Geschlechter in aufsteigender Reihe behandelt. Jede Generation trägt einen lateinischen grossen Buchstaben als Zeichen. Steht am Rande eine deutsche Ziffer, so bedeutet das, dass von diesem Mylius Nachkommen vorhanden sind, die dann weiter unten in der nächsten Generation unter der gleichen Zahl zu finden sind. So lässt sich von jedem Zweig sofort und mühelos ein Stammbaum aufstellen.

Die Einleitung bildet ein Aufsatz über Namen und Ursprung der Mylius. Es wird darauf hingewiesen, dass die Entstehung des Namens in seiner griechischen Form (μύλιος-Müller) in die Mitte des 16. Jahrhunderts fällt, als es Sitte war, seinen guten deutschen Namen Müller oder Möller in ein lateinisches Molitor oder griechisches Mylius zu verwandeln. Meist waren es Gelehrte bes. Geistliche, die diese Mode befolgten. Der Verfasser weist aber mit Recht auch darauf hin, dass hier die Universitätsbehörden von grossem Einfluss waren, weil sie bei Einschreibung der jungen Studenten in die Matrikeln eben auf eigene Hand die Namen in die lateinische oder griechische Form abänderten. Dabei herrschte eine grosse Mannigfaltigkeit, denn die „Müller" nennen sich ausser mit den beiden genannten fremden Namen auch noch: Molinarius, Molanus, Molinarus, Mylonius, Mylaeus u. s. w., ja auch Zusammensetzungen wie Mesomylius (Mittelmüller) und Xylomylius (Holzmüller) finden sich.

Der Name „Müller" bezieht sich natürlich bei allen Gliedern zunächst auf das Gewerbe, das die Vorfahren der Mylius ursprünglich betrieben. Das lässt sich deutlich beweisen bei dem Geschlecht, dem die Verfasser der beiden Familiengeschichten entstammen, bei den „Mylius aus Schleiz".

Ebenso wie es heute von „Müllern" wimmelt, so war im 16. Jahrhundert kein Mangel an „Mylius". Gerade dadurch aber wird die Familiengeschichte ziemlich verwickelt. Davor schreckt der Verfasser nicht zurück, denn er bietet auch die ausgestorbenen Linien dar und in einem Anhange führt er zahlreiche Mylius auf, die sich nach den vorhandenen Unterlagen nicht in eine der behandelten Familien eingliedern lassen.

Manche Familie „Müller" dürfte vorhanden sein, die mit jenen Mylius in Verwandschaft steht, aber den deutschen Familiennamen bewahrt hat. Wir können es dem Verfasser nicht verdenken, dass es ihm „an Muth fehlte, sich an eine Genealogie der „Müller" heranzuwagen".

Eine gewisse Zusammengehörigkeit der behandelten Familien scheint sich aus der Übereinstimmung der Familienwappen zu ergeben. Doch ist diese oft äusserlicher Art. Über die Wappen der Mylius handelt ein zweiter einleitender Aufsatz.

Das am meisten verbreitete, und dem Namen am besten entsprechende Mylius'sche Wappen ist das auf Tafel II gebotene. Es zeigt in silbernem Schild drei rothe Rosen auf gedornten Stengeln und mit Blättern versehen, die sich aus einem halben blauen Mühlenrade erheben. Auf dem gekrönten Helme befindet sich ein wachsender rother Greif, der auf den Ursprung aus der später zu erwähnenden Greifenmühle hinzudeuten scheint. Dieser Greif hält ein silbernes Mühlengetriebe in den Pranken. Verändert und vermehrt wurde das

Wappen von Kaiser Joseph, der 1768 für Ernst Heinrich Mylius, Edlen von Ehrengreif (gest. 1781 zu Stuttgart, war zuvor württembergischer Gesandter in Wien) einen zweiten linken Helm mit Adlerflügel hinzufügte. Ebenso erhielt dessen Sohn Gustav Heinrich Freiherr Mylius von Gnadenfeld 1789 im Wappen einen dritten mittleren Helm mit 3 Rosen hinzugefügt.

Den grössten Theil des Buches nimmt die Geschichte der Mylius aus Schleiz ein, der auch die Verfasser der Familiengeschichten entstammen.

Gegen Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts lebte in Schleiz David Gering, der dort eine steinerne Mühle errichtet, die sich um 1751 als Davidsmühle noch in jener Stadt befand. Der Besitzer der „Davidsmühle“ wurde „Davidsmöller“ oder auch der „reiche Möller“ genannt. Er besass ausserdem noch die Greifenmühle bei Crimmitschau in Sachsen. Von seinen drei Söhnen soll der erste: Kaiserl. Hofrath, der zweite: sächs. Minister geworden sein, während der jüngste „David Möller“ die beiden Mühlen in Besitz nahm. Dessen zwei Söhne theilten sich in den Besitz, und von ihnen entstammen 5 weitverbreitete Familien.

Vom Schleizer „Möller“ leiten sich ab die Nachkommen des Böttchers Balthasar Möller in Greiz, dessen Sohn Valentin den Namen Mylius annahm. Er starb 1562 als Pfarrer in Liebenroda in Thüringen.

Sein Sohn ist der als Gelehrter und poeta laureatus bekannte Johannes Mylius, der Professor an der Universität Jena war und dort 1575 starb.

Von Hans Möller, dem zweiten Sohne des Schleizer Möller, leben Nachkommen noch heute in Norddeutschland. Auch hier war es ein evangelischer Geistlicher, der den Namen Mylius annahm, nämlich Georg Müller, der als Professor und Superintendent in Wittenberg, und danach in Jena wirkte. In Jena war er einmal Rector magnificus. Er starb in Wittenberg, wohin er abermals berufen wurde, 1607. Viele seiner Nachkommen sind Geistliche gewesen, so in Jena, Buttstädt, Hannover. Auch der anfangs genannte Verfasser der Historia Myliana entspross diesem Zweige.

Die Familie des jüngsten Bruders, dieser aus Schleiz stammenden Möller, mit Namen Andreas, theilt sich durch seine beiden Söhne Balthasar und Berthold in zwei grosse Linien. Balthasar, der ältere, der sich später Mylius nannte, war Pfarrer in Schleiz, und starb dort 1596 als Schlossprediger und Superintendent. Viele seiner Nachkommen sind Geistliche in Sachsen gewesen, nicht wenige auch berühmte Rechtsgelehrte an der Universität zu Leipzig. Auch die obengenannten geadelten Mylius entstammen dieser Linie. In der Familie der Berthold Möller nahm Andreas, gestorben als Pfarrer zu Reinsdorf bei Greiz, den Namen Mylius an. Seine Nachkommen leben heute noch.

Den zweiten grossen Hauptzweig der Familie bilden die Kinder des Simon und Caspar Müller, Söhne des Greifenmüllers in Crimmitschau. Simon war Lehrer in Glauchau. Seine Söhne, beide Geistliche, nannten sich später theils Mylius, theils Molitor. Zahlreiche Geistliche und Rechtsgelehrte entstammen diesem älteren Zweig. Aus dem jüngeren Zweig, der von Caspar Müller (gestorben als Pfarrer in Thurm bei Glauchau 1591) sich herleitet, entstammt der Herausgeber der neuen Mylius'schen Familiengeschichte. Die Familie ist bis nach Frankreich, Dänemark, Amerika verbreitet.

Die zweite behandelte Familie ist die der Mylius aus Wetter in Hessen, die auf einen Walkemüller daselbst zurückgeht, dessen Sohn als Pfarrer in Viermünden die Namen Molitor, später Mylius annahm.

Zu erwähnen sind aus dieser Familie: Johannes Mylius, der als Rath 1680 in Marburg starb und sich durch verschiedene dramatische Arbeiten bekannt machte. Auch diese Familie blüht heute noch in Darmstadt.

Hieran reiht sich die Familie: Mylius aus Kottbus. Auch diese führen ursprünglich den Namen Müller oder Möller, und erst Johannes, der 1563 in Wittenberg immatrikulirt ward, nimmt den Namen Mylius an. Diese Familie hat unser ganz besonderes Interesse dadurch, weil sie mit Lessing verwandt ist. Am 3. November 1705 verheirathete sich Caspar Mylius, damals Diakonus in Elster bei Kamenz, später Pfarrer in Reichenbach bei Königsbrück, mit Anna Dorothea Lessing, Tochter des Kamenzer Bürgermeisters Theophilus Lessing, und Schwester von Lessings Vater. Aus dieser ersten Ehe stammt Christlieb Mylius, Rektor in Königsbrück, der Lessing den ersten Privatunterricht ertheilte. Aus einer zweiten Ehe stammt der Dichter und Naturforscher Christlob Mylius ab, der 1722 in Reichenbach geboren, 1754 unverheirathet in London starb. Sein treuer Freund Lessing, der sich in Leipzig und Berlin sehr eng an ihn angeschlossen hatte, gab 1754 dessen vermischte Schriften heraus. Mylius war es gewesen, der Lessings erste Gedichte in seine Zeitschrift „Der Naturforscher“ aufnahm. Der Verfasser der Familiengeschichte bietet hier sehr ausführliches biographisches Material, das dem Literarhistoriker gewiss willkommen ist.

Ein weiterer Schriftsteller aus dieser Familie ist Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius, geboren 1754 in Berlin, der besonders durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Französischen und durch Theaterstücke bekannt geworden ist. Vieles veröffentlichte er unter dem Pseudonym G. Bider. Er starb, durch den Krieg von 1806 verarmt, 1827 in Berlin. Auch diese Familie besteht noch in einzelnen Ausläufern.

Die vierte der behandelten Familien sind die Mylius aus Ansbach. Die Forschungen gehen hier zurück bis auf einen Mylius, der Leibarzt in Schweden war und später in Ansbach lebte, wo er um 1690 starb. Vielleicht ist er ein Nachkomme des Davidsmöller aus Schleiz. Seine Nachkommen siedelten sich in Frankfurt an. Hier lebte z. B. Heinrich Mylius (geb. 1769, gest. 1854), der ein grosses Bankhaus in Mailand gründete und sein ganzes Vermögen zu gemeinnützigen Zwecken verwendete. Eine der schönsten Strassen in Frankfurt a. M. trägt den Namen dieses edlen, kunstsinnigen Mannes. Glieder dieser Familie finden sich noch in Frankfurt und Mailand.

An diese Mylius schliessen sich die aus Gernrode. Der Stammvater ist der erste lutherische Geistliche und Superintendent der Abtei Gernrode in Anhalt. Dieser Mann ist ein eigenartiger Vertreter der Reformationszeit. Über ihn berichtet Andreas Hoppenrod in seinen Gernroder Annalen, die Meibom in seine „Deutsche Geschichte“ II, 417 ff. aufgenommen hat. Eine Reihe gelehrter Männer entstammen diesem Familienzweig bis auf den heutigen Tag, wo wir dessen Glieder besonders in Norddeutschland verstreut finden.

Auf einen Lohgerber Erasmus Möller geht der Stamm der Mylius aus Arnstadt zurück. Sein Sohn Wolfgang, der den Namen Mylius annahm, war Pfarrer in Flurstedt (gest. 1638). Viele Geistliche und Lehrer entstammen diesem Geschlecht. Zu erwähnen ist Wolfgang Mylius, der Gothaischer Hofkapellmeister wurde und als einer der bedeutendsten Musiker nach dem dreissigjährigen Kriege galt.

Aus dieser Familie stammen ferner der Begründer der Mylius'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, in dessen Verlag Goethes „Stella“ erschien. Ebenso wie dieser Mylius ist einer seiner Brüder bekannt geworden. Es ist der Maler Carl Heinrich Mylius, der leider als junger Mann schon 1758 starb. Von ihm stammt u. A. das beste Bildniss Gellerts. Die Familie ist mit Ende vorigen Jahrhunderts ausgestorben.

Bis in unsere Zeit dagegen hat sich auch die Familie der Mylius aus

Nordhausen erhalten. Der Stammvater ist Berthold Müller, ein Bäcker jener Stadt. Hier ist es einmal kein Geistlicher, der den Namen in die griechische Form umwandelt, sondern der Schlosshauptmann Caspar Mylius, auf der Feste Hohnstein bei Stolberg (gestorben 1568). Dagegen finden sich unter den Nachkommen eine ganze Anzahl von Geistlichen, die meist ihrem engeren Vaterlande gedient haben. Die Familie ist heute noch in Nordhausen zu finden.

Unter diesen bürgerlichen Familien erwähnt der Verfasser auch eine adelige, die der Freiherren von Mylius in Köln. Diese altrheinische Adelsfamilie kommt bereits um 1350 urkundlich vor. Der Ursprung des Namens geht auf die Form „Myle" zurück, woraus später „Mylius" geworden. Die Familie ist eng mit Köln verbunden. Ein Zweig wandte sich im 16. Jahrhundert nach Holland und nahm dort den Namen van der Myle an.

Die drei Söhne des Bürgermeisters und Buchhändlers Johann Heinrich Arnold v. M. in Köln wurden um ihrer Kriegsdienste willen 1715 in den Freiherrnstand erhoben. Ihre Nachkommen sind nur im Mannesstamm des mittelsten: Anton Ulrich, ausgestorben.

Drei erloschene Familien beschliessen das Buch.

Die Mylius aus Suhl haben bis 1832 bestanden. Ein Wendelin Müller, Kaufmann aus Suhl, ist hier der Stammvater. Sein Sohn, der als Diakonus von Themar 1577 die Concordienformel unterschrieb, nahm den Namen Mylius an, während einer von dessen Söhnen — für die damalige Zeit ein seltenes Vorkommniss — wieder zum deutschen Namen Müller zurückkehrte, bei dem auch dann seine Nachkommen blieben. Es war der 1630 als Pfarrer in Wiedersbach gestorbene Nikolaus Müller. Ein Zweig der Familie siedelte nach Kronstadt über und hat den Siebenbürger Sachsen eine Zahl von Ärzten geliefert.

Noch früher als diese Familie erlosch die der Mylius aus Salzwedel. Hier geht die Kenntniss bis auf einen Mühlenbesitzer Bernhard Sirow zurück, dessen Sohn als Rechtsgelehrter nach Hamburg ging. Sein Enkel Bernhard nahm als Arzt den Namen Mylius an. Er starb als Stadtphysikus und Lehrer der Physik am Pädagogium in Würzburg. Die Familie blieb zumeist in Bayern (Regensburg und Sulzbach), wo sie 1792 erlosch.

Noch früher ging ein die Familie der Mylius aus Meissen, die auf einen Baumeister Peter Müller, geboren um 1490, zurückgeht. Sein Sohn Andreas nannte sich Mylius. Er trat in die Dienste des Herzogs Johann Albrecht I. von Mecklenburg-Güstrow und wurde 1570 vom Kaiser Maximilian II. gelegentlich einer Gesandtschaftsreise in den Adelstand erhoben. Über sein Leben hat G. C. F. Lisch 1853 eine Schrift herausgegeben. Er selbst hat sich verdient gemacht durch zwei wichtige Mecklenburgische Geschichtswerke „Genealogie" 1575 und „Annales", eine Geschichte der Zeit des Herzogs Johann Albrecht. Seit etwa 1600 nennen sich seine nicht sehr zahlreichen Nachkommen: Milies oder von Milies.

Ausser diesen geschlossenen Familien hat der unermüdliche Sammelfleiss des Herausgebers noch eine grosse Anzahl von Namensvettern gefunden, die sich, soweit jetzt die Hilfsmittel reichen, in die vorhandenen Familien nicht eingliedern lassen. Diese hat er in einem Anhange unter „Verschiedene Mylius" zusammengefasst. Die Anordnung ist chronologisch, so dass man sich auch hier leicht zurechtfinden kann. Es sind darunter eine ganze Zahl bedeutender Leute aus allen Gauen Deutschlands. Es würde jedoch zu weit führen, auf diese näher einzugehen.

Den Schluss des Buches bilden zwei Namenregister. Das erste führt alle behandelten Mylius nach dem Vornamen, Geburts- und Todesjahr auf; das zweite, nicht minder werthvoll, bringt ein Verzeichniss aller mit den Mylius in Beziehung

stehenden Personen. Diese Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches für den Forscher wesentlich. Vielleicht wäre ein drittes Verzeichniss der in dem Buche vorkommenden und mit den Mylius in Verbindung stehenden Ortschaften zweckdienlich gewesen. Denn ganz besonderen Werth besitzt diese umfangreiche Familiengeschichte für die Geschichte zahlreicher Orte.*)

Es ist ja nur biographische Kleinarbeit, die hier geboten wird. Aber aus vielen kleinen Steinchen lässt sich schliesslich mosaikartig doch ein grosses Bild zusammen setzen, zumal reiches kulturgeschichtliches Material an zahlreichen Orten eingestreut ist. Diese Zeilen möchten gern mit dazu dienen, alle die, die mit Abfassung einer Familiengeschichte beschäftigt sind, auf ein vorzügliches Vorbild hinzuweisen, zugleich aber auch den Forscher auf diese gründliche Arbeit zu lenken, die ja leider buchhändlerisch nicht vertrieben wird und darum auch den meisten unbekannt bleiben dürfte. Hoffentlich erwerben unsere grossen öffentlichen Bibliotheken, die die alte Historie Myliana besitzen, auch diese Fortsetzung und Erweiterung des alten Werkes.

Solchen, die besonderes Interesse an dem Buche haben, stellt Verfasser dieser Zeilen [in Zwönitz, Sachsen] sein Exemplar gern leihweise zur Verfügung.

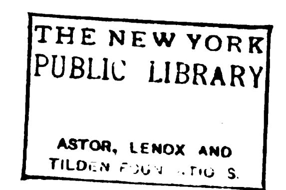
*) Verfasser dieser Zeilen hat dies für seine jetzige Heimath ausgeführt in „Aus dem Zwönitzthale“ Ortsgeschichtl. Zeitschrift, 1895, No. 2: „Zur Geschichte der Familie Mylius in Zwönitz 1611—1690“ (Verlag von Herm. Graser in Annaberg i. S.).

---

bm. **Wandlungen.** Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Leipzig, Grunow, 1896.

Schlesische Zustände, Kleinstädtisches, Bauern- und Priesterleben während des letzten halben Jahrhunderts steigen in diesen frisch, wahrhaftig und volksmässig geschriebenen Denkwürdigkeiten auf. Jentsch, der Sohn eines protestantischen Vaters und einer katholischen Mutter, kam als halber Knabe in katholische Convicte und Alumnate. Launig und lebendig schildert er seine geistlichen Führer und Hirten, Pfarrer und Capläne. Aufrichtig gedenkt er seiner Schwankungen, die ihm während der Bewegung wider die Unfehlbarkeit und zur Zeit des Kulturkampfes wiederholt zu Weiterungen mit seinen Oberen und endlich in das Lager des Altkatholicismus führten, dessen Schwächen der Autor nicht beschweigt. So gewinnt uns der gescheite, muntere Gesellschafter nicht als untadeliger Principienreiter, vielmehr als echter „Mensch mit seinem Widerspruche“, im Temperament und in seiner behaglichen Gesprächigkeit ein echter Vollblut-Schlesier.

Verlag: Ernst Hofmann & Co. in Berlin. Druck: Felgentreff & Co. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.



Neue Beiträge zur Biographie von Ludwig Anzengruber.

Mitgetheilt von ANTON BETTELHEIM.

I.

Im Oktober 1860 trat der damals 21jährige Anzengruber sein erstes Engagement als Schauspieler in Wiener Neustadt an; leidenschaftliche Vorliebe für die Bühne lag ihm vom Vater her im Blute; in seinen Knaben- und Lehrlingsjahren war es sein eifriges Bemühen, trotz der ungemein engen Verhältnisse seiner von einer kärglichen Wittwenpension und dem Ertrag einer kleinen „Pfaidlerei" lebenden Mutter, die Wiener Theater zu besuchen: ein Bestreben, dem sein Vormund, Andreas Schumacher, seines Zeichens Kanzleibeamter und in seinen freien Stunden Literat, bisweilen hilfreich entgegenkam. Das Zusehen und Zuhören genügte dem Jüngling nicht lange. Er versuchte sich als Possenschreiber nach dem Vorbild Nestroys. Er machte auch die Bekanntschaft des Gesangskomikers Carl Treumann vom Leopoldstädter Theater, der ihm ein paar Stunden gab. Und endlich — am 4. Juni 1860 — wagte er es, sich dem putzigen Direktor des Meidlinger Theaters, Groll, mit der Bitte vorzustellen, ihn ohne Gage zu engagiren. Die Geschichte dieser Begegnung hat unser Dichter gleich dazumal in einem Sedezhefte „Unter'm Mond. Eine Sammlung von Satiren, Gedichten, prosaischen Aufsätzen und Aphorismen von LANZ" — d. h. L. Anz(engruber) — „Wien 1860", launig beschrieben. Groll begehrte von dem Minderjährigen einen Revers der Mutter, in dem sich dieselbe „vollkommen damit einverstanden erklärte, dass ihr Sohn Ludwig Anzengruber an dem zu Meidling befindlichen Theater unter Direktion des Hrn. Ludwig Groll sich zum Schauspieler bilde; sowie sie für die Subsistenzmittel desselben sorgen wird, bis er ein festes Engagement anzutreten im Stande sein werde." Damit waren alle Schwierigkeiten behoben: noch an demselben Nachmittag durfte Lanz an der Probe von den „Modethorheiten" theilnehmen, in denen ihm die „kleine Roll'" des Fiakers Mischauf — ein vorbedeutungsvoller Name für den künftigen Reformator der Volksbühne — zufiel. Die folgenden Rollen des jüngsten Mitglieds der (durch ungezählte Lächerlichkeiten in der Wiener Lokalgeschichte fortlebenden) Liebhaberbühne im Meidlinger Theresienbad hat unser Autor in demselben mir handschriftlich vorliegenden Hefte „Unter'm Mond" folgendermaassen aufgezeichnet:

Theatrum Meidlingianum
Dramatisches Mixpickle
von
Lanzius.
Personen:

Fehding } Räuber	Ein Werber
Stachlow } Räuber	Schneider
Patzer, Photograph	Grossvater
Mischauf, Fiaker	Vogt v. Worms
Hanns } Bauern	Christian, Tafeldecker
Steffel } Bauern	Laridon, Koch
Schmul } Juden	Sam } Diener
Pereles, ein Trödler } Juden	François } Diener
Washalter, Wirth bei Watzhausen	Sesseltrager
Duster, Commissionär	Lanz (ein Andern sein Narr)
Melzer, Gast	

Dem Personen-Verzeichniss folgt ein schnurriges Stück in kurzathmigen fünf Akten (eigentlich nur Scenen), in denen zum Beschluss vor dem im Sorgenstuhl sitzenden Lanz „geistergleich alle obigen Gestalten", d. h. die Charaktere auftauchen, die der Anfänger darzustellen hatte. Und nicht nur in Worten, in spassigen Bleistift-Karrikaturen stellt das Heft „Unter'm Mond" Anzengruber's 20 im Meidlinger Theater gegebene Rollen vor uns hin mit munteren Glossen. So ruft Lanzius z. B. dem Fiaker zu: „Mischauf, ich kenne Dich, mein holder Junge; Du hast viel von mir an Dir . . als meine ganze Kleidung — Du bist mein erster theatralischer Versuch — leb wohl." „Fehding! — Du mein zweiter bist theurer als der erste mir. Hausschuhe, sonst ein Luxusartikel mir, gekauft 1 fl. 40 kr. entfleuch." „Ha, Stachlow, Du theuerster, mit ausgeliehenem Bart, Du 50 Kreuzer-Räuber! vergeh!" „François, Du schweigsamer Domestique, den ganzen Abend sprachst Du 7 Worte!! verstumm auf ewig!" „Vogt v. Worms in schwarzer Kleidung, weisst Du, was Deine schwarzen Strümpfen kosten an Baarem, was an Müh Deine Schuhzierathen — zieh dahin!" „Schmul — ich weiss mich Deiner leider zu erinnern, an Deinem Barte wog Spagat und Draht 4 *u*." In diesem selbstparodirendem Tone geht es fort bis zum Ende: „17) Werber: Der Groll gab Dich mir, o Werber, ich sag voll Groll dafür verderb er und Du auch, 18) Patzer, 19) Pereles, 20) Sesseltrager — dies sind die letzten, die weder mich noch's Publikum ergetzten, fort. (Die Gestalten sind all verschwunden.)

„Wie hab ich ohne Lohn mit euch mich plagen müssen,
So muss man mondenlang 'ne dumme Stunde büssen."

Der gleiche Spottvers träfe auf die folgenden sechs Wanderjahre zu, die Anzengruber aus der nächsten Nähe von Wien nach Steiermark, Süd-Ungarn und Slavonien bis an die Militärgrenze verschlugen, wenn seine Schicksale während dieser Hungerjahre nicht gar zu mitleiderregend wären. Die einzelnen Leidensstationen dieser Wander- und Prüfungszeit waren mir wohlbekannt. Manche groteske, trübe und tragikomische Erinnerung hat der

Dichter wohl auch in seinen spärlichen (nach seinem Heimgang im I. Band der Gesammelten Werke gedruckten) autobiographischen Blättern: Bis zum Fertigwerden und Eine Erholungsreise festgehalten; anderes gab Stoff zu ernsten und schwankhaften Historien, z. B. der Kalendergeschichte „Wie mit dem Herrgott umgegangen wird". Meine oft wiederholten brieflichen und mündlichen Bitten, die Eindrücke und Erfahrungen dieser bitteren Tage und Jahre nicht nur in beiläufigen Andeutungen im Gespräch, sondern in geschlossener Erzählung festzuhalten, beantwortete der Dichter meist mit Vertröstungen auf die Zeiten des Alters, in denen beschauliche Rückblicke an die Stelle von schöpferischen Stimmungen treten würden. Der jähe, vorzeitige Heimgang des Fünfzigjährigen hat ihn und uns, wie um so viel anderes, auch um solche Stunden der Sammlung und Selbsteinkehr betrogen.

Was ich in der ersten Auflage meiner Anzengruber-Biographie (S. 53 und S. 231 ff.) über diese „Werdezeit" mittheilen konnte, findet erfreulicherweise eine sehr ausgiebige Ergänzung durch die folgende Reihe von Briefen an seinen Jugendfreund und nachmaligen Schwager Franz Lipka. Herr Lipka (derzeit Beamter des Wiener Magistrates) war der Sohn eines mit Anzengrubers Vater in demselben Bureau dienenden Rechnungs-Rathes.*) Selbst literarisch angeregt und eine Weile zum Beruf des Schauspielers geneigt, verkehrte er seit dem Spätherbst des Jahres 1849 mit dem dazumal zehnjährigen Ludwig Anzengruber unausgesetzt bis in dessen letzte Zeiten; war und wurde er immer mehr sein treuer Kamerad, der Gefährte seiner Spaziergänge, der Hausgast in der kleinbürgerlichen Wirthschaft von Mutter Anzengruber und Grossmutter Herbich, der Vertraute der ersten künstlerischen Versuche seines Gespielen. In vier Aufsätzen: Aus Anzengrubers Lehr- und Wanderjahren**) hat uns nun Franz Lipka nicht nur mit dankenswerthen anekdotischen Aufschlüssen, sondern auch mit einzelnen, nur viel zu sparsamen Briefproben beschenkt, die es mir als Biographenpflicht erscheinen liessen, ihn um Einblick in seine ganze Korrespondenz mit Anzengruber zu ersuchen. Herr Lipka willfahrte meinem Wunsche sofort in höchst entgegenkommender Weise. Seiner Güte verdanke ich die Kenntniss des obenerwähnten Heftes „Unter'm Mond". Seiner Sorgfalt verdanken wir die Erhaltung eines weiteren Heftes „Gedichte und poetische Versuche von Ludwig Gruber 1863". Seiner Freundlichkeit verdanke ich endlich die im Jahre 1892 für mich angefertigte Abschrift der folgenden LVII Jugendbriefe von Ludwig Anzengruber, meines Erachtens den wichtigsten und werthvollsten, die mit und nach den bisher gedruckten aus späteren Jahren stammenden Briefen des Dichters (an Bolin, Gründorf, Gürtler, Familie Holzinger, Rosegger, Rosner, Schlögl) in die Öffentlichkeit traten. Mittlerweile hat das Anzengruber-Curatorium (Dank einer Widmung

*) Bettelheim, Ludwig Anzengruber, 1891. S. 97.

**) Illustrirtes Wiener Extrablatt vom 8., 9., 23. und 30. Dezember 1891.

des Herrenhaus-Mitgliedes Ludwig Lobmeyr) 49 Briefe von Anzengruber an Lipka, sowie das Heft „Unter'm Mond" und die Handschrift „Gedichte und poetische Versuche" erworben und einstweilen mir zur Aufbewahrung anvertraut; demgemäss war ich in der Lage, Lipka's Abschrift in den meisten Fällen mit der Urschrift zu vergleichen. Und nun mögen die Briefe selbst für sich sprechen. Besonderer Erläuterung bedürfen diese jugendlichen, mitunter überschwänglichen und überderben Ergüsse kaum. Sie würden, auch wenn ihr Schreiber nicht Ludwig Anzengruber hiesse, das Herz jedes Unbefangenen bewegen durch den Ton lauterer Wahrhaftigkeit, mit der ein das Höchste anstrebender Kunstjünger in unablässigem Kampf mit der gemeinsten Sorge um das tägliche Brod sein Leben und Leiden „in allerhand Humoren" abschildert und trotz aller Demüthigungen und Enttäuschungen den Sinn für das Grosse und Reine keinen Augenblick sich umdunkeln lässt.

I. Wr. Neustadt, am 3. October 1860.

Lieber Freund!

Meine liebe Mutter sowohl als auch ich sind wohl und glücklich hier angelangt und langweilten uns bis heute in diesem Krähwinkel nach Noten aber ohne Musik. —

Was mich betrifft, so war ich nahe daran, vom 25. bis 30. (wo die 2. Vorstellung war) vor Langerweile zu sterben, in welchem Falle ich aber testamentarisch mir die Beerdigung in Wr. Neustadt verbeten haben würde, weil ich nicht (ebenfalls aus Langerweile) der allgemeinen Auferstehung zuvorkommen möchte. —

Also ich langte am 25. v. M. an und stieg beim „goldenen Strauss" ab, wo ich mir ein Zimmerchen nahm, von welchem alldasiges beschriebenes Papier Dir ein 20tel Naturgrösse repräsentirt; in selbem stand ein Bett, 1 Tisch, 2 Sessel, 1 Waschtischchen, 1 Stiefelknecht und ein gewisses Töpfchen, damit war's alle. Die Fenster (Jalousien) gingen in ein verdammt finsteres Gässchen, so dass ich, um nicht in diesem rasend schönen Logement verbleiben zu müssen, den ganzen Tag fluchend und schimpfend auf den Strassen und Gassen und Weiden und Haiden hinbrachte.

In Folge dieser Verbringung konnte mich H. Neumann (Jnspicient, Schauspieler und Theaterdiener) nicht auffinden und ich musste mir meine 1. Rolle „Rehdenboom, Kaffeegast" selbst vom Director Ziegler holen.

Also nun zum Theater! Dir einen Zettel zu schicken, ist mir unmöglich, da wir selbst daran solchen Mangel leiden, dass unser Garderobier die Schauspieler fragen muss, was sie darstellen, da er keinen Zettel zur Hand hat.

Das Repertoire bis heute stellt sich so: 1. Vorstellung 29. September: „Der Familiendiplomat"; 2. Vorstellung 30. September: „Zwei Mann von Hess" (ich als Rehdenboom); 3. Vorstellung 1. October: „Ehemann vor der Thür", „Gebildeter Hausknecht"; 4. Vorstellung 2. October: „Graf Essex" (Ich als Robsai. Diener bei Essex); 5. Vorstellung, 3. October „Talisman".

Im „Graf Essex" statirte ich auch noch als Ritter im 3. und als Sherif im 5. Act. — Im „Talisman" hab' ich (also am heutigen) zu statiren als Gast und als Rolle den Notarius Falk, der auch eigentlich nichts zu thun noch zu sagen hat. — . —.

Was das Theater selbst anlangt, so ist es sehr nett und zierlich uud verhält sich Orchester, Darstellung, Beleuchtung, kurz Alles gegen Alles zu dem verdammten Meidlinger Lipperl-Theater, wie sich eben ein solides Theater gegen eine Harfenisten-Tribüne verhalten kann.

Was das Personal betrifft, sind es meist tüchtige Schauspieler, wenn auch gerade keine Künstler, die sich ihren Aufgaben doch so gewachsen zeigen, um ein billiges *(ohne Ironie)* Publikum zu befriedigen.

Jetzt zu den Niclas'schen Schülern . . . Herrn Keller und Frl. Wollstein, beide noch sehr jung (er 17 Jahre); ich kenne sie von Meidling aus, wo sie im Ehrgeiz in der Küche mitspielten. So viel ich die Wollstein kenne, ist sie zwar ein talentvolles Mädchen, hat aber ein so fremdklingendes Organ, dass es mir wenigstens leid thut, sie nicht mit besseren Stimmmitteln ausgerüstet zu finden. Unser Hr. Keller dagegen ist ein ziemlich stolzes feines kleines Herrchen, mit dem sie (die meinigen Herren Collegen nemlich) sich in der Garderobe viel Spass erlauben; zum Exempel: Er kommt gerade und setzt sich zu seinem Platz; da geht ein schon ziemlich behäbiger Komiker vorbei und fragt: „He, wer ist denn das?“ „Unser lieber College Hr. Keller“ schreit ein Anderer. „So“ — sagt der Erste, setzt sich zu seinem Platz und nach einer Weile beginnt er langgezogen zu dem nichts Arges denkenden Keller: „He, Hr. Keller, sind Sie der, der sich im Burgtheater hat zweimal erstechen lassen?“ (Wie unangenehm dem die Frage war, kannst Du dir denken.) Sie treiben's mit dem Herrn Keller auf eine Art, die wienerisch „schon aus der Weis' ist“.

Da haben wir ferner noch einen Hr. Winkler, ehemaligen Choristen der Josefstadt, dem gerade am heutigen bei der Probe des „Talisman“ ein kleines Malheur passirte; er hat nemlich, wie dies hier schon fast gemeiniglich ist, 1 Tag vor Vorstellung die Rolle zur Hand bekommen, selbe war ein schwacher Bogen — er hatte sich selbst dazu noch ein Couplet (weiss nicht, aus welchem Stück) beigelegt, da kommt heute vormittag die Probe und er muss sich ein jedes Wort vom unterirdischen Samiel heraufholen, und da eben heute abends die Vorstellung ist, geht dies Ding nicht und die Rolle wird einem Anderen übertragen. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, dass Hr. Dir. Ziegler zwar sehr ungehalten wurde, aber auch nicht ein unzartes Wort gebrauchte. (Überhaupt ein scharmanter Mann.) Wenn ich Dir nun sage, dass wir hier eins der besten, dankbarsten Publikümer haben, so wirst Du schliessen können, wie sich der Mensch selbst geschadet hat. Ich selbst habe nun freilich bis jetzt, wo ich eben heute zum 3. Male vor's Publikum trete, keine gute, aber auch keine schlechte Rolle gehabt, — hiermit sei's für diesmal genug — nächstens mehr! —

Gruss und Empfehlung von mir und meiner Mama an Deine geehrten Eltern, Hr. Bosqueti, Frl. Valerie, Onkel Hauenthal und Alle, die sich für uns so freundlich interessiren.

Also auf baldiges Wiederschreiben! Somit leb' wohl, ich bin und bleibe

Dein Freund L. Anzengruber.

Meine Adresse: An L. A. Schauspieler zu W. Neustadt Lange Gasse 218 1. Stock 4. Thür.

II. Wr. Neustadt, den 24. October 1860.

Lieber Freund!

Sie ist da, die Zeit, in welcher ich Dich in Anspruch zu nehmen gemüssigt bin*) . . . . Aber jetzt lassen wir die Geldgeschichten, mir wird ohnediess übel, wenn ich zuviel davon reden höre, denn was ich nicht hab', nimmt mir kein Rab'.

---

*) Hier folgt eingehende Anweisung, wo und wie Lipka die Pension von Anzengrubers Mutter im Universal-Cameral-Zahlamt beheben, seinem Schneider 6 fl. zahlen und den Rest nach Neustadt senden soll.

Lieber Freund hüte Dich vor dem Hr. Niclas.

Dieser Hr. Niclas ist also richtig wie ich hier erfuhr der Volkskomiker Niclas (id est Harfenist) seine Unterrichtsmethode scheint sehr gut zu sein — für ihn!!! für seine Schüler aber nicht, übrigens ist er in meinen Augen wie ich jetzt die Dinge vor mir sehe ein —, da er Leute unterrichtet, denen nicht nur alle geistige Befähigung zum Theater fehlt, sondern denen die notwendigsten, die äusseren Gaben abgehen so z. B. die Wollstein und den Keller. Zur Wollstein hätte jeder ehrliche Mann gleich von allem Anbeginn gesagt: „mein Fräulein, mit diesem Organ spielt man nicht Komödie". Und ein Mensch, der einen Keller (17 Jahre alt und von mehr als untersetztem Wuchse mit Knabenstimme) zum 2. Liebhaber vorschlagen kann, der ist entweder ein Trottel oder ein Hallunke. Die Folgen haben sich bereits gezeigt. Der erste Gagetag (16. Okt.) kam und brachte den beiden Niclas'schen Zöglingen die Kündigung — in 4 Wochen können sie gehen. Mit ihnen geht Hr. Winkler, den ich schon in meinem ersten Schreiben an Dich erwähnte, und Hr. Anzengruber bleibt und freut sich sehr, da er jetzt auf alle S—rollen Aussicht hat.

Vorgestern, Montag den 22. gaben wir „die Perlenschnur" — — ich und Andere haben statirt und chorirt. Oh, unser Repertoire bringt alles Erhabene und Niedere, so haben wir den 20. d. M. „Kabale und Liebe" verarbeitet, dass dem Schiller'schen Skelett wol die Knochen geschauert haben — dann gaben wir wieder „die Kinder von Aspern" vom Schustermeister Pirzel — so was gefällt! — Die „zwei Mann von Hess" haben wir 3 mal gegeben — — — Doch genug vom Theater, oh wär' ich in Wien — hier ist's sündentheuer und erzlangweilig, niederträchtig gepflastert und alle Woche einmal gekehrt, wenn Vollmond im Kalender steht zünden's die Laternen gar nicht an, und wenn er nicht im Kalender steht, löschen's sie's früher aus, als's angezunden haben; die Leut' geh'n hier so breitbeinig, wie wenn sie zur Cavallerie gehörten, — alle sind dumm, wie der Tag — denn die Nacht ist das Gescheidteste in Wr. Neustadt. — Ich schlaf jetzt von circa ½10 Uhr abends bis 8 Uhr früh! — Sind die seligsten Stunden meiner Neustädter-Existenz. — Also, Franz, sei ein braves Bubi — schau Dich um und thu', um was ich Dich bitt — Schreib' bald Deinem getreuen Freunde

Lud. Anzengruber,
Schauspieler, Dichter und sonst noch eine ganze Menge, was er selbst nicht weiss.

NB. Alle Empfehlungen, wie gewöhnlich — mir fehlt nicht die Höflichkeit und Achtung, wol aber der Raum dazu.

III. Wr. Neustadt, am 30. October 1860.

Lieber Freund!

Vielen Dank für die freundliche Besorgung aller meiner Angelegenheiten! — Und als Ausdruck meines Dankgefühles magst Du dieses Schreiben in sehr gross Octav betrachten. — Übermorgen ist Allerheiligen, ein Feiertag, somit ein Zusammenkunftstag für uns, so wir in *Wien* Beide wären — da dies aber nicht der Fall ist, so wollen wir brieflich eine Zusammenkunft halten. — Geh' Du am Neustädter-Kanal spazieren, ich geh' am Wienfluss spazieren — oder — umgekehrt — geh' Du am Wienfluss, ich geh' am Neustädter-Kanal spaziren — Du denkst Dich zu mich und ich denk' mir zu Dir — die Gegend ist dann ziemlich egal, wie Figura zeigt*) — (6½ Meilen aus einander — aber sieht sich gleich.) Also gut, wir gehen mit einander spazieren — zwar 6½ Meilen

*) Anzengruber unterbricht wiederholt den Text durch Zeichnungen: hier findet sich im Brief eine drollige Federzeichnung der Pappel-Allee am Wiener Neustädter Canal.

weit auseinander — aber wir haben's uns vorgenommen und sind einmal eigensinnige Kerls. —

So und nun fange ich an zu erzählen:

Mit meinen Collegen stehe ich stets auf freundschaftlichem Fusse; nun haben wir Wr. Neustädter Künstler einen Götterverein gebildet, d. h. einen Verein, der Unterhaltung und Geselligkeit unter uns befördern soll und in welchem jeder von uns den Namen eines Gottes führt: Zeus, Merkur etc. etc. (NB. mit und ohne Recht.)

Jupiter hat eine Keule*) mit ehemals goldenem, jetzt silbernem Knopfe, mit dieser Keule schlägt Pluto alle Sterblichen, die Götter werden wollen, todt, wenn sie zuvor Gründe angeben, die sie veranlassen, das Leben verlassen zu wollen.

Ich will Dir meine Creirung zum Gotte schildern.

Ich trat eines Freitags (alle Freitag, da wir an diesem Tage nichts zu thun, ist unsere Versammlung) in den Fischhof, so heisst unser Gasthaus, und werde mit wahrhaft kanibalischem Geschrei empfangen. Dann führte mich Merkur aus der Gaststube und pochte an die Thür, Jupiter ruft „Herein!" und wir traten ein.

„Wer stört mich in meiner Götterruh'?" frägt Jupiter, und Merkur rapportirt: „Auf meiner Ruckras' hob i an Sterblichen dargrabelt, der gern ein Gott wer'n möcht'." (Merkur spricht nemlich r e i n e s Wienerisch.)

Also nahte ich mich zitternd und zagend den Himmlischen und sagte meine Gründe, warum ich sterben möchte, her.

1. Möcht' ich sterben aus Langerweile, weil's hier in der Neustadt so langweilig ist, wenn ich nicht schon aus dem Grunde g'storb'n bin und Gespenst geworden bin, weil ich den ganzen Tag umgeh'.

2. Möcht' ich sterben, weil ich über kurz oder lang ohnedies des viel schmerzlicheren Hungertodes sterben müsst', da ich ein Stückl Schriftsteller bin und die Schriftsteller es wol nach ihrem Tode zu einem Denkmal, aber vor selbem zu keinem ordentlichem Gastmahle bringen.

3. Will ich sterben aus purer Collegialität, denn wenn alle meine Collegen hin sind, was mach' ich noch allanig.

Hierauf wurde ich zum Gotte geschlagen und erhielt merkwürdigerweise den Namen M o m u s. —

Jetzt musst Du wissen, dass wir eine geschriebene Zeitung, betitelt „Die lose Goschen" alle Freitag herausgeben, wer Beiträge liefern will, liefert sie, hat er sie aber nicht geliefert, wenn er sich einmal verpflichtet hat, zahlt er 5 Kr. ö. W.

Redakteur der Zeitung ist Merkur, dass Momus einer der Hauptmitarbeiter, kannst Du Dir denken.**)

Der famöse Keller heisst in unserer Versammlung Ganimed und habe ich ihn den letzten Freitag in der „losen Goschen" in einer Rede des Momus an die Götter furchtbar verarbeitet. Ferner hab' ich der „losen Goschen" für dasselbe Mal das Crinolinen-Couplet und was glaubst Du noch? gegeben — ich gab ihr das im Proteus enthaltene famose Gedicht „G a n i m e d e n s N a m e n s t a g" — hat Alles grosse Furore gemacht.

In die nächste Nummer kommt „D e r R i t t e r v o n L i n g e n s h e r d." Zeus-Cronion spreche: Der heisst nicht umsonst Momus! — —

---

*) Wiederum parodistisch eingezeichnet.

**) Bettelheim, Anzengruber, S. 55. Eine Schnurre: „Die schauderliche Plunzen" ist noch in Anzengrubers Schriftenkasten aufbewahrt.

Einstweilen genug von unseren Götter-Abenden! —

Mein Stück „Der Onkel ist angekommen" gedieh bis zum 3. Akt, jetzt noch den 3. gedichtet, das Ganze umgearbeitet, abgeschrieben und dann eingereicht — und dann — zurückgeschickt! Oder sonst was.

Meine Rollen halten mit haarsträubender Consequenz das 6 Wortsystem ein — oje — oweh! Übrigens spreche ich mit Irxenmayer*): „Brav dazur g'schaut" — und so schau' ich halt brav dazur — und zur, wenn ich nichts zu thun habe.

Gruss und Empfehlung von mir und meiner Mutter an Deine werten Eltern, Hr. Bosqueti, an Onkel Hauenthal, an Frl. Valerie B. (und an Alle, die ich etwa ausgelassen habe, — nimm das buchstäblich, so hast Du für's ganze Jahr Arbeit).

Somit grüsst Dich Dein getreuer Freund

Ludw. Anzengruber,

Schauspieler, eine Treppe hoch, 4. Thür, in Wiener Neustadt, — Gasse engagirt lange No. 218.

IV. Wr. Neustadt, den 24. November 1860.

Lieber Freund!

(Einleitung, betrifft Lipkas Personalien). Ich aber selbst, selbiger, am selbigsten sitze hier in Wr. Neustadt wie Jeremias auf den rauchenden Trümmern — von Jerusalem, d. h. so desperat wie dieser, d. h. aber nicht über den Fall von Wr. Neustadt, richtiger Jerusalem, denn mich machte der Fall des Nestes froh, und ich sässe Scipio gleich auf den Trümmern von Wr. Neustadt, richtiger Karthago. — Die Pest auf dieses Nest!

Ich arbeite über Hals und Kopf meine Posse „Der Onkel ist angekommen", 3 Akte mit Gesang zu vollenden, damit die Theater-Sekretäre wieder etwas zum Lesen und zum Zurückweisen haben können.

In der letzten Nummer der „losen Goschen" machte Merkur die Anmerkung: „Einem on dit zufolge soll Gott Momus zum wirklichen geheimen Hausstatisten ernannt worden sein."

Einen Witz, den ich selbst über mich selbst gemacht habe, weil die Direction so freundlich ist, mir nicht nur stets die ekelsten Rollen zu geben, sondern mich auch noch oft statiren lässt — ich kann Dir sagen, ich habe Neustadt sammt seinem Theater satt bis zum Halsbindl. Ich setze Alles daran, wieder nach Wien zurückzukommen, — und nun griesse (würde Schulz d. j. sagen) mir von mir und meiner Mama Alles, was auf meiner ersten Grussliste steht. — . . . . . . Und somit überlasse ich Dich mit einem trostreichen Lächeln Deinem unentwirrbaren Geschicke und verbleibe Dein treuer Freund

Ludwig Anzengruber.

V. Wr. Neustadt, 29. November 1860.

Theuerster Freund!

(Einleitung betrifft wieder Personalien von Lipka.) Groll ist ein Ochse, wie so ziemlich alle Theaterdirektoren. Was mein Im guten Angedenken stehen betrifft, so ists gewiss nicht bei ihm. Bei wem denn, das frag' ich, he? Denn kennen möcht' ich die, die freundlich meiner denken.

Glaubst Du etwa, ich führe hier in der Neustadt ein Götterleben? — O nein, mein Werthester, ich sage Dir, seit meinem zweimonatlichen Hiersein habe ich die Neustadt in Grund und Boden verflucht sammt ihrem Theater, — ich

*) Nach einer freundlichen Mittheilung von Hr. Lipka der Spottname eines in seinem Elternhause verkehrenden drolligen Mannes.

weiss nicht, habe ich Dir schon geschrieben, vom 10. bis 14. d. M. war Rott*) auf Gastspiel bei uns, spielte seine Forçerollen, den Thomas im „Teufel im Herzen“, den Zigeuner im gleichnamigen Stücke, excellent, sage ich Dir, glaubst Du, er habe den Lohn erhalten, den er sich verdient? — Eine Woche darauf kommt ein Violoncellkratzer namens Lasner mit einem Mensch vom Kärnthnerthortheater Frl. N. — die verarbeitet die „Nandl“ im Versprechen hinter'm Herd“, die „Picarde“ in „Kurmärker und die Picarde“, ferner die Hauptrolle in dem einaktigen „Am Clavier“, und diese beiden werden mehr beklatscht, herausgerufen, besser besucht und demnach mehr bezahlt als Hr. Rott — Oh, so ein Schweinspublikum!

Ich habe noch immer S—rollen, noch immer Statirerei, obwol ich meinen Collegen Manches vorthun könnte, — die Regie ist niederträchtig, wird abwechselnd von beiden Directoren geleitet. Oh H . . . . . Direction!

Theuerer ist's fast zu leben wie in Wien, ungesellig ist's, beleuchtet — o — gepflastert — u — scheusslich durch und durch — O miserables Saunest! O Wien, Wien, Wien! —

Ja, mein theuerster Hirsch, ich sehne mich nach Wien aus mehr denn 10 Gründen.

Apropos 10! — Wenn die Direction etwa noch d. M. einem Mitgliede kündigt, so hat sie im Laufe der zwei Monate, die wir spielen, wirklich schon zehn Mitgliedern gekündigt.

Auch wir haben „Käthchen von Heilbronn“ gehabt, und damit Du Dir einen Begriff von unserem Arrangement in manchen und vielen Dingen machen kannst, zeichne ich Dir die Brückendecoration.**)

Als Käthchen aus der Thür I tritt und 'nüber zum Thurm will, stürzt, als sie am Pfeiler b anlangt, der Theil c der Brücke ein, wie sie sich wendet und zurück will, bricht auch der Theil a ein und sie bleibt auf dem unbeweglichen Pfeiler b stehen — der Cherub schwebt herab — und der Vorhang thut desgleichen. —

Gestern war so par Exempel die Einnahme unseres Heldenspielers Hr. Schaper, was nahm er ein? — Was glaubst Du? -- Nun dreissig und vier Gulden, sage 34 fl. ö. W. — Hahaha — ich bin froh, dass ich kein' Einnahm' hab'. — . . . . Wundert Dich etwa mein guter Humor, nun so weit sollst Du mich schon kennen, dass dieses kein Zeichen des Wohlergehens bei mir ist, ausgelassen sein kann ich trotz Allem.

Also mach' auch Du Deine Lazzi in dem ernsten Stücke des Lebens; der wahre Ruhm ist, ernst bei den heiteren und lustig bei den traurigen Situationen zu sein, und diese Übung seiner Geistesgegenwart ist dessen würdig, der ein Schauspieler werden will — so — Amen! — . . . . . Also lebe wohl, es grüsst Dich und Alle sammt seiner lieben Mutter Dein getreuer Freund

Lud. Anzengruber,
sprechend wie Montezuma: „Lieg' ich denn auf Rosen?“

VI. Wr. Neustadt, den 27. December 1860.

Bester Freund!

Da sitz' ich wieder, glücklich angekommen in der Allzeitgetreuen, wo ich vor allem Anbeginn schön angekommen bin, und rolle wieder — oh ich Un-

*) Der treffliche Volksschauspieler, 1871 der erste Meineidbauer im Theater an der Wien.

**) Wiederum Federzeichnung.

glückseliger — aberscht dem Weisen ist allens Worscht! — . . . . . nach Neujahr hoffe ich von Dir ein Schreiben über mein Stück „Der Onkel ist angekommen“ — ist's angenommen — gut — ist's nicht angenommen, sage ich mit Holofernes-Nestroy „nun ist schon gut!“ —

Grüsse mir Alles und lebe glücklich . . . . . und schaffe Dir eine grosse Portion Geduld an, denn um auf dieser gummielastischen Welt fortzukommen braucht man entweder Geld, Geld und wieder Geld oder Geduld, Geduld und wieder Geduld! — Ich habe ersteres nicht und zweitere wenig — üble Übelstände! — Ich fuhr, wie Du weisst, um 2 Uhr weg und kam aber erst um circa 5 Uhr hier an, — woher mag das rühren, offenbar daher, dass der Train langsamer fuhr — meinst nicht auch? — . . . .

O ich liebe die gute alte Zeit, wo man noch Kniehosen mit Lätzen trug, wo man noch Passionsspiele aufführte, in denen unser Herrgott sprach wie ein Mannheimer Schuhflicker, — wo man die Juden massakrirte und die Teufel exorcirte — wo man des Geistes wenig achte — den Leib jedoch recht wohl bedachte — wo man — wo man — mit einem Worte die Läuse lieber selber frass, als sich von ihnen fressen liess! — — In allem Übrigen verbleibe ich, — einem baldigen — und dann noch einem Schreiben entgegensehend, — Dein getreuer Freund

Ludwig Anzengruber.

VII. Wr. Neustadt, am 25. Jänner 1861.

Theurer Freund!

. . . . . Lass' mich Neues hören von Wien und den Wienern. — Was meine Komödien betrifft, so lass' sie liegen — Ich will nicht Dir auch noch unnöthige Scherereien und Laufereien machen — ich hab's jetzt faktisch satt, und rühre sobald gewiss keine Feder mehr, um eine Posse oder ein Volksstück zu schreiben — ich werfe mich jetzt auf feine Lustspiele und dgl. mehr — aber Alles hat Zeit — hin und her aus und eine Bühne und Bablatschen reicht sich so allgemach die Hand . . . . (Bittet um eine politische Zeitung) . . .

Was mich betrifft, so befinde ich mich so scheusslich als nur möglich; wenn Schiller sagt: „ernst ist das Leben und heiter die Kunst“, so mag er recht haben, die Kunst an und für sich mag heiter sein, das Kunstleben nimmt häufig einen sehr eklen Anstrich und in den scheusslichen Tagen pekuniärer Fretterei, Rollenmisere und Stückabweisungen bleibt mir nur ein lichter Stern, das Bewusstsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen, und die innere Gewissheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgethan, mir einen ehrenvollen Platz anweisen wird.

Ich hoffe und strebe, so lange ich noch die Gedanken Anderer wiederzufühlen und zu geben vermag, so lange ich noch Gedanken, die in mir auftauchen, festzuhalten verstehe, — und so gerüstet kämpfe ich — und siegen muss ich oder fallen — dass aber das Erstere geschehen möge, das hoffe ich zu Gott, aber nicht zu dem alten Überall und Nirgends der Kirche, sondern zu dem, der in den Adern des Weltalls dem Blutstrom gleich gesetzmässig pulsirt — und in dessen Hand ich mich willenlos ergebe und doch sein werde: wie ich bin. —

Leb' wohl, schreibe bald und sei gleich mir in diesen blöden Zeiten ärgster Wirrnisse kein in den Taglungerer und Angstbeber, sondern ein thatkräftiger Fatalist — — Amen!

Es grüsst Dich Dein getreuer Freund Lud. Anzengruber, thatkräftiger Fatalist für heut' und immer, Schauspieler und Dichter. (Von beiden letzteren die Anerkennung noch im Schoosse dunkelster Zukunft begraben.)

VIII. Wr. Neustadt am 4. Februar 1861.

Lieber Freund!

Meinen Dank für die schnelle Besorgung vorigen Monat, und für den Fall, als Du so gut sein willst, und mir meinen „angekommenen Onkel“ an der Wien einreichen willst, liegt ein Brief an H. Mirani bei. —

Und nun, Jüngling, weilen Du mir noch mehreres zu berichten hattetest, so thu's in Deinem nächsten Schreiben, verstehst? — Amunt! —

Jetzunder kann's losgehen — ich surch, ich surch ein Engagement und wenn ich's findt', so hab' ich's — ich schreib' jetzt und was schreib' ich, den Brief da schreib' ich; glaubst etwa, eine fünfaktige Tragödie für's Burgtheater — nein — ich geh' überhaupt ganz weg vom Theater — am 24. März, wenn der Palmsonntag ist, weil's dann aus ist — und geh' wo anderschter hin — vorerst kum ich nach Wien — also g'freu Dich! — (folgt eine scherzhafte Abkanzelung Lipka's). — Wundere nicht Dich darob, dass dieses Schreiben mit so viel „Lerchenfelder Ausdrücken“ aufgedonnert ist; die Pflicht ruft mich nach dem Tempel der Kunst und in selbigem Tempel führt man auf: „Ein Wiener Freiwilliger“ und ich bin der Kastl-Toni, Freiwilliger, welcher (hier nehme ich meine Rolle heraus und zähle) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 — *neun Zeilen* zu reden hat — gelt ja, da spitzt Du — gelt — han, was — . . . .

Zur Bekräftigung dessen folgt mein Repertoire sowol, als auch das unserer Bühne, ein St. neben einem Stück bedeutet statirt — dieses Repertoire reicht von dem denkwürdigen Tage, an welchem ich so glücklich war, Dir zu Wien mein Repertoire zu zeigen, bis zum heutigen Tage.

26. Dec. „Nach 15 Kerkerjahren“ Baron von Epernon — 27. „Angeplauscht“ der Junggeselle der Schusterzunft — ein Gast — 28. „Der Schneider als Naturdichter“ (Matras als Gast — vortrefflich gespielt) ego St. 29. u. 30. „Präciosa“ (Müller, welche am Treumanntheater gegenwärtig engagirt ist, spielte die Titelrolle wahrhaft scheusslich.)

1861. 1. u. 2. Jänner. „Der Zunftmeister von Nürnberg“, Pfinzig, Rathsherr. 4. „Doctor Faust's Hauskäppchen“, Christl, ein Bauer (Matras als Gast vortrefflich). 5. „Der Tower von London“, Gefangenwärter. (Benefice des 1. Liebhabers Joh. K. — er nahm ein 34 fl., eine der höchsten Einnahmen dieses Jahr). 6. „Die Verwahrlosten“, Stäblein, Festarrangeur. 7. „Das Tagebuch“, „Wer isst mit?“ (im 1. Stücke) Bedienter. (Im ersten Stück gastirte als „Lucia“ ein Frl. E. — mittelmässig.) 8. „Die Hammerschmiedin aus Steiermark“, ein Kellner. (Gastrolle des H. Liebwerth, früher am Josefstädter-Theater, Durchgeher 1. Classe, Schauspieler minderer.) 9. „Der Antheil des Teufels“, Mezzi, Officier — (Benefize der naiven Liebhaberin Betti Hain) — *Erfolg 13 fl. ö. W.* — sage dreizehn.) 10. „Die Königin von 16 Jahren“, „Mädchen von Elisonzo“ — 1. Stück St. (Zweites Debut der Eschborn im 1. Stücke die Königin Christine hielt zum Zeichen ihrer Hoheit stets die Hände so*) die Linke heraus.)

11. „Das hohe C“, „Stadtmamsell und Bäuerin“ — nichts zu thun. (Matras in der Meixner'schen Rolle — wehe! — überhaupt über die ganze Aufführung des „hohen C“ Wehe!) 12. „Der Zunftmeister von Nürnberg“ zum 2. Male. 13. „Die Drachenhöhle bei Röthelstein“ oder „Der Hammer um Mitternacht“ (Prrr. —) Barband, Räuber, — Webertoni, Bauer. 14. „Die Luftschlösser“, „Ein Zündhölzchen zwischen zwei Feuern“, im ersten Stück zweiter Bedienter. 16. „Nagerl und Hand-

---

*) Wieder eine Carricatur eingezeichnet.

schuh", St. (Benefice des Väterspielers und Localrollen-Darstellers C. Gürtler — 26 fl.) 17. „Kunst und Natur", Ajax, Bedienter. (Drittes Auftreten der Eschborn, die als Volontairin an der Bühne bleibt.)

18. „Lieb'sg'schichten und Heiratssachen", Georg, Bedienter. (Matras sehr brav.)

19. „Die Judenfamilie", Bloch, Buchhalter. (Jene Episode, die mir in Meidling Beifall errang, gänzlich 'rausgestrichen.) 20. „Der Felsensteg" oder „nach 16 Jahren", Rouget, ein Vagabund. 21. „Hochzeit und Festung". — nichts zu thun. 23. „Die Schwoagerin", „Die Naturgrille — 1. Stück 1. Soldat — 2. Stück Christel, Bauernbursche. (Benefize der Frau Gämmerler — fl. 15 ö. W.) 24. „Aus Scherz wird Ernst", Peter, Knecht. 25. „Das Concert", „Die schlimmen Buben" — frei. (Matras — Willibald — wer Nestroy nicht darin gesehen, konnte zufrieden sein.) 26. „Beim letzten Mittel" zum 2. Male. 27. „Julerl, die Putzmacherin", Seicherl, ein Spiessbürger. 28. „Schloss Greifenstein" oder „Der Sammtschuh" — St. 30. „Der blaue Domino", „3 Jahr' nach dem letzten Fensterln" — nichts zu thun. (Benefiçe der Localsängerin Michel 40 fl. 31. „Die Stricknadeln" — frei. Februar, 1. „Staberl als Freischütz" — Ludwig, Jäger. (Matras als Gast — Staberl — brav.) 2. „Das Testament des grossen Kurfürsten" — Graf Dohna, Kammerherr. 3. „Ein Wiener Freiwilliger", Kastl-Toni — Freiwilliger. 4. „Der kleine Schatz". „Wer isst mit?" zum 2. Male — im 1. Stück Johann, Bedienter. Notiz: „Der blaue Domino" ist eine funkelnagelneue Operette — hier getextet, hier componirt. — Musik von unser'm hiesigen Kapellmeister *Altschul* — Text von einem hiesigen Oberlieutenant. Die Musik ist nichts Präcioses — der Text aber der ungeheuerste Schmarn, den man sich denken kann — die Oper drang auch nicht durch. Freund Gürtler machte Altschul aufmerksam auf meine Wenigkeit und dieser, obwol er meine Leistungen von unseren Götterabenden her kannte, sprach sich geringschätzend aus. Jetzt hat's das Rindvieh — ich hätte ihm einen netten Text geliefert, jetzt hat er einen Schmarn in Händen, den er nirgends hingeben kann. — Zum Schlusse bitte ich Dich, verschnappe Dich nicht, wenn Du zu Mirani kommst und sage ihm nichts, dass mein Opus schon irgendwo eingereicht war. —

Mit Gruss von mir und meiner Mutter Dein treuer Freund

L. Anzengruber.

NB. „Der kleine Schatz" im obigen Repertoir, der aufgeführt wird am heutigen, ist von dem Verfasser des „blauen Domino". Den Erfolg nächstens.

IX. Wr. Neustadt, am 16. Februar 1861.

Theurer Freund!

Gruss und Handschlag vorerst — dann Bitte: geh' nur wieder zu Mirani hin, Dich anzufragen, was mit meinem Stücke ist, gibt er Dir einen Brief, so schick' ihn mir, nimm das Stück wieder zu Dir (wenn's, was wahrscheinlich ist, zurückgewiesen wird) ich werde dann weiter über beide disponiren — d. h., wenn Du noch Lust hast, sie mir wohin zu geben.

Das wäre das Geschäftliche — — Es freut mich recht, dass Du aufgesessen bist — (willst Du wirklich vom Theater weggeh'n?) — wie naiv! — sag' ich nicht gleich zu Anfang „ich such', ich such' ein Engagement" und sag' ich dann nicht „ich gehe vom Theater weg — um Ostern, weil da Alles gar ist — ja, schau den vorigen Brief nur an — so ist's. Bei Briefen von grossen Männern muss man jede Silbe lesen — merkse vous! — aber aufgesessen bist Du, also: Reit', Veitl, reit'! —

Wenn Du wüsstest, wie ich mich hier befinde, Du würdest mich nur bedauern, mit meiner Beschäftigung, die fortwährend an's höhere Stadium grenzt — steh' ich da — selbst mit dem Schreiben will's nicht recht vorwärts, ich bin ein Wickelkind in der Schicksalfatsche, den Sutzel eines niederträchtigen Fortkommens im Maul, abgespannt von der Mutterbrust einer honetten Aussicht, der alten hinkenden, blinden, buckligen krummbeinigen Wärterin G'frett anvertraut, untergebracht im Findelhause eines vertranschten Zeitalters, da möcht' ich wissen, wie ich aufkommen soll, o, o, o, aber, ut, re so la mi fa — aber ich beut' dem Schicksal Trotz — behalte meinen Humor . . . . Wien, meine geliebte Geburtsstadt, wie freu' ich mich, Dich wiederzuseh'n, doch nicht auf zu lange, denn kein Engagement haben und kein Geld haben, das ist mehr, als sich einer wünschen kann. — Wenn's gut geht, darf ich wahrscheinlichst etwas über 7 Wochen privatisiren — was derweil thun? — hm? — weisst Du nicht ein paar Häuser, wo ein Stiefelputzer, Kleiderbürster, Zimmerkehrer u. dgl. m. nothwendig geworden, sonst konnte man auch Lampenputzer, Pudelwascher, Pferdestriegler, Rauchfangfeger u. dgl. m. werden, denn dass ich mir mit der Feder das Nothwendige verdiene, das glaub' ich kaum, selbst wenn ich statt für die Bühne für die „Bablatsche" schreiben würde. — Zeitung! — Pah, wird auch schwerlich geh'n, und an einer Wiener Bühne unterzukommen sich träumen zu lassen — zu stolzer Traum! — . . . .

Im nächsten Herbst muss entweder das Schicksal einen Umschwung nehmen, oder ich schwing' mich um und lieg' auf alle Viere da —

Kein Geld!

Was für ein furchtbarer, schrecklicher, der Hölle entstiegener Zustand — ohne Geld kann man 1. nicht essen, was man sehr gerne essen möchte — 2. Nicht thun, was man sehr gerne thun möchte — 3. Nicht lassen, was man sehr gerne lassen möchte. — Wo hinaus mit der Aufzählung all dieser Dinge, die man nicht kann ohne Geld — . . . . .

Das ist g'wiss, ich restaurire mich immer, so oft ich einen Brief nach Wien schreibe oder so oft ich auf Wien denke — im Ganzen genommen fühle ich mich recht behaglich in meiner jetzigen Stellung, so behaglich, wie ein altzeitiger Inquisit in den Armen der eisernen Jungfrau — ich verdiene mir sogar manchmal 50 kr., wenn ich den Text einer Operette in einer Partitur unterlege — ich kriege manchmal sogar Kaffee oder Bier umsonst — o göttergleiches Schwelgen! —

Da hab' ich einen Collegen Böhm — Kaufmann, der sein Geschäft verpachtet, aus Liebe zur Kunst zum Theater ging, Mann von 28 Jahren, Ehemann und Vater — ansässig in Friedenau — den beredet der Ziegler, er solle herkommen nach der Neustadt, sich hier ausbilden, damit er als roui = oh = routinirter Schauspieler nach Karlsbad (in der Nähe von Friedenau) wieder zurückkäme. — Böhm, sonst an Liebhabertheatern, an den öffentlichen Theatern in Eger etc. etc. den Ferdinand, Karl Moor, Abbälino etc. etc. spielend — geht auf den Vorschlag ein, fühlt sich unendlich geschmeichelt, als Ziegler zu ihm sagt: „Schreiben Sie früher, als Sie kommen, damit wir darnach das Repertoir einrichten können". — Der gute B. klopft an 50 fl. bei der Herreise, in Neustadt hier 200 fl. breit — und bekommt schliesslich, nachdem er paar Monat' volontirt, 30 fl. ö.W. Gage und spielt solche Rollen und statirt wie *ich*!!

Und die Moral von der Geschicht:
O trau' den Directoren nicht! —

Alles herzlich von mir und der Mama grüssend bleibe ich Dein treuer Freund

L. Anzengruber.

X. Wr. Neustadt, den 25. Februar 1861.

Theurer Freund!

. . . . Was hast Du denn so in der Bibliotheka Kaiser Königlichius hoff gelesen?

Nenne mir das grosse Werk, damit ich an Büchertiteln mein Ohr erquicke. ich weiss so fast nicht mehr, wie eine Zeitung oder aber ein Buch aussieht. Meiner Seel', mir (und Dir vielleicht auch) kommen meine Briefe vor wie unsere Spaziergänge — o mein herrliches Belvedere, wie schön bist Du, wie freu' ich mich wieder in Deinen Laubgängen zu wandeln — in diesen Gängen, wo ich mein 1. Gedicht „Lied vom Leiden", meinen „Meister Inspiratione" schrieb, auch auf den „Hades*) freu' ich mich! — Aber derselbe bin ich nicht mehr, der von Wien fortgegangen — derselbe harmlose gemüthliche Kerl nimmer — ich bin umgänglicher, vorsichtiger, ein gut's Theil boshafter geworden — jetzt mag's biegen oder brechen — ich bin auf's Feststehen gefasst — ich hab' mir mein Träumen so ziemlich abgewöhnt — die Verhältnisse des Theaterlebens wirken so sonderbar auf jeden ein, der sie zum erstenmale sieht, dass ich wohl wünsche, es möchte ein jeder schüchterne Jüngling den Antritt machen — man wird ihm schon kündigen, wenn er nicht zu brauchen ist. — Ha, mein Theuerster, die Zeit des Aufhörens rückt immer näher — am 23. März letzte Vorstellung — welche Wonne — und ich noch kein Engagement — o welch' ein Schmerz — schreib' mir nur bald, was mit meinem Stück ist — Du meine Sonne — damit ich wieder Dir schreiben kann — Du mein Herz! — Weisst, ich will das beide Stücke einem Agenten durch Dich schicken, der mir auch ein Engagement verschaffen soll — no und nachher wird es schon wer'n — nachher wird es schon wer'n, dass es einmal anders wird wer'n. — Bis zum Antritte meines neuen Engagements geb' ich Lectionen, schreibe, dichte, thue, was ein Mensch eben thun kann, wenn er eben nur ein Mensch ist! — Lectionen, hör' so etwa — in der Schauspielkunst (oder was), in der Dichtkunst (oder was) oder noch etwas; bin ich Lehrer der Schauspielkunst, kommt gewiss der Böhm zu mir — was?! — glaubst nicht auch — bin ich Lehrer der Dichtkunst — kommt gewiss der Kammeritsch**) zu mir, — was?! — glaubst nicht auch? — bin ich Lehrer eines neuen philosophischen Systems (wie die Welt aus was geworden zu nichts wird) — kommt alle Welt zu mir — was — glaubst nicht auch! —

Ja, Männer unternehmenden Geistes liebe ich, bin ich nicht Alles in Allem, so misch' ich mich doch in Alles und schau alleweil aus, wie wenn ich kein Wasser getrübt hätte, — wüsst' ich, dass ich mich in pekuniärer Lage so wohl befinden würde, wie in geistiger, dass ich mich leiblich eben so gut befinde, als wir uns geistig unterhalten werden, wenn ich wieder nach Wien komme, so wär ich zu Tode froh — mir, dem die kleinste Sorge zuwider wie lauwarmes Wasser ist — giebt eine solche Gfrettstellung, wie meine jetzige — so oft ich mich derselben erinnere, einen Schupfer, dass ich vom Pegasus herabgeschmissen. Stunden, Tage, Wochen lang — auf der prosaischen Dreckkugel (Erde genannt), worauf wir Mistkäfer züchten, liegen bleiben muss — . . . .

Ja richtig, was sagst Du denn zu dem „Onkel ist angekommen" — Du hast mir nur gesagt von Boschetti, von Dir nicht — kannst's schon 'raussagen, wenn's Dir nicht g'fallt — ich lasse jedem seine Ansicht über mich, und ohne

---

*) Nach Lipka's Mittheilung ein kleiner Thalkessel nächst dem Laaer-Berge, voll schattiger Gebüsche und Brombeersträuche, ein Lieblingsplätzchen der Jugendfreunde.

**) Ein bald nachher verstorbener Jugendfreund. Seiner Schwester Mathilde Kammeritsch machte Anzengruber später, erfolglos, einen Heirathsantrag. Bettelheim, Anzengruber, S. 59—61.

mir irgend unangenehm zu werden oder etwa gar mir weh zu thun, kann er sie mir in's Gesicht sagen — ich habe doch auch eine Meinung von mir, die durch nichts erschüttert wird. — Soll ich jetzt das Schreiben schliessen — just net! — so lang noch ein Platzerl ist, nicht — meine und meiner Mama Grüsse an Alle, und somit habe ich Dir nichts mehr zu sagen, als dass ich Deinem Schreiben mit Vergnügen entgegensehe und dass Du mit Dank Deines Cassiereramtes enthoben bist, da ich die nächste März-Quittung wohl selbst einkassiren werde, — ich muss dann noch in Wien Quartier suchen etc. etc. — und dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist — da sag' ich à Dieu — zu deutsch „mit Gott" und geh' meine Wege vorwärts — 's ist so ein fester Glaube in mir, dass eine höhere Macht mich nicht werde fallen lassen. — Apropos, Du hättest viel mündlich mit mir zu sprechen? — na, wenn's warten kann, heut' ein Monat, pressirt's, so schreib' es im nächsten Briefe Deinem Freunde

L. Anzengruber.

XI. Wr. Neustadt, am 2. März 1861.

Bester Freund!

Dein Brief vom 23. Febr. trägt Wiener-Poststempel vom 24. — 11 Uhr früh und Poststempel Wr. Neustadt 25. Febr. — somit bekam ich ihn erst, nachdem mein Schreiben vom 25. abgegangen war, daher die Confusion. — Grossen Dank, lieber Freund, für die gütige Besorgung aller meiner Angelegenheiten .... und nun bitte ich Dich, thu' mir noch einen Gefallen, gebe mir beide Stücke „Gefundene Eltern" und „Der Onkel ist angekommen", beide mit beiliegendem Schreiben dem Agenten Böhm (Adresse auf dem Briefe) — lass' ihm das Schreiben lesen und frage ihn, ob er etwa mir was zu sagen habe und für diesen Fall schreibe Du mir's auch — willst Du so gut sein — kannst ja, wenn Du ihn nicht gleich triffst, später wieder nachfragen.

In den Händen
Des Agenten
Sind die Stücke, 's ist zum loben,
Treu und ehrlich aufgehoben.
Du und ich, wir sind sie los,
Ach, wie ist die Freude gross! —

Dass ich boshafter, misstrauischer geworden, hab' ich Dir schon geschrieben, jetzt will ich Dir noch eine Eröffnung machen — glaubst Du etwa, ich habe hier in der Neustadt zugelernt — ja, prost die Mahlzeit! — Im Schriftstellerischen vielleicht — im Schauspielerischen nicht — in dieser Hinsicht ist die Provinz nichts — sie bildet routinirte Schauspieler — ja — aber selten mehr — — bei mir ist's doppelt schlimm — wie gerne wollte ich studiren — aber es thut's halt net — keine Mittel, nichts!

Keine Beschäftigung auf dem Theater, welches mir doch wieder zuviel Zeit hinwegnimmt, um etwas Erkleckliches im Schriftstellern zu leisten — eine Lage zum Verzweifeln!! —

Gestern den 1. März hatte eine alte Schauspielerin namens Anna Gutsch ihr Benefice, und zwar wurde gegeben „Die Räuber" — Herr *Lewinsky* als Gast den „Franz Moor"! —

Das ist mein Mann — sein Spiel hat mich wieder aufgefrischt — ich athme etwas freier — ich spielte den „Grimm"! — — Lewinsky ist gross — von Anfang bis zum Ende! — —

Mit Sehnsucht erwartest Du mich in Wien, und ich sehne mich auch nach Wien — vielleicht komme ich an in Wien — mein sehnlichster Wunsch! — Josefstadt — Wieden — wo es auch sei — wo nicht — „Je nun, so dann" heisst's im „Sonnwendhof" — — wir werden uns in circa 23 Tagen wiedersehen

— doch bin ich eines Schreibens von Dir gewärtig, auch wenn Dir Böhm nichts zu sagen hat — und somit grüsst Dich und Alle seinerseits und von Seiten seiner Mutter Dein treuer Freund

L. Anzengruber
Schauspieler, talentirter Kopf, intelligenter Kerl
und in Wahrheit *Nichts.*

XII. Krems, den 29. September 1861.*)

Lieber Freund!

Glücklich bin einstweilen ich hier angekommen und sende Dir vielmalige Grüsse — ich schreibe Dir anbei ein qua Tagebuch.

September den 24.

Hatte die Nacht, als ich von Euch ging, sehr schlecht geschlafen, aus Furcht, das vermaledeite Dampfschiff zu versäumen, war schon um 5 Uhr auf dem Wege nach den Weissgärbern und sagte um 6 Uhr meiner geliebten Vaterstadt und allem Lieben, was drum und dran ist, ein herzliches Lebewohl — und fuhr ab — zu Nussdorf (nachdem wir wol eine volle Halbestunde bis hin gefahren) stiegen wir in ein anderes grosses Schiff und fuhren zum Sterben langweilig bis ½3 Uhr nach Stein — von da spazierte ich gemächlich, meinen Reisesack unter'm Arm, nach Krems — dieses Krems ist kein übles Städtchen, hat wirklich ein romantisches Aussehen — ich kehrte bei der „weissen Rose" ein und ging dann sogleich um Quartier zu suchen und mir das Städtchen zu beschauen — es gefiel mir, wie gesagt, sehr; abends kehrte ich im Bräuhause ein und trank dort paar Gläser gutes Bier, traf dort einen „urgemüthlichen Österreicher" — den hättest Du sehen sollen, Du würdest eingesehen haben, wie tief unter dem Niveau dieses charmanten Kerls Dein geliebter Mayer oder Toni als Prototyp eines urgroben gemeinen Kerls gestanden hätte. Es war wirklich ein aufgeweckter witziger Kopf, mit dem ich zu thun hatte, den ersten Abend in Krems verbrachte ich sohin nicht langweilig. —

Nur noch folgendes vom Theater, nach welchem ich mich gleich nach meiner Ankunft begab, weil Dir. Lauffner daselbst wohnt. Das Gebäude ist wirklich miserabel, es ist, wie in Neustadt, eine alte pensionirte Kirche, nur ist in Neustadt die Kirche mehr maskirt, hier steht sie offen unläugbar vor Aller Augen.**)

Mach Dir nach dieser Skizze einen Begriff davon; von innen sah ich es noch nicht; ich erfuhr folgendes: 1. dass erst Samstag, den 28. die erste Vorstellung sei (welche noch nicht bestimmt.) 2. dass Freitag, den 25. Probe sei. 3. dass a. der Schauspieler Preissing von der Josefstadt als Scholzischer Komiker engagirt sei und b. auch der vielbesprochene Pilko von Baden bei Wien.

Was ich ferner noch in der Schnelle ersehen, war, dass alle Bänke an den öffentlichen Spazirgängen viel praktischer eingerichtet waren als bei uns in Wien, nemlich alle sind mit Rückenlehnen versehen**) — (nach Figura).

September den 25.

An diesem Tage, meinem 2. in Krems, fand ich Quartier — und einen alten Bekannten von der Neustadt — Köppl — der hier wieder mit mir engagirt ist. Ich kauft mir Obst um 10 Kr. und bekam 30 Zwetschken, 2 Pfirsiche, 2 hübsche Weintrauben. — Es gibt in Krems ein Gewerbe, von dem kein Wiener Ahnung haben mag, es gibt hier nemlich „Einschlagmacher".

*) Den Sommer 1861 verbrachte Anzengruber (nach Lipka) ohne Engagement in Wien.

**) Lustig eingezeichnet.

Du glaubst vielleicht „Wetterzauberer“ oder Leute, die unseren „Theater-Einschlag“ machen — Gott bewahre, es ist Weineinschlag, womit der Most geschwefelt wird.

Auch sah ich einen Seifensiederschild*), wo der kaiserliche Adler nach folgender Figur profanirt wird; in jedem Schnabel trägt er ein Pfund Kerzen — bravo! — und einen Heiligenschein um jedes Haupt — O Safensieder! ——————— Entschuldige diese grosse Pause, die Du im Lesen nicht zu machen brauchst, ich gehe eben zu Dir. Lauffner um, als am bestimmten Tage, heute den 26. nachzufragen, was am 28. (als Schreibedatum dieses Briefes) denn gegeben werden wird. —

September, den 26.

Als ich zu Dir. Lauffner ging, kam ich bei einem Gewölbe vorbei, an welchem folgender Zettel zu lesen war: „Man wird höflich ersucht, an der Glocke zu läuten —“ Ich wollte dem guten Manne schon den kleinen Gefallen erweisen, aber ich dachte daran, dass ich nicht in Wien, sondern in Krems bin — ich kam zu Lauffner — am 28. also von heute übermorgen ist „Ein Hausmeister aus der Vorstadt“ von ? — ich habe darin wieder einen Quartel-Liebhaber, Gustav benamset. Morgen ist die erste Probe und morgen erwarte ich auch meine Mutter. — Noch will ich Dir sagen, dass ich à la Lindenberg in Neustadt, so auch in Krems gesonnen bin, Schreibmeister zu werden, bin neugierig, wie sich das Geschäft rentirt. —

Jetzt, wo ich dies schreibe, bin ich gerade retour vom Kaffeehause gekommen, wo ich für einen „kleinen Schwarzen“ zu 10 Kr. ö. W. — die „Fliegenden Blätter“, die „Vorstadtzeitung“, „Fremdenblatt“, „Zamarsky's Familienbuch“ und

das „Kremser Wochenblatt“

las, auch bin ich gewillt, Mitarbeiter dieses Journals zu werden.

September, den 27.

Heute früh ging ich in unsere „Kunstausschrotthütte“ und erschrack, und erschrack! Mon Dieu! Mort Dieu Sacre demi-mond! — ganz, aber ganz — bis auf den grossen Zuschauerraum, der grösser ist, als der von Neustadt, sonst aber ganz, was Bühne anbelangt, „Meidling“ — also „einwendi so schen wie auswendi“ es war aber für diesmal keine Probe und ich zog getäuscht ab. Dafür morgen 9 Uhr!

Nachmittags beim Dampfschiff gewartet — umsonst, meine Mutter kam nicht, ich zog getäuscht ab — dafür morgen nach 2 Uhr. — Zu Lauffner gegangen und gleich 3 Rollen empfangen in „Liebesg'schichten und Heiratssachen“ (am Samstag, den 29.) Posse in 3 Akten von Nestroy — lauter Quartelrollen und selbst mit dem redlichsten Willen, diese Schmarrn zu einer Geltung zu bringen, ich meine durch präcise Darstellung und durch passende originelle Maske, wirst Du doch zu Schanden, weil Dir, selbst wenn Du Dir's hast im Schminken und allem Teufel etwas kosten lassen, nicht die physische Zeit zum gehörigen Umzuge und Umschminken bleibt. Für heute genug, ich gehe wieder in's Cafe (deren es hier 3 gibt.)

September den 28. respective 29.

Ich schreibe Dir also von gestern, gestern also war unsere erste Vorstellung, wenn alle so werden, wie es bisher leider den Anstrich hat — no gute Nacht! Oh, pfui dara Teifel!! —

In der Garderobe sieht's aus wie in Meidling, im Theater sieht es aus, was Schmutz und Arrangement betrifft, noch unter Meidling. —

Ha diese Schlampatität, das is schon mehr als z'viel!

---

*) Lustig eingezeichnet.

Zuerst also Ansprache, id est laut Zettel „Eröffnungsworte“ gesprochen von Dir. Lauffner, im Stile der berühmten Rede „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu geniessen, ist mehr als Geld und Tugend werth“, im Sinne des deutschgerebelten Sprachgermanismus-Elends und Nothg'frettes.

Die Vorstellung „Der Hausmeister aus der Vorstadt“ von Anton Langer — tschiri tschari, lari fari, Palawatsch — so spieln's in Meidling och! —

Dann wundern sich diese Kürbisköpf', denen schon die Plützerkern ausgegangen sein, wenn niemand in ihre verlumpte Keischen einigeht — zwei Gesellschaften vor uns, die letzte und die vorletzte haben im Jänner aufhören müssen — vielleicht sind wir die 3. Gesellschaft — „je nun so dann“ sehen wir uns etwas früher, indess grüsst Dich herzlich, auch von Seite der Mama (Dich und die Deinen versteht sich) Dein treuer Freund

L. Anzengruber
desperater Kremser-Thespis-Karren-Zieher.*)

XIII. Krems, den 29. October 1861.

Lieber Freund!

Anbei Dein Crepiritiv an Brauer, wenn Du so gut sein willst, nehme meine poetischen Papiere „in die Kost“, da sie aber schon genug haben von den Behandlungen in den Theater-Kanzleien, so fressen's wol nix mehr. Denn zurück bekomme ich das Stück so sicher, als ich zu Wien meine gute Laune wieder bekommen werde, wenn ich nur erst wieder dort bin.

Hoffend, dass Du den Kanzleihabern „unter der Donau“ mir zu Lieb' an Kragen gehst, will ich Dich, da ich's 1. wegen weiter Entfernung, 2. wegen Mangels (nicht an o weh) (sondern an) Ö. W. nicht vermag, Dich wirklich zu traktiren, mit Theaterschau- respect. Hörgerichten oder rüchten regaliren. . . **)

Nun weiter:

1. Was (nach Anfrage Deiner Mama) Hr. Bilko (den Köppl sehr bezeichnend einen faulen Lackl nannte) für Gage hat, so sage ich, obwol ich es nicht ganz genau weiss, doch, für gewiss keinen Deut mehr als 40 fl.

2. Deine ebenfalls dazumalige Frage nach Garderobe beantworte ich dahin, dass wir für Ritterstücke etc. prächtiges Costüm, für Posse etc. miserables haben. (Nun folgt Personal und Repertoir, speziell das Repertoir Anzengrubers) und nun sage ich Dir nun noch, dass ich von den Stücken, die in Vorbereitung sind — 5 Bediente und 3 andere Schmärre in Händen habe.

„Tempora mutantur“ — Nun ja, so wechselt, liebe Zeiten, ändert euch aber bischen schnell!

Und für dieses Mal gehab' Dich wohl, grüsse von mir und meiner Mama, was sich in Eurem Hause grüssen lässt, einen Handkuss vermelde Deiner Mama und sage ihr, sie möge sich den Schlaf nicht rauben lassen, wenn ich ihr auch sage, dass Bilko nächstes Frühjahr nach Linz kommt — ich glaube fast, in diesem Falle liegen Oedenburg und Linz im Wendekreise der lügenden Zungl, über die noch einmal der Wendekreis des Krebses herlaufen wird — ach, käme nur einmal auch ein Wendekreis in mein scheusäliges Geschick, ich lechze à la Hugolino im Hungerthurm darnach und noch kein 'Anzeichen — a pah! — qua paḫh! — wenn sich's nicht ändert, muss ich mich ändern, nur bleibe ich für alle Fälle, also auch geändert, Dein treuer Freund

Ludwig Anzengruber.

---

*) Hier im Original eine 15 Zeilen lange Nachschrift in Chiffern. Ein folgender Brief vom 25. Oktober betrifft eine Geldsendung.

**) Nun folgt eine „Votivtafel“, angeblich in der Theater-Einfahrt gefunden: S. A. V. S. T. A. L. L. I. B. U. S. etc.

:V. Krems, den 25. November 1861.

Bester theuerster Freund!

. . . .

Und zur Hauptsache!

O pfui dara Teufel! Freund Franz! Du machst Dir keinen Begriff von :sem Theater, Meidling hat doch noch Statisten (wir haben keine!) Nichts stoweniger verhauten wir zur Schillerfeier „Maria Stuart“ — o! o! o! . . . .

Meine Wenigkeit spielte diesen Abend ein schauderhaftes Mixed pickle, denn ine Rolle enthält

1. die Anmeldung:

„Mylord von Leicester — und
„das wage ich dem Lord nicht zu sagen,
„Er würde mir's nicht glauben.“

2. den Anführer der Trabanten. (Es waren aber keine Trabanten und Leicester rief also: „Heda, Trabant!“ — worauf ich eintrat.)

3. hatte ich alle die Meldungen: „Der Schrecken geht durch London :. etc.

4. den Staatssecretär Davison.

Um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, stand ich auch als Letzterer am ttel! Ein Staatssecretär, der die Wache im Vorsaal hält, der erst schreit: ur das Haupt der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn besänftigen“ (den bel nemlich) und der sich dann fürchtet, das Todesurtheil nur zu übernehmen, geheuer, so was gibt's nur und gab es wol nur in der Saison 1861 unter Herrn rector Lauffner in Krems!

Bilko wurde auf den „Mortimer“ stürmisch von den Herren Buben auf r Galerie gerufen, kam auch sogleich, nachdem er sich todtgestochen, heraus rannt, und sagte mit strahlender Freude im Angesichte, mit bebender Zunge hts als: „der todte Mortimer! — der todte Mortimer!“ — und lächelte selig. rauf gung er in die Garderobe, zog sich aus und — ging ins Parterre tzuzusehen und gesehen zu werden!!!

Ich sag' da gar nichts dazu, das Andere kann sich Jeder denken!

Die Geschäfte gehen sehr schlecht, dass man auf das Aufhören des ieaters gefasst sein muss; ein Künstler dürfte wol durchgehen, ein Anderer will ndigen, also auch das noch, nicht nur keine Leute, die mehr zusehen, sondern ch keine mehr, die spielen, ein merkwürdiges Theater das, zu Krems in der ison 1861 unter der Direction des Hr. Direct. Lauffner! —

Dann, mein Theuerster, geben wir nächstens „Der Goldbauer“ — gelt, r können's, ein Repertoir haben wir zum alle Zuständ'kriegen. Das dank' ich es der böhm'schen Böhmin*), einmal aufgesessen und nie wieder. So. unktum! . . . . und grüsse Alle, wie gewöhnlich, verbleibend Dein euer Freund

Ludw. Anzengruber.

V. Steyr, den 20. Februar 1862.

Theurer Freund!

In grösster Eile thue ich Dir hiermit kund, wie ich hierartig zu hausen gewiesen wurde.

I. Konnte Dir. Lauffner die Gage nicht bezahlen.

II. Wurde in Folge dessen Theil gespielt — (vom 21. Jänner bis 9. Feuar bekam aber jedes Mitglied in der Theilung nur 9 Fl. 44 Kr.)

*) Frau des Theater-Agenten Böhm.

III. Da kommt Dir. Matras von Steyr und lässt die Absicht blicken, das Kremser Theater zu übernehmen.

IV. Da bin ich natürlich meines Engagements versichert worden, und um nicht in Krems unthätig zu sitzen, kam ich

V. am 14. Februar nach Steyr, wo ich bis dato hause.

All das Nähere, was Dich interessiren dürfte, erfährst Du baldigst — und Du wirst wol meine lange Pause, herbeigeführt durch solch' aufregende Umstände, entschuldigen, umsomehr, wenn ich meinem Versprechen nachkomme und Dir einen Musterbrief nächstens senden werde, der Dir in bekannter mephistolodischer Manier die näheren Details ausmalen wird.

Doch ich als vieltalentirter, von Dir anerkannter Schriftsteller verlange nebst obiger Nachsicht noch die Erfüllung nachstehender Bitte (als Honorar) ....

Sei so gut, nach diesen Instructionen zu verfahren, und es wird Dir dankbar sein Dein treuer Freund

Ludwig A.

XVI. Krems, den 26. März 1862.

Theuerer Freund Franz!

„Grüss' Dich Gott, grüss' Dich Gott, Bruder Straubinger!" — Ja, ich bin wieder in Halle — in Krems will ich sagen, und wehe! ich komme so von Steyr zurück, als ich von Krems nach Steyr kam, als vacirendes Mitglied einer ditto abgewirthschaftet habenden Direction. — O weh, o jerum!

Wie ich mich in Steyr befunden etc. etc., das Alles auf meiner Durchreise durch Wien, wo wir uns hinlänglich ausquatschen werden, interessirt Dich jedoch etwas ganz besonders, sag's, oder besser schreib's, ich werde Dir in allen Puncten Rede stehn — apropos Punct und Rede stehen — Du äusserst den Wunsch, zu wissen, was es mit jenem favoritenstrasslernden Gerüchte von „Komisches für's Theater schreiben und gutes Honorar dafür" sei — ja — erklärt mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur, wie die Leut mir so was nachreden können und dann will ich Dir nach Möglichkeit erklären, wie ich über solche Neuigkeit überrascht war — ich gutes Honorar, hahaha! — ein weisses Atlasbindl als Werth in fundus (vom Neustädter Götterabend) und 58 Kr. sage funfzig acht Kreuzer vom „Telegraf", das war bis zur Stund, was Anerkennung mir vergunnt, mir dem Ludovico Einziggruber, — Lieber Freund! Hier liegt auch die Quittung vor Deinem Auge und sie fleht stumm Dich an, in Worten kann sie's ja nicht sagen, Du möchst sie in Zahlamt einitragen, erheben all den bezeichneten Betrag und so gut sein, bis zu jenem Tag, wo Du mich schaust in Vindobona, wo wir vor Freude alle zona*), die besagten 14 Fl. 58 Kr. aufzubewahren als treuer Schweitzer. — Also, lieber Franz, seins ma so gut, wenn ich kum af zu haus, zahl' ich Stampferl Unblachte, was is gute, was brennte a satrazenski, dass glabte, ganze Hals kriegt ma Loch, wie an Sieb und Magel drehte sich wie Gspiel ringlinge — diesen Gefallen thu' mir also nochmals und dann schreibe auch bald Deinem treuen Freunde

L. Anzengruber.

XVII. Vincovce, den 27. Juli 1862.

Bester Freund!

Womit soll ich beginnen — mit einer Entschuldigung, dass ich so lange nicht geschrieben, ob ich gesund geblieben? — nein — ich bin sehr angehängt gewesen, bin's eigentlich jetzt noch mehr, war und bin noch so missmuthig und

---

*) Zaunen = Weinen.

mit mir selbst zerfallen, dass ich wol an alle meine Freunde und Bekannten oft herzlichst und sehnlichst dachte, den Wolken an sie die schönsten Grüsse übergab, aber nie der Post — doch ich kenne Dich, Du verzeihst, da ich reuig diesen halben Bogen anschmiere.

Also, nach meiner Abreise am 27. komme ich noch selbigen Abend nach Pest und schnarche auf dem Schiffe, und am 28. lande ich abends in Apathin und treffe Hr. Dir. Kistler am Strande, der über mein Kommen nicht sehr erfreut, da schon unterdess Jemand gekommen, mich nach dem grossen Gasthofe schickte — o wehe mir, dachte ich — die Wehen kamen, ich erhielt nur 20 statt 25 fl. Gage, weil ich so dumm war, ohne Contrakt auf das Wort der dummen Gans Böhm hinunter zu gehen und Kistler in dem Briefe 20 — 25 fl. schrieb; meine Beschäftigung fing sehr schön mit „Leim" im „Lumpaci" an, blieb niederträchtig und der verfluchte Hund liess mich ferner recht gemüthlich Episoden spielen nach wie vor — ich hasste ihn und seine Frau Gemalin, die Directrice, aus dem Grunde meines Herzens, und so kamen wir nach dem 2. Stationsorte, nach Palanka*), dort kam ich, wie der Mensch nicht dem Schicksal entgeht, in Schulden, die ich nicht berichtigen konnte, von wegen meiner miserablen Gage, einstweilen aber gährte es wie in mir so auch in der Gesellschaft und ein Complot entspann sich, in Folge dessen in der Nacht Hr. Franz und Hr. Gruber (so heisse ich hier der Kürze halber) aus ihrem Engagement heimlich entwichen und am Tage darauf in Mittrovitz bei Hrn. Dir. Konderla anlangten und freundlichst empfangen wurden. Diesen beiden folgten noch 3 Mitglieder, so dass unser geöhrter Hr. Dir. Kistler mit 6 (er dazugerechnet) sage sechs Personen zurückblieb.

So gung Ludwig durch — alles Nähere ist so urkomisch, dass es nur erzählt werden kann, ich hebe mir's bis auf Wiedersehen auf; mit meinem neuen Dir. Konderla zogen wir von Mittrovitz nach Vincovce, Alles Militärgrenze, hier bei diesem neuen Director in dieser neuen Gesellschaft bin ich

wohlbestallter jugendlicher Held und Liebhaber,
habe schon im „Zigeuner in der Steinmetzwerkstatt" den Robert,
in der „Grille" den Landri und den Didier,
im „Einer von unsere Leut" den Kraus,
in der „Zurücksetzung" den Baron Heeren,
„im Mädl aus der Vorstadt" den Gigl etc. gespielt.

Na also, Liebhaber, jugendlicher — was ist das ein Tausch — im Winter werde ich wahrscheinlich in Warasdin sein, — doch jetzt weisst Du einstweilen genug von mir, nun zu Dir . . . . na, schreibe mir bald, ich werde dann nicht mehr säumen, trotzdem, dass ich viel büffeln muss; im nächsten Schreiben sollst Du mehr hören von Deinem treuen Freunde

L. Anzengruber.

XVIII. Essegg, den 14. October 1862.

Bester Freund!

Wärst Du ein Komödiant gleich mir, der schon an manchem Provinzorte geweilt, ich ersparte viel an Tinte und Papier oder hätte Musse, Dir Interessanteres zu schreiben, als solche dumme Um- und Auszugsgeschichten, ich ersparte Raum und könnte gleich mit den lokalen Eigenheiten beginnen, ich könnte über das Reise-Kapitel einfach sagen: „Bruder, wie immer!" aber so, na also —

*) Seine „Komödiantenfahrt" nach Apathin und Palanka brachte Anzengruber die groteske Bekanntschaft eines „Adjutanten des Generals Bem": No. 4 der Wochenschrift Wiener Leben vom 26. Jänner 1873.

ich kam meinerseits von Vincovce am 27. nach Essegg und suchte 8 Tage Quartier, es ist hier, weil die Festung klein ist, eine rechte Noth an Wohnungen: es gibt zwar eine Unter- und Oberstadt, aber die erstere ist schon sehr unten und die zweite sehr oben, beide nahe an $^1/_2$ Stunde von der Festung entfernt. die obere ist doch noch etwas näher, aber kann der Schauspieler im Winter beinahe $^1/_2$ Stunde bei weiss Gott was für einem Wetter und was für einem Koth oder G'frier, dass d'Ohrwaschel aberfall'n, nach der Festung rennen? noch herrscht hier der schöne Brauch in der Festung (wo ich nun doch mit Faust zu reden „ein verfluchtes Mauerloch" gefunden habe), dass man die Thore um $^1/_2$12 Uhr schliesst und erst morgens gegen 5 Uhr wieder öffnet; Kettengerassel, womit die Sträflinge durch die Strassen ziehen, jeder hinter sich einen Grenzer mit „aufgepflanzten", überzeugt Dich endlich ganz und gar, dass Du in einer Festung bist. Nachdem ich 8 Tage Wohnung gesucht, suchte ich 7 Nächte meine Mutter, eine äusserst angenehme Beschäftigung, da das Dampfschiff hier des Nachts oft um $^1/_2$12 Uhr, einmal sogar um $^1/_2$1 Uhr ankam; aus der Festung gesperrt, muss ich nach der Unterstadt rennen und in einem Gasthause übernachten, endlich am 9. d. M., als ich zum 7. Male mit ungarischen und slavonischen und deutschen Kernflüchen nach dem Schiffe aussah, kam meine Mama, es war erst 11 Uhr, ich wagte es und ging keck mit ihr nach der Festung — das Thor war offen, wir hinein, das obligate „Halt! wer da?" wurde meinerseits mit einem ebenso obligaten „Gut Freund?" beantwortet, und so zogen wir denn in „Essig" ein.

Die erste Nacht, als ich hier ankam, setzte ich mich in's Wirthshaus; Du musst Dir vorstellen, wie Ludwig Gruber, recte Anzengruber, damals eigentlich aussah und sich befand; in Vincovce bekam ich ein gottverfluchtes Fieber, das mich einiger Pfunde „Luders" beraubte, meine Wangen bleichte, meine Haare ausgehen machte und noch anderen Unfug mit mir wehrlosem armen Kerl trieb: überall nun, in Apathin, in Palanka, in Mitrowitz war das Bier entweder leidlich oder sehr gut; wir kommen nach Vinkovce, bleiben dort einen vollen Monat, und das Bier ist dort nicht zu trinken, ein Wiener einen Monat ohne trinkbares Bier — und ich es gleichsam als Medicin für meine Leiden betrachtend! — Das Bier, es half nichts, schmeckte nach Tannzapfen, es fällt ihnen, scheint's, beim Brauen immer ein ganzer Wiesbaum hinein in den Kessel — in Essegg, hiess es nur, giebt es gutes Bier — o welch' ein Trost! — Lui IV. sitzt also in benambseter Herberge und sein erster Schrei ist „Bier" — das Bier erscheint, er erhebt sein Glas — Gott, wie das musicirt — er setzt es mit innigem Wohlbehagen an die Lippen — na buxumi! — plötzlich schneidet er ein Gesicht, als wie der Tyrann von Syrakus, als ihm sein Leibsclave Zanga den Nachttopf nicht ordentlich ausgerieben und der Geruch salmiakalischer Nebelschleier, so aus dem verpönten Topfe aufstiegen, sein gekröntes Geruchsorgan, will ich sagen das Geruchsorgan des Gekrönten beleidigte, — ach das Bier, wenn es auch nicht nach Tannzapfen, so schmeckte es doch nach Tannzäpflein — dieses ausgezeichnete Medicament, welches für Bauchzwicken sehr gut ist, kostet die Maass 20 kr. — Doch gibt es auch hier ein Pester-Bier, die Halbe 13 kr., ganz gut. — Nun befinden wir uns, ich und meine Mama, gesundheitlich ganz wohl, von der Frau Pecunia waren wir nie begünstigt, und heuer, durch die scheusslich weite Entfernung von Wien in die Hände des Directors gegeben, musste ich leider auf 26 fl. abschliessen. Dahero räuchere ich der Melpumeia nicht mehr mit 5 kr. Cuba, sondern mit echten Ludros Stinkadores à $1^1/_2$ Nkr., sie muss sich's schon gefallen lassen.

. . . . . es war unlängst ein bissiger Aufsatz in der Sachs'schen Theaterzeitung, der das Kistler'sche Unternehmen tüchtig verriss, worauf viele schon engagirte Schauspieler ihre Contrakte an die Böhm zurückgaben.

Und somit grüsst Dich derweilen Dein vielbeschäftigter (nicht gerade auf der Bühne, mehr beim Schreibtisch) Dich liebender Freund

L. Anzengruber.

NB. Schreibe nicht an „Anzen", sondern an „Gruber"; nächstens erhältst Du unser bisheriges Repertoir und Vieles zur Charakteristik der Directoren.

Ludwig.

XIX. Essegg, den 25. November 1862.

Bester Freund!

(Einleitung, betrifft Personalia — diesmal Versatzscheine.)

. . . .

Das versprochene Kapitel über Directoren abzuhandeln will ich mir ersparen, es ist zu umfangreich, und da wir uns in Wien im Frühling hoffentlich wieder finden, sehen und sprechen werden, werde ich Dir mein theatralisches Notizenbuch für Essegg sowol vorlegen, als auch interessante mündliche Mittheilungen machen — ich kann Dich versichern, dass hier die Talentlosigkeit besser gedeiht, als das Talent; ich bin jetzt so zu sagen fast theater- und schreibmüde geworden — ich lasse die Welt laufen, wie sie lauft, „und da ich nicht als ein Talent kann kürzen diese feinberedten Tage, bin ich gewillt, ein Dummkopf jetzt zu werden." (Frei nach Shakespeare in Richard III.) — Bei Gott, ich sage Dir, ich bin hier eingefroren, eisig ist mein Fühlen, mein Denken setzt Eiszapfen an poetische Laven, ich werde in Essegg „Essig" werden. Doch wozu Dir dieses Gemälde — vorwärts! — ist die Parole für den Strebenden — Rückwärts oder bergab die für den fertiggewordenen Allons, enfants, pour la patrie. — Mit Gruss und all den gewöhnlichen Grüssen unseres bisherigen Briefwechsels verbleibe ich Dein treuer Dich aufrichtig liebender Freund

L. Gruber.

XX. Essegg, den 25. Februar 1863.

Lieber Freund!

Gerne würde ich auf all' Deine Fragen: was ist's mit Sommer? antworten, wenn ich's a dato nur selbst wüsste; aber leider weiss ich noch nichts, von Wien kommt nichts und wieder nichts — weder von all' den 3 Agenten, an die ich geschrieben, noch von Hrn. Andreas Schumacher; da ich nun nicht auf's Geradewohl von hier aus nach Wien fahren kann noch mag, so bleibt mir nichts übrig, als hier unten in diesem Saulande zu verweilen und unsere Frühlings-Wiederseh'ns-Hoffnung ist beim Teufel, „wenn nicht besondere Dinge sich ereignen," sagt „Griffet" im „Pamphlet" — ich habe aber keine Hoffnung auf diese Besonderheiten — ich habe ja um und um kein Glück, den vergangenen Donnerstag, den 19. Februar hatte ich meine Einnahme, gab eine Novität für hier: „Die wilde Lori", machte Cassatheil (hört! hört!) 17 fl., sage ganze 17 Gulden und 7 ganze Gulden Überzahlung macht S. S. 24 fl. — Schreibe Du mir etwas Tröstliches — wie ist's mit Dir? Was hast Du vor? — Und noch Eins — willst Du mir einen grossen Gefallen erweisen, so gehe im Vorübergehen noch einmal mir zum Schumacher hin, richte ihm meinen herzlichen Gruss aus und frage ihn, ob er Dir nichts für mich zu sagen oder zu geben habe. — Du musst wissen, das ist auch Einer jener wenigen Menschen, die mich lieben und die ich liebe und er lässt nichts von sich hören, das ängstigt mich — solltest Du ihn auch nicht antreffen, ziehe doch, sei so freundlich, Erkundigung im Amte ein, ob er krank sei? — oder? — — Doch Amen — schreibe mir; — habe

ich Gewissheit über ein Engagement, so erhältst Du allsogleich ein Schreiben. — Meine Grüsse an Alle . . . . Dein treuer Freund

Ludwig Gruber,
Gemalificter Beneficiant.

XXI. Essegg, den 24. März 1863.

Lieber Freund!

. . . . Es steht die Geschichte hier so im Wackel, dass ich nicht einmal weiss, ob ich nicht das scheussliche Vergnügen haben werde, Wien wieder einmal als Pflastertreter kennen zu lernen. — Am letzten Tage, Samstag den 28. d. M. wird es sich entscheiden, wie, wann, was . . . . . wenn Du heute herabkömmst, wirst Du sagen, der Ludwig ist doch der einzige gescheidte Mensch hier — gescheidt wären manche — aber Menschen weniger. Du wirst und kannst mich schon herzlich bedauern, wenn Du willst — über die Zerrissenheit meiner Lage, der auch, wenn sie anhält, bald die Zerrissenheit des Charakters und Versumpfung aller Anlagen folgen dürfte.

Nun sei so gut und schreibe mir wie sonst gütigst so schnell wie möglich, hast Du mir Neues von Schumacher, von Dir etc. etc. mitzutheilen, wird es mich sehr freuen — auf dieses Dein erhofftes Schreiben erhältst Du allsogleich Antwort, da bis dahin sich die Lage und Situation aufgeklärt haben wird; ich hoffe noch immer, Dir dann nur Erfreuliches mitzutheilen — einstweilen auf Wiedersehen — es grüsst Dich und die Deinen herzlich

L. Gruber,
ein eine dunkle Existenz führender.

XXII. Vöslau, Juni 24. 1863.

Bester Freund!

Du weissest, dass nun sowol ego als auch meine Mama uns in Vöslau vulgo vulgata in Gainfahren befinden und zwar ein den Umständen nach leidliches Leben führen. — Gespielt wurde schon den 17. (da es den 16. regnete) und zwar angefangen mit „Ein glücklicher Familienvater" — dann kam „Die Ausspielerin", dann „Er will nicht sterben", „Die schöne Müllerin" — „Zwölf Uhr" — „Die Hochzeitreise", „Die schlimmen Buben" und heute ist „Doctor Wespe". — Ich spielte nichts als meinen Schulmeister Wampel. — Die Gegend ist wunderschön, ich habe einstweilen schon einen Ausflug nach Baden gemacht — die Gesellschaft bis auf wenige Mitglieder recht brav — unter diesen räudigen Schafen befindet sich unsere liebenswürdige Haimann, die nicht nur durch und durch Anfängerin ist und hässliches Weibsbild, nein, die auch nichts lernt, anderen die Scenen verdirbt und ob ihrer ekelhaften Frechheit und jüdischen Schmutzigkeit den Spitznamen „Tei tei terem Gallmeyer" führt. — Nun, va bene! — für Marburg dürften jedenfalls für's erste eintreten mehrere Änderungen im bestehenden Körper und auch einige Ergänzungen desselben auf mehrere 2. Fächer hin. Pour le moment weiss ich Dir gerade nicht mehr zu erzählen, als dass ich schon fleissig gearbeitet habe, denn ein Lustspiel: „Vom Regen in die Traufe" (1. Akt) liegt schon fix und fertig in meinem Pulte und „Der Versuchte", Drama in 2 Akten mit einem Vorspiele „Der Nachlass des Mörders" in 1 Akt ist mit obbenanntem Vorspiele bereits begonnen — habt Acht! — Dann kommt — „Ein Wiener Strassenkehrer", ein deutsch-patriotisches Volksstück — ein Roman: „Von der leichten Seite" — und was weiss ich noch, vielleicht noch eine kleine oder grosse Unzahl oder Mehrzahl oder Einzahl von Gedichten. — — o pfui Teufel — quinckelt gerade da draussen vor meinem Fenster ein Kerl mit

einem Dudelsacke. — Weg mit Kunst und Poesie — ich muss Dich zum aberten Male belästigen mit Aufträgen — sei so gut, mir selbe zu erledigen . . . . .*) Ctens und letztens — Schöne Bitte, einliegendes Billett an Hrn. Schumacher zu überbringen, und sollte er in puncto puncti Dich bestellen, bitte ich um balde, baldigste, allerbaldigste, bällerbäldigste Einsendung.

Und nun grüsse mir herzlich alle die Deinen, Deine mir, ich weiss nicht warum, so zugethanene Mama, denn ich hab' sehr wenig Liebenswürdiges, aber desto mehr Sonderlinghaftes an mir, Deinen Papa, die gute Fr. Beitl etc. etc. — Vielleicht komme ich balde! — Es hängt von der Unterstützung ab, — der Schusterpapp! Was Marburg anlangt, so heisst's bis jetzt freilich, lieber Freund, Geduld — Geduld . . . . . Aber vederemo sagen die Malsamimänner, so sagte unsere liebenswürdige Tei-tei-terem-Gallmeyer als „Ausspielerin" statt Salamimänner. Aus ist's — ici le rest —

Dein treuer Freund Ludwig Gruber, Schauspieler,
Gainfahrn No.

XXIII. Vöslau, den 16. Juli 1863.

Bester Freund!

Glaubst Du denn, guter dummer Freund, dass Du 1. eine Adresse brauchst — Schauspieler in Vöslau genügt vollkommen; 2. dass ich mit so riesiger E . . . . geduld Deinen 2ten Brief abgewartet hätte, hätte ich Deinen ersten nicht empfangen und daher sehr logisch auf die Resultate der Gänge zu Schumacher etc. gewartet, ehe ich wieder schreibe?! —

Du siehst, ich ziere meine Briefe mit einer Vignette**), damit Du an selben noch mehr Freude habetest und damit ich Dich extra für Deine Extrabemühungen belohne. — Die künftigen Schreiben werden ditto mit einem solchen Thurmgoldknopf geziert erscheinen. Und nun dank' ich Dir für Deine Nachrichten, wenn mir auch die von Schumacher wenig dankenswerth erscheint. — Inliegenden Brief sei so gut und bestelle an die Adresse des „ollen Wortbrüchigen" — nanu ich hoffe, er wird im Aujuste mir nicht in den April geschickt haben! —

Was Du mir über die Freikartenquelle berichtet, erfreute mich umsomehr, als ich hoffen kann, Dich nicht ein- oder zweimal, sondern öfter zu sehen; dass Du mir sehr angenehm sein wirst, wenn und wann Du kommst, kannst Du Dir denken — nur schreibe mir das Wann — und fahre schon wegen der Hin- u. Retourkarte, die selben Tags benützt werden muss, mit dem ersten Zuge von Wien ab, — dann triffst Du 1/49 Uhr in Vöslau ein und das erlaubt mir, Dich, wenn ich auch beschäftigt sein sollte, am Bahnhofe zu erwarten, da unsere Proben, um 6 Uhr früh beginnend, gewöhnlich um 1/2 oder 8 Uhr aus sind — ausser Du wählst Dir einen Tag, an dem meine Wenigkeit frei ist, d. i. der Montag und der Samstag, an diesen Tagen gehört der Vormittag mir und der Nachmittag bis 5 Uhr, dann ist gewöhnlich Probe für die Komödie des künftigen Tages — die um 7 Uhr endet — es wäre denn der Fall, dass die Retour- und Hin- — die Hin- und Herkarten nicht für Dich um ein Viertel ihres Preises zu erstehen wären — dann ist es was Anders, dann kannst Du auch nachtlagern in Granada. — Mir ist's in Hinsicht auf meine furchtbar schmale Kasse unmöglich, vor Schumacher sein Wort gehalten, nach Wien zu kommen, dann aber werde ich's wohl einmal wagen — Dir ist's jedenfalls leichter, bis dahin mich zu besuchen — ich kann Dir mit litterarischen Arbeiten aufwarten -- ich habe während meines Auf-

*) Betrifft Zahlungen, darunter ein Wechsel.

**) Dieser, wie die folgenden Briefe, mit gezeichneter Vignette. Zuerst: russischer Trost für polnische Wittwen: ein Büttel, der eine Dame knutet.

enthaltes in Vöslau geschrieben „Vom Regen in die Traufe", Lustspiel in 1 Akt — dann „Der Versuchte", Drama in 2 Akten, mit einem Vorspiele: „Das Vermächtniss des Mörders" in 1 Akt, (zusammen 3). Von dem ersten bereite ich eben eine Abschrift vor, die ich Dir, wenn Du nicht böse darüber sein willst, bei Deinem Besuche mitgeben werde zum Einreichen am Carltheater bei Hrn. Dir. Carl Treumann. — Meine Posse „Der Onkel ist angekommen" dürfte wahrscheinlich hier mit verändertem Titel „Allerhand Falschheiten" oder „ein Onkel, der ungelegen kommt" zu meiner Einnahme aufgeführt werden. — Natürlich bleiben aberscht meine Entrée-Couplets wèg, da keine Musik dazu existirt, und werden Einlagen an deren Stelle treten. —

Nun werde ich Dir etwas von uns erzählen — die grosse Teiteiterem-Gallmeyer ist bereits gekündigt und hört mit 1. August auf, Vöslau und die Umgegend unsicher zu machen. — Diese Woche ist zu unserem grando Gfrett der grösste Affe seines Jahrhunderts „Klischnigg" hier eingetroffen und wir spielen diese Woche fort und fort Affenkomödien — diese sind aber von Klischnigg mitgebracht worden und daher so spät ausgetheilt, dass es geradezu — diesen Schmarn — von heut' auf morgen lernen heisst! —

O ciel! — Mit meiner Beschäftigung könnte gerade jeder Chargenspieler von Fach, aber nicht ein „Gruber" zufrieden sein, der es weit und weiter bringen will. —

Vielleicht wird es noch — und vielleicht noch bei Radler! — . . . . . .

Schreibe bald — auch was Du meinem Besuch-Vorschlage für und wieder einzuwenden und zuzustimmen hast — und dann schreibt auch bald Dein treuer Freund

Ludw. Gruber.

Beglücke mich bald mit Deinem ersten Besuche!!

NB. schau, dass ich Antwort von Schumacher bekomme, damit ich weiss, wie ich d'ran bin.

XXIV. Vöslau, den 25. Juli 1863.

Bester Freund!

. . . . Willst mich vielleicht mit einer Heimsuchung überraschen — voila, ich bin da; ich will Dir nicht unser Gainfahrnerhaus No. heute schreiben, sondern mit nächstem Briefe auch die Abbildung meiner Sommervilla, die a viel Geld 'kost hat, übersenden, wie ich Dir hier die vordere Ansicht unseres Sommertheaters*) übermache; unser Theatrum befindet sich, wie Du siehst, sehr im Grünen, Du siehst die ausgesteckten Fahnen in den Lüften flattern, ergel regnet es nicht — recte unter den Fahnen befindet sich ein Schild, das besagt: „Johann Edlen von Radler's Sommertheater" — unter diesem Schilde erblickst Du eine kleine Einsiedlerhütte, selbe ist die Casse, an welcher Director und Directorin abwechselnd walten — obwol eigentlich der Schauspieler hingehörte, eben da er nie bei Casse ist. Weiters im Hintergrunde sieht man die Schweizerhäuser. —

Nun also unser Haus No. 186 — voila tout! — Kommst oder kommst net — unser Director fahrt sehr häufig nach Wien, aberscht mir erfahrt's erst, wenn's schon g'scheg'n is, und wo er absteigt, is das noch mehrerigste Ghambnuss. — Bis zum September bleiben wir da — na ja — komm' mal und schreib aber vorher, hörst . . . . . . Vorbei sind nun die Gastspiele des Klischnigg und des Frl. Ullmeier vom Theater an der Wien — nun beglückt uns Klesheim und wer noch, das weiss der Allmächtige! — ich bitte Dich dringend um ein baldiges Antwortschreiben bezugs der Andr. Schumacherschen Angelegenheit; Du

*) Vignette: Das Sommertheater zu Vöslau.

kannst ihm nebst meinem Gruss auch meine grösste Noth vermelden; ich soll 1. August zahlen und habe keinen Kreuzer — Amen. . . . . Schreib' und komm' bald zu Deinem Freund

L. Gruber.

XXV. Vöslau, den 5. August 1863.

Lieber Freund!

So viel Freude mir Dein Kommen machte, so viel Ärger machte mir die Erscheinung . . . ., wirft mir der mit lateinischen Sprichwörtern herum etc. etc., ja ich kann ja nicht immer den Petiskus oder ein anderes Fremdwörterbuch mitschleppen, in denen die gang und geben lateinischen Sprichwörter alle vorkommen, also hoffentlich auch die von Hr. P. citirten; dass die Herren ewig noch nicht den Unterschied zwischen geistreicher und gelehrter Unterhaltung einsehen! Man kann ja geistreich über selbst Geistloses reden, aber gelehrte Unterhaltung führe ich nicht, da ich in vielen Punkten meinem Kopfe folge und geradezu im im Conflikte mit ihren Thesen bin — das aller geistloseste ist, mit Brocken höherer Bildung immer umherzuwerfen, von denen Niemand satt wird.

. . . . hol' jetzt Alles der Teufel! was ich Dir eigentlich sagen wollte, ist ja, dass wir eben letzten Montag gehindert wurden, uns nach jeder Richtung auszusprechen, uns gemüthlich zu unterhalten, zu rauchen, zu trinken, zu witzeln, kurz, wieder einmal zu leben, wie wir einmal ohne Hindernisse als flotte Jungens leben wollen, wieder so einen Probetag zu feiern aus dem Leben zweier Lichtköpfe und Dunkelfeinde, Sarkasten und Optimisten — also, lieber Freund Franz, wenn es Dir möglich, so komm' doch diesen Samstag früh, wir wollen wie gesagt wieder 'mal fidel sein — Du wirst durch Dein alleiniges Kommen grosse Freude mir sowol bereiten, als sich auch schmeichelt, Dir bessere Unterhaltung als neulich zu bereiten Dein Freund

L. Gruber.

NB. Schreibe jedoch auf alle Fälle gleich!!

XXVI. Vöslau, den 24. August 1863.

Bester Freund!*)

Nach Deinem Schreiben vom 18. d. M. freute ich mich schon, Dich wieder zu sehen, doch siehe da, das Wetter zog uns einen Strich durch die Rechnung — nun hoffe ich, Dich doch bald zu sehen, vielleicht nimmst Du kommenden Samstag — soll mich freuen — im Falle Du mir das Vergnügen schenkst, sei doch so gut und erfülle mir zwei Bitten in puncto der Vöslauer Reise, erstens bring' mir wohl aufnotirt: Wie die brennende Liebe auf lateinisch heisst und welche, gelbe oder rothe, Blüthen? — und dann nimm auf meine Kosten einen Dienstmann — den brauchst Du keineswegs mir nach Vöslau zu bringen, sondern der soll meine Schriften, das grosse Packet, so bei Dir liegt, nach der Bahn befördern, in Vöslau nehm ich es über und Du hast somit keine Scherer- und Trägerei und ich ersetze Dir dann den Ersatzmann. —

Was Schumacher betrifft, so lasse ich ihn ersuchen, die Sache bald zu erledigen mit dem Stücke, denn je länger es liegt, je mehr narre ich mich mit Erwartungen, ich dachte mir es schon eingereicht, und nun ist noch gar nichts geschehen — es bleibt ohnedies im günstigsten Falle einer Annahme genug lange liegen und im Abweisungsfall bin ich weniger genarrt, wenn ich die Hoffnung nicht so übers Maass trenirt habe. Was endlich das Nichtschicken anbelangt, so

*) Vignette. Eine Denkmünze: Umschrift: KLISCHNIGG AFFIBUS GRANDUS 1863.

ist's für uns, für ihn sowol als für mich sehr traurig, besonders für mich in einer Beziehung, als ich schon darauf gerechnet habe und jetzt in Vöslau aufsitze.

Doch ich hoffe, Dich zu sehen, richte Dir's mit Deiner Herreise ein, wie Du willst, nur schreibe mir — Du kannst mir gleich im Schreiben schreiben, wie latein „brennende Liebe" geschrieben wird und wie sie blüht — und was den Schriftenpack betrifft, so richte Dir's nach Komodität ein, es wird ja noch immer nicht Deine letzte Fahrt nach Vöslau's Gestaden sein, von Deinem Abschiedsbesuche erwarte ich aber umsomehr, dass Du die oben erbetene Freundlichkeit mir erweisen werdest, als ich jetzt nach und nach die Hoffnung aufgebe, Wien vor Marburg wieder zu sehen — ich hatte auf Schumachers Unterstützung gerechnet — jetzt bleibt noch eine sehr schwache Hoffnung auf meine Einnahme — die sind aber alle hier schlecht.

Da wir vergangenen Samstag uns nicht einmal einen anständigen Schwips, geschweige denn einen Affen zusammen antrinken konnten, da wir eben nicht zusammen waren, so sende ich Dir an der Spitze dieses Briefes einen Affen — aber der ganze Klischnigg — es ist doch merkwürdig.

Einem Schreiben, das ihm anzeigt, wenn (je nachdem Dir's genehm) Du ihm die Freude Deines Besuches zu machen gedenkst, entgegensehend, zeichnet sich (Gauthrie u. Grei'sche*) Periode) Dein treuer Freund

L. Gruber.

Kimm wenn Du willst, Du kimmst gelegen.

XXVII. Vöslau, den 19. September 1863.

(Vignette „Mein Wappen".) Motto!

Wer mit hellem Kopf und hellem Herz sich nicht wahr gibt,
Ist ein Narr, der Licht siebt! —

Bester Freund!

5 Fl. 77 Kr. d. i. bei Heller und Pfennig der Ertrag meiner Einnahme. — Nun in diesem Abschiedsschreiben für Vöslau meinerseits und Wien Deinerseits, wir reisen Dienstag früh, seien alle Punkte erwähnt, die zu erwähnen sind.

Pro primum et maximum — mo und mus erbitte ich von Dir . . . . ein Schreiben, dafür erhältst Du eines als Antwort mit üblicher Vignette — — Freund, lasse mich jetzt . . . . nicht in Stich — *a*) peinige meinen lieben Freund und Vormund Andreas Schumacher, den ich trotz der mit mir getriebenen Schindluderei herzlich grüssen lasse, — er ist ein Mann, vor dem ich den Hut herunter nehme — ob das viel sagen will — ich hoffe in einer Weise doch! — und *b*) Wegen meines „Versuchten" poussirt die edle Josefstadt — . . . . . .

Schreibe mir, sobald sich etwas herausgestellt hat, sei es irgendwo — Josefstadt oder Schumacher — falls Du nach der wahrscheinlichen Zurückweisung meines „Versuchten" nicht mehr in Wien sein solltest, so schreibe, denn ich muss die Beitl legitimiren durch ein Schreiben — auf dass ich mein Stück wenigstens doch retour erhalte — Amen . . . . . .

Da ich von Marburg erst nach Krems meine Grüsse senden werde, so wünsche ich Dir zur Monstre-Reise nach daselbst alles Glück und besonders dort gutes Wetter, die schöne Gegend wäre dort.

Wenn Du jemalen meiner so bedarfst in irgend einer Weise, wo ich vielleicht in Wien domicilire, so kannst Du versichert sein, ich werde Maass um Maass Dir gerne nach Möglichkeit meine ziemlich angewachsene Schuld zurückzahlen, und wo

*) Das Geschichtswerk, das in der Bibliothek von Anzengruber's Vater war.

es an mir liegt, gerne Deiner Freundschaft Zinsen geben — denn sie ist echte Münze, wie ich Dir meine echt und unverfälscht bewahren werde — mit der Liebe hab' ich's nicht, ich muss mein Alles an die Freundschaft setzen.

Nun, lieber Franz, lass' noch ein Schreiben von Wien nach Marburg vom Stapel und melde etwas Dankenswerthes, Gutes Deinem wahren Freund

Ludwig

Ehschonwissen.

XXVIII. Marburg, den 8. November 1863.

Bester Freund! *)

Zürne nicht, dass ich so lange beharrlich schwieg, aber ich hoffe, Dir Etwas mittheilen zu können — leider schweigt es von allen Seiten beharrlich und alle meine jüngsten Geisteskinder, wie sie sich auch nannten — Deine Bekannten — sie haben mir kein Lebenszeichen noch eingetragen.

„Der Versuchte" — liegt bei Forst — „Vom Regen in die Traufe" — liegt „Ich weiss nicht wo?" — und „Der Automat" — was mich am meisten empört, ist in Händen des Kapellmeisters des Oedenburger Theaters und ich habe keine einzige — bis heute keine einzige — anerkennende Zeile für meine vorwitzige Gefälligkeit —

So geht es mir —

Einstweilen ist hier in Marburg ein zweiaktiges Drama entstanden: „Er heilt seine Liebe" — ich werde es liegen lassen. —

Nun sollen nach meinem Programme, das ich meiner Thätigkeit vorgeschrieben habe, daran kommen

„Opfer der politischen Vehme" } Lustspiele
„Ein Billet doux um einen Regenschirm" } (einaktig)
„Wiener Strassenkehrer" — Lokal-Lebensbild —
„Pierre de Strass" — Roman —
„Rosamunde" — Tragödie —

und wo möglich soll so ziemlich Alles bis Ostern vollendet sein. —

Das Theater hier ist sehr hübsch, gross und nett, die Gesellschaft gewiss nicht schlecht. Meine Beschäftigung ist der Zahlung nach recht angenehm, ich habe wenig zu thun und kann daher nach Herzenslust meine literarische Laufbahn fest und fester begründen — ich überstudire mich nicht. — Hätte ich nicht die überwiegende Neigung zur Poesie, ich könnte bei meiner obenaus anstürmenden Geistesrichtung mich recht unglücklich fühlen — so lasse ich den theatralischen Theil meiner Production fallen und wende mich der literarischen mit desto grösserem Eifer zu; ich spiele meine kleinen Partien mit der Ruhe und dem Verständnisse eines Schauspielers, der es beklagen kann, schon mehrere Jahre seines Lebens dieser sogenannten Kunst gewidmet zu haben.

Hier copire ich während all dem meinen „Versuchten", den ich hier aufzuführen gedenke, und meinen „Telegrafisten im Nachtdienst". — Bei meinen weiteren Arbeiten fürchte ich, weil ich keinen Erfolg der früheren sehe, einen kleinen Rückschlag, die Lustspiele, fürchte ich, dürften etwas matter — oder besser gesagt handwerksmässiger gerathen — die Localposse ist ein Ding an sich nicht von hohem, besser keinem Werthe und ist mir nur, einen Stoff dieser Richtung los zu werden.

Der Roman „Pierre de Strass" hat eine Schmuckgeschichte zum Gegenstand — ein Mann wird von seiner Frau betrogen und selbe, den Schmuck ihres

*) Vignette: Das Gruberhaus zu Gainfahrn.

Galans tragen zu können, lässt sich von ihrem Gemal einen falschen Schmuck schenken — sie stirbt, die Echtheit des falschen Schmuckes kommt an's Licht so wie ihre Falschheit*) — Die Charaktere des Romans sind „falsche Steine“, doch ist die Täuschung eine eingeleitete Rache. — Das ist der erste Roman, den ich schreibe — Versuche hatte ich schon mehrere begonnen, aber nie ausgeführt. —

Meine „Rosamunde“ soll eine Feiertagsarbeit, eine Erholung für mich werden, und Pegasus soll seinen Flug kühn aufwärts beginnen dürfen; ich sehne mich nach den Regionen der reinen Dichtung — dort will ich frisch 'mal Athem schöpfen. —

Das ist's, was jetzt in mir webt und was ich mit Gott ausführen will mir zum Troste, unbekümmert um das Andere und die Anderen ......

Nach den Zeitungen rutsche ich dies Jahr aus der 5. Altersklasse heraus, da selbe nicht einmal einberufen wird, und Du rutschst leider hinein; ich hoffe, dass Du d'raus kommst — ich will nicht für Dich fürchten — das fehlte noch, dass sie mir den einzigen Freund, der ganz mich versteht, der mir wie ein Magen des Geistes meine Produkte verdaut und mich wieder nährend, reproducirt — an dem ich, das ist mein fester Glaube, in einigen Jahren, die ihn reifen werden, einen tüchtigen Mitarbeiter finden werde und eine Stütze in seinen Kenntnissen, dass wir einander ergänzen — wenn sie, sag' ich, mir Dich in die Montur steckten — alle Teufel! gerad' heraus, ich weiss Dich nicht zu ersetzen.

Nun schreibe in Gottes Namen, der bei mir das Ich der Natur ist und wo möglich Gutes und Schönes. Ich habe diesen Brief mit der Vignette meines Gainfahrner Logis geziert — ich denke, die Stunden dort waren so übel nicht — es wird uns lange nicht wieder so gut werden; gedenke mein und schreibe bald, wie es auch wieder thun will und wird Dein

Ludwig Gruber,
Schauspieler zu Marburg.

XXIX. Marburg, den 25. November 1863.

Bester Freund!**)

Ich schreibe, weil ich schreibe, weil ich eben in der Laune bin, ein Stündchen mit Dir zu plaudern und wir vernünftige Leute uns immer etwas zu sagen haben. Neues weiss ich gerade nichts — gar nichts — unser Direktor wird hier schauderhaft verschimpfirt und die Gesellschaft leidet mit darunter — mein „Versuchter“ liegt halter (wie die Ausländer schreiben) noch bei'm Forst — was mit „Vom Regen“ ist, weiss ich noch nicht, sintemal ich nicht mal wusste, ob und wer's eingereicht — hat Dir denn Schumacher einen Brief mitgegeben — nein, nicht wahr — wozu also die 6 verlorenen Wochen — „der Versuchte“ wird hier zur Einnahme meines Freundes und Collegen Klang gegeben; ich schreibe mir entweder selbst noch ein Stück zur Einnahme, betitelt „Ein Deserteur der grossen Armee“, Schauspiel in 5 Akten. — Der Klang gehört zu jenen, die auch überzeugt von meinem Talente sind, obwol er mein Wesen weniger versteht, was kein Wunder ist, denn Du weisst, ich bin auf den 1. Moment gar nicht, auf den öfteren Umgang hin erst etwas leserlich. — Komm' ich jedoch nicht mit dem Deserteur zurecht, so hab' ich mein zweiaktiges Drama „Er heilt seine Liebe.“ —

Doch wie sich's wendet, ich bleibe für die Welt „Ludwig Gruber“, ob sich

*) Ein ähnliches Motiv hat Guy de Maupassant in einer Novelle behandelt.

**) Vignette: En avant, ein Sturm — zu einem Festschmaus.

etwas an diesen Namen knüpft, möge die Zukunft entscheiden, ich wag' es nicht zu prätendiren, denn ich fühle es jetzt mehr wie eh', ich stehe jetzt an einem Wendepunkt meines Lebens, jetzt muss ich einzig und allein mich der Literatur in die Arme werfen können — und so könnte was mit mir werden — oder es zwingt mich die Brodrücksicht — ein Komödiant zu bleiben, als welcher ich im Missmuthe wol täglich schlechter werden würde. Ich kann höchstens eine Anstellung für Episoden in Wien annehmen. — Je weiter sich mein ermöglichter Austritt aus dem Verbande der Provinztheater hinausschiebt, je düsterer wird die Zukunft und je niedergedrückter meine Stimmung und verloren geht die Zeit, die, ich kann sagen hunderte von Plänen reifen lassen könnte, die in mir schon keimen — ich lechze nach Erfolg — und Du wirst sehen, es kommt keiner — ich werde im Stillen schaffen und schaffen, die lodernde Begierde, die Pläne in's kleinste zu zwängen, wird mich aufreiben — und wenn dann die Anerkennung kommt, so werde ich als der Meister von lauter Torso's die Kraft nicht mehr haben, Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen.

Hol's der oder jener — Rrr — ein anderes Bild. — Grüss mir herzlich den Papa Köppl — ich bin hier Bedienter, Banquier, Negoziant und wie sie heissen, diese Rollen, die das (alte Schreibart) oder der Schrecken und der (alte Schreibart) oder das Gift der Schauspieler sind, diese zweiquartlichen heraufstinkerischen Partien . . . . ich bin im 4. Jahre meiner schauspielerischen Laufbahn da, wo ich anfung, denn am heutigen spiele ich in der „Waise aus Lowood" den Sam, also gerade jene Rolle, welche ich vor Jahren zu Meidling gespielt habe. — Das ermutigt und spornt an — zum Todtschiessen, wenn es sich auszahlte, dieses an sich erbärmliche und erst durch seinen Gebrauch bedeutend werdende Ding, Leben genannt, selbst zu kürzen. Ich werf' das nur so hin — nicht etwa, weil mir selbstmörderisch zu Muthe ist, so lange mir Eines bleibt, die Ehre, so lang' denk' ich nicht daran, ich verstehe höchstens diese eine Gattung des Selbstmordes, die Verletzung des Innersten des Menschen, der Seinsbedingung bei allen edlen Naturen — der Ehre — die greift mir keiner an, noch trete ich sie selber mit Füssen — also was weiter! — Ich mag kein Gesalbader . . . . ich bin kein Freund nasser Augen — sind sie da, — so mögen sie sein — meine bleiben auch nicht trocken, wenn ich fremde Augenpaare nass sehe — aber ich vermeide das Traurige — Du weisst, — nicht aus Leichtsinn, ich schätze die Thränen zur rechten Zeit, aber ich mag nicht die Wasserkünste immer spielen sehen, wie in alten Heul-Romanen und Komödien nicht, so auch nicht im Leben. — Gott mit uns Allen und wir mit ihm. Wer sich nicht ein Stück von ihm fühlt zu gewisser Zeit, der ist kein Mensch — in jener Bedeutung, als der Mensch das Höchste von dem ist, was die Erde in ihrem Ideenkasten als produzirbar dem All vorweist. — — Schreibe mir, was Du willst und denkst, bin jetzt so unschlüssig, an was ich zuerst Hand anlegen soll — ich muss an meinen Deserteur gehen — aber soll ich's denn mit Novellen versuchen? — Ich bin's fast willens; die Bühne ist mir schon in mehr als einer Richtung ekel — sie heulen über wenig und schlechte Novitäten, aber neu eintretende Talente werden nicht ermuntert — ich danke für die Ehre. Ich sehe keinen Erfolg, kein Mittel, energisch auftreten zu können zum nächsten Frühjahr, und wenn es damit all ist, bin ich wieder für ein ganzes Jahr ein todter Mann. — Mir gehen jetzt Gedanken, Spässe, Alles unter der Hand verloren, kleinlich tritt die nächste Sorge für die Zukunft mir vor die Fernsicht derselben, ich brauche Erheiterung — schreibe viel! Deinem Freunde

Ludwig Gruber.

XXX. Marburg, 25. Dezember 1863.

Bester Freund! *)

In der That bin ich mehr als jemals verlegen um einen Stoff für diesen meinen letzten Brief in diesem Jahre; seit meiner Grossjährigkeit datirend von heut nicht mal 5 Wochen nimmt die Verwaltung meines nicht daseienden Vermögens, d. i. respektive die nur irgend mögliche Herbeischaffung eines solchen mein ganzes Denken in Anspruch, dabei arbeite ich um so weniger, also Du siehst, es wird sich auf die Art schon machen — die reitzvolle Aussicht für diesen Sommer raubt mir die Ruhe und Ueberlegenheit, und komme ich mir meinen schriftstellerischen, oft schon lange festgestellten Plänen gegenüber vor, wie einer lieblichen Kokette vis-à-vis, nemlich etwas sehr verlegen, ausserordentlich blöde. Der Teufel kann sich kein einzig Haar aus dem Schwanz reissen, dazu ist er zu viel Egoist, das kümmert uns zwar nichts, mich nicht und Dich nicht — aber das thut nichts. Es ist nur so nebenbei die Rede davon, und ich habe diese geistreiche Sentenz hier eingeflochten, weil ich mir wie eine Borste am After des Verdammten vorkomme und kein Engel rupft mich aus dem heillosen Sitze ab. Traurig aber wahr. —

. . . , ... Das theatralische Gfrett is sehr schön von der Weiten, wo man die Flinserln in der Goldstickerei nicht gewahrt, aber nah und näher wird's sehr traurig — hol's der und jener, jetzt sitz' ich 3 Monate hier und was hab' ich gearbeitet, was arbeiten können. Nichts! Ein Drama, das sie mir nirgends aufführen werden: „Er heilt seine Liebe!“ den 2. Akt und den 1. Akt von „Ein Deserteur der grossen Armee“ (kriegt 3 Akte und ist ein Drama) — jetzt frag' ich, werd ich fett werden, nein und abermals nein. — Paar Gedichte ohne Feile und ohne Werth, das ist noch schlimmer. — Jetzt geben sie mir'n Stauffacher im „Tell“ — Aston in „Monterose“ — und ich mag nicht — gehindert an Allem und Jedem, hasse ich das verfluchte Hemmniss, die Komödie und wende mich zur Dichtkunst, die wenigen freien Stunden, vergebne Kraft anzuwenden — denn Niemand kann zweien Herren dienen. — Ich kann Dir kein Präsent machen, ich schick' Dir also aus meiner Fabrik ein „Gedicht.“ —

Grossmutter und Enkelkind.

Grossmütterchen sitzt an der Wiege
Vom Enkelkind,
Hier schwellt der Quell zum Lebenskriege,
Der dort verrinnt.
Wie Quellgerisel und Versanden
Die Beiden sind
Wie auch das Ufer an den Landen
Dies End' es find't.
Wie Spott erscheinet, Kind geworden
Die Alte blind,
Die kindisch tändelt nun in Worten,
Und altklug lacht das Enkelkind.
Es klaffen weit die beiden Pforten,
Die Ein- und Ausgang jedem sind,
Doch im Gemach ist's dunkel worden,
Von aussen auch kein Licht sich find't.
Da klingt in Tönen, in umflorten
Ein Wiegenlied dem Enkelkind,
Es schaukelt müder Fuss die Wiege,
Es klingt der Sang,
Es treibt bergauf, bergab die Stiege
Der heit're Klang;
Er streifet zwischen Lachen, Weinen —
Mir wird so bang —
Ein Räthsel bleibt des Textes Meinen,
Der doch nicht lang.
Dasselbe kehrt eintönig wieder
In diesen Sang,
Es sinken beiden müd die Lider
Verstummt der Klang. —
Mir ist's, als säng' das Leben unverstanden,
Und Schlaf umstricket uns mit Banden —
Nicht Sang noch Melodie verbleibt uns klar,
Nur dass der Schlaf das beste war.

---

*) Vignette. Schauderhafte Blamage. Sänger: Am nächsten Eck in heller Sonn', harrt Liebchen mein, o süsse Wonn'! — in Wahrheit eine Alte von ausbündiger Hässlichkeit.

Sieh' Dir's an das Ding, — schreibe mir noch einmal für dies Jahr: Du gabst mir im letzten Schreiben Hoffnung von einer Entscheidung bei Treumann, ich glaube an nichts Rechtes — nun wie es sei — schreibe.

Für das kommende Jahr wünsche ich Dir all und jedes Glück, wir wollen ja sehen, was seine Zeichen bringen . . . . Also schreibe bald Deinem seienden und verbleibenden Freunde

Ludwig Gruber m. p.

NB. = heisst nota bene — m p heisst aber nicht manu propria — sondern gemopst — denn mopsen thu' ich mich hier — Servus (heisst G'schlav.)

XXXI. Marburg, den 4. März 1864.

Bester Freund!

Oben, unten, überall Pech — überall Pech! — Einnahme des Hrn. Ludwig Gruber: „Der Versuchte" — Resultat pecuniäres: 13 fl. — o W: o W! Resultat der Dichtung: sehr angesprochen, wurde trotz ziemlich matter Executirung des Stückes seitens meiner Collegen am Schlusse zweimal gerufen — kurz das Stück gefiel!*) — Was thu' ich dermit — Lieber Franz, ich bin schon sehr schleissig an Seel und Geist, wenn die Nicht-Erfolge in betreffs Pecunia so fortdauern, so fühl' ich, werd' ich zuletzt noch ein ganz gewöhnlicher Possen-Fabrikant und Roman-Verdramatikaster. —

Schreibe mir nun auch noch mal, was ist's mit der dummen Stellungsgeschichte? — — . . . . für'n Sommer hab' ich derweilen nichts — o Jerum — dös is viechdumm! —

Der „Versuchte" hat also seine Feuerprobe überstanden — o Gott, wie ich nach Wien komme ist's erste, dass ich Hrn. Forst aufsuche — d. h. eigentlich 's erste ist wie ewig, dass ich Dich aufsuche — ich find' Dich doch gewiss: zum Vaterlands-Vertheidiger werden Sie (die hohen Herren) Dich doch nicht machen! — Tod und Teufel — ich schmiere Dir da ein paar Zeilen her ohne Sinn und Verstand — hol's der und jener, ich hab' jetzt in letzterer Zeit auch sehr wenig davon in Vorrath — ich bin ein montirtes Geschütz — mi haben's stumm g'macht. — „Vom Regen in die Traufe" haben's auch z'ruckg'wiesen, die Oxen! ich schreib' nichts für'n Treumann, das steht, der Esel soll froh sein, wenn er überhaupt was bringt, er könnt's brauchen, denn er hat ja nichts, wie sein . . . Repertoir beweist — auch gut — ich bin fuxteufelswild — der Treumann ist so der 3., der am Carl-Theater Concurs macht — O someriano Gfretto grande, nix pecunia und nix haberliani de Brodo aveco quargelinski su Krügelio de Wazsafti (muss 's just Gersten sein?!)

Geh', schreib' mir bald, hol mich dieser und der — gelt, sie haben Dich nicht erkrabbelt? — Wie ist's weiters mit Dir? — Schreib' — und dann auf Wiedersehn! Au revoir — a Mars — a Vienne — Behüt' Dich Gott und schreibe bald Deinem Freunde

L. Gruber,
derzeit Geistesgestörter.

XXXII. Warasdin, den 25. April 1864.

Bester Freund!

. . . . weil ich am gestrigen Abend den „Lindewirth" gespielt han. — Meine Beschäftigung siehst Du aber aus dieser Rolle nicht heraus — denn wie brillant auch die letztere genannt werden kann, so

*) Vgl. über diese erste Aufführung Dr. F. v. Radler in Friedjungs Deutscher Wochenschrift 1884 Nr. 2 und Bettelheim, Anzengruber, 57.

miserabel ist die erstere, die Beschäftigung — Du kannst Dir nicht vorstellen, wie mir Wien abgeht, 's ist grausam — ich sehne mich nach einer Zusammenkunft wieder mit Dir, nach einem gemüthlichen Leben in Wien, wenn's auch leider nur etliche Wochen, wie's schon oft war, dauern sollte — ich befinde mich hier so missmuthig wie nie — Freund, wir brauchen uns beide — wie lang wird uns das Schlamassel noch beim Schlaffittchen halten —?— Ich hoffe, Dich diesen Herbst in Wien zu sehen — ich habe Dir Vieles vorzulesen, sehr viel — Du kennst nicht „Er heilt seine Liebe“, Drama (mein Lieblingskind) — „Ein Deserteur der grossen Armee“, Schauspiel, „Die Komisin oder der Krama und sein Töchterl“, a G'spas mit G'sang, und „Glacehandschuh und Schurzfell“, Volksstück.*) Dieses letztere sende ich an Deine gütige Mama, wenn ich es erst copirt habe, damit sie es gütigst an Forst überreichen lasse. Vielleicht geht's einmal mit dem. Gedichte habe ich ein paar gute gemacht und ein paar schlechte — wie's halt kommt. — Schreib' mir bald, wie's Euch geht, schreib' mir auch so ein Blatt voll wie ich — ich kann's fordern, ich bin Dein bester Freund — was Du Niemanden sagst, kannst Du mir sagen — ich habe Dir Manches vertraut, was ich Niemanden anvertraut habe, noch werde. — Ich bin hier hypochondrisch — ich habe Anlagen von Natur aus dazu — hier werd' ich schon unleidlich — Eins freut mich herzlich, Deine Untauglichkeit zum Soldaten.

Lass' mich's erfahren, Franz, wenn Du was am Herzen oder im Kopf hast — ich meine keinen Rausch — Freundchen, wenn wir flott werden — wir werden wieder flott sein — aber bis sie kommen wird — mich erfasst eine ungeheure Wehmuth bei dem Gedanken, alt und älter zu werden und endlich ein Alter zu haben, was ich in der Jugend verlangte, nach Altmeister Goethe's Ausspruch — mich presst's aber eines nie mehr dann erlangen zu können — — sie wird auch älter, die Eine,**) die ich meine, und ist ja eo ipso älter als ich — 's ist ein gräuliches Aussehen das in die Zukunft — ich bin hier sehr, sehr missgelaunt — Du wirst's finden in meinem Briefe — schreib' mir also, ich hoffe auf Dein Schreiben.

Wiedersehen liegt fern — ferne — es kommt auch der Herbst, soll der auch täuschen — ich mag's noch nicht glauben — ich hab' Dich sehr lieb, Franz — na, Wien ist der Punkt — lass' uns träumen und hoffen — wir werden sehen, wie wir uns erblicken. — Apropos, Du willst wissen, wie Ludwig Gruber honorirt wird — meine Talente taxiren sich auf die Belaufssumme von 24 fl. — vierundzwanzig Gulden das Monat — leb glücklich. Dein treuer wohlfeiler Freund

Ludwig.

XXXIII. (ohne Datum.)

Theurer Freund!***)

Anbei erhältst Du zur gefälligen Besorgung an Herrn Forst Brief und Stück,*) sei so gütig und besorge es, ich habe in dem Schreiben selbst aufmerksam gemacht, dass das Stück in Folge seiner politischen Anspielungen nicht zu lange Zeit liegen bleiben darf, bitte Dich, betreibe die Sache. In dem gedachten Schreiben habe ich bemerkt, dass „Der Versuchte“ zu Marburg aufgeführt wurde und einen guten Erfolg hatte; zum Beleg der Aufführung schicke ich Dir

---

*) Das Manuscript dieses Stückes wurde 1892 von dem Käufer der Bibliothek des Josephstädter Theaters, Herrn Jantsch, aufgefunden, die Komödie selbst kürzlich in Troppau gespielt.

**) Seine Mutter, die treue Gefährtin seiner Reisen.

***) Vignette: Tyroler Gold. Scherzbild.

Rezension und Zettel der Vorstellung — Du wirst sie nicht verschleudern, wie ich Dich kenne, behalte sie und weise sie vor nur zum Belege — so habe ich auch den „Versuchten“ zurückgefordert, sollte ihn Dir Forst ausliefern, so nimm ihn und mache mit dem Stücke den Versuch bei dem Theateragenten Kratz (Waffenmeister des Burgtheaters) — sollte etwas dabei herausschauen, so halbiren wir, wie versprochen, den Vortheil. — Von „Glacéhandschuh und Schurzfell“*) hoffe ich jedoch baldigst ein Resultat, sonst muss das Stück an die Wien und von da an's Treumanntheater — Du kannst es schnell einmal durchlesen, ehe Du es abgiebst — Du wirst sehen, es ist eine gewandte Mache und gewiss das Beste, was ich bisher in diesem Genre geschrieben .... Den nächsten Brief adressire jedoch nicht mehr nach Warasdin, sondern nach Gross-Kanizsa (Ungarn) — Du wirst ja am 25. meine Adresse eines Näheren erfahren — ist Alles in Ordnung, so schreib' mir ausführlich, hörst! sehr ausführlich, ich freue mich auf Nachrichten aus Wien.

Noch hoffe ich das Beste vom „Glacéhandschuh“, wenn da auch nichts wird, so soll der Teufel dreinschlagen — dann weiss ich nimmer, was sie wollen — die E.... (Ehrenmänner!) —

Den Brief an Kratz schicke ich Dir, im Falle er benöthigt werden sollte, erst mit der Mai-Quittung, bis dahin hast Du wol schon den „Versuchten“ in Händen.

Lieber Franz, gehab' Dich wohl! — Wir sehen uns wieder im Herbst; wir werden sehen, wie wir uns sehen. Ich hoffe das Beste. Es ist die höchste Zeit, dass ich mich aus dem Schlamassl herauswutzle und einen Erfolg sehe, des Erfolges sind meine Sachen werth. —

Verflucht heiss sind die Bretter, die die Welt bedeuten und glühend heiss ist die Feder in der Hand — leb' wohl, schreib' ordentlich, — viel — hörst — sonst soll auch Dich der Teufel holen, kommt mir nicht darauf an, ihm ein wenig mehr an den Hals zu werfen — o dann sehen wir uns dort unten wieder.

Unser Verhältniss hier in Warasdin wird von Tag zu Tag ungemüthlicher — soll's auch der Teufel holen — — Ich endige, thue, was ich Dich gebeten und schreibe ausführlich Deinem besten Freunde

Ludwig.

P. S. Grüsse mir von mir und meiner Mutter alle die Deinen.

Ludovicus Gruberianus,
Histrionus Warasdiniensis,
Gfrettissimus maximus.

XXXIV. Gr. Kanizsa, den 25. Mai 1864.

Theurer Freund!

Drei Worte, inhaltsschwer, enthalten mein Ganzes, was ich eigentlich am Ende heute zu schreiben wüsste, ich nenn' sie Dir „G'sund und z'wider!“ — 3 Worte, inhaltsschwer sind's, die ich an Dich zu richten hab' als Bitte: Gib mir Nachricht! über Alles, was ich gefragt und gesagt — ich schreib' Dir schon noch in diesem Monat, kannst Dich d'rauf verlassen — aber jetzt heisst's schliessen, denn der Brief muss stante pede auf die Post und die Zeit ist mir gemessen — ich bin wieder Kopist und kopire Stücke für den Direktor — also noch zweimal 3 Worte:

Pfürt Dich Gott — Grüss' mir Alle — (von uns allen).

Dein treuster Freund
Ludwig Gruber.
Schauspieler in Gross-Kanizsa.

---

*) Vgl. Note * zu XXXII.

XXXV. Csakathurn, den 1. Juli 1864.

Theurer Freund!

Ich nehme heute nicht umsonst die Feder zur Hand, denn ich habe Dir Vieles zu erzählen.

1. Komme ich nicht nach Wien, wie es vorhergeheissen, den heutigen Tag — ich bin reengagirt worden, und zwar mit reducirter Gage — denke Dir, ich hatte 24 fl. und kriege jetzt 20 fl., bin zugleich für Warasdin gewonnen und erhalte 26 fl. Wintergage.

2. Fürchte Dich deshalb nicht, es gibt ein Wiedersehen, denn dass ich das Rindvieh nicht bin und gehe mit einem solchen Betyarn nach Warasdin, das kannst Du Dir denken — ich komme nach Wien — und wahrscheinlich den 1. August — denn ich spare wie ein Hund, um die nächste Pension ganz für meine Reisespesen in der Hand behalten zu können; bin ich 'mal in Wien, dann geh's wie's geht, ich fechte mich durch — doch bliebe ich, müsste ich mich selbst durchhau'n!

Ich bitte Dich, etwas für mich zu thun; willst Du inliegendes Schreiben an Schumacher befördern? ich weiss nicht, lebt er oder ist er todt — er soll Dir Antwort geben! — Sei so gut, lebt er, so kann er gerade jetzt viel für mich thun.

Dann hätte ich eine Bitte an Dich, die Du erfüllen kannst, wenn es Dich selbst reizt, oder unterlassen — thust Du's, gut — so dank' ich Dir's — thust Du's nicht, so deshalb keinen Groll nich —

Willst Du meine Einzige, die immer noch die Einzige ist, und vielleicht doch nie die Meinige wird, kennen lernen sammt der Familie Wallner, so geh in die ehemal'ge Fleischmannsgasse, vielleicht heisst sie noch so — gleich das Haus hinter'm Photografen — Du weisst's vielleicht ohnedies — im 3. Stock (linke Stiege) Thür, die gerade entgegensieht der Stiege — Wallner wohnt dort — (das Haus auf der linken Seite von der Hauptstrasse!) dort kannst Du Dich einführen mit einer Empfehlung und Entschuldigung so lange Nichtschreibens von mir, kannst fragen, wie es Allen geht — und ihnen erzählen vom Anzengruber, was Du weisst — kannst sagen, dass ich oft und viel an sie denke (an die Leute nemlich, meine Liebe — id est eigentlich innige Freundschaft — ahnen sie wohl kaum) und sie fragen, was Du von ihnen allenfalls mir berichten darfst, insbesondere wie es den beiden Brüdern beim Militär geht, um welche ich schon in grosser Sorge war. — Thu's, wenn Du Zeit und Lust hast. —

Gehst Du nicht in Fürst's Singspielhalle? Schreib' mir, ich kann Dir freies Entrée recommandiren, kostet Dich gewiss nur einen Gang. —

Wenn nur Schumacher, falls er lebt, etwas thut für mich — — Etienne & Friedländer von der „Presse“ sollen, hör' ich, gesonnen sein, selbst ein Journal herauszugeben und da könnte Schumacher für mich reden, denn bei Gott, ich streiche No. No. aus lieber auf Pränumerationsscheinen, als ich so ein Theater- und Direktions-Esel bin — Geb's Gott, — . . . Du und wenige noch — sehr wenige sind diejenigen, um derentwillen ich gerne so stände, dass ich für Andere stehen kann. —

Ich zweifle auch an der Annahme des neuen Stückes seitens Forst's — man bringt eher einen Elefanten durch ein Nadelöhr, als einen Theatersekretär vom System des Wegwerfens neuer Produkte ab — geb' Gott, es sei anders — ich hoffe sehr schwach — besser, als ich glaube schon gewonnenes Spiel zu haben und dann erdrückt mich die getäuschte Hoffnung.

Ich schreibe fort und fort, so lange Ideen in meinem Kopfe vegetiren können — das Gedeihen sei der Zeit anheimgestellt. Freund — ich freue mich

mehr als jemals Dich wiederzusehen und Dir so manches Neue meiner Produkte aufzuweisen. Du wirst staunen, nicht wie die Form — das ist's nicht, ich bin kein Förmler weder in Poesie noch Leben, nein, wie mein Denkkreis, wie meine Sprachvergewaltigung sich herausgemacht hat — ich habe 4 dramatische Piecen neu für Dich — viele Gedichte — Unzahl von Notizen — . . . . . . Summa Summarum habe ich jetzt 13 Stücke geschrieben — (1 aufgeführt) führe 32 Notizhefte mit mir, und bin erst, was das beste ist, etwas über 24 Jahre — ich habe Dir einmal auf dem Spaziergange — wohin, weiss ich nicht, ich denke, es war, als wir durch die Stadt nach Hause marschirten — ich wohnte im Schmardahof dazumal — erklärt: ich wolle auf Erfolg warten bis zu meinem 30. Lebensjahr — und dann — gehen, von wo man nicht mich braucht — diese Idee steht fester als je vor mir — —

Ich danke Dir für Deine gütige Besorgung der letzten Angelegenheiten meines Kanizsaner Briefes — grüsse Dich und Deine Frau Mutter herzlich wie Alle — und wie es auch meine Mutter thut — — wir sehen uns, denn ich bin zum Durchgehen fester als je entschlossen — dann wollen wir plaudern, lachen und schindluderiren — bis dahin schreibe, wo Du etwas weisst, noch vor dem 25., wo nicht, in Bausch und Bogen alsdann Deinem Freunde

Ludwig Gruber.

P. S. Zeige auch Schumacher die Rezension!! —

XXXVI. Csakathurn, den 17. Juli 1864.

Bester Freund!

Anbei erhältst Du wieder ein Schreiben von mir und inliegend eines an Schumacher — ich bitte Dich um aller Welt willen, lass' mir ihn nur jetzt nicht einschlafen und frage Dich an, da ich es nicht thun kann — meine letzte einzige, meine ganze Hoffnung beruht auf der Thätigkeit, auf dem Wohlwollen dieses meines väterlichen Freundes — es mag wahr sein, ich verursache jetzt Allen, die sich meine Freunde nennen, vielleicht Kummer, gewiss Plage, aber ich hoffe eine Zeit, wo ich Euch's vergelten kann, wo Ihr vielleicht einige Befriedigung darin finden werdet, mir geholfen zu haben, wo ich Ehre und Alles daran wenden werde, Euch gerecht zu werden.

Etwas Neues! nächste Woche — (Dienstag) ist die letzte Vorstellung — reisen wir nach Rohitsch — dem berühmten Sauerbrunn — also welch' ein Schreiben Du etwa vor'm 23./24. datirt noch an mich zu senden hättest, das richte schon nach Rohitsch, von wo Du jedenfalls die Quittung erhalten wirst — ich kann Dir natürlich unter solchen Umständen nicht sagen, wann ich das Vergnügen haben werde, diese Sau-Direktion zu verlassen — es kommt eben darauf an, was Schumacher in Wien erwirkt . . . ich hoffe von dieser Pension unter allen Umständen das Reisegeld retour behalten zu können und somit immer reisefertig dazustehen — a tempo, wie das Stichwort von Wien eintrifft, bin ich dort!

Mir ist's und geht's im Geiste vor, als stände ich jetzt am Scheidewege und müsste jetzt glücklich zu werden anfangen oder elend bleiben —

Glaubst Du, ich bin noch jung — ich reiss' mir alle Jahre ein Dutzend graue Haare vom Scheitel, mein Kopf gewöhnt sich vor der Zeit an die Production dieser Zeichen des Alters — also alt — wie der „Zerrissene" von Nestroy sagt — „also uralt — Greis — Tatl! —" —

. . . . . Also schreib' mir im nächsten Schreiben — sei es bälder oder erst auf mein Schreiben vom 25., das erst kommt — lass' mir den Schumacher nicht ohne Anfrage — habe ich einen Haken zum Anhalten, so will ich bald in Wien sein — o wäre das bald. —

Nun ich hoffe, und hoffe, dass ich nicht vergebens hoffe.

Also auf briefliches Wiedersehen noch diesen Monat — wollte Gott, mein Ahnung würde wahr, die mir sagt: Wir sehen uns persönlich in Wien im Monate August 1864. — Kein Nebelbild! — es empfiehlt sich Dir und den Deinen sammt seiner Mutter Dein getreuer Freund

Ludw. Gruber,
Schauspieler in Rohitsch (Steiermark).
(P. S. aber erst vom circa 22. ab.)

XXXVII. (ohne Datum) Poststempel: Sauerbrunn 25. Juli.

Theurer Freund!

. . . . Meine beiliegende Adresse bringe an Hrn. Schumacher mit meiner Empfehlung — ich höre noch nichts von Rettung oder sonstigem — ich bin verr aber nicht getröstet und doch muss ich jetzt bald etwas hören, denn sonst komme ich viel zu spät für ein anständiges Engagement nach Wien, ein unanständiges habe ich ohnedies. —

Ob oder ob nicht, ich bin in verfluchter Lage, — nach Wien kommen ist recht lieb, doch lebe Du in Wien! — gehorsamer Diener, ich hab's schon genossen — hätte ich Blech, ja, doch so unbeschlagen, wie ich bin — nein — wenn ich Aussicht hätte auf dies oder das, wäre ich auch dabei — aber so — hol' mich der Teufel — hier ist eine Gegend, paradiesisch, und doch kein Baum des Lebens darin — alles todt in solchen Verhältnissen — die ganze Gesellschaft hat sich nicht hingesehnt und wünscht sich daher jetzt auch weg — kein Geld, von Vergnügen nichts, erbärmliche Bretterbarake, in die die Kurgäste schwerlich hineingehen werden — miserable Direction — ergo: verstimmte Gemüther — schreib mir und schreibe bald und schreibe Etwas! — so ein kleines Ausgewirktes von Schumacher. — Es ist Zeit, dass ich loskomme — die Devise fängt an: „Jetzt oder nie!" zu lauten — schreib geduldig Deinem ungeduldigen Freund

Ludwig, Adresse an Ludwig Gruber
Schauspieler wohnhaft in Stoinscheggs
Gasthaus No. 37 zu Sauerbrunn in Untersteiermark.

XXXVIII. Sauerbrunn, den 29. Juli 1864.

Lieber Freund!

Du wirst vielleicht ein Schreiben mittlerweile erhalten haben, das nach Vöslau mit einem durchgebrannten Collegen ging und von dort nach Wien — der Teufel hol's — les' es uud beachte es nicht — es wird höchstens Eins davon wahrgemacht werden müssen, die Finanzoperation mit Gritsch. — Genug . . . .

Die Darstellungsgabe ist, wie A. W. Schlegel schon bemerkt, die verbreitetste unter Allen — um so seltener ist die ausserordentliche Begabung — uud so denn offen heraus — diese ausserordentliche Begabung fehlt mir — die Vernunft, der Verstand ersetzt in dieser Branche nie das Genie — und was wir Talent heissen ist gewöhnlich nichts als Routine, verbunden mit einem anständigen gesuchten, daher überraschenden Manderlmachen — ich hasse die Bühne nicht als Institut, ich widerrathe sie aber jedem jungen Manne aus 2 Gründen, die in der Sache selbst liegen.

Es giebt 2 Charaktere, leichte und ernste. Die ersteren haben das Leben zum Zweck — die letzteren müssen einen Zweck zum Leben haben — die Bühne, wie sie einst war, war ein Märtyrerstand, verlieh somit dem Vagabunden eine Art Glorienschein, die Spannkraft des Elends schraubte seine Talente bis zur

Höhe von Kunstleistungen empor — die Dichterperiode, die noch Menschenloos und Leid sang, täuschte auch die ernsten Charaktere, und selbe brachten das Gesungene — gewichtig wie Apostel — wie Sendboten der Dichtkunst — des Menschengeistes vor das Licht der Lampen — diese Zeiten sind vorbei —.

Derjenige, der den Genuss beim Theater sucht, der findet ihn, aber nicht den reinen — er findet die aufreibendsten Orgien und geht gewöhnlich in Liebe und Wein physisch und moralisch unter — der Ernstere wirbt eine Weile mit Ernst und sucht ein vorgespiegeltes Ideal und plötzlich tritt die ganze Nichtigkeit und Schaale seines Treibens ihm erschreckend vor's Auge. Darum ein Leben gelebt, um das Publikum für ein Leggeld zum Lachen, zum Weinen gebracht zu haben — damit ein Director reich, ein Publikum unterhalten werde!! — Du wirst die Frage aufwerfen, hat ein Diurnist so einen hohen Lebenszweck — nein — aber er kann sich einen unterlegen — er kann frei sein, wie der Schauspieler es ist oder zu sein glaubt — die Feder in seiner Hand ist nicht an's Rechenbuch geschmiedet. Und er hat ein ruhiges Einkommen, eine ruhige Laufbahn — während das Ringen auf der Bahn des Komödianten demselben die unschuldigste Lebensfreude vergiftet — das ist's — der ruhige Genuss des Lebens macht so viele Naturen, die von Haus aus zu den unausgesprochenen gehören, human und gut — das wilde hastende Treiben der Bühne verdirbt sie, macht sie, wenn gar nichts anderes — unwahr —! — Willst Du Mensch bleiben, so entsage der Komödie — es heisst wol, keine Regel ohne Ausnahme — aber es heisst Gott versuchen, die Ausnahme an sich selbst verbürgen zu wollen — und wenn die Ausnahme da ist, so ist sie von der Regel eingekeilt, wird ihrer Einzelstellung bewusst — das ist's, was den Schmerz hervorbringt — das Unzufriedensein — die Klippe!! — . . . .

Ich correspondire mit Dir. Bertalan, der Bruck, Pettau und Leoben hat und am 3. September anfängt — daher möchte ich so gerne den Empfehlungsbrief an Dir. Röhring bald haben, dass ich nicht etwa nach den Saunestern abschliesse, wenn ich nach Pest kommen kann. Also ich bitte baldigst um meinen Empfehlungsbrief. —

Schumacher schreibt zwar, er wolle meinen dichterischen Geist durch die Einreihung ins praktische Leben retten. — — Ich hoffe nichts und habe nur den Wunsch, wenn möglich in Pest unterzukommen. —

Was weiter?! — Weiss ich's! — Ich bin in solcher Stimmung, dass ich jede angefangene Arbeit liegen lasse — dass ich in den Tag hinein gehe wie der selige Raimund in höchster Hypochondrie — ich sehe die Leute nicht an, sie sind mir zuwider — die paradiesische Gegend ist mir ekel, denn der kleinste Genuss ist verbotene Frucht. —

Schreibe so bald als möglich, was es mit Pest ist — und was es mit meinem Stück ist — an welchem Tage Dir's Forst zurückgibt — (denn annehmen das gibt's nicht) — thu' mir kund und zu wissen balde, was mir kund und zu wissen nöthig — wann wir uns wiedersehen, theurer Franz, das wissen die dort oben — die Götter — indessen in der Ferne verbleibe ich wie bisher in nächster Nähe Dein Freund

Ludwig Gruber.

XXXIX. Sauerbrunn, den 2. August 1864.

Lieber Freund!

Soeben unterschreibe ich den Contrakt des Hrn. Dir. Bertalan für Bruck a. M., Leoben und Pettau — als 1. und 2. Vater und Episode (d. h. Alles) mit 30 fl. Gage, 1/4 Einnahme in Leoben, 1/2 Einnahme in Pettau — der

Contrakt geht von 1. September an — also erspare ich das Privatisiren, eine weitere Reise — das Bittere ist, dass ich mein geliebtes Wien und Dich, bester Freund, also schwerlich auch dieses Jahr wiedersehe — Tröste Dich, wie ich's muss und verbleibe mit mir in fortwährender Correspondenz. — Ich habe dies Engagement so schnell angenommen, weil ich mir von den Gängen meines alten Freundes Schumacher wenig verspreche — hilf Dir selbst, wenn Du Gottes Sohn bist, heisst's — also solltest Du zu ihm gehen, so sage ihm meinen herzlichsten Gruss, meinen innigsten Dank für seine Theilnahme, seinen gewiss heissen aufrichtigen Willen und ich brauche à present den Empfehlungsbrief an Röhring nicht. — Grüss' mir Alles in Wien von mir und meiner Mutter herzlichst — sollte Forst — und warum nicht, es ist schon öfter dagewesen — mein Stück zurückweisen, so schreib' mir's schnell — rechne das Porto nur auf, ich bitte Dich, sodann es an der Wien einzureichen — und werde ein paar Zeilen an Rott beilegen und es denselben überreichen lassen — wer ist Sekretär an der Wien? —

Komme es, wie's komme — ich habe Engagement und bin beruhigt — Du siehst, Schauspieler, die 5 Jahre in der Welt herumziehen und verwendbar und brav sind — Köppl kennt mich und nennt mich so, und ich bin seither um ein Gewaltiges besser geworden — (grüss' mir den Papa Köppl von mir recht herzlich, wenn Du ihn siehst) also, dass ich sage, Schauspieler meiner Qualität haben auch nur 30 fl. — aber ich lasse Dich nicht allein in Wien — die Sonne muss einmal scheinen und ich werde dann nach Wien kommen — mit frischer Kraft und alter Freundschaft und verbleiben, was ich war und bin und sein werde Dein treuer Freund

Ludwig.

P. S. Am 16. reise ich von hier, denn ich habe meinem Director aufgesagt und gekündigt — der Esel hat gestaunt — ich habe das vormittags in meiner Wuth gethan — das Vieh hat mich reducirt — das hab' ich Dir geschrieben — hat aber in Sauerbrunn den 1. Tag gesagt, ich habe meine 24 fl. wieder — da hat's ihm leid gethan und er hat mir nur die reducirte Gage ausbezahlt — da sagte ich, ich kann nicht leben — da sagte er, es geht ihn das nichts an, ich kann gehen, denn er nimmt's nicht ein, die Gage — also sagte ich, dass mich das nichts anginge und dass ich gehe und hab's ihm schriftlich gegeben — und siehe da, kaum hab' ich das gethan, so erhalte ich den Engagementsbrief — also unterzeichne ich und bin den Schliffel los.

Der Obige —
Schauspieler (aber nicht for ever).

XL. Sauerbrunn, den 15. August 1864.

Lieber Freund!

Dein Brief hat mich wahrhaft überrascht, sollte denn wirklich ein Streif die dunklen Wolken meines bisherigen Geschickes hell umsäumen — fast zweifle ich — und um so wärmer hoffe ich es — Zweifeln und Hoffen stammen aus einer Lende, aus der des grossen Unerkennbaren — wenn Forst sich wirklich meiner annimmt, so wird Alles noch zur Rede kommen, natürlich auch ein Wiener Engagement. Den beiliegenden Brief an Forst — persönlich oder per Post, wie Du willst, ich schicke ihn nur Ersparnis halber so, damit ich zugleich an Dich schreiben kann — Du siehst, wie schnell ich Deinem Rathe gefolgt bin und an Forst geschrieben habe . . . . Ich danke Dir vielmals für alle Deine gehabte Mühe und hoffe, sie Dir treulich zu vergelten, wenn wir Beide erst wieder in Wien traulich beisammen sein werden — ich hoffe jetzt wieder.

dass das nicht zu lange währen wird, das Zuwarten bis auf diese Zeit, wo wir eine sehr kleine Gesellschaft — aber dafür eine desto lustigere und geistigere bilden wollen — wir werden sie die „Inseparables“ taufen, weil diese niedlichen Thiere aus dem Geschlechte der Papageien stammen, die 200 Jahre alt und schrecklich klug werden — oder wir taufen sie noch ganz anders, wir taufen sie „Castor und Pollux“: J : A : Na! — Der Eine ist im Himmel, während der Andere im Erebus umkrabbelt und J A Na ist die grosse Eselei — zum Schluss —: so etwas früher und allein besprechen zu wollen — so sei's denn genug des Sinn's und Unsinn's — mit froher Hoffnung grüsse ich Dich — mögen nahe Tage uns aufklären, was wir von den späteren zu erwarten haben. Sage Forst, wenn er sich erkundigt, wohin ich gehe, dass ich wahrscheinlich diese Woche noch nach Bruck a. Mur reise. Vom 28. an treffen mich alle Briefe sicher dort, berichte dasselbe, wenn Du mit Schumacher zur Sprache kommen solltest. auch — ich fange wieder an, aufzuleben, und glaube bald etwas Tüchtiges wieder an's Licht zu fördern nach so langer Füllarbeit. Dein getreuer Freund

Ludwig.

XLI. Sauerbrunn, den 25. August 1864.

Theurer Freund!

. . . . Wir sehen uns nun schon einen Herbst, einen Sommer und jetzt wieder einen Herbst nicht durch das gottverfl . . . . . Herumzigeunern — gesetzt nun, es gelänge mir nach Wien zu kommen . . . . . Holl' (2 l macht nix, wird scharf mit Fluchconsonanten gesprochen) Alles der Teufel! — ich brauche Alles, Schminke, Tod und Teufel, Theaterwäsche, Höll' und Himmel und Perrücken, Katz und Ratz — woher??? — Diese Direktoren haben geradezu Nichts, verlangen daher im umgekehrten Verhältnis von ihren G'schlaven Alles!

Wenn ich nur schon los wäre! — Wie Forst ein Stück von mir aufführt, so schreibe ich momentan ein 2tes — hol' mich der Henker — ich bin hier so faul, dass einige Gedichte — ein paar Notizen Alles sind, was in Sauerbrunn gediehen ist. —

Von meinen grossen Entwürfen und Plänen nicht zu reden — niederträchtig — das ist Alles entworfen aber weiter nichts. —

Ich bin harb — sehr harb — mir sagt meine Lage ganz und gar nicht zu — ich hasse diese Bretter, diese Lampen — und diese Lumpen vor den Lampen und auf den Brettern.

Meinen verbindlichsten Dank für all' Deine Mühen und Plagen, die Du für mich hattest — ich hoffe, Du wirst ihrer nicht gedenken — destomehr meiner, wie ich Deiner gedenke — ich bin begierig, was aus der Sache sich machen lässt, ob das Eisen so lang warm bleibt, bis es sich schmieden lässt! —

Schreibe mir alsbaldig von Dir — von Forst — von Schumacher — und was Du sonst schreiben kannst und willst — nur schreibe gleich, damit ich reisefertig sein kann.

Kurz schreibe, erfreue mich durch ein paar Zeilen und sei versichert, dass Du mit jeder Zeile verbindest Deinen getreuen Freund

Ludwig.

XLII. Bruck a. Mur, 2. September 1864.

Bester Freund!

Gedrängt von meinem Herzen schreibe ich, weil vielleicht dieses gerade sehr voll ist, Dir einen sehr leeren Brief, da Du aber gewöhnlich über meine Briefe

erfreut scheinst, so sei es, ich schreibe aus Freundschaft. Du nimmst ihn als Freundschaft, den Brief, und so gleicht sich's aus; ich danke Dir vielmal für Deine pünktliche Besorgung des letzten Geldbriefes — wir sind Tags darauf um 2 Uhr Nachts abgefahren nach einem gemüthlichen Abschiedsabend — um 5 Uhr waren wir in der Eisenbahnstation Pöltschach und entfuhren und glaubten. um 10 Uhr doch wol in Bruck zu sein — o nein — ein Train, uns entgegen-kommend, brach die Haxe — nein Axe — und wir mussten 3 Stunden auf der Strasse uns in Pekau die schöne Gegend betrachten — o weh — und kamen um 1 Uhr erst nach Bruck, weh uns, — nun bin ich hier — für mich hat's bereits kein Interesse mehr, ob ich das oder das spiele — ich spiele bereits nach Rollen, die ich im Hause habe, Wurm in „Kabale und Liebe" — Kaunitz in „Wort a. d. Minister" und mehrere mehr nützliche als angenehme Rollen — C'est tout egal! — des is mich allens eens, würde Papa Wrangel sagen — ich bereite ein neues Volksstück vor, „Das vierte Geboth" — soll hübsch werden, so mein Genius und der Herr Gott will.

. . . . ich sag' Dir, mit der Komödie will's nichts heissen — die besten Talente stehen auf halbem Wege um — und vor solchen . . . . , wie die Brucker. — Gott verzeih' mirs, zu scheinen sein thun, zu spielen ist mehr Ekel als Vergnügen!

Wenn ich in Wien nur einmal 2 Fuss breit habe, um nicht ganz „Pekuniar-nixis" dazustehen, so dampfe ich dahin — es scheint mir der Weg dahin noch sehr weit — denn bis sie, wenn sie ja mein Stück aufführen, damit fertig werden, es auf die Bretter zu bringen, das dauert wol noch — 2 Jahre! — he! ich lese eben im „Fremdenblatt" von Flamm's „falschen Blondin" — wird ein niedliches Stück sein, wie der spannende Titel, der an „falsche Catalani", „falsche Pepita" etc. erinnert, schon hinlänglich muthmassen lässt.

Ich bin selbst jetzt schon neugierig — sehr neugierig — doch lassen wir's dahingehen — sprechen wir nichts — schreiben wir nichts — ich bin dessen müde — und wünschte es sowohl zu haben, wie der Kummerer Jani und der arme dumme Nahler — ceciderunt in profundum. —

Fad' ist das Leben, das ich führe — ihm fehlt der Stachel und der Schwung und was am ungeübten Schauspieler und Schriftsteller — die Freude der Arbeit, das macht am geübteren nur der Erfolg und die Aussicht auf die geöffnete Wettrennbahn — nun der Schauspieler mag im Hintergrunde bleiben, wenn er will — bei mir nemlich. — Den inliegenden Brief sei so gut und über-gebe bei Gelegenheit mit einem vom Momus an seine Adresse an Gürtler — ich freue mich, wenn es ihm gut gehen sollte — —

Herr Gott, wenn ich nur endlich mein Stück im „Fremdenblatt" oder sonst wo lesen würde definitiv angekündigt — dann den Zettel selbst — aber so. — mir kann doch Niemand zum Vorwurf machen, dass ich es nicht erwarte! —

Wie geht's Dir und den Deinen, Du kannst es nicht ermessen, wie ich mich sehne nach Dir, Du bist mein Freund, mit dem ich die innersten Gedanken austausche — aber fasst sie ein Briefbogen — Du bist mein derzeitiges Publikum — denn Fremden dränge ich mich nicht auf — ich würde Dir jetzt Sachen vor-legen können, Pläne besprechen — aber geht das schriftlich? — nein — meine Pläne scheinen hölzern in der Notizheft-Ausarbeitung, in der ich sie Dir mit-theilen könnte, ohne den Lichtstreif des Gemeinten schnell im Gespräche hinein-werfen zu dürfen — Kurz ich bin höchst unzufrieden — ich sehne mich ferner nach Wien — mein Belvedere, meine Laaerwald-Promenade, unsere Abendgänge durch die Stadt, die Schmauswaberl, unsere Galerie im Belvedere, das Bummeln am Graben und Kohlmarkt bei Licht, jedoch nicht bei Nacht, dass Du nicht auf

schwarze Gedanken kommst und meinst, ich habe es auf eine Hochzeit bei Laternenschein, auf eine Brautnacht in 5 Minuten abgesehen.

Wenn Du auch in Staatsdiensten, wir würden den Nachmittag für uns haben — was mehr! — wir wollen sehen, was für eine Fratze uns die nächste Zukunft schneidet, wenn wir ihr den Schleier vom Gesicht nehmen.

Schreibe mir noch, bevor ich Bruck verlasse. wir geben nur 10 Vorstellungen hier — schreib' Dir nur die 10 Xr. gut, es ist ein Geschäftsbrief. ich bin Dein Client. Du mein Advocat — wenn uns der Prozess gelingt, 5 Maass Märzen nächstes Frühjahr auf diversen Spaziergängen zu verschlucken mit Deinem getreuen

Ludwig.

Gestern 1. Vorstellung: „Wie man Häuser baut“ — Birchpfeifer'sche Mache — spielte den Freiherrn Vernezobre (wurde gerufen nach dem effectv. Aktschluss) Gesellschaft nicht schlecht.

XLIII. Bruck a./Mur, den 24. Sept. 1864.

Lieber Freund!

. . . . Sei so gütig und grüsse mir, wenn Du nach der Josefstadt kommst, den Gürtler herzlichst von Momus — recte Anzengruber — jetzt noch rekterer Gruber.

So viel bis jetzt, mehr schreibe ich Dir nicht, so lang ich nicht weiss. was ist und nicht ist.

Ich muss Dir aufrichtig sagen, mich fuchst es gewaltig, dass ich von Forst nichts als Worte und Worte zu hören bekomme — wenn das Alles ist, was er thut, dann reut mich mein hübsches Epistel sehr, das ich ihm geschrieben — hol' ihn der Henker! —

Ja: Flamm's „falscher Blondin“ können sie aufführen, „Almenrausch und Edelweiss“ — aber „Glacehandschuh und Schurzfell“ mit Nichten. —

Ich habe seit Glaçehandschuh 2 kl. Pieçen geschrieben, aber seit August keine Zeile eines Ganzen — ich bin entmuthigt, missgestimmt und habe sehr viel zu thun.

Nächstens mehr — schreibe bald und adressire, da wir am Montag nach Leoben fahren, auch den Brief nach „Leoben“. — Dein getreuer Freund

Ludwig

hier beliebtes Mitglied und eine der ersten Kräfte — ! —

N. B. Könntest Du mir nicht die No. des bewussten Hauses in der Fleischmanngasse, wo die Wallner wohnen, schreiben — wär mir angenehm.

D. Obige.

XLIV. Leoben, den 3. Oktober 1864.

Lieber Franzl!

Um Dir meinen Egoismus zu beweisen, nehme ich Dich alsogleich beim Wort und schicke Dir den Brief an Wallner — besorge ihn gütigst, nachdem Du ihn selbst gesiegelt — Du kannst Dich mit selbem Schreiben ruhig vorstellen.

Berichte mir über Deine Aufnahme etc. etc. . . . .

Der Forst — na meinetwegen — auf ihn gelten folgende Verse, die Einer, der sich ertränken wollte, an den unwillkommenen Herauszieher richtete:

„Mein edler Freund und Lebensretter,
„Komme, ach, nur ein wenig später,
„Dann empfängst Du meinen Dank. . . .“

Nach Goethe's Grundsatz: „Doch wem nichts daran gelegen“ ... habe
grossen Eindruck auf die hiesige Lokalsängerin gemacht. —

Franzl, schreib' bald, was Dir zu wissen wird von Wallner's oder Forst
— ich hoffe auf ein Wiedersehen im April 1865 — es wird uns doch nicht
Schicksal in den April schicken? —

„Kunde bald wisse zu thuen und machen“ Deinem Freunde

Ludwig.

XLV. Leoben, den 12. November 1864.

Theuerster Freund!

Anbei ein Brief an die Wallner's, entweder Dir zur gütigen Besorgung
doch zur Kastelhineinwerfung eingeschickt — Du musst den Beweggrund nicht
verkennen, ich wollte eben unter Einem Dir schreiben, also blieb nichts übrig
als Einschluss — Aberscht, apropos, weil von Besorgung die Rede ist, wenn
etwas versprochen ist, so bin ich ganz Tyrann; ..... Freund, schreibe mir
nächsten Brief unfrankirt — hörst Du: unfrankirt, aber schreibe bald —
schreibe mir wieder einmal vernünftig als mein Freund — ein bischen Spazier-
gang auf Schreibpapier. — Siehe von Dir erbitte ich mir die Briefe unfrankirt
von Anderen verbitte ich sie mir — höre, ich habe ein eigenthümliches Malheur
ich gefalle den Lokalsängerinnen — die hiesige, ein sehr hübsches Mädchen
quält mich um Gedichte — aber sie honorirt sie doch mit Küssen, die nicht
sind — aber die andere Sauerbrunner-Collegin, plagt mich alle armlang um Briefe
und das durch unfrankirte Wische — ich darf immer wieder 15 Kr. auslegen
Avançen, die man mir macht, an denen mir aber nichts gelegen — das macht mich
verdriesslich — ich habe ihr einen wol freundlichen aber kalten Brief geschrieben
hilft das nicht, dann sibirische Kälte — Du weisst, ich kann das.

Weisst Du, für was ich mich mehr und mehr qualificire? für Intriguants —
mein Leonhard in „Maria Magdalena“ von Hebbel gefiel sehr — und dergleichen
Rollen, Charakterrollen, jugendliche — etc. —

Mit Gedichten kann ich Dich füttern, wenn ich nach Wien komme —
Theaterstücken, das weiss ich noch nicht, — jedenfalls nicht füttern — denn ich
schreibe vielleicht Eins — ich sage Dir, noch nie hat mich ein Nichterfolg
niedergedrückt, wie der letzte, wo ein Forst mir schöne Worte sagen lässt und
sich wol nicht nach seiner Ueberzeugung zu thun getraut — noch so
ein Sieg und ich bin verloren! für die deutsche Bühne —! Es ist ein gährendes
drängendes Treiben in mir, nach dem historischen Schauspiele spannen sich
meine Fibern und Kräfte, leuchtend steigen gewaltige Gedanken herauf und ich
habe nicht das nöthige Material, sie zu gestalten, zu verkörpern — Novellen, Romane
liegen mir im Kopfe — stil- und inhaltgewaltig — die Feder entsinkt der mutlosen
losen Hand, ich zweifle an meiner Zukunft — jenes alte Objekt, das all meinen
satyrischen Geist verkörpern soll, jenes Jahrbuch, jene Kalender, der „Wandel-
bare“ *) — es liegt in formlosen Entwürfen vor mir — meine Lustspielstoffe
lachen mich an — ich verstehe ihr Lächeln nicht mehr — ich bin so elend, mir

*) Nach Lipka schon vor Beginn seiner theatralischen Thätigkeit geplant. Als
Symbol des steten ruhelosen Wechsels der Zeiten und Verhältnisse sollte Format und Aus-
stattung sich immer ändern und nur der Titel unveränderlich derselbe bleiben.

das sein zu können, was ich sein könnte — wenn je einer so geknebelt, angebunden war, só bin ich's — geknebelt von einer Kunst, die nicht einmal ein feiles Brod ist — die kein Brod ist — ich bin tagelang in einer Stimmung, die mich wünschen lässt, ich wäre nicht — oder ich wäre Nichts — als das halbe Etwas! —

Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der grössten Entsagung, fordert das Elend von mir die grösste, es verlangt, dass alle Pläne liegen todt und starr ohne Auferstehung — es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es lässt mich darben — verderben — und wo ich schon heruntersteige zum Volke und ihm die Hand reiche, wie in meinen Volksstücken — da lässt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lassen. Sage mir, was bleibt dem vielnamigen Lanz, Gruber, Anzengruber —? — Nichts — Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Provinzschauspielers — mein Dichten — hier und dort zur Einnahme ein selbstverfasstes Stück — ich habe keinen Kampf, als den mit mir — und darum keine Berühmtheit — zum Kampfe mit der Zeit fehlen mir die Waffen. —

Grüsse mir Deine Leute und schreibe bald — ich bitte Dich, unfrankirt, aus vollem Herzen, was Du willst, Deinem Freunde, dem armen

Ludwig Gruber.

— Bald schreiben —

Setze die Adresse selbst auf den Wallnerischen Brief, wenn Du ihn nicht hintragen kannst — und siehe den grossen Egoisten, ich rede nur von mir, wie ist's mit Dir, armer Freund?! — Du bist der einzige Vertraute meines innersten Lebens — Gott erhalte Dich mir! —

XLVI. Ohne Datum.

Liebster bester Freund!

Wenn Du die riesige Gefälligkeit hättest, beiliegenden Brief an seine Adresse zu befördern, er ist zum Namenstag des alten Schumacher — also das wäre am 30. d. M. —

Was nun Dich und mich betrifft, so sind wir beide krank, so viel ich sehe, wir liegen im Delirium — meine Lieder strotzen voll Weltschmerz mit Liebe gemischt — ich werde mich aber bald mit Kaltwasser curiren. Was Dich betrifft, Freund, so habe ich Dir 2 Wörtchens zu sagen.

1. Prüfe Dich, bevor Du Dich ewig bindest an die Comptoirreiterei!

2. Entwickle Selbstvertrauen, was für einen einzelnstehenden — Du stehst einzelner als ich — leichter wird.

...... es treibt uns nach Höherem — Viele werden's nicht begreifen — na lass' uns folgen des Schicksals Ruf — was auch daraus werden wolle — prüfe und beschliesse dann —! Dornig ist der Pfad aber hausbacken nicht.

Den armen Boschetty bedauere ich sehr — Deiner Mutter unseren Gruss und aufrichtiges Beileid. —

Lieber Freund, die Sorge um Dich liegt mir ungeheuer am Herzen — schreibe mir, was Du denkst — im nächsten Briefe Ausführlicheres pro et contra — wahrscheinlich datirt er schon von Pettau, wo domiciliren wird Dein aufrichtiger Freund

Ludwig Gruber.

XLVII. Pettau, den 25. December 1864.

Lieber Franzl!

Ich grüsse Dich mit Herz und Sinn, wenn auch aus weiter Ferne, das Jahr 1865 naht — etsch! ich komme Dir mit der Gratulation voraus! — und ich wünsche Dir herzlich alles Glück, was uns werden kann — Dir und den Deinen auf dieser Erde wird immer Eins durch's Andere betroffen. Was mich betrifft, so wittere ich's fast, das Jahr 1865 wird ein Etwas bringen, das meine dunkle Zukunft lichtet und, bei Gott, ich bin jetzt so selbstbewusst genug geworden, die Erfüllung solcher Prophezeiung zu erzwingen.

Halt' aus, Freund, sei klug und stark und harre Deines Freundes, den Dir die Ostern bringen werden, der munter mit frohem Sinne Dir die frühzeitigen Falten von der Stirne lachen wird. Lass' uns zusammen sein und sehen, ob uns die Welt ein Korn in unsern Garten säen kann, wenn wir's nicht dulden wollen. Ich hab' Dir viel zu erzählen, kann Dich viel lesen lassen. — Unter uns, ich bin verliebt gewesen, das erstemal in meinem Leben mit starkem Ansatz; Dank meinem Genius, der's nie zum Ueberschnappen kommen lässt — bin ich geheilt — daher die überwiegende Produktion lyrischer Gedichte — es sind welche darunter — na still vom Eigenlob — aber Mit- und Nachwelt wird vielleicht sagen, ich bin ein Heine-Copist, ich lass' ihr die Freude, warum sollen 2 Köpfe, besonders in gleichen Punkten nicht auch gleich und doch originell denken und fühlen! —

Beiliegenden Brief an Forst sei so gut zu lesen, zu siegeln und zu besorgen — gibt er die Manuskripte 'raus, so schicke sie Beide mir zu per Post auf meine Rechnung — die Stücke wandern nach Graz — vielleicht —

Schreibe mir, wie ist's mit Dir, mit Schumacher etc. mit Boschetty — (keine telegraphische Depesche!) Brief, honetten Brief! — Nochmals meinen Gruss und von meiner Mutter und unser beider Glückwunsch zum neuen Jahr für Dich und die Deinen.

Es grüsst Dich mein Genius, der im Staubgewande Ludwig Anzengruber heisst, sich Gruber schreibt und sich zeichnet als Dein Freund

Ludwig.

XLVIII. Pettavium, den 29. December 1864.

Lieber Freund!

Gleich nach Empfang Deines freundlichen vom 28. setze ich mich hin und schreibe . . . . . .

Nun bitte ich Dich, lieber Freund, um folgendes: schreibe mir ja gleich nach Empfang meines Schreibens, ich vergass Dich zu bitten letzthin, thue es daher jetzt: schliesse in Dein Schreiben ein das Blatt vom Correspondenten mit der Rezension des „Versuchten“ und den Zettel — das Stück geht mit einem andern nach Graz — ein College Namens Rennert, Freund von mir und Vertrauter meiner Muse, fährt am 3. Jänner 1865 nach Graz, seiner Vaterstadt, und wir wollen's dort einreichen. Da bis dahin ein langweiliger Herr Forst die Stücke nicht einmal heraussuchen wird, so wäre es unnütz, zu warten; wenn daher Herr Forst seine Meinung ausspricht und die Stücke Dir einhändigt, so behalte sie in Gottesnamen bei Dir — aber wie gesagt, Rezension und Zettel sende gleich in ein Schreiben eingeschlossen — dies meine Bitte.

Mit der Bühne, wenn von Graz kein Erfolg kommt, dürfte ich als Schrift-

steller wieder auf einige Zeit abgeschlossen haben — was sonst wird, wissen die Götter! — Zu Ostern hoffe ich Dich bestimmt wieder zu sehen, wenn es nur nicht unter peinlichen Verhältnissen geschieht — wie dem sei — gusseisen ist mein Humor und wir werden sein, wie wir waren; es kommt die Zeit, wo ich's der Welt zeige, dass ohne Protektion ein Talent aufkommt — ich will mich protegiren — selbst —

Jetzt zu Dir — schreibe! — mehr kann ich Dir nicht sagen — wir sind leider Gottes jetzt schon so lange getrennt, dass wir unseres näheren Umganges, Aug' in Aug', Wort um Wort, des fruchtbarsten Umganges — Geistesblitz um Geistesblitz — so zu sagen entwöhnt sind — ich weiss wol, dass wir die Alten sind und sein werden, was unser Fühlen und Denken im Allgemeinen betrifft — über das Besondere, wie weit Du vorgerückt bist in gesunder Weltanschauung, das kann ich nicht beurtheilen — ich hoffe das Beste von Deinen Talenten — und darum kann ich mich nicht überheben, ein Ja oder Nein entschieden auszusprechen — ich spreche das, was die Muse zu Dir spricht — Schreibe! — Du würdest es auch ohne mein Ja doch thun und auch mit meinem Nein durchsetzen — oder Du müsstest keinen Funken dichterisches Feuer in Deinen Adern haben.

Ich sage Dir, schreibe, aus Dir heraus, wie Du glaubst, fühlst, denkst, was kann im schlimmsten Falle daraus werden: eine excentrische Jugendmache! Nun gut — excentrische Jugendmachen waren „Die Räuber" — „Götz" — etc. etc. — ohne Anfang kein Werden! — Eines haben diese Kinder frühreifer Erzeuger, dass sie das Eigenste der Väter an den Tag legen, und dass man erst dann, nachdem man diese ersten Sprösslinge gesehen hat, sagen kann, ob der Vater etwas verspricht, selbst wenn die Kinder etwas verschroben aussehen. Darum folge Deinem Drange — heraus an's Licht mit den Ideen, die Dich bewegen, gewöhnlich wird etwas Gutes aus derlei. Studire die Zeit, die Du schildern willst — die Personen genau und sollten sie 3 Worte nur bei Dir sprechen, so seien sie so gesprochen, dass man nicht erst auf das Personale des Stückes zu sehen braucht, um zu wissen, wer sie gesprochen — das ist's, was ich Dir zu sagen habe, dass die Verhältnisse von dazumal noch in unsere Zeit hereinklingen, noch lange nicht ruhen, sondern fortspielen und greifen in unsere Tage, ist gewiss, dass derlei Stoffe daher packen, keine Frage — beginne getrost mit Muth und Hoffnung — vollende und winke Dir ein besserer Erfolg, als bisher mir von eklen Verhältnissen dreimal gebundenen, noch lange nicht erstorbenen hoffenden Dichter — schreibe — es werden unsere Tage früher kommen vielleicht, als wirs glauben — die Alten gehen zu Grabe und die Neuen sollen die Kräfte mit uns messen auf gleichem Boden — wir wollen sehen — tritt in die Arena ein — hinter uns schliessen sich die Schranken und todt — oder siegend müssen wir heraustreten — ich glaube an den Sieg — bei mir und Dir — Amen! —

Weiters habe ich für heute nichts auf dem Herzen — für Deine Mittheilung aus der „Freien Presse" danke ich Dir, sie hat mich sehr interessirt — schreibe bald, wie ich Dich gebeten — am 1. oder 2. Jänner muss ich Deinen Brief haben, sonst nützt mir's nichts! —

Den Silvesterabend werde ich dem alten Jahre ein Pereat bringen mit Allem, was uns darin gequält und werde 1865 leben lassen — kein Hoffen mehr, kein leeres — Streben — Ringen!! — und ich werde Dich leben lassen und grüssen im Geiste — als Waffengenossen, mit dem ich Rücken an Rücken Alle von mir

halten will, die gegen uns sind und die neue Aera, die herüberwinkt aus weiter Ferne, meinem Aug' entdeckbar — die Zeit der Vernunft — lass' desgleichen auch Du sie leben und in stiller Nacht des Silvester lasse in uns aufgehen den Keim, der dem Schoosse der Natur, unseres durchlebten Gottes, zum Reifen anvertraut sei — und reifen wird — und lasse leben, leise wie ich — aber es soll in späteren Zeiten hallen — Deinen Freund

Ludwig
(wie er sich sonst nenne — der Gleiche! —)

XLIX. Pettavium, den 8. Jänner 1865.

Lieber Franz!

Sei so gütig, diesen inliegenden Brief zu siegeln — lese ihn auch, Du darfst wissen, um was es sich handelt — und an Schumacher so bald als möglich gelangen zu lassen. Du siehst, es handelt sich um eine Existenzfrage — bitte die Antwort aus

1. ob er so freundlich sein würde —
2. wann Du kommen darfst, um ein Resultat zu fragen.

Ich bitte Dich, thu' mir den Gefallen und tribulire den Alten, sonst ist's nichts.

Ich bin Dein Freund und wünsche Dir der Musen volle Gunst zu . . . dem ich zu Ostern selbst den Puls fühlen will — ich hoffe gesunde Schlagadern zu finden — schreibe, sobald Du was weisst und bleib' mein wie ich Dein getreuer Freund

L. Gruber.

L. Pettau, den 25. Jänner 1865.

Lieber Freund!

Der Pester Brief ist benützt — aber noch keine Antwort erhalten — hol's der Satan — jetzt versuch' ich's mal mit Graz — und dann werde ich ja sehen —

Sei nicht böse, wenn ich Dir so rein gar nichts schreibe, aber ich habe vollauf zu thun, weiss nichts und bin voll Unruhe.

Wenn aber was ist, so hörst Du's gleich — schreib' Du mir hübsch, dafür sollst Du mich zu Ostern sehen.

Nochmals entschuldige Deinen schreibenachlässigen aber getreuen

Ludwig Gr.

LI. Pettau, den 25. Februar 1865.

Lieber Freund!

Gott zum Gruss und die Quittung zum Troste! — der Teufel hole alle Direktionen — ich habe von Pest und Graz noch keine Antwort — was ist's mit Wien — warst Du mal wieder zur Abwechslung bei Forst?! —

's ist alles eins — Ostern rückt herein in's Land und die Stunde des Wiedersehens wird schlagen, ehe wir's erwarten — ich meinestheils freue mich herzlich darauf — ich bin, was meine Ansichten vom Leben und von meinen Mitgeschöpfen betrifft, sehr schwarzgällig geworden, und ich werde Dich freudig begrüssen, wenn ich Dich wiedersehe, als einen Menschen — das Bild Deines verewigten Vaters taucht jetzt öfter vor meinem Geiste auf — wie eine Ruine einer schön angelegten, vom plötzlichen Brande zerstörten Stadt — menschenleer — und früher wohnlich — Friede sei seiner Asche — und uns wahre Gott vor einem gleichen Loos —

nicht zu edel — ist mein Wahlspruch geworden, lasse ihn auch den Deinen sein — nur wir zwei wollen wahr sein gegen einander, wenn sich alle Welt belügt und wir sie — Gott — unser Gott mit Dir! Dein Freund

Ludwig.

Schöne Antwort bitte ich — Vorgeschmack unseres Zusammentreffens.

Der Obige.

LII. Radkersburg, den 25. März 1865.

Lieber Freund!

Die letzte Quittung vor meiner Ankunft, — es gibt ein Wiedersehen — wenn Ihr Kinderchens ein billig Quartier irgend in Eurer Nähe wisst — reservez moi — am Juni wär' wieder mein Engagement bei Radler in Vöslau angängig, bis dahin weiss ich noch nicht, was ich thue — aber vielleicht kommt's von selbst in Wien. —

Lieber Freund, ich bringe auch meine Mama in traurigem Zustande nach Wien, sie ist in dem Hundenest, in Pettau auf dem dortigen unbestreuten Glatteise gefallen und hat den rechten Arm gebrochen — derselbe ist nun unter Bandage.

Wie ist's mit Dir, schreib' — lass' mich's wissen, was Du weisst — ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen mit Dir, denn ich bin ausgehungert nach Menschen — so traurig, als auch die Verhältnisse sind, eins tröstet mich — wenn ich nur mit heiler Haut über die schauderösen 2 Monate April und Mai hinauskomme — mein Schauspielertalent entfaltet sich letzter Zeit überraschend — hier in Radkersburg bin ich sehr beliebt.

Schreib' mir noch einmal — dann das Weitere mit Mund und Herz von Deinem getreuen Freund

Ludwig.

P. S. Schönen Gruss von mir und Mutter an Alle und Deine liebe Mama versteht sich ohnehin —! Auf Wiedersehen!!!

LIII. Radkersburg, den 6. April 1865.

Lieber Franz!

Freund, Bruder, Bundesgenosse!

Freundlichen Gruss und Danksage und herzliche Annahme Eures gastfreundlichen Anbotes*) — nun ich weiss, wo ich absteige, fahre ich, was ich sonst nicht gethan hätte, Nachts den 8. (Samstag) nach der Vorstellung von hier ab, lange also Palmsonntag nachmittag, recte abends — zwischen 5 oder 6 meines Wissens in Wien an — also am Bahnhof!

Was ich noch zu bitten habe, ich gebe morgen Freitag meine Kiste per Fracht auf, sollte sie vor mir in Wien an Eure Adresse einlangen, übernimm sie auf meine Kosten — wahrscheinlich ist's nur, dass sie nach uns eintrifft. Sie birgt das literarische Futter — aber ich nehme schon ein Reservezögerl mit, damit wir Vorlesung haben können, Palmsonntag, den Rest verbleiben wir im Hause — nächsten Morgen — Spaziergang, etwas vor die Linien — um Luft, freie Luft zu athmen und dann Festsetzung des weiteren Programms.

*) Die Familie Lipka beherbergte Mutter und Sohn Anzengruber gastlich in einer Kammer ihrer Wohnung.

Ich sehne mich nach Dir — ich komme wund und müde wie ein auf die Knochen zerhauener Fechter aus der Arena — doch mich wird der Aufenthalt bei Dir heilen — und die Nähe von Wien, wenn ich in Vöslau domizilire. Ich werde rufen „es lebe die Zukunft“ so freudig wie sonst und ich werde zu regeln versuchen — doch wie sie aussieht — wir bleiben die Alten —

Dein Freund

Ludwig.

Gruss an Alle von mir und Mama (der Arm ist wenigstens aus der Bandage, wenn auch noch unbrauchbar). P. S. Ich bin begierig . . . und kann Dir auch interessante Bekanntschaften unter meinen Geisteskindern versprechen — Auf Wiedersehen von heut' den 3. Tag!!

LIV. Gainfahrn, den 6. Juni 1865.

Lieber Freund!

Dass wir hier glücklich angekommen sind, verbrauche ich Dir wol nicht erst zu vermelden, es heisst zwar, wenn Einer eine Reise thut — aber ich wüsste von meiner Reise von Stolpe nach Danzig nichts zu erzählen, als, dass ich ankam.

Ich befinde mich in demselben Quartier, wie vor zwei Jahren, wohlgemerkt aber das andere Zimmer, nicht jenes, das ich besass — das vis à vis — ich fand hier in der Gesellschaft meist Bekannte, die Minderzahl ist mir neu — wie eigentlich die Gesellschaft aussehen wird, weiss ich noch nicht, den Tag, als ich ankam, spielten sie schon — und zwar „Die Hochzeitsreise“ von Benedix und „Der Zigeuner“ von Berla, da es aber bei der Vorstellung regnete, so wurde nur das 1. Stück ausgespielt — Sonntag vorher war auch schon eine Vorstellung — den Pfingstmontag spielte ich den Bitterlin — (eine grosse, aber gerade nicht, wie Radler schrieb, gute Rolle) —

In Ermanglung einer besseren Nutzanwendung der Zeit machte ich mich über das Archiv her — von einer wahren Vernichtungswuth angefallen. — Der Unsinn „Leviathan“ lebt nicht mehr. . . .

Wenn ich Muse — ernstere Muse finde hab' ich vollauf mit Reinarbeitung meines Notizmaterials zu thun — habe mir vorgenommen, die Novellen „Diebs-Annele“, „Aus den Papieren eines Seelsorgers“ fertig zu schreiben und „Die gelben Rosen“, ein Genrestückchen, 1 Akt, zu verfassen.

Jetzt soll die Rede auf Dich kommen . . . . . .

Besuche mich in Gainfahrn, sobald Dir's möglich, Du wirst mich herzlich erfreuen — Meinen Handkuss Deiner gütigen Frau Mama — meinen Gruss an Adelaide,*) herzliche Grüsse von meiner Mama!

Der Pflicht getreu schrub ich dieses 1. Schreiben und verbleibe immer möglichst guter Nachricht entgegensehend Dein getreuer

Ludwig.

LV. Gainfahrn, den 24. Juni 1865.

Lieber Freund!

Anbei die leidige Quittung . . . . . .

Nun, Freunderl, was ist's mit Dir . . . . ich bitte Dich, sobald mein Bogen in Deinen Händen, nicht mit der Antwort zu zögern, sondern mir Alles zu berichten, was in Eurem mir lieben Kreise vorgeht.

---

*) Nachmals Anzengrubers Frau.

Was ist's mit „Rosamunde"? traust Dich d'rüber? — frisch daran!

Ich habe auch meine Pläne — aber ob sie nicht wieder gleichen Erfolges sind —? —

Na „vorwärts" ist mein Wahlspruch! . . . . . .

Grüsse von mir und meiner Mutter die Deinen alle herzlichst. — Unser Befinden ist wohl, möge das Euere wenigstens so sein — obwohl ich Euch besseres wünsche.

Schreibe bald Deinem getreuen Freunde

Ludwig Gruber.

Wenn Du hübsch brav schreibst, erhällst Du den nächsten Brief wieder mit Vignette. Comprenez vous? Aber brav sein und schön und g'scheidt schreiben.

Der Obige.

LVI. Gainfahrn, den 24. Juli 1865.

Lieber Freund!

Ich grüsse Dich zwar nicht aus weiter Fern', sondern aus grosser Näh', aber doch sind wir leider nicht nahe genug, um unsere Gedanken auf andere Weise als schriftlich austauschen zu können.

Ich bin wieder auf dem besten Wege, theatermüde zu werden — bin entschlossen, keinesfalls, wenn irgend möglich, nach Krems zu gehen — habe deswegen schon der Böhm geschrieben — bitte Dich, so Du vielleicht sie wieder heimsuchst, meine Empfehlung auszurichten nebst Anfrage, ob sie meinen Brief empfangen und etwas zu thun gesonnen wäre? —

Ich sage Dir, hier ist's schon grosse Schmiere. Aussi möcht' ich! — Jetzt gastirt Rott bei uns, die Lokalsängerin Grün, der Hr. Ex-Director Flerx wird erwartet und die 3 Zwerge sind bereits nach brillanten Geschäften abgereist. — Herburger gastirt gleichfalls hier.

Lieber Freund, entschuldige — ich bin in Eile, also vignettet sich nichts, aber ich bring's ein — . . . . ich grüsse Euch Alle in meinem und meiner Mutter Namen — Deiner Frau Mama meinen Handkuss.

Lass' Dein Schreiben nicht so mager sein als meines — kommst Du nicht, so komme vielleicht ich, — eher als Du denkst. —

Für jetzt schreibe — und sei versichert, dass mit und ohne Vignette Dein Freund ist und bleibt

Ludwig Gruber, genannt Anzengruber, Schauspieler, abzugeben Gainfahrn No. 186.

LVII. Gainfahrn, den 26. August 1865.

Lieber Freund!

Anbei die Quittung — es war eben die Frage — die Quittung oder ich — ich komme sehr bald nächster Tage nach Wien.

Neuigkeit: Ich bin gekündigt —! vom 6. September an bin ich wieder in Wien.

Schicke mir diesmal das Geld nicht — ich hole es in Persona.

Alles Weitere mündlich — Dein Freund

Ludwig.

LVIII. Gainfahrn, den 28. August 1865.

Theurer Freund!

Sende gleich nach Empfang dieses das Geld — ich weiss noch nicht, wann ich hineinkomme — denn ich komme noch einmal vor ich übersiedle nach Wien — mein Feldzugsplan ist entworfen, ich bleibe — und sollte ich in die sauersten Aepfel beissen — in Wien — ich will doch sehen — erst ist's Strampfer, dann Treumann, dann Fürst, zu Einem muss ich, wenn's Graz gilt — ich will schriftstellern und nicht mimen, das nebenbei — mich freut's, wenn Du der Ansicht bist, dass es mit dem Theater nichts ist — ich sage Dir: es ist nichts — Du versauerst dabei wie in jeder Lage, wo Dir Licht und Odem fehlt. . . . Wir wollen eine Zukunft haben und wir werden eine haben! Du hast das Deine gelernt, lerne noch und verwerthe die Kenntnis — lass' uns nicht Kinder der Zeit in ihrem schwachen, lass' es uns in ihrem starken Sinne sein, lass' uns zu dem ringenden strebenden Theil übertreten — nicht träumen, sondern wachen — Vorwärts heisst's — zurück können wir nicht mehr, hinter uns liegen die Schiffe verbrannt — ein Thor der noch säumt — kämpfe — ich bin entschlossen, das Zusehen aufzugeben — es handelt sich nicht bei mir allein um die Existenz des leiblichen, es handelt sich auch um die des geistigen Menschen — also frisch vorwärts — den bessern zu retten.

Franz, sei klug, noch siehst und sahst Du nicht, was ich — lasse das blinde Antollen gegen die unbekannten Verhältnisse der Welt — lass' uns friedlich Fuss fassen — und diesen Fleck mit dem grösseren Rechte des Eroberers der geistigen Waffen erweitern.

Schlag' ein, bleibe den Deinen — ich will versuchen, soweit in meiner Macht, Dir zu bleiben — die Allianz soll blühen — sie ist eine heilige — Wirf über Bord unsern Theaterschwulst — wir sind zu männlich, um da mitzumachen — und wenn auch die Ausnahme uns Männer zeigt von Genie und Kraft in diesem Felde — das bestätigt die Regel, dass nur ein Genie ungestraft diese Bahn betritt der Kunst der Täuschung — ohne sich zu täuschen an sich und dem Geschick. — Das eine steht uns offen, das Reich der Poesie — des Wissens unermesslich Reich, wo auch die kleinste Flamme noch leuchtet und brennt — nimm das zu Herzen und denke an Deinen Freund

Ludwig.

Mein und meiner Mutter Gruss — wir sehen uns in Bälde — was wird, das wird und hoffentlich wird es gut, nicht durch Hoffnung, sondern durch That und Kraft. Amen! —

II. Zur Chronologie der Werke Anzengrubers.

Der Werth dieser Jugendbriefe für die Biographie des Dichters ist um so höher anzuschlagen, je zurückhaltender Anzengruber späterhin in seinen Mittheilungen wurde: „was mich und meine Lebensläufe in auf- und absteigender Linie anlangt" — so schrieb er mir am 9. December 1883 — „so haben diese in meinen Augen wenig Interessantes, ich müsste nur einmal vom Teufel geritten werden, mein liebes Ich autobiographisch der Welt als etwas ganz Besonderes vorzuschwindeln: es würde das ein gar kleines Lebensläufel in Genrebildchen abgeben. So an meinen Erlebnissen herumzuklauben, ist mir recht langweilig, es müsste mir eben erst abgefragt werden, was einen Anderen daran und davon interessirt, um darauf zu verfallen, dass ich's erzähle, und in dieser Hinsicht stelle ich Ihnen jede Frage an

„mein“ Schicksal frei.“ Nun liegt und lag mir aber nichts ferner, als Abfragen und Aushorchen. Der einzige Wunsch, den ich dazumal dem Dichter gegenüber aussprach, war der nach einer genauen Chronologie seiner Schriften, eine Bitte, der er sofort willfahrte in dem eigenhändigen hier wortgetreu wiederholten Verzeichniss.

Pfarrer, geschrieben 1869, aufgeführt 1870.
Meineidbauer, geschr. 1871, aufgef. 1871.

1872.

Kreuzelschreiber, geschr. 6./4.—3./6. 1872, aufgef. 1872 October.
Elfriede, geschr. 17./6.—15./8. 1872, aufgef. 1873 August 4mal.
Umarbeitung 30./11. beendet.
Plan von Bertha von Frankreich 30./6.
„Früher Tod“, Novellette, Dioskuren (beendet 22./12.).

1873.

Tochter des Wucherers, geschrieben 1./1.—30./1., aufgeführt 1873 17./19. Oct.
Teufelsträume (Dioskuren) }
1. Akt von Hand und Herz } Juli und August.

1874.

G'wissenswurm 2./4. 1. Akt, aufgeführt 19./9.
14./4. 2. „
16./4. 3. „
Hand und Herz 2. Akt im April, aufgeführt 31./12.
3. „ im Juli,
beendet 5. August.
Doppelselbstmord 28./11. begonnen, aufgeführt 1876 1., 2., 3., 5. Februar.
13./12. 1. Akt.

1875.

21./1. 2. Akt.
26./1. beendet.
Diebs-Annele (D. Reichskalender) } 21./3.—21/4. [Bis hierher 1. Seite des Manuscriptes.]
Märchen des Steinklopferhanns, 28./9., das 4. beendet,
über das frühere findet sich keine Aufschreibung, auch ist dieses als 4. eingeschoben und war eigentlich das 6. (letzte).
14./12. Eine dramaturgische Plauderei.

1876.

18. Febr. Drei Prinzen, Märchen, begonnen. Kalend.-Gesch.
23. Febr. Schandfleck begonnen
(5. April „Drei Prinzen“ beendet.)
25. Aug. Schandfleck beendet.
13./9. Herr Professor (Bekannte v. d. Str.) beg.
22./11. Ledige Hof begonnen, }
30./12. „ beendet, } aufgeführt 27./1. 1877.

1877.

22./2. Der Herr Professor, beendet.

27./2. Eine Begegnung (Dorfg. I. Bd.)
März. Wie der Huber ungläub. w. Dorfg. II. Bd.
Juni. Ein Wilder von Profession. Bek. v. d. Str.
Der gottüberlegene Jakob. Dorfg. II. Bd.
Juli. Ein Faustschlag, begonnen.
„Man kann nicht wegbleiben.“ Allerh. Humore.
17. Aug. Die Freundin. Bek. v. d. Str.
Sept. Ein Faustschlag, beendet, aufgeführt 1879 4./11. Jänner.
Oct. bis 17. Nov. } Das 4. Gebot, aufgef. 29./12.
6. Dec. Vereinsamt. Kl. M.
14. „ Fromme Kathrin. Dorfg. II. Bd.

[Bis hierher 2. Seite des Manuscripts.

1878.

Jänner. Wie mit dem Herrgott umgegangen wird, Treff-Ass, } Kalend.-Gesch.
Februar. Jungferngift. Vorstellg. 21./4.
März. Der Verschollene. Kalend.-Gesch.
Spinnen und Fliegen. Gedicht. Kl. M.
Mai. Unsere kl. Enttäuschungen, Der Literat, } Bek. v. d. Str.
Abgetrennt und abgesprungen. D. M. B.
Fidi, N. F. P.
Ein braves Mädchen, D. M. B.
Das Sündkind. Dorfg. II. Bd.
Juni. Die Trutzige, beg.
3. Juli „ beendet, aufgef. 8./11.
Alte Wiener, August 24. beendet, aufgef. 27./9.
Der Frömmste in s. Art. Ged. Kl. M.

1879.

März. Die umkehrte Freit, aufgef. 4./4.
7. Juni. Zu fromm. Kalend.-Gesch.
Regentage. Ged. Kl. M.
5. Juli. Sein Spielzeug.
Okt. Aus'm g'wohnten Gleis, aufgef. 25./27. Dez.

[Bis hierher Manuskript 3. Seite.]

Novemb. Umarbeitung des Schandfleck.
17. Dez. Alte Liebe. Bek. v. d. Str.

1880.

4. Febr. Brave Leut' vom Grund, beendet.
Jaggernaut. Fllt. (Kl. M.)
bearbeitet.
(am 7. März brach ich mir den Fuss.)
14. Mai. Ein Fund. Feldr. u. W.
23. „ Hartingers Sixtin. Kl. M.

Septemb. Dramatürg. Plaudereien I, II, III.
Der Sinnirer. F. u. W.
Oktob. Der starke Pankraz u. d. schw. Eva. F. u. W.

1881.

12. Jänner. Die Kameradin. Umarbeitung des städtischen Theiles vom Schandfleck beendet.
30. Jänner. Hoisel-Loisel. Kalend.-Gesch.
11. März. Der Einsam, beendet. F. u. W.
4. April. Oertler, Skizze.
13. „ Ein Wiedersehen. All. H.
17. „ Schandfleck. Umarbeitung aufgenommen.
11. Juni. Geläutert. A. Pr.
21. „ Aus der Spielzeugwelt. Kl. M.
's alten Sepps Stossseufzer. Gedicht.
9. Juli. Pfahlbaute. Kalend.-Gesch.
11. „ Grünes Reis u. Sch. F. u. W.
12. „ St. Peters Klage. Ged.
22. Oktob. Ein Dorf-Idyll. All. Humore.
28. „ Allerseelen (Kl. M.) [Bis hierher 4. Seite des Manuskriptes.]

1882.

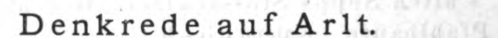
Febr. D' g'sprächig Stund. All. Humore.
Kalendergesch. Plauderei. Kal. G.
Muttersorge. All. H.
Für d' Katz. Vom Fels z. Meer.
März. Das Schlusskap. e. Romans. All. Humore.
April. Modernes Frühlingslied. Ged.
Die arme Magd. Ged.
Volksweise. „
Ich sinn' der alten Fabel nach Ged.
Zwei Schwestern. „
Vergebne Müh'. „
Herr Wirt. „
Juni. Der Neujahrstag. „
Sept. Schandfleck. Umarbeitung beendet.
Die Parapluiemacher Mali. All. H.
Oktober. Das Wünschen. „
Freiheit d. menschl. Willens. „
Der Weibfromme. „
Ein böser Gast. „
Novemb. Der Erbonkel. „
Decemb. Eisblumen. „
Im Innern gefestet. Ged.
[Bis hierher 5. Seite des Manuskriptes.]

1883.

24. März. Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen. A. P.

31. März. Eine Erholungsreise. N.-W.-Tgbl.
(Autobiographisches)
29. April. Ein Gedicht (Hmt).
7. Juni. Das Ehekräutlein. N. u. S.
27. Wie Schad. All. Humor.
9. Sept. Beglaubigtes. Alt. Pr.
15. Dez. Christab. e. Leichtfertigen.
Neujahrsgruss. Ged.
Der Sternsteinhof
im April begonnen
heute d. 7./1. 884 beendet.

L. A.



Denkrede auf Arlt.

Gehalten am 9. Juli 1896 bei der Enthüllung seines Denkmals im Arcadenhof der Universität Wien.

Von
ERNST FUCHS.

Seine Magnificenz hat mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, die Erinnerung an den grossen Meister Arlt zu erneuern, dessen Bildniss wir zu enthüllen im Begriffe sind. Nicht viel mehr als vierzehn Tage sind es her, dass in der gegenüber liegenden Ecke dieses Hofes die Büste eines Mannes aufgestellt wurde, des zu früh uns durch den Tod entrissenen Professors Adolf Exner, welcher gleich Arlt einer der hervorragendsten Lehrer unserer Universität gewesen war. Die beredten Worte, welche dem Verstorbenen einer seiner Freunde, Hofrath Benndorf, nachgerufen hat, veranlassen mich die Lebensschicksale der beiden Männer einander gegenüber zu stellen; das Schicksal hat beide sehr verschieden, ja fast entgegengesetzt behandelt und doch aus beiden so bedeutende Männer erzogen. Exner wuchs als Sohn eines berühmten Vaters in einer geistig hochstehenden Umgebung auf; früh wurde sein Sinn für alles Schöne und Gute geweckt und die mässige, bürgerliche Wohlhabenheit der Familie, gleich entfernt von beengender Armuth sowie verderbendem Reichthum, bildete den besten Grund für seine harmonische Entwickelung. Exner war ein Weltweiser und Lebenskünstler; mit intensiver wissenschaftlicher Thätigkeit wusste er künstlerischen Lebensgenuss zu verbinden.*) Wie ganz anders bei Arlt. Dieser war 1812 in Obergraupen geboren als der Sohn eines armen Bergschmiedes, welcher von einem Tagelohn von kaum dreissig Kreuzern eine Frau und sechs Kinder zu erhalten hatte. Diese mussten vom vierten oder fünften Lebensjahre ihrer Kraft entsprechend mitarbeiten und mit Brot und Erdäpfeln, Milch und Butter als Nahrung sich begnügen. Im Elternhause gab es aber noch immer genug zu essen; die Nahrungssorgen im wahren Sinne des Wortes begannen erst recht, als Arlt das väterliche Haus verliess, um die Schule zu besuchen; da musste er froh sein, als er nach einiger Zeit dreimal in der Woche einen Freitisch erhielt und sich so wenigstens jeden zweiten Tag satt essen konnte. Noch schlimmer ging es ihm anfangs an der Universität Prag, wo er zunächst weder ein Stipendium noch Lektionen erhalten konnte, und er hätte sich vielleicht dort

*) Vergl. G. Jellinek's Nachruf auf Adolf Exner in Band I, S. 222—227, der „Biographischen Blätter".

nicht halten können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich dadurch einen kleinen Erwerb zu schaffen, dass er für wohlhabende Kollegen die Vorträge des Professors Franz Exner abschrieb, des Vaters unseres Zeitgenossen, dessen Büste gleichfalls uns gegenüber steht. Der gelehrte Professor und der Bettelstudent, der von des Ersteren geistiger Arbeit lebte, gehören jetzt beide der Geschichte an; beide hat die Alma mater Viennensis an sich gezogen und ihnen Denkmäler errichtet.

Wenn Arlt unter solchen Verhältnissen nicht bloss sich über Wasser erhalten, sondern auch noch in seinem Beruf Tüchtiges leisten sollte, so konnte dies nur bei äusserster Anspannung seiner Arbeitskraft geschehen. Arbeit von morgens bis abends hatte er ja im Vaterhause gelernt und hatte auch Lust und Liebe dazu. Man hat Arlt zuweilen vorgeworfen, dass sein Gesichtskreis wenig über sein Fach hinausgehe, dass er namentlich wenig Sinn für Kunst und Kunstgenuss habe. Aber wie hätte dies auch sein sollen? Im Vaterhause fehlte selbstverständlich jede Anregung dazu, und auch noch für lange Jahre später hätte Arlt, selbst wenn er Neigung dazu gehabt hätte, weder die Zeit noch die Mittel für die Pflege der Kunst aufbringen können. Arlt war es daher auch später nicht gegönnt wie Exner, sein Leben durch Kunst zu verschönern und zu geniessen. Es wäre aber darum verfehlt zu glauben, dass Arlt wahren Lebensgenuss nicht gekannt habe. Abgesehen von der Freude, die ihm das Leben in seiner Familie und seine ärztlichen Erfolge brachten, fand er eben den grössten Genuss in der Arbeit selbst. Wissenschaftliche Arbeit und körperliche Arbeit galt ihm dabei gleich; wenn er tagsüber in der Klinik und in seiner überfüllten Sprechstunde sich abgemüht hatte, arbeitete er im Sommer des Abends noch in seinem Weingarten in Pötzleinsdorf. Ja Arlt hatte fast eine grössere Achtung vor der körperlichen als vor der geistigen Arbeit, vielleicht weil er die Erstere in seinem Vaterhause an seinen pflichtgetreuen und unermüdlich arbeitenden Eltern verehren gelernt hatte. Als er eines Tages, während der Ferien in sein Heimathsdorf zurückgekehrt, die groben und schwieligen Hände seines Bruders sah, sagte er demselben, er schäme sich seiner eigenen zarten Finger! Solange Arlt rastlos arbeiten konnte, fühlte er sich glücklich; da kam mit der Pensionirung zunächst eine Verminderung der Arbeit und später, durch den Armbruch, eine gänzliche Unfähigkeit zu derselben, und nun wurde Arlt elend und unglücklich. „Bis zum Ende meines vierundsiebzigsten Jahres“, schrieb er damals an seinen Freund Professor Becker in Heidelberg, „war ich ein glücklicher Mensch. Meine Dummheit am neunzehnten April (er meinte damit das Abspringen von einem Pferdebahnwagen, wodurch er sich den Armbruch zuzog) hat mich elend — weil arbeitsunfähig — gemacht.“

Fleiss allein hätte jedoch aus Arlt nicht das gemacht, was er später war; es musste noch eine hohe Begabung hinzukommen. Er hatte nicht die geniale Veranlagung eines Graefe, welchem die Ideen fertig aus dem Kopfe sprangen — freilich nur scheinbar für den Aussenstehenden, der die vorangegangene Denkarbeit nicht sah — Arlt's Begabung lag in einem scharfen Verstande, der immer folgerichtig vorging und logische Sprünge nicht vertrug, in einer vortrefflichen Beobachtungsgabe und endlich in grosser Wahrheitsliebe, welche sich auch in strenger Kritik gegen sich selbst kundgab. Darum hatte er wieder Vieles vor manchem genialen Kopf voraus, vor Allem die absolute Verlässlichkeit seiner Beobachtungen. Wir vermissen dieselbe ja leider häufig in unserer heutigen, rasch vorwärts eilenden Zeit; wenn Arlt Thatsachen als von ihm beobachtet veröffentlichte, so wusste man, dass er seine Beobachtungen so vielfältig wiederholt, nach allen Richtungen hin geprüft und erwogen hatte, dass man fest darauf bauen konnte. Der Sicherheit seiner wissenschaftlichen Forschung kam noch zu statten, dass er die damals noch herrschende spekulative Richtung

der Medizin verliess und sich auf den sicheren Boden anatomischer Thatsachen stellte. Er verdankte dies zum Theil dem Vorbilde von Rokitansky und Skoda, die ihn in Wien in den Geist der neuen Richtung einführten. Professor Fischer in Prag, bei welchem Arlt Assistent werden sollte, hatte nämlich als Bedingung für die Erlangung dieser Stelle gesetzt, dass Arlt auf einige Monate nach Wien gehen sollte, um dort die neu aufgetauchten medizinischen Grössen zu hören. Dies war freilich dem jungen Arlt sauer genug geworden und überhaupt nur dadurch möglich, dass er bei einer bekannten Familie unentgeltlich wohnen und in ihrer Garküche für fünfzehn Kreuzer zu Mittag essen konnte.

Sechs Jahre blieb Arlt Assistent Fischer's, welcher in Prag Augenheilkunde dozirte, und supplirte durch weitere drei Jahre, bis 1849, diese Lehrkanzel während Fischer's Krankheit und nach dessen Tode. Es war Arlt gelungen, eine ausreichende Praxis, allerdings nicht bloss als Augenarzt, sondern auch als Internist zu finden, welche ihm gestattete einen Hausstand zu gründen. Aber die Aussichten, die nach Fischer's Tod erledigte Lehrkanzel in Prag zu bekommen, waren für Arlt wenig günstig. Erst die Anerkennung seitens des Auslandes verhalf ihm dazu, indem ihn die Leipziger Fakultät für die erledigte Lehrkanzel für Augenheilkunde vorschlug. Kaum hatte er angenommen, als der Minister Thun ihn für Prag ernannte. In die Zeit seiner Prager Professur fällt Arlt's wichtigste wissenschaftliche Thätigkeit, indem er nebst einer Reihe einzelner Arbeiten sein dreibändiges Lehrbuch der Augenheilkunde verfasste. Damit begründete Arlt seinen Weltruf und trat sofort in die erste Reihe der Ophthalmologen als einer der Begründer der modernen Augenheilkunde; sein Name wurde fortan neben dem von Graefe und Donders genannt, welche Männer man als das leuchtende Dreigestirn der Ophthalmologie bezeichnete. Dem grossen wissenschaftlichen Erfolg fehlte auch nicht die öffentliche Anerkennung, welche sich durch die Berufung nach Wien 1855 sowie durch die mannigfachen äusseren Ehren kundthat; vor Allem anerkannte aber die leidende Menschheit Arlt's Fähigkeiten als Augenarzt, indem aus ganz Europa und anderen Welttheilen Patienten zu ihm pilgerten und Arlt gleich Graefe eine wirklich internationale Praxis hatte.

Trotz aller äusseren Erfolge, trotz der ihn jetzt umgebenden Wohlhabenheit, war Arlt äusserlich und innerlich seiner alten Einfachheit treu geblieben. Äusserlich so sehr, dass, wer ihn nicht kannte, ihm nicht den Hofrath angesehen hätte. Gegen andere, besonders gegen Bedürftige, freigebig, war er für sich selbst sparsam und vermied jeden Aufwand; fast schien es, als ob er es für pietätlos halten würde, sich von den einfachen Lebensverhältnissen des väterlichen Hauses zu sehr zu entfernen.

Zu seinem einfachen Äusseren kam auch eine grosse Bescheidenheit im Auftreten. Eine zu grosse, möchte ich sagen, denn er hat dadurch Vieles in Bezug auf seine Klinik, auf seine öffentliche Stellung u. s. w. nicht erreicht, worauf er gutes Recht gehabt hätte und was er bei energischem Eintreten für dasselbe leicht erlangt hätte; dadurch aber fühlte er sich oft zurückgesetzt und gekränkt, da er sich seines inneren Werthes wohl bewusst war und glaubte, derselbe würde von anderen nicht erkannt, während es doch hauptsächlich an einer genügenden Geltendmachung seinerseits fehlte. Seine Bescheidenheit war aber nicht bloss eine äusserliche, die man dann richtiger als Schüchternheit bezeichnen müsste, sondern auch eine innerliche, sich selbst gegenüber. Der Mann, mit dem das Schicksal im Anfange seines Lebenslaufes so hart umgegangen war und der mit Recht sich hätte rühmen können, dass er Alles nur durch sich selbst geworden sei, kommt in seiner Selbstbiographie*) immer wieder darauf zurück, wie viel er dem Glücke

*) „Meine Erlebnisse". Wiesbaden, I. F. Bergmann, 1887.

verdanke. Da er in seiner strengen Logik seine Berufung nach Leipzig, nach Prag oder nach Wien nicht als die unmittelbare Folge seines Nachdenkens oder Forschens über wissenschaftliche Fragen zu erkennen vermochte, hielt er diese Berufungen für Glück, durch Zusammentreffen günstiger äusserer Umstände und ohne eigenes Verdienst herbeigeführt. Arlt erinnert in dieser Beziehung an Helmholtz, der an verschiedenen Stellen sich äussert, gerade seine wichtigsten Entdeckungen, wie z. B. der Augenspiegel, seien theils Glück, theils nur die Arbeit eines geschulten Arbeiters gewesen; wenn man einen anderen geschulten Physiker vor das Problem hingestellt hätte, würde er es mit dem gleichen Erfolge gelöst haben. In ähnlicher Weise mochte sich Arlt innerlich gesagt haben: wenn irgend ein Anderer an meiner Stelle die Thatsachen sorgfältig beobachtet und daraus die richtigen Schlüsse gezogen hätte, würde er zu denselben Resultaten gekommen sein, und vergass dabei, dass eben nur wenige Menschen dazu befähigt sind, so sorgfältig zu beobachten und so richtig daraus Schlüsse zu ziehen. Seine Bescheidenheit entsprang seiner Wahrheitsliebe, welche ihn abhielt, mehr aus sich zu machen, als ihm sein inneres Gefühl sagte. Wahrheit war sein oberster Grundsatz, und ein berühmter College schrieb von ihm: „Das einfach Wahre im Denken und Handeln ist immer etwas Schönes, Grosses, etwas Imponirendes in dem künstlichen Bau unserer modernen Gesellschaft.“

Das Schicksal hat hart auf Arlt losgehämmert, aber es vermochte nicht, sein gutes Herz hart zu schmieden, wie es so oft bei Anderen das Gemüth auf Kosten des Verstandes zurückdrängt und verhärtet. Arlt blieb sein Leben lang ein Mensch von weichem Gemüth und dies äusserte sich besonders den Kranken und Hilfsbedürftigen gegenüber. Er hatte mit jedem Kranken inniges Mitgefühl und bei ihm kam — im Gegensatz zu manchem berühmten Gelehrten — das wissenschaftliche Interesse an einem Krankheitsfalle immer erst nach dem rein menschlichen an dem Kranken selbst. Das fühlten die Kranken instinktiv und darin lag wohl auch, nebst seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, der Grund seines grossen Erfolges in der Praxis. Arlt hätte einen vortrefflichen praktischen Arzt abgegeben, auch wenn er wissenschaftlich weniger befähigt gewesen wäre. Besonders aber lagen ihm die Kranken am Herzen, wenn sie gleichzeitig dürftig waren, und die armen Patienten in der Klinik wurden von ihm oft mit liebevollerer Hingebung und Geduld behandelt als die reichen Patienten seiner Privatpraxis, gegen welche er zuweilen, wenn sie seine Geduld auf eine zu harte Probe stellten, auch ein wenig grob sein konnte. Armen Patienten gegenüber hatte auch der für sich selbst sparsame Mann immer eine offene Hand. In der Vorrede zu seiner Selbstbiographie sagte er, er habe als seine Pflicht gefühlt, der Menschheit im Ganzen zu vergelten, was sie ihm erwiesen. Er that es mit Rath und That, den Kranken gegenüber als ärztlicher Helfer, den Bedürftigen gegenüber durch materielle Unterstützung.

Arlt's mittheilende Natur äusserte sich aber nicht bloss darin. Im Allgemeinen wortkarg, wurde er doch nie müde, seine wissenschaftlichen Erfahrungen durch Mittheilung auf Andere zu übertragen. Er war ein hingebungsvoller Lehrer, dem seine Schüler desshalb auch treu anhingen. Mit unerschöpflicher Geduld erklärte er den Anfängern immer wieder dasselbe, bis sie es endlich verstanden, und oft wurde von Arlt gesagt, er würde einen vortrefflichen Schulmeister abgegeben haben; mit noch grösserer Freude besprach er nach der Vorlesung mit den Vorgeschrittenen unter seinen Schülern und mit seinen Assistenten schwierigere Punkte. Er war stolz auf seine Schüler, und deren Erfolge freuten ihn fast mehr als die seinigen, die er in seiner gewohnten Bescheidenheit unterschätzte. Nicht selten sagte er zu einem seiner Assistenten, nachdem er demselben etwas ausein-

andergesetzt hatte: „Aber wozu sage ich Ihnen das, Sie wissen das ja besser als ich“, und diess war von seiner Seite wirklich aufrichtig gemeint.

Die heutige Versammlung zählt manche Schüler Arlt's; sie werden sich gleich mir glücklich schätzen, dem geliebten Meister in der Form pietätvoller Erinnerung nur einen geringen Dank abzustatten für die reiche Gabe wissenschaftlicher Erkenntniss, welche sie seiner Zeit von ihm empfangen haben. Sein Denkmal ist schlicht und einfach, wie er selbst im Leben war; man hätte als Wahlspruch unter dasselbe setzen können: „Durch Nacht zum Licht“, denn so wie er selbst durch die Nacht der Noth zur lichten Höhe wissenschaftlichen Ruhmes empor gestiegen ist, hat er Tausenden mit geschickten Händen das Licht des Tages wieder gegeben. Im Namen dieser und vor Allem im Namen aller Schüler Arlt's erlaube ich mir, Herrn Bitterlich zu danken, dem Künstler, welcher die Züge des verehrten Meisters so formvollendet und durchgeistigt und doch so lebenswahr in Erz wiedergegeben hat.

Rochus Freiherr von Liliencron.

(Zu seinem 75. Geburtstage, den 8. Dezember 1895.)

Ein Lebensbild von **ALFRED BIESE.***)

Die schwerste Kunst ist die Kunst zu leben. Bedeutet doch dies für den ideal veranlagten Menschen, sein Leben harmonisch nach innen und aussen auszuleben, sein Leben zu gestalten, wie es in der Anlage begründet ist, zu erfüllen, was das Pindarische Wort „Werde, der Du bist!“ fordert. Wohl dem Menschen, der erreicht, wozu er bestimmt ist, dessen Sein und Sollen in Harmonie steht! Denn was ist Glück anderes als Harmonie? Wie die leibliche Gesundheit auf dem Gleichgewicht der physischen Organe beruht, so das Glück auf dem Gleichgewicht der seelischen und geistigen Kräfte, des Empfindens und Denkens, aber auch des Wollens und — des Vollbringens.

Dass auch in dieser Hinsicht, nicht bloss in sozialer, das moderne Leben schwieriger geworden ist, kann niemand leugnen. Jene Ruhe, die zur Bildung echter Empfindung, zur inneren Reife des Charakters, also auch zur harmonischen

---

*) Eine Zuschrift Liliencrons an den Herausgeber dieser Blätter sei dem uns von Herrn Dr. Biese gütigst gestatteten Abdruck seines Aufsatzes vorausgesandt:

Schleswig 12. 12. 95.

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch, verehrtester Herr! Nach ernster Erkrankung im Sommer habe ich mich Gottlob so erholt, dass ich das neue Lebensjahr frisch und froh antreten durfte. So ist mir vielleicht das Z der Biographie noch zu erleben beschieden. — Die Feder zu biographischen Aufzeichnungen selbst anzusetzen habe ich mich bisher nicht entschliessen können. Einem betreffenden Wunsch bin ich soweit entgegengekommen, dass ich Dr. Biese hier in freier Erzählung einmal über meinen Lebensgang ausführlicher berichtete. Er hat das Wesentliche daraus in hübscher Weise zu einem Gruss zum Geburtstag gefasst, den am 8ten der „Hamb. Correspondent“ in seiner litterarischen Beilage brachte. Ich habe mir Exemplare bestellt und werde, wenn ich sie erhalte, Ihnen eines senden. Die Erfahrungen der Allg. Deutsch. Biogr. zu besprechen ist für mich selbst doch noch zu früh und wird es eigentlich immer bleiben.

Mit bestem Gruss

Ihr ergebenster

R. Liliencron.

Selbsterhaltung so wichtig ist, geht unserer Zeit beinahe verloren. Die Unrast, das Jagen und Hasten nach Erwerb und Genuss, erzeugt Unbehagen, Missmuth, Unfrieden. Aber es bleibt alle Zeit wahr, was Goethe sagt: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Ohne sie wird nichts Grosses, nichts Erwärmendes, Begeisterndes, nichts Tüchtiges vollbracht.“

So ist denn auch jenes Leben von 75 Jahren, das ich jetzt schildern will, ein Leben, das, getragen von der Gunst äusserer Verhältnisse, zugleich ein durchgeistigtes, ein von innerer Arbeit an sich selbst, ein von innerer Tüchtigkeit durchdrungenes ist, in dem das Grundelement jene innere Heiterkeit des Herzens ist, die das Dasein durchsonnt, alle Gegensätze versöhnt, alle Zweifel überwindet. Was Moltke einmal sagt: „Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens“: darauf beruht auch der Zauber jener Persönlichkeit, deren äussere Lebensgänge und wissenschaftliches Wirken ich hier darstellen will; ein Leben, reich nach aussen und innen, an wissenschaftlichen Erfolgen und an äusseren Ehren und Würden, wie sie die Grossen dieser Erde spenden, aber auch, und vor allem, an häuslichem Glück, an Familienharmonie.

Aber so bewunderswerth, vielleicht für viele zu beneiden dies Leben ist, so mag doch auch ihm die Tragik nicht fehlen. Wer weiss, ob nicht auch dieser edle und reiche Geist im Innersten seiner Seele sich gesteht: Was Du erstrebtest, hast Du nie erreicht, wo Du stehen wolltest, um Dein Bestes geben zu können, um ganz Du selbst zu sein, hast Du nie gestanden. Denn wer will bei solcher Vielseitigkeit, bei so mannigfachem Talent für die Wissenschaft, wie für die Praxis, für Theater und Musik, für Diplomatie usw. sagen, wo das Schwergewicht liegt, wo vielleicht das Höchste erreicht wäre? Was aber immer das Höchste und Erstrebenswertheste bleibt, das ist in diesem Leben erreicht worden, es ist die in sich feste und doch heitere Weltanschauung, die ohne Bitterkeit, ohne Hass die Zusammenhänge der Dinge um das Thun und Treiben der Menschen beurtheilt, und zwar gegründet in echter Selbstbescheidung und Demuth.

Liliencron ist eine universelle Natur, d. h. nicht nur, dass er offenen Sinn für alles, was schön und gut ist, besitzt, dass er nichts Menschliches sich fremd erachtet, dass er für Natur und Kunst und Menschenwelt ein warmes Herz und ein klares Verständniss sich erworben hat, sondern er ist Theologe und Germanist, Jurist und Diplomat, Musikhistoriker und Musiker, Essayist und Novellist in einer Person; und wer weiss, ob er, der nun ein weltliches Prälatenamt bekleidet, nachdem er Universitätsprofessor und Kabinettsrath, Bibliothekar und Intendant einer Hofkapelle usw. gewesen ist und wichtige politische Missionen erfüllt hat, nicht eigentlich zum Theaterintendanten oder Botschafter geschaffen war?

Rochus, Wilhelm, Traugott, Heinrich, Ferdinand von Liliencron wurde am 8. Dezember 1820 in Plön, dem malerisch am Plöner See gelegenen holsteinischen Städtchen, geboren. Doch empfing der Knabe nicht dort die ersten nachhaltigen Kindheitseindrücke, sondern seine Eltern zogen unmittelbar nach seiner Geburt nach Dollrott, einem adligen Gute bei Kappeln an der Schlei. Sein Vater war früher Militär-, seit dem Freiheitskriege von 1815 inactiv, Kriegskommissär, und starb 1846 als General-Kriegskommissär in Kiel. Vom Vater erbte der Sohn den immer heiteren Sinn. Seine Mutter war eine Enkelin des französischen Marschalls Grafen Luckner, der 1794 in Paris guillotinirt wurde; er war der Nationalität nach Bayer und kaufte im siebenjährigen Kriege in der Provinz Schleswig-Holstein mehrere grosse Güter. Plön blieb als Sitz der Grossmutter auf Jahrzehnte hin der Mittelpunkt der weitverzweigten Luckner'schen Familie, und dort empfing der Knabe nicht nur viele gesellschaftliche fröhliche Anregung, sondern es prägte sich

ihm auch der Sinn für die Geschlossenheit einer grossen Familie ein. Die tiefsten erzieherischen Einflüsse gewann er von der Mutter. Sie war eine ebenfalls stets heitere, fromme, gemüthvolle Frau, eine begeisterte Verehrerin und Freundin von Klaus Harms.

Die Eltern zogen 1830 nach Preetz; der Knabe ward bis zu seiner Confirmation von zwei sich folgenden Hauslehrern, einem Seminaristen und Theologen, die beide gleich tüchtige Pädagogen waren, unterrichtet. 1836 ward er von Klaus Harms eingesegnet und dann in die Secunda in Plön aufgenommen. Es war eine frohe Jugendzeit, die er dort, umgeben von einer lieblichen See- und Waldlandschaft und in harmlos fröhlicher Gesellschaft von Verwandten und Freunden, verbrachte. Das Plöner Gymnasium war ganz altmodisch. Eine ebenso bedeutende wie originelle Persönlichkeit war der nachmalige Schulrath Trede. War er auch kein grosser Grammatikus, so doch ein tüchtiger Pädagoge und vor allem besass er die Gabe, den Sinn für das Ideale in seinen Schülern zu wecken. So übertraf denn auch der junge Liliencron, als er nach Absolvirung des Plöner Gymnasiums noch auf ein Jahr auf das Lübecker übersiedelte, wo Männer wie Jacob und Classen wirkten, seine Mitschüler dort an Lust und Freude an den Gegenständen und an leichterem und rascherem Verständniss der Schriftsteller wie Plato, Aeschylos und Sophokles, während er in den fremden Dingen zurückstand. Es war mehr Stimmung, durch die Mutter und Klaus Harms geweckt, als wirkliche Geistesrichtung, die in dem jungen Liliencron den Plan zeitigte, Theologie zu studiren. Schon in Plön hatte die grosse Schwärmerei für Jean Paul, insbesondere die Skizze „Das Glück eines schwedischen Pfarrers“ für jenen Entschluss das Gemüth beeinflusst. Da es aber nur eine Herzenswallung war, verflog sie auch bald wieder. So ernsthaft er auch Ostern 1840 in Kiel seine theologischen Studien begann und Hebräisch bei Olshausen trieb, so entwickelte sich doch sehr bald die philologische Neigung seiner Natur. Schon damals knüpften sich die Bande eines persönlich freundschaftlichen Verhältnisses zwischen seinem hochverehrten Lehrer Droysen und ihm, das später zur herzlichsten Freundschaft führen sollte. Ostern 1841 ging L. nach Berlin. Hier wandte er sich von der Theologie zur Philologie und studirte eifrig Sanskrit, aber bald ward es ihm doch bedenklich, ob er auf diesem Wege ein ihn befriedigendes Ziel erreichen möchte, und so ging er dem ursprünglichen Wunsche seines Vaters gemäss zur Jurisprudenz über, der er sich nun zwei Jahre lang widmete. Die mannigfachsten Anregungen wurden ihm in Berlin zu Theil. Das Haus der Grimms, Mendelssohns, Hensels u. a. ward ihm durch Droysen erschlossen, und wie er von früh auf Musik getrieben, hierin auch in Lübeck schon durch das bewunderte Spiel Dreyschock's und Clara Wieck's wie durch das Anhören des grossen ersten norddeutschen Musikfestes auf höhere Ziele gerichtet ward, so liess er sich in Berlin von Theodor Kullack ausbilden.

Das Theater zog ihn unwiderstehlich in seinen Bann, und dies Interesse wurde noch besonders belebt durch den intimen Verkehr im Crelinger'schen Hause, wo der frische, fröhliche, für alle schönen und reinen Eindrücke warm empfängliche Student eine Fülle von Anregung und viele angenehme Stunden genoss. Alles dies aber wirkte dazu mit, ihm die Jurisprudenz, insbesondere den Staatsdienst, als wenig verlockend erscheinen zu lassen. Doch den Entschluss, ihr Valet zu sagen, reiften vor allem politische Gesichtspunkte, nämlich der Gegensatz zwischen der dänischen Regierung und Schleswig-Holstein. Für einen aufrichtig deutschen Patrioten waren die Conflicte augenscheinlich und ihre peinliche Wirkung stand L. in der Lage seines ältesten Bruders vor Augen, der damals Mitglied der obersten deutschen Behörde in Kopenhagen war.

Es war naturgemäss, dass der Umgang mit den Gebrüdern Grimm die Liebe

zur Philologie neu belebte; und so begann L. Germanistik zu studiren, und zwar begab er sich nach Kiel, wohin seine Eltern zogen, in Müllenhoff's Schule: die Frucht dieser Studien ist die im Sommer 1846 zur Doctor-Promotion führende Arbeit „Ueber Neidhart's höfische Dorfpoesie“, die nicht nur damals als sehr gediegen und werthvoll — z. B. von maassgebendster Seite, von Moriz Haupt — anerkannt und auch in dessen „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ (Leipzig 1848. VI p. 64—117) abgedruckt wurde, sondern auch heute noch als Grundlage aller weiteren Forschungen über Neidhart gilt.

L. hatte aber in erster Linie die Absicht, aus dem reichen Gebiete der Germanistik sich das Specialfach des Altnordischen und Isländischen auszuwählen: daher begab er sich nach Kopenhagen, wo er bis zum Herbst 1847 sich diesen Studien widmete. Auf der Philologenversammlung dieses Jahres traf er nebst Grimms, Lachmann, Haupt, auch mit Dahlmann zusammen, mit dem die Familie schon seit der Kieler Zeit freundschaftliche Beziehungen gepflogen hatte. Dahlmann rieth, nach Bonn zu gehen, da Simrock nicht geneigt sei, eine Professur zu übernehmen, und das Fach fast unvertreten war. So habilitirte sich denn L. in Bonn, hielt seine Probevorlesung, aber ehe er zum Lesen selbst kam, brach 1848 der schleswig-holsteinische Krieg aus, und die lebhaft empfundene Pflicht, seine Kräfte dem geliebten Vaterlande zur Verfügung zu stellen, trieb L. gen Norden. Er trat zunächst in ein Freicorps ein, und nur ein glücklicher Zufall schützte ihn davor, mit diesem Corps bei Bau gefangen zu werden. Bald darauf ward er Secretär in den auswärtigen Angelegenheiten bei dem späteren Statthalter Grafen Reventlow. So arbeitete er in Rendsburg und Schleswig bis zum Ende 1848. Sodann ward er von der provisorischen Regierung als officiöser Bevollmächtigter nach Berlin geschickt, wo er theils allein, theils in Verbindung mit Harboe, Moltke, und besonders mit Samwer die Herzogthümer vertrat, bis zum Friedensschlusse von 1850. Nach Kiel zurückgekehrt, trat L. die ihm inzwischen übertragene Professur für nordische Sprachen an.

In schweren Herzensconflict gerieth der junge Mann durch seine Verbindung mit einer Dänin, der ebenso klugen wie schönen und durch wahren Herzensadel ausgezeichneten Louise Tutein, mit der er sich schon im Sommer 1847 verlobt hatte. Die Ehe, die 1851 geschlossen wurde, hat der Zeiten Stürme siegreich zu überwinden vermocht, so schwere Seelennoth auch die Kriegsjahre dem jungen Paare bringen mochten. —

Die Kieler, ohnehin wenig erspriessliche Lehrthätigkeit fand bald ihr Ende, weil die dänische Regierung, wieder in den Besitz der Herzogthümer gelangt, ihn auf seinem Posten nicht anerkannte. — Wie so viele edle Söhne seiner Heimath musste auch er seinen Blick in die Ferne richten, um anderswo in deutschen Landen eine Stätte des Wirkens zu suchen. Eine Professur in München stand in Aussicht, ebenso in Jena, wo er schon den trefflichen Curator Seebeck persönlich kannte, und wo der germanistische Lehrstuhl durch Rückert's Uebersiedelung nach Breslau frei geworden war. Im Jahre 1852 ging L. nach Jena. Dort fand er seinen Freund Droysen und lebte in regem geistigen Austausch mit Seebeck, Droysen, Göttling, Leist, Danz, Hase u. a. Während er früher in Kiel die altnordischen Sprachen besonders getrieben hatte, musste er nun den ganzen Kreis der germanistischen Collegien lesen. Die Aufgabe war gross und angesichts einer nur geringen Zuhörerschaft wenig erspriesslich. Die altnordischen Studien hatten nur zu einer einzelnen Arbeit, der mit Müllenhoff gemeinsam herausgegebenen „über die Runen“ geführt. In Jena beschäftigte er sich in einer grösseren Arbeit mit der Frage über die Handschriften des Nibelungenliedes. Eine andere, dieser Zeit angehörende Arbeit waren die mit W. Stade gemeinsam herausgegebenen 20 Lieder

und Sprüche aus der Zeit des Minnesanges. Der berühmte Jenenser Liedercodex vom Anfang des 14. Jahrhunderts war zwar bei v. d. Hagen abgedruckt, für die Melodien aber der richtige Schlüssel nicht gefunden. Es galt zunächst zu zeigen, dass sie bei richtiger musikalischer Behandlung noch heute überraschend anmuthig seien. Stade componirte sie in moderner Vierstimmigkeit, L. übersetzte die Texte und schrieb die orientirende Einleitung. Ein eindringendes Verständniss dieser alten Melodien war bei dem damaligen Stande der Musikforschung überhaupt noch nicht möglich. Erst ganz neuerdings hat L. selbst in einem Aufsatze „Aus dem Grenzgebiete der Literatur und der Musik, II.“ („Ztschr. f. vergl. Lit.-Gesch.,“ herausgegeben von Max Koch, N. F., VII., S. 52—63) einen neuen Aufschluss über den Charakter dieser Melodien gegeben, in denen er nachweist, dass sie nicht nach dem Gesetz der Mensuralmusik, wie bisher geschehen, zu beurtheilen sind, sondern zeigen, welche Gestalt der Gregorianische Gesang in der weltlichen Kunstmusik angenommen hat. Die alte Stade'sche Rhythmisirung widerspricht übrigens einem solchen Charakter der Melodien nicht. Sodann war L. ersucht worden, für den Thüringischen Geschichtsverein die Bearbeitung der Chronik des Rothe (aus dem 15. Jahrhundert) zu übernehmen. Es handelte sich um weitläufige Handschriften- und Quellenuntersuchungen. Die Ausgabe erschien 1859.

Da die Thätigkeit in Jena L. nicht befriedigte, siedelte er 1855 im Mai nach Meiningen über, wo er als Kabinettsrath in die Dienste des Herzogs trat. Sein Haus, das er sich in Jena gekauft hatte, übernahm später die Grossherzogin, um es der Universität zu schenken und zum chemischen Laboratorium umbauen zu lassen. Die Stellung in Meiningen war eine überaus angenehme. Durch seine frühere politische Thätigkeit hatte sich in L. eine nicht geringe Neigung zum praktischen Wirken ausgebildet, und so sagte ihm die Thätigkeit in Meiningen, die eine recht mannigfaltige war, ausserordentlich zu. Im Sommer war er meist für längere Zeit mit dem Herzog, theils auf dem Altenstein bei Liebenstein, theils auf Reisen. Auch sonst ward er oft für politische Missionen allerlei Art an Höfe und Regierungen verwandt.

Schon im Jahre 1857 machte L. in Begleitung des Erbprinzen eine viermonatliche Reise nach Paris, London und dem Haag. Der Aufenthalt in Paris galt hauptsächlich den Kunstschätzen und dem Theater; in London und dem Haag wurden auch die Höfe besucht. In Windsor war gerade in jenen Tagen der Kronprinz von Preussen, um die Princess Royal zu besuchen. Beide hohen Herrschaften haben L. von der Zeit ab eine sehr gnädige und später vertrauensvolle Gesinnung bewahrt. In anderer Weise vergnüglich war eine Reise, die L. mit Ludwig Bechstein in Begleitung des alten Herzogs durch die deutsche Schweiz unternahm.

Dienstliche Reisen brachte besonders das Jahr 1863, von denen jede in ihrer Art interessant war: nach München nach dem Tode König Otto's, wo L. den jungen König in seinen ersten Tagen sah und sprach, der einen idealen, begeisternden Eindruck machte. Später, im April-Mai, begleitete L. den Herzog zu einem zehntägigen Aufenthalt an den Wiener Hof. Bundesreformpläne bildeten den Hintergrund, mit denen der Herzog sich lebhaft beschäftigte. Schon damals ward dieser von der Absicht des Frankfurter Fürstencongresses in Kenntniss gesetzt, und zu diesem begleitete L. dann auch den Herzog. Nachdem noch im selben Jahre der König von Dänemark gestorben war, begab L. sich mit Genehmigung des Herzogs nach Gotha zum Herzog Friedrich auf einige Wochen, unter den Anfängen des Schleswig-Holsteinischen Krieges.

Besonders interessant aber war eine Reise im Jahre 1860. In Baden-Baden fand die vielbesprochene Zusammenkunft zwischen Napoleon und dem Prinzregenten

von Preussen und anderen deutschen Fürsten statt. Die oben erwähnten Bundesreformpläne gaben dem Herzog von Meiningen den Anlass, L. mit einem Mémoire an die dortigen Fürsten zu senden, wobei allerdings der Wunsch mitwirkte, über den Verlauf der Badener Besprechungen, auf die man mit Spannung hinblickte, Auskunft zu erhalten. L. hatte daher dort das grosse Vergnügen, von Tag zu Tage über den Gang der Dinge von keinem Geringeren als dem Prinzregenten selbst orientirt zu werden zur Mittheilung an den Herzog.

Der Herzog Bernhard Erich Freund war ein Herr von sehr energischem Charakter und von hervorragenden geistigen Gaben, daher auch voll Interesse nach allen Seiten. Neben ihm stand der Erbprinz, der jetzige Herzog, der seiner vorwiegenden Neigung für die bildende und dramatische Kunst und Musik schon damals nachging, sodass das Leben des kleinen Hofes mit vielen bedeutenden Männern, unter denen Generalsuperintendent Ackermann hervorragte, nicht nur gesellig, sondern auch künstlerisch und wissenschaftlich reich belebt war. Ganz besonders ward von beiden Herren die Musik geliebt und gepflegt. Und so ward der Geheime Kabinettsrath v. L. auch Intendant der Hofkapelle und stand in naher geschäftlicher Beziehung somit auch zum Theater. Auch die herzogliche Bibliothek ward L. übertragen, als Bechstein kränklich geworden war und bald darauf starb. Neben allen diesen Dingen fand doch der rege, vielgewandte Geist noch Musse für wissenschaftliche Arbeiten.

Im Jahre 1858 war in München die sogenannte Historische Commission unter Vorsitz von Ranke durch König Max gegründet worden und hatte beim Entwurf der verschiedenen Pläne eine Sammlung der historischen deutschen Volkslieder des Mittelalters unter dem Gesichtspunkte der Bedeutung als Geschichtsquellen beschlossen. Der ehrenvolle Auftrag dieser überaus schwierigen und umfangreichen Arbeit richtete sich auf L., der sich schon früher in einer gemeinsam mit Droysen gemachten kleinen Arbeit über die historischen Beziehungen einiger Volkslieder vertraut mit dieser Materie gezeigt hatte. Schon im Herbst 1859 legte L. den Plan der Arbeit der Historischen Commission vor.

Wolff, Soltau, Hildebrand hatten ähnliche Sammlungen gemacht. Nun galt es, zunächst Vollständigkeit anzustreben, sodann die Dichtungen als solche in reinlichem Gewande herauszugeben — worüber L. noch persönlich mit Uhland verhandelte —, sodann jeder Dichtung in einer Einleitung den historischen Hintergrund zu geben. Zum Zwecke der Sammlung hat L. alle bedeutenden Bibliotheken Süd- und Mitteldeutschlands und der Schweiz bereist. In die norddeutschen sandte er den jungen Reinhold Bechstein. So ist es denn geglückt, eine doch immerhin so vollständige Sammlung von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Schlusse der Religionskriege des 16. zu erzielen, dass, was seitdem an Neuem gefunden ist, keine grosse Zahl ausmacht.

Von besonderem Interesse für L. waren die durch seine Jagd auf Volkslieder veranlassten Anknüpfungen mit Gelehrten, besonders mit den Schweizern, so mit Georg v. Wyss in Zürich, Pater Gall Morell in Einsiedeln etc. Die Sammlung der 5 Bände sind gedruckt von 1865—69. Sie enthalten 623 Dichtungen, die theils einzeln, theils in Gruppen historisch erläutert und mit den nöthigen kritischen Untersuchungen versehen sind. Es handelt sich dabei nicht etwa um erzählende Dichtungen, sondern um Lieder und Dichtungen, die innerhalb der Ereignisse selbst gewissermaassen als ein Theil ihres Verlaufes entstanden und verbreitet wurden, um für diese oder jene Partei Stimmung zu machen; die einen im Gesang, bald auf schöne neue, bald auf beliebte alte Melodien gesetzt, zu rascherer Verbreitung, die anderen in Form von Gedichten zum Lesen. Seit der Zeit des Drucks erschienen beide Arten auf fliegenden Blättern. Man kann sagen, dass diese

Dichtungen in ganz populärer Weise für jene ältere Zeit das Geschäft der Zeitungs-polemik besorgten. Die ältesten Dichtungen dieser Art begegnen uns um die Mitte des 13. Jahrhunderts, und sie erreichten einen gewissen Höhepunkt in Ton und Form im 16. Jahrhundert unter den Stürmen der grossen Kriege. Dann erlahmt die Dichtung fast vollständig, bis sie sich im 17. Jahrhundert in neuen Formen, im Ganzen aber viel weniger lebensvoll, wieder erhebt. Es war daher von Anfang an, nachdem dies Verhältniss erkannt war, beschlossen, die Sammlung nur bis zum Jahre 1554 fortzuführen. Für den 30 jährigen Krieg hatten andere schon gesorgt.

Diese ausserordentlich bedeutsame Arbeit führte L. zu musikalischen Studien wichtigster Art. In den vier ersten Bänden war keine Rücksicht auf die Melodien, die bisher ja unbekannt waren, genommen worden. Nun galt es zu suchen. So ward L. auf die vierstimmigen Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts geführt. An 70 Melodien wurden gefunden, die der fünfte Band brachte. Hier liegen die Keime zu L.'s späteren musikalisch-liturgischen Arbeiten. Die Beendigung des Werks trug L. die Ernennung zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede der bayerischen Akademie ein.

Inzwischen hatte sich L.'s äusseres Lebensschicksal vollständig verändert. Über Meiningen war der Krieg von 1866 hingegangen; die Kämpfe von Fulda bis Kissingen erlebten die L.'s dort in nächster Nähe; der alte Herzog hatte die Regierung seinem Sohne abtreten müssen, und das ergab eine Veränderung der Dinge, die L.'s amtlicher Stellung jeden Inhalt nahm. Schon früher hatte L., mit Genehmigung des Herzogs, an eine Veränderung seines Wirkungskreises gedacht; nun brach er wirklich auf, im Herbst 1867, um zunächst, einem lange gehegten Plane gemäss, einen Winter bei den Schwiegereltern in Kopenhagen zu verbringen. Als sich auch im Frühjahr 1868 noch nichs Greifbares für eine neue Thätigkeit ergeben hatte, zog L. nach Hasserode, um in der schönen Wernigeroder Bibliothek die Arbeiten zum Abschluss der historischen Volkslieder zu bewerkstelligen. Im Spätherbst ging er nach Braunschweig.

Hierhin brachte ihm eines Tages Ranke selbst die Nachricht, dass die Historische Commission auf seinen (Ranke's) und Döllinger's Vorschlag den Plan einer allgemeinen deutschen Biographie gefasst und die Leitung der Sache L. übertragen habe. Im Herbst 1869 billigte die Historische Kommission den von L. ausführlich entworfenen Grundriss des gewaltigen Unternehmens, und L. siedelte selbst nach München über, um in grösserem Centrum zu leben und die reichen Bibliotheken zu benutzen. Die Vorarbeiten dauerten bis zum Jahre 1874. L. ward nach W. Wackernagel's Tode, der als Jacob Grimm's Nachfolger das germanistische Mitglied der Kommission gewesen war, an Stelle desselben gewählt und vom Könige ernannt.

Das Münchener Leben verstrich in der angenehmsten Weise, im Verkehr mit den trefflichsten und bedeutendsten Männern und eng befreundeten Familien, wie Giesebrecht's, Riehl's, Kaulbach's, Heyse's, Liebig's, Carriere's, Siebold's u. a. Der Sommer ward meistens in schönen Gebirgsthälern verbracht; da entstand in bester Laune u. a. die köstliche Novelle „Wie man in Amwald Musik macht", die aus dem ernsten Bestreben, den Musikunfug unserer Zeit zu geisseln, durch die fein gezeichneten Charaktere, die ergötzlichen Situationen und klugen, fröhlichen Einfälle zu einer ganz charmanten Humoreske herauswuchs. Sie von L. selbst lesen zu hören, ist ein unvergesslicher Genuss.

Im Jahre 1874 konnte der Druck der Allg. Deutsch. Biographie seinen Anfang nehmen. Die ursprüngliche Veranschlagung auf 20 000 Namen erwies sich später als ungefähr richtig; aus den geplanten 20 Bänden werden aber wohl reichlich 40 werden, da es sich als eine Unmöglichkeit erwies, die Mitarbeiter an die eng

gezogenen Schranken zu binden. Gedruckt sind seit 1875 38 Bände. Beim Beginn der Ausarbeitung der einzelnen Biographien zeigte sich die Nothwendigkeit eines zweiten Redakteurs. Dieser ward in Geheimrath Prof. von Wegele in Würzburg gefunden, L.'s Kollegen in der Historischen Kommission, mit dem er schon seit der Jenenser Zeit befreundet war. Der Mitarbeiter, die L. sich auf mancherlei Reisen suchte, dürften bis heute an 1000 sein. Das Werk hat inzwischen an verschiedenen Orten, in Belgien, England, Dänemark Nachahmung gefunden.

Nachdem das Ganze durch Entwurf der Namensverzeichnisse vorbereitet war, konnte L. München verlassen und sich eine andere Stellung sichern.

Diese Gelegenheit bot sich, als an den vier adligen Klöstern Schleswig-Holsteins die Prälatur des Schleswigers durch Tod v. Wedderkop's vakant wurde; der Inhaber muss der Ritterschaft angehören; L. wurde gewählt. Im Spätherbst 1876 siedelte L. mit seiner Familie über. Da ihm das Amt reiche Musse für wissenschaftliche Arbeit liess, blieb selbst neben der Leitung der D. Biographie noch für andere Studien Zeit.

Ein sehr schöner, bei Schloss Gottorp gefundener Runenstein gab den Anlass, noch einmal zu der alten Liebe, der Runenlehre, zurückzukehren; davon giebt beredtestes Zeugniss der treffliche Aufsatz „Die vier Schleswiger Runensteine" in der „Deutschen Rundschau" vom April 1893. Auch zu den historischen Volksliedern ward L. zurückgeführt, durch die sogen. Kürschner'sche Nationallitteratur. In dem Bande „Deutsches Leben im Volksliede um 1530" hat L. die berühmtesten Volkslieder, die nachweislich um das Jahr 1530 im Volke umgingen, nicht schematisch geordnet, sondern lässt sie von dem historischen Untergrunde, dem sie entwachsen sind, in der Weise sich abheben, dass sie sich gegenseitig, durch die Anordnung, beleuchten, wofür die Einleitung den Faden an die Hand giebt. Die alten Melodien wurden, soweit sie sich finden liessen, theils ein-, theils mehrstimmig beigefügt. Auf L.'s Antrag hat Kürschner noch ein anderes Werk in seine Sammlung aufgenommen, nämlich des Ägidius Albertinus wunderliches Buch „Lucifers Höllengejaid". In einer akademischen Festrede in München hatte L. die Frage behandelt, in welcher Weise seit dem 12. Jahrhundert der Inhalt der Gelehrtenbildung den weiteren Kreisen der höheren und volksthümlichen Bildung übermittelt worden sei; und dies hatte ihn auf Ägidius geführt und in ihm den ersten deutschen populären Schriftsteller in seiner Art erkennen lassen. Ägidius hat noch einmal die ganze Summe der damals lebendigen Gelehrsamkeit in einer langen Reihe von höchst barocken Werken der allgemeinen Bildung zuzutragen gesucht. Das genannte Werk enthält in der Darstellung des Systems der sieben Todsünden die ganze mittelalterliche Psychologie in überaus merkwürdiger Ausführung.

Neben diesen Arbeiten beschäftigte L. in immer steigendem Maasse ein Gegenstand, den er bereits in München fest ins Auge gefasst hatte, in vorbereitenden Studien nämlich die Frage nach einer Reform der musikalisch-liturgischen Zustände unserer evangelischen Kirche. Es ward ihm bald klar, dass die Sache bis dahin wenig gefördert sei, weil man über die ältere Geschichte der Kirche in dieser Hinsicht trotz Schöberlein in hohem Maasse im Dunkel war. Sowohl in Vortragsform und liturgisch-litterarisch behandelte L. diese Frage, wie auch in wissenschaftlicher Form, in dem grundlegenden Buch „Liturgisch-musikalische Geschichte des evangelischen Gottesdienstes von 1523—1700" (Schleswig, Bergas 1893). Das Buch ist der Kieler theologischen Fakultät als Zeichen des Dankes für den dem Verfasser zu seinem 70. Geburtstag verliehenen Doktor der Theologie gewidmet. Es füllte, wie die Kritik unumwunden aussprach, eine vollständige Lücke aus und legt den Wunsch zur Weiterführung des so wichtigen Gegenstandes nahe.

Die Unabhängigkeit der klösterlichen Stellung bot L. die grosse Annehmlichkeit,

zeitweilig auch auf längere Zeit sich vom Kloster zu entfernen. So verbra
er den Winter, Oktober 1881 bis Mai 1882, in Italien, hauptsächlich in Fl
ebenso Ende Februar bis Mai 1888 in Gardone am Garda-See und in Oberitali
und der Winter 1891/92 sah ihn wiederum in Florenz, Rom, Neapel. Auch w
es L. beschieden, für seine einstige politische Thätigkeit, die damals so unbefriedig
abbrach, den befriedigendsten Abschluss zu finden.

Nachdem die Verlobung des jetzigen Kaisers mit der Prinzess Augu
Viktoria von Schleswig-Holstein beschlossen war, wurde L. von der herzoglich
Familie, zu der er seit alter Zeit in nahen Beziehungen gestanden hatte, berufe
die formellen Verhandlungen zu führen. Es kam hinzu, dass es der alte Frei
Samwer, damals Gothaischer Minister und Vertrauter des Hauses, war, der l
diese ehrenvolle Mission entgegenbrachte. Die versteckte Schwierigkeit der Aufg
lag in den im Hintergrunde verborgenen politischen Verhältnissen. Zu die
Zwecke ging L. Ende 1880 nach Berlin und hatte dann die Ehre, die h
Braut zur Vermählung in die neue Residenz einzuführen. L. wurde beim Abschl
der Verhandlungen der Kronenorden 1. Klasse verliehen, die schönste Auszeich
unter den vielen, die ihm zu Theil geworden sind.

Es ist ein an Arbeit und Mühe, an Erfolg und Genuss und Gewinn edel
Art köstlich reiches, nach innen und aussen ungemein bewegtes Leben, auf
der nunmehr 75 jährige Freiherr von Liliencron zurückblickt. Wie viele bedeute
und berühmte Männer und Frauen sind an ihm vorübergegangen, mit ihm in n
Beziehung getreten! Und nennt man die besten Namen der Gegenwart, so ist an
der seine darunter. Und dabei ziert ihn, wie echt christliche Gesinnung o
dogmatische Engherzigkeit, auch eine Bescheidenheit, die nur der natürliche A
fluss eines vornehmen Sinnes und echter Wissenschaftlichkeit ist.

Trotz des weissen Haares, dass seinen Scheitel deckt, steht L. noch in der
geistigen Frische männlicher Kraft da. Viele Aufgaben hat er sich noch geste
manche Fragen harren noch der Lösung. Ein gütiges Geschick hat ihm die
Musse zu selbstgewählter Arbeit verliehen und hat ihn, um das Herz immer ju
zu erhalten, zum Haupte einer grossen, glücklichen Familie berufen. Neben ih
steht in würdevoller Schönheit und geistiger Elastizität die Geliebte seiner Jugen
die Gefährtin seiner Wanderungen, die treue Hüterin seines Alters; es umgeben
ihn Kinder und Kindeskinder; der älteste Sohn ist ein Meister auf dem Cello
und lebt ganz der Musik in Dresden; der zweite steht z. Z. als Premierlieutenant
im Kaiserl. 1. Seebataillon zu Kiel; die älteste Tochter ist mit dem Geh. Ober-
regierungsrath im Finanzministerium, Freiherrn von Rheinbaben-Berlin, vermählt
die zweite, von echt liliencronischer geistiger Lebendigkeit, lebt als „Schulfräulein"
noch im elterlichen Hause; die dritte, Baronin von Lerchenfeld, erlitt das schwe
Schicksal, den geliebten Gatten nach kurzer Ehe durch den Tod zu verlieren.
Sie wirkt als Oberin des sogen. „werkthätigen Damenheims" in Berlin.

Wer in den Kreis dieser edlen Menschen des Liliencron'schen Hau
hineintritt, der wird im Grunde seiner Seele wünschen, dass dies schöne, wahrh
seltene Familienglück erhalten bleibe, dass dem verehrungswürdigen Freiherrn, d
heute auf 75 Jahre eines reichen Lebens zurückblickt, ein sonniger Lebensab
beschieden sei, in dem er noch manche Frucht vom Baume der Erkenntn
pflücken möge!

———⁂———

Otto Roquette.

Von

LUDWIG FRÄNKEL.

Von Menschen, denen man, sei's äusserlich sei's innerlich, recht nahe stand, eine intime Wesensschilderung zu unternehmen, soll man sich meistens besser hüten: man möchte ihnen, schwankend zwischen der Gefahr, gegen Schwächen blind zu sein, und dem halb unbewussten Drange, möglichst alle Seiten ganz unmittelbar widerzuspiegeln, leicht zu nahe treten. Zumal im Nekrologe verschwistern sich dem Freunde unwillkürlich panegyrischer Tenor und Mangel an Objektivität. Trotzdem habe ich der Aufforderung zu einem solchen auf Otto Roquette, wie sie noch während der ersten Woche nach dessen Hinscheiden mir seitens der „Biographischen Blätter" zuging, nicht abgesagt, vielmehr es für Pflicht gehalten, gerade diesem Antrage Folge zu geben. Als vor nun fast anderthalb Jahren diese Heimstatt biographischer Zeugnisse gegründet wurde, da nannte Roquette dem nach jüngeren Kräften seiner Bekanntschaft anfragenden Herausgeber meinen Namen in erster Linie: seltsame Fügung, die Worte zu seinem Andenken sollten mein erster Beitrag sein! Ausserdem meine ich aber das nöthige Maass von Unbefangenheit mitzubringen, wo ich den mir theuern Verblichenen persönlich kennen gelernt habe, als er längst über den Mittag des Lebens hinaus und von mir durch Generationen auch in Anschauungen getrennt war. Seitdem stand ich acht Jahre lang zu ihm im Verhältniss des Jüngeren zum Älteren als Mann wie als Poesiefreund und Litteraturstudirender. Und obwohl infolge widriger Zufälle nur ein einziges Mal, eben damals als die Beziehungen sich knüpften, der Verkehr Auge in Auge geschah, verband uns, darf ich ohne Anmaassung sagen, trotz des grossen Altersunterschiedes innige Freundschaft. Wo nach seinem Tode versucht wurde seine Schicksale zu erzählen, und seine Eigenart zu konterfeien, lagen selten menschliche Eindrücke vor[1]). Aber gerade diese sind bei ihm wichtig, aktive wie passive. Eine tiefere litterarisch-kritische Charakteristik liegt ausserhalb meiner Absicht, meiner derzeitigen Fähigkeit, endlich des Erfordernisses. Denn wer der üblichen Handbücher Gemeinplätze noch nachbetet, nachdem er die richtigen Unterlagen selbst geprüft hat, den können ästhetische Auseinandersetzungen kaum eher überzeugen als den voreiligen Durchschnittsreferenten, wie er den soeben Beigesetzten als den „Frühlingsdichter", der „eine etwas pedantische Natur" und „ein Überleber seines

[1]) Höchstens für den Artikel von Dr. Georg Habich in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 25. März (No. 142), S. 9, in gewissem Sinne, und dann in den kurzen Berichten von m. (Dr. Ella Mensch?) aus Darmstadt im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" vom 19. März Abend- und vom 21. März zweites Morgenblatt (über das Begräbniss), wohl auch für den unter „a/D." (Alfred Dove) stehenden Nekrolog in der 66. „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (19. März) S. 7 f. [Unmittelbar nach Abschluss dieses Aufsatzes, am selben Tage, da er in die Druckerei wandert, kommen mir zwei Nachrufe guter Bekannter R.'s zur Hand, von Ludwig Büchner („Otto Roquette": Die Gegenwart, 49. Band No. 15) und Ludwig Fulda („Zur Erinnerung an Otto Roquette": Sonntagsbeilage No. 15 zur Vossischen Zeitung 1896). Beide reden nur vom Menschen bezw. vom Menschen im Dichter, und bekräftigen, namentlich Fuldas authentische Personalien, die Richtigkeit der von mir gezogenen Linien fast durchweg. Gegen Büchner's wenig freundliche Auslassungen nahm H. R. Fischer, der im „Mainzer Anzeiger" vom 19. März 1896 sein Feuilleton „Beim Dichter von Waldmeisters Brautfahrt" aus der „Vossischen Zeitung" vom Mai 1894 abgedruckt hatte, scharf Stellung „Mainzer Anzeiger" vom 14. April].

Ruhmes" gewesen sei, porträtirt hat.[1]) Und weil man denn immer wieder solchen Einseitigkeiten begegnet, ergreife ich heute zum vierten Male das Wort über Otto Roquette, wozu ich nie die Gelegenheit vom Zaune brach, weder bei dem, durch die Redaktion auf das Äusserliche zusammengestrichenen Thatsachenbericht in der (14.) Neuauflage von Brockhaus' Konversationslexikon XIII 987, noch für die Septennar-Gratulation in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" VIII 387—394, noch schliesslich zu dem Erinnerungsblatte in der „National-Zeitung" vom 3. April 1896 (49, No. 225). Etliches daraus kehrt hier wieder.

Gottfried Kinkel, den „Otto der Schütz" (1843) gross machte, und den durch „Amaranth" (1849) sofort zum Zenith des Ruhmes emporgeklommenen Oskar von Redwitz, hat Niemand mit dem heutigen psychologischen Betriebe der Litteraturgeschichte behelligt wie Otto Roquette, den ewig auf „Waldmeisters Brautfahrt" Zurückverwiesenen. Und doch kann sich diese Dichtung als sein litterarisches Debut nicht nur neben jenen technisch engverwandten Dichtungen ebenbürtig sehen lassen, sondern sie war in ihrem Erscheinungsjahre 1851 noch mehr ein Niederschlag des Zeitgeistes, als die zwei genannten vor beziehentlich während der 48er Revolutionsbewegung. Ausserdem hat Roquette's Muse weit entschiedener und absichtlicher aus den Kinderschuhen hinausgestrebt, und mag ihr da auch der Erfolg vielfach gefehlt haben, so darf sie deshalb ebensowenig in die anfänglichen Schranken verbannt, wie wegen ihrer prägnanten Lenzeswonne getadelt werden, zumal Roquette zeitlebens protestirt hat, in seiner dichterischen Wesenheit an dem Wildling, der ihm Parnass und Publikum eroberte, zu hangen. So ist für ihn „die Geschichte des Erstlingswerks", die K. E. Franzos' lehrreiche Umfrage 1891 aufs Tapet brachte[2]), eine Leidensgeschichte, und während andere Schriftsteller in dem unverminderten Weiterkaufe der ersten Publikation einen Trost wider der Kritiker Ketzerspruch finden, hat er oft heimlich es verwünscht, sich in dieser dauernden Gunst der Lesewelt sonnen zu dürfen. Ein unparteiisches Votum muss den Vorrang der späteren Schöpfungen unbedingt einräumen, sobald sie nach Gebühr veranschlagt, worauf und wie der Dichter zielte. Voll gewürdigt worden ist, was Roquette gerungen, was er errungen hat, besonders deshalb nicht, weil man die lange Reihe seiner Darbietungen im Zusammenhange zu betrachten[3]), anderntheils eine Brücke zwischen seinem Leben und seinem Streben zu schlagen, nicht für nöthig erachtete.

„Waldmeisters Brautfahrt", dies „Rhein-, Wein- und Wandermärchen"[4]) von prächtigster Frische, fesselnder Anmuth in Stimmung und Einkleidung und nimmermüder Singbereitschaft, war die kecke That, die an der Pforte des ernsten Schrifthums anpochte, wie die Reaktionsepoche seit Ende 1849 unsere Litteratur

---

[1]) So F. P(oppenberg) im „Magazin für Litteratur", 65. Jhrg. No. 13, S. 438 f.

[2]) Vgl. Roquette's Antwort: Mein Erstling „Waldmeister's Brautfahrt": Deutsche Dichtung X S. 44.

[3]) Der einzige Versuch dazu ist der Roquette betreffende vierte Abschnitt in dem 5. Kapitel „Poetischer An- und Nachwuchs" bei Robert Prutz, Die deutsche Litteratur der Gegenwart I (1859), S. 241—258 (bezw. 260), der naturgemäss erst den kleineren, aber doch bezeichnendsten Theil der Produktion bespricht und zwar mit mancher treffenden Wendung. Ebenso subjektiv, dazu noch phrasenhafter ist die Behandlung bei Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, in der 6. Auflage III 379—382, (vgl. 311, IV 837 und 533).

[4]) „Drei entzückende Worte", sagt Rich. Weitbrecht, Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart (1880), S. 370, in seiner fragmentarischen, doch wohlwollenden Behandlung Roquette's, indem er damit unbewusst den Kläffern eine Waffe gegen das Lob „dieses reizenden Märchens" schmiedet.

gemodelt hatte. Ohne Süsslichkeit schwelgte hier ein unpolitisches Gemüth in der Natur, frohlockend ihrer Reize, ohne vagen Symbolismus personifizirt eine naive Phantasie die unschuldigen Freuden des Frühlings am Ufer des herrlichen Stromes, dessen unanfechtbare Deutschheit seit Nikolaus Beckers überpopulärem Singsang von 1840 Allen in Fleisch und Blut übergegangen war. Gern flüchtete man aus der unerquicklichen Wirklichkeit des Alltagsdrucks in diese heitere Idylle, wo es zwar wenig zu denken, um so mehr zu sehen gab. Aufs Anschaulichste war da die schönste Landschaft des uneinigen Vaterlandes geschildert, und so vergass man dessen traurige Zerrissenheit und schwärmte mit den neckischen Geisterchen des Pflanzenreiches unter Humor und Musik. Diese beiden umranken die an sich dürftige Handlung, dass Prinz Waldmeister auf der Fahrt zu seiner Hochzeit mit Prinzess Rebenblüthe von einem vertrockneten Schwarzrock in die Botanisirbüchse gesperrt wird, bis ihn sein Gefolge befreit, um ihn an den Hof des Königs Feuerwein, des Brautvaters, zu Rüdesheim zu führen, wo Gesandschaften aller deutschen Weingegenden zur Feier eingetroffen sind. Das Hochzeitsfest mit den Gratulationen, dazu die Bilder vom Bonner Akademikergelage mit der Trunkenheitsstrafe jenes Pfaffen, der den Waldmeister gefangen hält, sind köstlich ausgeführt, das Ganze geradezu dramatisch belebt, mit dem Chorus der die Kehle zu Trank und Sang wacker brauchenden Studenten, dem wimmelnden Völkchen der Wein- und Kräutergnomen, auch in Episoden, wie der Liebesszene des wilden Jägers mit der Winzermaid. Kein Wunder wahrlich, dass das schmucke Duodezbändchen sich rasch in die Herzen schmeichelte und die strophischen Verse auf flotten Melodien durchs Land schaukelten.[1]) Die achtundsechzig Auflagen schelten die prinzipiellen Widersacher Lügner, indem sie die weite Verbreitung beweisen, die, des Werkchens Kenntniss allgemein voraussetzend, Anekdoten zeugt.[2]) Wie der grösste und wohl

---

[1]) Habich a. a. O. bemerkt: „Im Kreise der sangesfreudigen Jugend unserer Universitäten, auch derer am Neckar und am Rheine ist der helle Sang Roquette's durch den Scheffelschen Bierbass längst übertönt. Das Kommersbuch kennt zwar Namen wie Frieda Schanz, aber den unseres Dichters sucht man vergebens darin. Es mag das zum Theil daran liegen, dass die Lieder Roquette's bei ihrer singbaren Klangschönheit zwar bald Komponisten, und nicht die schlechtesten gefunden haben, die Kompositionen aber mehr auf den Einzelvortrag als auf den Chorgesang berechnet sind." Jedoch sah man, wenigstens früher, mehrere Nummern öfters auf Concertprogrammen, und gegen Habich spricht auch das oben sogleich angeführte Leipziger Faktum.

[2]) Ein hübsches Beispiel von Legendenbildung liefern diese: vierzehn Tage nach Roquette's Tode ging durch die Zeitungen eine Miscelle, die nach dem „Münchener Kunst- und Theater-Anzeiger" No. 2957 (31. März), S. 3 lautet: „Zwei amüsante Geschichten aus dem Leben Otto Roquettes erzählt J. Lehmann, der langjährige Freund des verblichenen Dichters: „Zu Roquettes Obliegenheiten in Darmstadt gehörte die Verwaltung der Bibliothek der Hochschule. Kommt da ein Student, der den Dichter nicht kannte, und fragt, ob „Waldmeisters Brautfahrt" nicht zu entleihen sei, er habe viel Schönes darüber gehört. Roquette beeilte sich, ihm das Buch zu geben, der Student schlägt es auf, schlägt es aber sofort wieder zu und giebt es zurück. „Das sind ja Verse", ruft er entrüstet, „Verse les' ich nicht!", sprach's und schritt stolz von dannen. — Einmal war eine hohe Persönlichkeit in Darmstadt zu Besuch, der auch Roquette vorgestellt wurde. „Der Verfasser der Erzählung: Waldmeisters Brautfahrt", flüsterte der Adjutant. „Ah, ah", ruft der Herr und streckt die Rechte dem Dichter entgegen. „Wachtmeisters Brautfahrt, das ist wunderschön. Ich habe auch 'mal so 'nen verrückten Wachtmeister im Regiment gehabt." " Ja, wenn wir nur nicht bei Feodor Wehl, „Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen" I 224 (nicht 214, wie Register) schon 1889 unter dem 14. April 1876 gelesen hätten:

bestgeschulte deutsche Studentengesangverein, der Leipziger „Paulus“, die Krone der Lieder „Noch ist die blühende goldene Zeit“ mit dem jugendlichen Jubelrefrain „Noch sind die Tage der Rosen!“, längst zum Leibliede, den Verfasser zum Ehrenmitgliede erkoren hat, so wahrte sich dieser selbst das ungebrochene Ergötzen an den leichtbeschwingten Weisen und liebte es, in munterem Kreise eine davon mit geübter bis ins Alter Timbre rettender Stimme anzuheben. Einen bunten Strauss wand auch das „Liederbuch“ (1852), „der Jugend“ gewidmet, der der Dichter sich selbst zurechnet und zuruft: „Und kanns dem Lied zu fesseln euch gelingen, mit froher Brust will ich es mit euch singen“. Der flüssige Inhalt dieser „Liederernte“ trat in der „zweiten veränderten und vermehrten Auflage“ (1859) hinter den reiferen der neuen „Gedichte“, wie die Sammlung seitdem hiess, zurück, noch mehr in der dritten ebenfalls „veränderten und vermehrten“ (1880). Die später sich meldende Herbheit der Lebenserfahrungen kam darin zu Tage, auch in den beschaulicheren „Idyllen, Elegieen und Monologen“ (1882), während die Früchte gelegentlicher Wiederkehr der Laune, die jenen glücklichen Wurf ermöglicht, 1876 im „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit“ den Wandel einer Lebens- und Dichterperiode versinnlichen. Da war der heitere Übermuth verflogen, der Dichter war ein anderer geworden, so wie die Zeit und ihre Empfänglichkeit; sechs Auflagen hat dieser Anhang erreicht.[1])

Das ist Roquette's Lyrik, doch wohl das ihm am nächsten liegende Feld, das er auch in höheren Jahren hie und da bepflügt hat. Proben in Franzos' Zeitschrift „Deutscher Dichtung“, der er seit ihrer Gründung 1886 ein treuer Mitarbeiter gewesen ist, bekunden das; aber auch das epische Gebiet, seines Erachtens wohl seine Stärke, überspann er unwillkürlich mit lyrischen Fäden.[2]) Dahin gehören: „Orion. Ein Phantasiestück“ (1851), älter als das vorher veröffentlichte Waldmeister-Poem, eine misslungene Verquickung der eben aufkommenden Auerbach'schen Dorfgeschichte mit der abgethanen Schauerromantik Callot-Hoffmannschen Spuks[3]), trotz der Düsterheit der Geschehnisse lebendig in Landschaftsmalerei und Liedeinschub; „Der Tag von St. Jacob“ (1852), wo die sentimentale Liebe der Schweizer Heldenjungfrau Verena zu ihrem bei St. Jacob (1344) gefallenen Geliebten Valentin eine rechte Aktion des nationalen Freiheitskampfes niederdrückt; „Herr Heinrich. Eine deutsche Sage“ (1854), stellt die Königswahl Heinrichs des Voglers märchenhaft mit netten Naturscenerien dar; „Hans Haidekuckuck“ (1855, 4. Auflage 1894), eine nicht übel ausgedachte realistische Nürnberger Historie des Reformationszeitalters, novellistischen Anstrichs; endlich „Cesario. Erzählung in Versen“ (1888), welch letztere sich in dem modern-romantischen Fahrwasser der jüngeren Roquette'schen Epik bewegt und den Über-

---

„Otto Roquette, der neulich von Darmstadt zum Besuch hier war, erzählte uns: eine für wohl gebildet geltende deutsche Edelfrau habe ihm einst viel Schmeichelhaftes über eine seiner Dichtungen gesagt, die sie ihre Lieblingsdichtung nannte. Gefragt, welche sie meine, antwortete sie: Natürlich Wachtmeisters Brautfahrt.“ Ich meine hier gilt nicht einmal das alte ‚si non è vero . . .‘

[1]) Roquettes späteres Lieblingsorgan, K. E. Franzos' „Deutsche Dichtung“, enthält im XVII. Bd. (1894/95) nichts mehr aus seiner Feder, wohl aber im XIX. (1895/96) S. 20—26 und 53—56, „Der Findling. Eine Wurzelmannsmär“; ernster im Ton, bietet sie nach fünftehalb Decennien eine lebensvolle märchenhafte Parallele zu dem Abschnitte 7 des „Waldmeisters“ „Der wilde Jäger“.

[2]) Wolfg. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung III 421, führt die ganz treffende Charakteristik der Roquette'schen Romanhelden an, sie hätten „etwas vom Studenten und etwas vom Künstler“; ich weiss nicht, woher.

[3]) Vgl. Prutz a. a. O. S. 251.

ng zu den ungebundenen Erzählungen gut verkörpern kann. Da führte „das ünengrab" (1855) mit dem „verunglückten Streifzug in das Gebiet der Tromlitz-unnenhagen'schen Romantik"[1]) wenig verheissungsvoll ein. Doch folgte ihm 1858 r dreibändige Roman „Heinrich Falk" (2. Auflage 1879), eine aus dem Leben griffene Fabel mit dem Hintergrunde eines Künstlerdaseins[2]) durch zugespitzte onflikte hindurch abspinnend, wo nicht mehr wie im „Orion" das Interesse der gründeten seelischen Mysterien gänzlich von den wirklichen Vorgängen ablenkt. psychologischer Feinheit des Dichters weitestauslangendes Werk, dabei wie alle ine Darbietungen in der inneren Form ebenso glatt wie im Ausdrucke. Nur Das Buchstabirbuch der Leidenschaft" (2 Bände, 1878), wo übrigens die Neiing des Jünglings, die Heimlichkeit der höher organisirten Pflanzenwelt zu beuschen und deren Vertreter, so hier Pilze, zu vermenschlichen, reifer zurückkehrt, friedigte in Beobachtung und Umguss des Beobachteten in demselben Grade die rengsten Anforderungen, auch die Roquette's selbst, der es mir für sein liebstes rosabuch erklärte. Die Romane „Euphrosyne" (1877[3]), „Im Hause der Väter" 878). „Die Prophetenschule" (2 Bände 1879) entstammen derselben fruchtbaren eriode, stehen aber dagegen zurück. Analog ragen unter den zahlreichen einеren Prosaerzählungen die als „Welt und Haus[4]) vereinigten merklich hervor. omit den übrigen Sammlungen — die einzelnen erschienen vorher, meist in Zeithriften wie „Deutsche Romanzeitung", „Westermanns Monatshefte", „Deutsche omanbibliothek" u. s. w. — „Erzählungen" (1859)[5]), „Neue Erzählungen" (1862)[6]), mentlich „Susanne" (1864), eine Einzelnummer, und „Luginsland" (1867)[7]), Novellen" (1870, 2. Auflage 1875)[8]), „Inga Svendson" (1883), „Neues Novellenuch" (1884)[9]), „Grosse und kleine Leute in Alt-Weimar" (1886), „Über en Wolken und andere Novellen" (1887)[10]), „Frühlingsstimmen" (1890)[11]), „Des ebens Mummenschanz" (1890, Extrafeuilleton der „Frankfurter Zeitung"), Sonderlinge" (1895) nicht etwa das Anrecht auf passende Anlage und anziehende arstellung geraubt, eine überdurchschnittliche poetische Empfindung abgestritten

[1]) So Prutz a. a. O. S. 257 f.

[2]) Vgl. Gottschall a. a. O. III 382 und IV 533.

[3]) Rein schablonenhaft registrirt sind „Euphrosyne" und „Das Buchstabirbuch der eidenschaft" von Ad. Stern in „Meyer's Deutschem Jahrbuch 1879—1880", S. 359 f., unter ie Kategorie „durch eine oder die andere treffliche Eigenschaft ausgezeichnet und aus er Masse der fabrikmässigen Belletristik hervorragend erschienen noch".

[4]) Anerkannt sofort nach dem Erscheinen von Ad. Stern in „Meyer's Deutschem ahrbuch I (1872) S. 245 („. . . . bewähren wiederum, dass dem Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" Unrecht geschieht, wenn seine spätere, ernstere Entwickelung gegenüber der tudentischen Frische und maigrünen Lyrik seiner Jugend zurückgesetzt wird"; so schon 1871!): on Stern stammt wohl auch die analoge allgemeine Kritik Meyer's Konversationslexik. [4]XIII, 57. Inhalt: I. Die Freunde vom Athos; Waldschmetterlinge; Die Turmfalken; Das Paradies. I. Wintermärchen; Vogel flieg aus; Astorga; Der schlimme Finger.

[5]) Der Freiwerber; Bei Tische; Johann; Die Kunstgenossen; Der Maigraf; (2. Aufl. 879): Macugnaga und der Monte Rosa.

[6]) Titze von Crixen; Aus einer Dachstube; Die Schlangenkönigin.

[7]) Luginsland; Loreley; Gothenwiek; Die Schneewoche; Radulfs-Buche; Ich und neine Kompagnie.

[8]) Rumpelstilzchen; Einer von beiden; Unsere Jugend; Peter Weyrichs Haus.

[9]) Das Eulenzeichen; Ein Baum im Odenwald; Wer trägt die Schuld?; Die Tage des Waldlebens; Unterwegs.

[10]) Schon 1889 3. Auflage.

[11]) Das Kapitel über die Frauen; Der Dachreiter; Krachmost.

werden soll. Den erzählenden Dichtungen zuzuzählen ist auch die 18[illegible] erschienene Serie „Ul von Haslach“, „Der fahrende Schüler“, „Spindel und Thyrsus“, „Ambrogios Beichte“, „Paris der Bessere“, die theilweise Renaissance-Erzeugnisse erneuert und mit urechtem Humor elegantesten Gewandes triumphirt.

Auch Roquette's dramatische Ader füllte mehr lyrisches und episches Blut. Seine beiden originellsten einschlägigen Leistungen, durch zwanzig Jahre von einander getrennt, bezeichnen sich als „dramatisches Gedicht“: „Das Reich der Träume“ (1853) und „Gevatter Tod“ (1873). Die erstere, heute kaum irgendwie bekannt, stellt in den Mittelpunkt einer frei erfundenen, halb märchenartigen, halb mystischen Handlung eine einsiedlerisch grübelnde Theosophin Nymphäa, die statt eines ihrem verstorbenen Vater befreundeten klugen Arztes ein ritterlicher Fürst aus Todesharren und Einsamkeit durch der Liebe Kraft der Welt wiederschenkt, und ward wohl durch des Dänen Henrik Hertz kompresseren Einakter „König René's Tochter“ angeregt.[1] Die andere, trotz dramatischen Rahmens mehr episch gehalten, ist inhaltlich wie formell der Gipfel von Roquette's Poesie, aber heutigentags auch völlig dem Gesichtskreise entrückt. Die sinnige mittelalterliche Volksmythe vom Gevatter Tod, uns nach Ludwig Bechsteins Märchenniederschrift am geläufigsten, ist hier in direktem Anklange an Figuren, Situationen und Namen nach dem Muster des Goethe'schen „Faust“ umgebildet worden, und sie soll uns nun den nimmer gelösten Zweifel über den Widerspruch der allumfassenden göttlichen Liebe mit dem unentrinnbaren Abschneiden jeglichen Glücks, auch des reinsten, durch den Tod erledigen: einen himmelstürmenden Jüngling überzeugt ein Ehrfurcht einflössender Greis, der ihm als früherer und jetziger Hort entgegentritt, durch hartes Ringen im Schicksalskampfe von der versöhnenden Harmonie des Trios Glück, Liebe, Sterben — der Tod selbst. Habich[2]) fügt seiner Inhaltsangabe hinzu: „Die Sprache ist die edelste, von gedankensatter Konzentration und sinnlich angeschauter Pracht. Einige Monologe von einer wundervoll dunklen Klangfarbe stehen hoch über der berühmteren Lyrik des Dichters. Und auch die Saiten der Leidenschaft, die Roquette sonst nur leise zu rühren wagt, schwingen hier in mächtigen Akkorden. ‚Ich war zufrieden mit meinem Werk‘, so spricht er sich selbst aus, ‚denn es lag mehr von meinem innersten Wesen darin, als in anderen, welche mehr Beifall gefunden haben.‘ Und das durfte er sagen.“ Wo Roquette die bühnenmässige Dramaturgie einzuhalten sich befleissigte, da ist zwar alles sorgfältig angeordnet und motivirt, auch die Form wie bei ihm stets abgeglichen und sauber, aber das Packende im Tragischen, das Erschütternde bleibt aus, die Charaktere ermangeln kantiger Umrisse und zumeist des theatralischen Temperaments. In chronologischer Reihenfolge sind da zu nennen: die Geschichtstragödie „Jakob van Artevelde“ (1856), das historische Schauspiel „Rudolf von Habsburg oder: Die Sterner“ (1856), „Der deutsche Festkalender. Lustspiel“ (1865), „Die Märtyrer des Glücks. Schauspiel“ (1867), die zwei Sammelbände vermischter dramatischer Dichtungen 1867 bezw. 1876, enthaltend: „Die Protestanten in Salzburg. Tragödie“, die aus demselben Reservoir schöpft wie die sachliche Vorstufe von Goethes „Hermann und Dorothea“, „Sebastian. Tragödie“, „Reineke Fuchs. Festspiel“, „Der Feind im Hause. Tragödie“[3]), „Der Rosengarten. Phan-

[1]) Darauf wies Prutz bei seiner ausführlichen, wohl einzigen Secirung des Werkes a. a. O. S. 254—257 hin, deren herben Ausfällen ich nur bisweilen beistimme.

[2]) A. a. O., woselbst, neben Weitbrechts (s. o.) kurzer Berührung, allein auf diese ganz wider Gebühr (auch bei Gottschall a. a. O.) völlig vergessene Dichtung eingegangen wird.

[3]) Diese interessante Arbeit — Weitbrecht z. B. hebt sie (S. 371) allein aus Roquettes Dramen heraus — könnte Anlass zu einer höchst lehrreichen vergleichenden Untersuchung bilden. Habich a. a. O. macht für Roquettes öfteren Mangel dramatischer Wirkung

tastisches Schauspiel", „Rhampsinit. Fastnachtskomödie", „Die Schlange. Lustspiel" — aus jüngerer Zeit „Lanzelot. Schauspiel"[1]) (1887), „Der Schelm von Bergen", „Hanswurst". „Der Dämmerungsverein", drei einaktige Lustspiele, 1890 in „Reclams Universalbibl." Roquette's dortige Repräsentation, „Die Schweden in Altdorf. Drama" (1894), „Das Haus Eberhard. Lustspiel in 4 Akten" (gedruckt als Bühnenhandschrift zu Darmstadt). Eine kleine Gruppe bilden die „Legende der heiligen Elisabeth" (1866), von Franz Liszt als Oratorium komponirt und allenthalben unter ausserordentlichem Beifall (der freilich in der Regel nur dem Musiker zu Gute kam) häufig, auch 1896, aufgeführt, nebst dem von Roquette 1888 in Voraussicht des Missglückens widerstrebend zurecht gestutzten Texte zu Emil Naumanns Oper „Lorelei".[2]) Am besten lag ihm, der von Haus aus kein Theaterdichter war, aber gerade hier, wie so oft Dichter sich über ihres Talents Richtung täuschen,[3]) bis zuletzt rastlos gestrebt hat, jedenfalls noch der etwas alterthümelnde, ohne Derbheit urwüchsige Faschingsschwank Hans Sachs'scher Gattung.

Hans Sachs und Goethe scheinen mir mehr als einmal seine gelegentlichen Vorbilder gewesen zu sein, wie sie seine Lieblingsgenossen waren. Schon der „Hans Haidekuckuck" ist ein Schreinerbub, der in Sachsens Fastnachtsspielen öffentlich mitwirkt, aber, ausgelacht und von einem Rathsherrn, bei dessen Tochter

die Stoffwahl verantwortlich und bemerkt: „Bezeichnend dafür ist, dass die Fabel eines seiner besten Stücke „Der Feind im Hause" Paul Heyse den Stoff zu einer seiner packendsten Meisternovellen geliefert hat." Letzere, „Der verlorene Sohn", nennt uns Karl Frenzels eingehende Zergliederung des Stückes, die er seiner Recension der Berliner Première vom 8. Oktober 1875 in der „National-Zeitung" vorausschickte (so seine „Berliner Dramaturgie" I 425—433). Die von ihm aufgestöberten inneren Beziehungen zu Shakespeare's „Romeo and Juliet" habe ich in den Zusammenhang stofflicher Forschungen über dieses Stück gegezogen: Zeitschrift f. verglchd. Litteraturgesch. N. F. VII 178 f. Roquette war durch meine Frage nach einer etwaigen äusseren Anlehnung seines Stückes daran höchst erstaunt und erging sich in einem Briefe vom 29. April 1890, als seine Quelle Giraldi's „Wittwe von Fondi" nach der Verdeutschung Ed. von Bülows, „Novellenbuch" II (1835) 381, nennend, genauer über seine, dem Romeo-Thema fernliegenden Intentionen.

[1]) Der in nächster Fussnote citirte Brief fährt fort: „Inzwischen war ich mit dem Theater in anderer Weise mehrfach in Verbindung. Mein Schauspiel Lanzelot (es ist nicht der „vom See", sondern ein nürnberger Student in Venedig) ist in München, Dresden, Weimar, Karlsruhe und bei uns gegeben worden, wenn nicht überall von der Kritik oder vielmehr der übermächtigen Zeitungsstimme, doch von einem wohlwollendem Publikum lebhaft begrüsst". Dies war Roquettes letzter grösserer Bühnenerfolg.

[2]) Anfang August 1888 traf Roquette in Elgersburg in Thüringen mit dem Berliner Intendanten Graf Hochberg und Naumanns Wittwe zusammen, und da wurde nun das nach zwei bis drei Jahrzehnten aus Naumanns Nachlass emporgetauchte Manuskript auf Libretto und Partitur revidirt. Schon damals erwartete Roquette, wie er mir täglich versicherte, wenig Gutes davon. Noch am 17. September 1892 meldete er mir: „Wissen Sie auch, dass die Oper, über die wir damals in Elgersburg wie drei Männer im feurigen Ofen beisammengesessen haben, in Berlin so gut wie durchgefallen ist? Weiss Gott, ich war nicht schuld daran! Das meinte auch die Kritik, aber unbehaglich war es doch, obgleich ich bei der Aufführung nicht gegenwärtig gewesen". Dies nur als Beleg dafür, wie Roquette den Effekt gar wohl abzuschätzen wusste.

[3]) Franzos bemerkt in seiner „Deutschen Dichtung" XVI 200 sehr gut: „Dramen waren seine ersten Arbeiten, wie seine letzten, nach diesem Lorbeer hat er stets am heissesten gestrebt — und doch hat ihn, den Mann von grossem Kunstverstand und seltener Selbstkritik, die innere Stimme in diesem Einen getäuscht."

überrascht, fortgejagt wird, im Felde Ruhm, daheim aus der Hand der Geliebten den Lorbeer, dann diese selbst erhält; ein Thema, in dem hauptsächlich die Staffage Hans Sachsens Boden[1]), die Einheit wahrt. In seiner zweiten Periode hat Roquette dem grössten deutschen Volksdichter mit dem ausgezeichneten Kapitel „Hans Sachs und das Drama", das aus seinem litterargeschichtlichen Hauptwerke in die Musterprosa pädagogisch gutgewählten Lesevorraths überging[2]), ein schönes Denkmal der Verehrung und des Verständnisses errichtet, und gegen Ausgang seines Schaffens in dem Lanzelot-Drama einen frischgemuthen Jüngling des Renaissance-Nürnberg in der Fremde durch seine Fährnisse begleitet, insbesondere aber in der 1892er Sammlung kleinerer Sachen Hans Sachs'sche Vorwürfe unmittelbar umgedichtet, voran den köstlichen Rossdieb von Fünsingen zu „Ul von Haslach"[3]). Wie Hans Sachs ihm mehr zu dramatischen Anstössen verhalf, so Goethe zu epischen. Zwar lässt sich nicht eine bestimmte Nachahmung herausstechen, aber in Gegenstand, Moral und Fassung erinnert uns allerlei an den Grossmeister des Kreises, den Roquette in den „Grossen und kleinen Leuten in Alt-Weimar" direkt, in „Friedrich Preller" (1883), einem auf pünktlichen Studien ruhenden „Lebensbild", indirekt den Tribut der aufrichtigen Sympathie gezollt hat.[4]) So hat man ihn denn einen Epigonen der klassischen Ära zu schmähen versucht, die Ehre, die in dieser Tadelabsicht liegt, vergessend.

Überhaupt sah er die Denkmale der Poesie, den ganzen weiten Bezirk der schönen Litteratur überhaupt, mit offenem Auge, mit dem Auge des Künstlers an. Seine Universitätsstudien als Litterarhistoriker waren weit mehr aufs Ästhetische, Reinlitterarische gerichtet gewesen als auf philologisch-kritische, gar speciell-germanistische Forschung[5]). Ganz naiv berichtet er aus dem Ende der fünfziger Jahre, wie er auf der Königlichen Bibliothek in Berlin breite Excerpte anlegte, aus denen dann seine „Geschichte der deutschen Litteratur von den

[1]) Das heutige Nürnberg dagegen dünkte ihn weniger anregend. Im Eingange des eben erwähnten Briefes von 1892 (der mich zu meiner Anstellung am „Germanischen Museum" beglückwünschte) heisst es: „Soweit ich Nürnberg kenne, ist es aber ein Ort, der für die Vereinsamung sehr geeignet ist, und nun gar unter den Alterthümern, daher ich Ihnen an's Herz lege, mit dem Leben auf gutem Fusse zu bleiben."

[2]) Herm. Masius, Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten, III, 3. (1874) und 4. Auflage (1880) S. 347 ff. Im Brief vom 11. Juni 1894: „Wissen Sie auch, dass Sie mir in Ihrem schönen Aufsatze etwas ganz Neues entdeckt haben? Nämlich, dass Masius mein Kapitel über Hans Sachs in sein Lesebuch aufgenommen hat. Und diesen Masius besitze ich seit 20 Jahren, ohne darauf gestossen zu sein! ‚Wie fleissig muss er das Buch durchstudirt haben!' werden Sie sagen. Ich war recht überrascht, als ich die Sache in Richtigkeit fand."

[3]) Sehr hübsch hat dies und den ganzen Band bald nach Erscheinen Ludwig Geiger charakterisirt in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung".

[4]) Vgl. Roquette's Abhandlung „Goethe und die Gartenkunst", am Schlusse der „Festschrift zu der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der grossherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt" (1886).

[5]) Das beweisen auch seine sonstigen tüchtigen litterarhistorischen Publikationen, die hier bloss genannt werden können: die erste moderne Biographie des unseligen genialen Lyrikers Johann Christian Günther (1860), sowie die eingeleitete Überarbeitung von Dantes Divina commedia in K. Streckfuss' Verdeutschung, die Einleitung zu Cervantes' „Don Quixote", die tüchtige Neuausgabe von Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" (1895), alle drei Arbeiten in der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur." Vgl. auch: „Gallerie deutscher Dichter. Photographien nach Original-Gemälden von C. Jäger, K. Felix und A. Gräfe. Biographischer Text von Otto Roquette" (München 1878).

ältesten Denkmälern bis auf unsere Zeit" (2 Bände, 1862—63) hervorwuchs, die seit der zweiten Auflage „Geschichte der deutschen Dichtung" umbenannt und in der dritten (1879, Abdruck 1882) mannigfach verbessert und ganz alles fachmässigen Beiwerks, so auch der Hauptmasse der Bibliographie entkleidet wurde. Ein Mann nicht unähnlichen Schlags, Adolf Stern, meinte nach der eingreifenden Umschmelzung in seiner Übersicht der bedeutsamsten Litteraturnovitäten[1]: „Das Buch hat um seines maassvollen Urtheils und namentlich um des anmuthigen Flusses der Darstellung willen rasche und verdiente Verbreitung gefunden. Bis zum Beginn der Neuzeit schliesst es sich in der Auffassung, meist auch in der Gruppirung an die allgültig gewordene Darstellungsweise der Entwickelung unserer Litteratur an, fasst beispielsweise die Resultate der zahlreichen, weit ausgedehnten Forschungen und Veröffentlichungen über unsere mittelalterliche Dichtung sehr klar und übersichtlich zusammen. In der Behandlung der späteren Dichter fehlt es nicht an feinen selbständigen Bemerkungen einer poetisch empfindenden Natur, in der anerkennenden, eingehenden Beurtheilung der neueren Dichtung wächst die Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit macht einen besonders guten Eindruck gegenüber der täppisch geringschätzigen und durch nichts als das persönliche Belieben motivirten Verurtheilung unserer neueren Litteratur in A. F. C. Vilmars ‚Geschichte der deutschen Nationallitteratur'.[2])" Jedenfalls berechtigt nichts, heute zu sagen: „Der Rheinschwelg (!) aus Krotoschin in Posen blieb sein Lebelang Schulmeister[3]). Zuletzt führte er in Darmstadt die jungen Studiosen der Technik die glattgezirkelten Wege der Ästhetik".[4]) Trotz aller Bescheidenheit hing er mit Freuden an dem Lehramte des Faches, darein er Jahrzehnte lang die erwachsene Jugend eingeführt hat, und erkannte den gewaltigen Fortschritt seiner Disciplin unumwunden an, wenn das auch auf seine Kosten ging.[5]) Wir dürfen auf die hergehörigen Aufsätze gespannt sein, die aus dem Nachlasse zugänglich gemacht werden sollen.[6])

---

[1]) Meyers Deutsches Jahrbuch, II (1873), S. 750.

[2]) Diese Gegenüberstellung zu Vilmar (die ich schon Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht VIII 392 f. und National-Zeitung vom 3. April 1896 gegeben habe) berührt bei Stern seltsam, wo doch gerade er seit 1886 dies Buch mit einer Fortsetzung versehen und wiederholt herausgegeben hat, in seinem Vorwort dazu wohl obenstehenden Angriff, nicht aber das darauf folgende Lob gewisser Einzelheiten abschwächend.

[3]) Hiergegen nimmt Fulda entschieden Stellung in dem in der Eingangsfussnote genannten Nachrufe. Dabei erwähne ich, was sonst nirgends angeführt ist, Roquettes „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgewählte Stücke deutscher Dichtung und Prosa nebst einer historisch-biographischen Übersicht" (2 Bände 1877; Bd. I: Dichtungen, Bd. II: Prosa).

[4]) F. P. im „Magazin f. Litt." a. a. O. S. 439; vgl. das Urtheil über Roquette als litterarhistorischen Schriftsteller und Docenten 66. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1896, S. 8.

[5]) Brief vom 29. April 1895: „Ihre verschiedenen gedruckten Aufsätze habe ich für's Erste nur überfliegen können, aber — aus den verschiedenen rothen Wegweisern — erkannt, dass Sie häufig meiner freundlich gedacht haben, sogar vor meiner ‚Geschichte der deutschen Dichtung' nicht zurückgeschaudert sind. Es ist ja ein durchaus altmodisches Buch — die dreiunddreissig Jahre, die es alt ist, haben eine ganz neue Schule von Litterarhistorikern hervorgebracht, und ich wundere mich nicht, dass diese es mit Achselzucken ablehnen. Ich selbst, wenn ich etwas nachsehen will, schlage längst nicht mehr „bei mir" nach (wie Franz Kugler zu sagen pflegte), sondern gehe bei den Neueren noch in die Schule. Für meine Schule von Studirenden ist das Buch aber immerhin noch brauchbar."

[6]) Die wohl sozusagen offiziöse Note über die Veröffentlichung des Nachlasses im „Magazin für Litteratur" 65 (1896) No. 14 S. 269, lautet: „Sich dieser Aufgabe zu unter-

Diese Abwesenheit jeglichen Eigendünkels und die jeder falschen Scham gingen bei Roquette Hand in Hand. So wollte es sein Temperament. Roquette schuf ungebrochen und ruhelos, in neidenswerther Kraft bis an die Siebzig.[1]) Sein einstiger akademischer Lehrer Robert Prutz, zugleich sein erster Gesammtbeurtheiler, stellte ihm 1858 ein bezügliches Prognostikon[2]): „Vor Allem suche er selbst erst einen werthvollen und tüchtigen Inhalt zu gewinnen; sonst ist er in Gefahr, von dem schlimmsten Schicksale ereilt zu werden, das es überhaupt giebt — dem Schicksal, alt und greisenhaft zu werden, während seine Locken noch braun, sein Auge noch hell, sein Arm noch kräftig ist". Wer je ein halbes Stündchen in Roquettes Gesellschaft verweilt hat, wird ob dieser völlig fehlgeschossenen Voraussage lächeln. Er, den man vor fünftehalb Jahrzehnt als den Poeten der deutschen Jugend begrüsste, ist immer allem Servilen abhold, nicht im geringsten von Marasmus angekränkelt gewesen, als er die jüngsten Zeilen schrieb, und sogar die erbittertsten Widersacher seiner Anschauungen im Lager des Naturalismus können auf Ehrlichkeit nicht leugnen, dass der „stehengebliebene" Roquette von jener fesselnden Anmuth und von dem Schwunge der Phantasie, die seine ersten Sprossen auszeichneten, kaum etwas verloren hatte.[3]) Wie ihm jene fröhlichen

ziehen, hatte Ludwig Fulda dem Verstorbenen schon vor einem Jahrzehnt zugesagt, als der ältere Dichter die ersten kräftigen Schritte des Anfängers, dessen starke Begabung er frühzeitig erkannte, durch seinen Beirath erleichterte. Die nachgelassenen Blätter bestehen in poetischen Arbeiten verschiedenster Art, in litterarhistorischen und ästhetischen Abhandlungen. Einzelne Stücke des Bandes sollen vor der Buchausgabe in Zeitschriften erscheinen. Auch das Magazin wird seinen Lesern einiges aus Roquettes Nachlasse bieten." Angesichts der letzteren, umgehend verwirklichten Thatsache erscheint die genannte abkanzelnde Behandlung des kaum Verblichenen in der vorhergehenden No. 13 um so auffälliger.

[1]) m. (Ella Mensch?) in der „Frankfurter Zeitung" vom 19. März, Abendblatt: „Die Hand, der gestern Nachts 1 Uhr der Tod die Feder entzogen, war schon etwas zitterig geworden, gehorchte aber noch immer mühelos den Intentionen des Kopfes. Nicht nur der Schriftsteller, sondern auch der Professor der Litteraturgeschichte hat, bis der Augenblick der ewigen Ruhe kam, sein Tagewerk in pünktlicher Zeiteintheilung erfüllen können. Ein Schlagfluss hat dem Leben des Zweiundsiebzigjährigen ein Ende gesetzt. Ohne Schmerz, ohne sichtbaren Kampf hat Roquette ein Dasein verlassen, das ihm diejenigen geistigen und materiellen Güter geboten, für die seine Individualität empfänglich war . . . Kränklichkeit hat den Dichter in den letzten Lebenstagen vielfach belästigt, ohne ihn jedoch dauernd an der Arbeit zu hindern. Die Näherstehenden empfanden es freilich vom Januar an, dass es mit den Kräften des Poeten bergab ging; der schmächtige Körper des kleinen Mannes schrumpfte immer mehr zusammen. Das Gehen und besonders das Treppensteigen wurde ihm sauer. Dementsprechend war auch seine Stimmung nicht immer eine frohe. . . . Wenn etwas vielleicht im Stande gewesen ist, für ihn eine Brücke von Damals zum Jetzt zu schlagen, so war es das Theater, zu dessen regelmässigen Besuchern Otto Roquette gehörte. Eine Schauspielvorstellung versäumte er fast nie, und in letzterer Zeit sah man ihn sogar häufig in Opern, denen er anfänglich schroff ablehnend gegenübergestanden hatte. . . . Im Theater war er auch immer frisch und meistens aufgelegt zur Unterhaltung. Auch den letzten Abend seines Lebens hat er im Theater zugebracht. Im Verlauf der Vorstellung befiel ihn ein leichtes Kopfweh, das aber nicht so intensiv auftrat, dass es ihn zu früherem Fortgehen genöthigt hätte. Als er zu Hause angelangt war, steigerten sich die Symptome des Unwohlseins, und gegen Mitternacht starb er."

[2]) a. a. O. S. 258.

[3]) Eine kennzeichnende Äusserung enthält sein Brief vom 29. August 1890, die sich auf meine in der Wochenschrift „Das Archiv" veröffentlichte Anzeige der kurzlebigen Monatsschrift „Moderne Dichtung" (1890) bezog: „Aus Ihrem Aufsatze über das neue

Klänge, die er einst am traulichen Saaleufer erdacht, auch im Alter um die Ohren schwirrten, so blieb er ein Freund und Wecker edler Geselligkeit, einfach und ungezwungen bei zartestem Taktgefühl, gemüthlich und herzlich, wo solche Gesinnung auf gute Statt und Erwiderung rechnen konnte, leicht zu Spass und Witz geneigt, alles in allem, wie Habich richtig sagt: „kein philiströser Alltagsmensch, sondern eine wahre Künstlernatur, der das Herz im alten Leibe jung geblieben". Dieser Zug stach an Roquette so auffällig hervor, dass er den Mittelpunkt seiner Charakteristik bilden muss. Das Sonnige, das sein menschliches wie sein poetisches Wesen jederzeit zierte, verklärte eben auch die Stirne des dem Termine Nahegekommenen. „O du schöne Welt, wie bist du so weit!" jauchzt das genannte Glanzstück seiner Liederproduktion, das weiterhin den Fröhlichen auffordert zu singen „weil das Leben noch mait". Roquettes Muse bietet in dem schüttelnden Gedränge und Hasten der Zeit den willkommenen Augenblick, zu dem Faustisch man sagen möchte: „Verweile doch, du bist so schön!", den nöthigen idealistischen Trost mit einem Ausblicke auf die Lichtseiten unseres irdischen Pfades. Sie runzelt keine Griesgram-Miene, da sie nie pessimistischer Zweifel am Umschlag zum Bessern quält, und dennoch spiegelt ihr Gesicht die geschauten Vorgänge nicht einseitig ab: „Ja, im Herzen tief innen ist alles daheim, der Freude Saaten, der Schmerzen Keim. Drum frisch sei das Leben und lebendig der Sinn, dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!" heisst's in demselben Liede weiter. Prutz' Tadel: „er haftet zu sehr an der Oberfläche der Dinge, er macht sich die Poesie zu leicht" war schon 1858 eine arge Verdrehung. Mit heissem Bemühen stieg Roquette seit den Ansätzen seines Schaffens tiefer in die Abgründe der Gefühlswelt hinein, mit scharfer Selbstzucht stiess er den Gischt jugendlichen Überschäumens ab. Das redliche Streben, das er auf sein liebstes und seines Erachtens wohlgerathenstes Kind, „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft", gewandt hatte, suchte er mir im Einzelnen zu verdeutlichen, als wir am leuchtenden Morgen eines Hochsommertages die waldesduftigen Höhen des paradiesischen Thales von Elgersburg emporklommen. Hier, wo der vollreife Goethe sich so gern „ohne Hass verschloss", wenn ihn Überdruss am Lärm des Alltags erfasste, hat sich das herrliche Gemüth mir geöffnet. Sind nun auch acht Jahre seit jenen Wanderungen auf dem Hügelkranze des inneren Thüringer Waldes verflossen, mir scheint's, als ob ich nie wieder durch die sinnige Illusion Eichendorff's. „Da draussen, stets betrogen, rauscht die geschäft'ge Welt" dermaassen über der Minuten Verrinnen hinweggetäuscht werden würde, wie damals, als der Vierundsechzigjährige kerzengrad nnd ohne Stütze am grünen Saume des traulichsten aller deutschen Mittelgebirge unermüdet neben mir dahinschritt, in scherzgewürztem Geplauder meine unablässigen Fragen aus Litteratur und Leben beantwortend. Schon damals däuchten mich die Helle seiner Denkart, die Fülle der Einbildungs-

jüngstdeutsche Organ habe ich viel neues gelernt. Über die verschiedenen Grenzen wusste ich wenig, ich meinte, das Zeug war Alles, „Hose wie Jacke" aus einem Stück. Übrigens ist es auch so, trotz der Gruppen. Nichts von Gesundheit darin, kein einziges Talent, ausser verschrobene und verrückte Halbtalente, die sich an das Gemeine und Hässliche halten, da ihnen das Schöne unerreichbar ist. Einer neuen derberen Richtung wäre ich gar nicht abhold, nur müsste sie nicht überall nach Fäulniss stinken. Sie verfahren in Ihrer Besprechung zu glimpflich mit diesem Gelichter. Doch vielleicht sähe ich sie auch ein bischen anders an, wenn ich diesen Kreisen etwas näher wohnte." Man beachte die Festigkeit seines idealistischen Standpunkts und dabei die Vorurtheilslosigkeit, über das Neue nicht ohne weiteres den Stab zu brechen. Den Besten der Vergangenheit huldigt Roquette's, an des Buchhändlers Pfeilstücker Sammelfragebuch „Die 100 besten Bücher" angelehnter Artikel in der 3. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1890.

kraft, das feine Verständniss für die verschiedensten Ereignisse des materiellen und seelischen Daseins in ihrer voll ausgeglichenen Harmonie wundersam. Etwas Goethisches schwebte um ihn, wenn er der lichten Schönheit das Wort redete, „gegenständlich“ aufnehmend und wiedergebend wie der Meister, und Lehren dieses erhabenen Genius, in dessen Spuren wir wandelten, erwachten im Munde dessen, der kurz zuvor „grosse und kleine Leute in Alt-Weimar“ mit geschicktem Stifte erweckt hatte.

Man möchte wähnen, eine solche Natur könne nur auf dem Grunde ständigen Glücks entspriessen, über den selten oder nie Ungemach und Sorge dahinfegten. Rückhaltlos liefert die liebenswürdige Autobiographie „Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens“, deren zwei Bände er sich und uns kurz vor dem siebzigsten Geburtstage als gehaltvollstes Angebinde bescherte, über alle wichtigeren „Stationen seiner Lebenspilgerschaft“, wie Robert Hamerling für Memoiren in seinem Fall sagte, genaue anziehende Auskunft, ungefälschte Urkunden für die Einsicht in seine Individualität und deren Entwickelung. Im Genusse der anmuthenden Familien- und Bildungsgeschichte, die er ohne Tünche und Aufbauschen darbot — ein Gustav Freytag könnte da einheimsen — übersah man ganz den prunklosen, klaren Erzählungsstil, der Figuren und Schauplätze Greifbarkeit.[1]) Nicht in Chronikenton, sondern in wohlgefügtem, wenn auch ungeschminktem Vortrag hören wir, dass er einem der vielen Calvinistengeschlechter entstammt, die vom unduldsamen Ludwig XIV. von Haus und Hof gejagt und von Friedrich III. von Brandenburg, dem ersten Hohenzollernkönige, bereitwillig aufgenommen, die „französischen Kolonien“ reformirten Bekenntnisses in Altpreussen begründeten. In dem Dorfe Sausé bei Montpellier hatten die Vorfahren als Winzer gewohnt, und Jacques Roquette, des Grossvaters Urahn, ein Sohn des heitern Languedoc, war seit 1698 Mitglied der 1691 privilegirten französischen Protestantengemeinde zu Strasburg in der Uckermark. Der wärmende Strahl der Fürstengunst und die andauernde Gegnerschaft des Adoptivvaterlandes wider die ehemalige Heimath hatten die meisten Emigrantenfamilien des siebzehnten Jahrhunderts, so auch die Roquettes, schon fast ganz germanisirt, als die französische Revolution neue Schwärme, und zwar diesmal meist katholische Adelshäuser über den Rhein brachte; wurde auch das Idiom der Voreltern noch hie und da innerhalb der vier Pfähle benutzt, so wurzelte man doch schon in der dritten Generation fest in der gastlichen deutschen Erde. Verstärkt wurde diese Assimilation durch einen neuen Hebel. Louis Roquette, des Dichters Vater, lebte, mit Antoinette Barraud aus der Berliner „Französischen Kolonie“ vermählt, als junger Landgerichtsrath zu Krotoschin im Posen'schen, wo Otto 1824 als ältestes Kind und einziger Sohn geboren wurde, dann als Advokat in Gnesen und Bromberg. Obwohl nun der Sohn im Hause des Grossvaters mütterlicherseits, der Prediger zu Frankfurt an der Oder war, sowie auf dem dortigen Gymnasium die Erziehung erhielt, entfaltete sich in ihm früh Sinn für die Nothwendigkeit des deutschen Bewusstseins im doppelten Flankenangriff des Wälsch- und des Slaventhums. Preussische Beamtenkinder

[1]) Brief vom 12. Januar 1894: „Das Buch hat mir durch seine Aufnahme in Privatkreisen bisher manche Freude eingetragen, weniger in öffentlichen Ankündigungen, so liebreich sie immer gehalten sind. Durch alle geht das Erstaunen, dass ein so vergessener oder ganz unbekannter Mensch von sich erzählt, und einst mit der Welt im Zusammenhang gestanden hat, ja sich untersteht, auf seinem verlorenen Posten in D. noch im Zusammenhang zu stehen. Die jüngere Generation ist eben ganz anders erzogen und kennt nur, was sie selbst geleistet hat. Doch das war so, solange die Welt steht.“ Ein hübscher Auszug mit verständigen einleitenden und Schluss-Glossen in der „Deutschen Dichtung“, wohl vom Herausgeber Franzos XVI 52, 99, 174, 199 (ebd. I 285 ff. Essay über Roquette).

besitzen nur ein Vaterland, keine Heimath, lautet die ererbte Sentenz, an die Roquette die Entwirrung seiner Volksangehörigkeit anlehnt.[1]) Freilich hat sich Roquette, politisch wie konfessionell freidenkend ohne Gewaltideen, überhaupt ohne Fraktionsschroffheit, jederzeit von allem Chauvinismus, auch von einseitigem Preussenthume, ferngehalten, vielmehr die übernommene Nationalität ohne Auftrumpfen in Ehren gehalten und ihr in den poetischen Äusserungen eines von Grund aus deutschen Herzens die schönste Dankbarkeit erstattet. Jenes von ihm so einleuchtend dargethane Verhältniss zur Rabenmutter Frankreich bricht mittelbar wohl noch in der späteren Dramatisirung des Exils der „Protestanten in Salzburg" durch, zumal wenn man sich zurückruft, dass Goethe's „Hermann und Dorothea" diesen Stoff auf die Wanderung der vom Westen her vor den „Franken" Fliehenden verpflanzt hatte. Einen romanischen Tropfen würde man in dem Weine, der seinem Kelche entquoll, vergebens suchen.

Deshalb mag ihm auch Südwestdeutschland die immer theurere Hälfte des deutschen Bodens geworden sein. Seine gottgesegneten Striche, in „Waldmeisters Brautfahrt" sinnfällig abgeschildert, die Schweiz und Oberitalien hat er als selbstständig gewordener Jüngling durchstreift, nicht zum Schaden seiner reifenden Erzeugnisse. Die Apenninenhalbinsel genauer kennen zu lernen, was ihm 1894 eine öffentliche Ehrengabe ermöglichen sollte, dieser langgehegte Wunsch ward ihm nicht erfüllt. Dafür aber der akademischer Wirksamkeit, eben im deutschen Südwesten, länger als ein Vierteljahrhundert zwar, aber freilich spät genug. Vor und nach dem „tollen Jahr" 1848 hat er die Universitäten Heidelberg, Berlin (zweimal) und Halle besucht, mit Geschichte, neueren Litteraturen und Philosophie beschäftigt. Zuletzt war er, nach den aufregenden Erlebnissen zwischen den Capriccios der Berliner revolutionsfreudigen Studentenschaft, aus denen er amüsante und düstere Abenteuer einstreut, „an der Saale hellem Strande" gelandet und hatte daselbst in der Mansarde der „Mitreuterei", einer fidelen Studiobude, eine selige Idylle gefeiert. Nicht alltägliche Geister reichten sich dort die Hand zu anregender Gemeinschaft, so sehr auch später ihre Bahnen sich trennten: der berühmte Augenarzt Alfred Gräfe (der Jüngere), der nachherige hallenser Universitätsrichter Julius Thümmel, welchem selbständigen Shakespeare- und Musikästhetiker Roquette vor wenigen Jahren erst innige Gedenkworte in der „Nationalzeitung" nachgerufen hat, der preussische Oberhofprediger Rudolf Kögel, der ausgezeichnete Mime und Dramaturg August Förster, die 1893 betagt geschiedene Luise von François im nahen Weissenfels, „die letzte Reckenburgerin", u. a. in der Anfängerschaft ihrer Berufe. An diesen Kreis, an sein harmloses und dennoch tiefgreifendes Zusammenwirken bewahrte Roquette ein treues Gedächtniss, wie die ihm geltenden köstlichen Erinnerungsblätter deutlich belegen, und so winkt er am Ende von deren erstem Theile dieser Periode als „einer unvergesslichen Zeit meines Lebens" den Abschied zu. Ist doch auch in jenem burschikosen Verkehr die leichtbeschwingte Dichtung entstanden, die in Heidelberger Reminiscenzen fusste und durch Cottas Verlagsübernahme dem jungen Poeten eine renommirte Buchhandlung zur Verfügung stellte, „Waldmeisters Brautfahrt". Sonst nahm er geringe aka-

[1]) „Dass wir ein Vaterland hatten, und dass dieses Deutschland und insbesondere Preussen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene französischen Traditionen liess mein Vater, der unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Etwas mehr neigte die Mutter zum Kolonieherkommen, doch nur aus Zuneigung zu den Frankfurter Beziehungen. Sie war doch eine gute Preussin und erzählte gern von den grossen Eindrücken der Befreiungskriege, soweit sie ihr aus der Kindheit erinnerlich geblieben. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Rohheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsern Weg kreuzte", heisst es in „Siebzig Jahre" I.

demische Einflüsse mit ins Philisterium hinüber; sogar von Robert Prutz, der damals in Halle Extraordinarius und Verfechter einer sozialen Litteraturwissenschaft radikal-belletristischen Anstrichs war, nur ganz allgemeine: Roquette war zwar lediglich auf Prutz' Ernennung dorthin übergesiedelt, aber wie Prutz den dichterischen Versuchen seines ersten Hörers wenig grün war, so betrachtete Roquette das „schöne Schrifthum" von Anbeginn von der Warte des Künstlers.[1]) Der Historiker Heinrich Leo, der ungeachtet seines Ansehens die einen durch reaktionäre Doktrin, die anderen durch philologischen Betrieb der Sache abstiess, war ebensowenig sein Mann wie der bekannte Philosoph Hermann Ulrici. Als letzterer formalistische Kathederästhetiker, so haftet mir die von Roquette fidel erzählte Schnurre im Ohr, bei der Beweisführung, jedes Stück Shakespeares sei die Inkarnation einer Idee, bei einem Punkte anlangte, wo sein stolzes Dogma in die Brüche ging, half er sich mit dem Schlich heraus, die Idee dieses Werks sei eben das Fehlen einer Idee. Auf wessen Gutachten hin Roquette mit der – wohl nie gedruckten? — Dissertation über die Hamburger Oper des 17. und 18. Jahrhunderts promovirt wurde, weiss ich nicht.[2]) Nach der erwähnten Spritzfahrt liess er sich 1852 in Berlin nieder, wo er, wie früher, dem Kreise des Tunnels über der Spree als Gast angehörte und mit dichterischen Kollegen wie Scherenberg, Fontane,[3]) dem ihm aus den studentischen Putschen her bekannten Paul Heyse freundschaftlich anknüpfte. Besonders den feinen Köpfen Friedrich Eggers und Ferdinand Gregorovius schloss er sich an, sowie Wilhelm Lübke[4]), dem er später für kunsthistorische Impulse sein litterargeschichtliches Hauptwerk zugeeignet hat. Franz Kugler, in dessen Haus er öfters kam, Gutzkow, Julian Schmidt, Varnhagen von Ense, auch die Birch-Pfeiffer hat er damals näher kennen gelernt, und er berichtet über seinen Umgang mit ihnen sammt dem späteren mit den Schwägern Lazarus und Steinthal, D. Fr. Strauss, Fr. Vischer, Scherr, Semper, Schnorr von Carolsfeld, Rietschel, Preller, dem er nach vielen Jahren jene gediegene Monographie schrieb, wahrheitsgetreu. 1853—56 war er Lehrer am Blochmann'schen Institut, dem späteren Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden.

---

[1]) Roquette sprach in Berlin Prutz auf die Kunde von dessen Anstellung ungenirt auf der Strasse mit der Frage an, ob er im nächsten Semester schon lese, und meldete sich dem Bejaher sogleich fürs Kolleg. Trotzdem verhinderte die starke Abweichung des Wesens ein vertrauteres Verhältniss; Prutz hat aber seine interessante Kritik Roquettes, die wir öfters herangezogen haben, möglichst objectiv gehalten, ihn sogar mit der Bezeichnung „der wahre Repräsentant jener neuen Menschen, die aus der trüben Fluth des tollen Jahres emporgetaucht sind . . . ." (a. a. O. S. 241 f.) auf ein zu erhabenes Piedestal gestellt. Der kenntniss- und ideenreiche Mann stand gerade an einem Wendepunkte und wäre im Vergleich zu der ihm damals geschenkten Aufmerksamkeit (s. z. B. das Pamphlet „Robert Prutz der grosse Pascha von Halle. Vor einem Giaur. Leipzig, Gustav Remmelmann 1853": darin S. 9 f. wider den Litterarhistoriker, S. 21 f. u. 26 über Prutz und Leo) heute nicht dermaassen zu vernachlässigen: eine Biographie könnte lehrreich werden.

[2]) Ulricis, wie meine früheren Aufsätze über Roquette von diesem unbeanstandet annahm, nicht, da dieser (s. meine Angabe Allg. dtsch. Biogr. 39, 261 [vgl. 266 u. 268 f.] erst 1861 Ordinarius wurde und Prutz eben mit seinem eigenen „ausserordentlichen" Range die Unmöglichkeit, sich mit Roquettes Promotion enger zu befassen, begründete.

[3]) Vgl. dessen Buch „Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin bis 1860" (1885) und seinen Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" XXII Nr. 7 (April 1896 S. 107; Habich a. a. O. Spalte 4 kontrastirt Roquette und Fontane.

[4]) Vgl. dazu Roquette's an „Lübke's Lebenserinnerungen" angeschlossenen Aufsatz in der 110. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1891.

und in diesem Triennium begeisterungsloser pädagogischer Praxis[1]) spielte sich ein Liebesroman mit Julie, der Tochter eines dichterisch thätigen Professors der Naturwissenschaften an der Fürstenschule St. Afra zu Meissen[2]), ab, der zu einem bald gelösten Verlöbniss führte. Darauf nahm er, infolge einer wegen Krankheit des Vaters gewagten Urlaubsüberschreitung entlassen, zum vierten Male in Berlin Aufenthalt, zunächst eindringlichen fachwissenschaftlichen Studien und erzählender Produktion hingegeben, bis er 1862 als Docent der Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie angestellt wurde.[3]) Diese ihm wenig zusagende Stellung verlor er schon 1863, da er in einer Stichwahl zwischen Graf Wrangel und dem Oppositionsführer Waldeck für diesen gestimmt hatte, hielt im Winter 1864 auf 65 öffentliche Vorlesungen über deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts, während er zu Michaelis 1867 den Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur an der königlichen Gewerbeakademie übernahm. Erst 1869 gelangte der Fünfundvierzigjährige mit der Berufung als Professor der Litteratur und Geschichte am Polytechnikum zu Darmstadt in eine im grossen Ganzen seinem Wunsche angemessene Thätigkeit, der er sich seitdem mit Lust und Liebe zu allseitigster Anerkennung gewidmet hat, wie er rückschauend selbst sich ausdrückt: „in einem ziemlich engen Kreis, über den der weite Himmel der grossen Welt aber doch auch ausgespannt ist“. Von den Amtsgenossen und der Hörerschaft, von seinen Mitbürgern und dem Landesfürsten hochgeehrt, hat er am 19. April 1894 dort den siebzigsten Geburstag, gleichzeitig das Silberjubiläum dieses Postens, begangen, im traulichen Heim an der lenzprangenden „Promenade“[4]) der hessischen Residenz, wo die jüngste der vier Schwestern, Toni, ganz in ihm eingelebt, die Wirthin vertrat. Roquette hat nämlich nach einer heissen Studentengluth für eines Freundes Gattin und jener sächsischen Episode nie geheirathet, er, der so oft tiefe und reine Liebe uns vor Augen und siegreich zum Ziele geführt hat, so dass man ihn einen Specialisten der in Prosaform gefassten, um ein Minneproblem sich drehenden Lebensskizze heissen kann.

[1]) Vgl. dazu K. Landmann, Ztschr. f. d. dtschn. Unterr. IX 635 f.

[2]) Jetzt darf ich wohl, ohne pietätlos zu erscheinen, die Hypothese äussern, dass das Adolf Peters (1803—1876), 1851—1873 in obgenannter Stellung, war (vgl. Allg. dtsch. Biogr. 25, 481 f., Heinr. Kurz' Gesch. d. dtsch. Litt. IV 172, Ad. Sterns Lex. d. dtsch. Nationallitt. S. 275 a). Auf eine keineswegs aufdringliche Notiz schnitt Roquette jede Diskussion wie folgt ab (ich hatte im Auftrage eines Fremden angefragt): „Dass Sie sich meiner ‚Siebzig Jahre‘ mit Theilnahme annehmen, freut mich ja sehr, und die Anlegung eines Registers ist mir sehr schätzenswerth, aber ich spreche die Bitte aus, das Buch nicht zu sehr zum Gegenstande der Forschung zu machen. Ich bin bei der Darstellung so aufrichtig als möglich gewesen, aber ich hatte auch noch Rücksicht zu nehmen auf lebende Personen. Ich werde daher keine Auskunft geben über allerhand, was man zur Befriedigung der Neugier noch erfahren will.“ (Brief vom 29. April 1895.)

[3]) Die dazu von Roquette treu nacherzählte Unterredung mit dem eigenthümlich urwüchsigen Johannes Schulze, den Hochschuldecernenten des Kultusministeriums, ist für beide Betheiligte bezeichnend (vgl. M. Hertz über Schulze Allg. dtsch. Biogr. 35, 18). Trotzdem der alte Geheimrath als begeisterter Jünger Hegels in Roquettes litterarhistorischem Handbuche die geringe Rücksicht auf die Philosophie unwirsch bekrittelte und dabei gegen die neue Zeit mit ihrer Abneigung gegen Ideale und höhere logische Spekulationen stark ausfiel, installirte er den darob erstaunten Bewerber mit dem von einem Schlage auf den Buchdeckel begleiteten Schlussworte: „Na trotzdem! Es ist eine hübsche Arbeit.“

[4]) Damit mich hierfür kein subtiler Alexandriner wieder monire, wie ich unlängst hörte, bemerke ich, dass ich recht gut weiss, dass die „Promenade“ mit dem 1. April 1895 in „Bismarckstrasse“ umgetauft worden ist.

Des Verblichenen Persönlichkeit hat sich vermuthlich nur wenigen recht erschlossen, und selbst die Mehrzahl davon wird, so unkonventionell er sich zu geben pflegte, die Strenge, die der äusserlich höchst milde Mann gegen sich selbst in jedem Betracht übte, nicht bemerkt haben. Die meisten erfuhren erst aus der Selbstbiographie, welch herbe Prüfungen ihm im Daseinskampfe beschieden gewesen sind, bevor die plötzliche Berufung nach Darmstadt wenigstens die augenblickliche Sorge abstreifte. Die Strasse unseres Dichters war mit nichten eine dornenlose, und er gehört nicht den auserlesenen Sterblichen zu, die sich unbekümmert um des Geschickes Launen nach eigenen Gutdünken und frei entwickeln dürfen. Kostete er zwar auf keiner Stufe seines Aufstiegs den Druck, der auf dem von Schicksalstücken geplagten Wanderer lastet, so erschwerten es doch äussere Umstände leidlich, ein Ziel zu erreichen, wo er Posto fassen und seinem ehrlichen Streben ungestört genügen konnte. Seit der Entlassung vom Dresdener Lehramte hatte ihm nie das tägliche Brot ohne Anstrengung auf dem Tisch gelegen, und jetzt nach dem Tode sind weitere Kreise höchlichst überrascht, weil der Dichter trotz eisernen Fleisses und denkbarsten Einschränkung infolge der Jahrzehnte dauernden Nothwendigkeit, für Mutter und Geschwister zu sorgen, zeitweise auch arg mitgenommene Verwandten herauszureissen,[1]) nichts Nennenswerthes hinterlassen hat, so dasss ein Comité und die Schillerstiftung die Ehrenpflicht gegenüber der schwesterlichen Hüterin seines leiblichen Wohls und Theilnehmerin an seinem Denken erfüllen müssen.[2]) Wer hat je eine Klage von den Lippen vernommen, die nur freundlich zu reden gewohnt waren, wer je eine Silbe über jene schweren Opfer von dem Anspruchslosen, der sich sozusagen gar nichts gönnte?[3]) So erscheinen die Studienjahre weniger bewegt, ruhiger noch die Mannesjahre, wenn man nur den äusserlichen Anstrich veranschlagt. Zwei Dinge hielten ihn in Ärger und Misserfolg stets aufrecht. Einmal die grosse Einfachheit und Bescheidenheit.[4]) Roquette war ein zu vornehmer Geist, um die Reklametrommel zu rühren oder rühren zu lassen. Sodann bekundet die sichtliche Vorliebe, die auf den Seiten des Memoirenbuchs und ebenso, sobald er im engsten Zirkel ohne Sentimentalität in das Treiben seines ersten Menschenalters zurückgriff, die Knabenjahre sammt

[1]) Durch die Blume nur und edelsinnig deutet das der Brief vom 29. April 1895 an: „Aber nun geht alle Zeit auf das Entgegnen der Briefe hin — was vielfach nicht leicht ist. Denn wenn man der Senior eine sehr ausgebreiteten Familie ist, in der nur Weniges leicht und glatt im Leben von statten geht, werden alle Sorgen (und von rechtswegen) bei dem Ältesten abgelagert."

[2]) Da leider bezügliche Mittheilungen bald nach dem Tode die Runde durch die Zeitungen machten, so ist es sehr erfreulich und zugleich ehrenvoll, dass Fräulein Toni Roquette in den „Mainzer Anzeiger" vom 7. April 1896 eine Erklärung einrückte, wonach der Dichter in Darmstadt durch Professurgehalt und litterarisches Einkommen so gestellt war, dass er nie zu darben brauchte. War also wohl auch keine Bedrängniss vorhanden, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dass einer der edelsten Geister und gelesensten Schriftsteller der deutschen Nation sich öfters in Umständen befand, die bei englischen und französischen Schriftstellern kaum möglich gewesen wären.

[3]) So eine Mittheilung „von zuverlässiger Seite" im „Berliner Tageblatt" vom 2. April Abend-Ausgabe, Feuilleton, welche Zeitung obige Dinge (z. B. 8. April Abend-Ausgabe, Feuilleton, die Erklärung der Schwester) ebenso darstellt und überhaupt über alle (durch R[ichard] W[ulkow] in Darmstadt) besser unterrichtet war, als viele andere.

[4]) Ich erwähne, dass ich den Titel „Geheimer Hofrath", der ihm am 70. Geburtstage verliehen ward, ein einziges Mal von seiner Hand geschrieben gesehen habe, nämlich als es sich um eine Empfehlung an eine Behörde handelte, wo dieser Zusatz das Gewicht verstärken musste. Seine schmucklose Visitenkarte zeigt nur den Namen.

denen des litterarischen Debuts begleitete, seinen nie versiegten Hang zur Jugend und ihrem Fühlen, diese Grundfarbe seiner älteren Darbietungen.[1]) So wird, wenn schon die anderen Leistungen die Vielseitigkeit, die Sicherheit, den Vervollkommnungsdrang seiner Schriftstellerei bestätigen und „Gevatter Tod" nebst den hervorgehobenen erzählenden Werken im Vordertreffen stehen, sein Ruhm am unvergänglichsten in der Lyrik währen, worin er die ersten, seine unverwelklichen Lorbeeren gepflückt hat, und „Waldmeisters Brautfahrt", mit fast dreiviertelhundert Auflagen eines der verbreitetsten Dichtwerke in deutscher Zunge, im deutschen Gemüthe stets Wiederhall wecken. Eins nämlich bildet da den Hintergrund, was für die Tendenz von Roquettes Wirken und Schaffen maassgeblich blieb — wie Goethe im Liede sagt: „Da scheinet ein Bildchen, ein göttliches, vor" — die Freude am Leben, und unter dem Banner dieses sieghaften Glaubens an Schönheit, Edelsinn, Glück und Licht stand sein gesammtes Wesen, sein Fühlen, Denken und Streben.

Die nachfolgenden Strophen stellen uns unseren Otto Roquette so augenfällig und echt dar, dass ich nicht umhin kann, mit ihnen zu schliessen, denn „besser, als dies eine andere Feder vermöchte, charakterisirt ihn dies sein eigenes Gedicht".[2])

Jahresringe.

Zum siebzigsten Geburtstag.

So ist's denn wahr? Ich merkt' es kaum,
Indess sich regt des Frühlings Schwinge,
Dass angesetzt der Lebensbaum
Schon siebzig Jahresringe?
Mir ist, als ob ich überrascht
In noch bewegten Lebenskreisen,
Vom Alter plötzlich wär' erhascht,
Um es noch abzuweisen.

Doch nimm gefasst, o Seel', es auf,
Heiss' es wie einen Freund willkommen,
Von dem du in der Jahre Lauf
Schon manchen Gruss vernommen!
Er schlägt den Vorhang heut zurück
Von fast verblichnen Lebensbildern,
Und weiss dir, wechselnd Schmerz und Glück,
Und Hartes auch zu mildern.

Und wenn Enttäuschung oft gelähmt
Des Hoffens allzufreie Flüge,
Wenn ringend du den Groll bezähmt,
Und nur gefasst die Lüge:
Und was du bergen hast gemusst
Im Innersten, zum Trotz den Jahren,
Den Kampf, den niemand je gewusst,
Und niemand je erfahren.

Das Widerwärtge selbst, das oft
Dich um ersehntes Gut betrogen,
Du fühlst, es hat dich unverhofft
Gefördert und erzogen;
Gewährt auch mehr dir, als der Glanz,
Von jugendgünst'gem Glück verschwendet,
Der einst umspielt den ersten Kranz,
Den man dem Haupt gespendet.

Was dich bedrückte, was dich hob,
Das Leben hat es ausgeglichen;
Und, wie die Leidenschaft zerstob,
Ist Zorn und Reu' gewichen.
Und wenn dir durch ein gut Geschick
Ein neuer Lebensring sich dehnte,
Zeigt nicht mehr ein umflorter Blick
Dir das umsonst Ersehnte.

Doch Eines blieb dir unversehrt:
Die Lust zum Bilden und Gestalten!
Was in der Jugend du begehrt:
Im innersten Entfalten,
Es quillt in unversiegter Flut
Belebend noch in späten Tagen,
Um, was dich treibt, mit Lust und Muth
Zu singen und zu sagen.

Und soll dir Welt, und soll dir Tag
Noch lebenswerth vorüber treiben,
Das muss dir, was auch werden mag,
Als Dauerglück verbleiben.
Was rein die ganze Seel' empfing,
Es möge neuer Frühling sprossen!
Bis sich der letzte Jahresring
Gedehnt und abgeschlossen!

---

[1]) Prutz a. a. O., besonders S. 248–250, spottet über dies Leitmotiv weidlich, aber übertreibend.

[2]) Fussnote der Redaktion der „Deutschen Dichtung" zum Originalabdruck XVI 37.

August Kekulé.*)

(geb. Darmstadt, 7. September 1829; gest. Bonn, 13. Juli 1896.)

Von
J. H. van't HOFF.

Unter den Naturforschern, denen die Wissenschaft Grosses verdankt, treten öfters einzelne Gestalten wie Heroen hervor. In denselben kommt die Geistesbewegung einer bestimmten Periode zum klarsten Ausdruck, und so wird auch ein Hauptabschnitt der Chemie den Namen Kekulé gewissermaassen in Klammern als Untertitel tragen. Denn Kekulé war ein solcher Heros, und das ihm in erster Linie angehängte Kapitel umfasst die Strukturchemie.

Die Geistesbewegung, um die es sich handelte, galt dem vorletzten Credo der neuen Chemie: „Die Materie lässt sich erkennen, indem deren Aufbau in Atomen und Molekülen bis in die Einzelheiten klargelegt wird, denn alle äusseren Erscheinungen rühren von diesen Atomen und Molekülen mit ihren Kräften und Bewegungen her.“

Da kam ein Grossmeister der bildlichen Darstellung, der das Bedürfniss nach fassbarer Vorstellung als zeitgemässe Nothwendigkeit heranwachsen sah, der wie kein anderer tief in seine Wissenschaft eingedrungen war, und wie kein anderer das dem Augenblicke angepasste Wort zu wählen wusste. Er schuf das Modell zur endgültigen Klarstellung seiner allmählich bis ins Detail ausgearbeiteten Ansichten über den Bau, die sogenannte Struktur der Materie, und zeigte, wie etwa diese Materie betrachtet durch ein Riesenmikroskop von märchenhafter Leistung aussehen würde. Und soviel war jedenfalls von Wirklichkeit darin, dass Schlussfolgerung auf Schlussfolgerung sich bestätigte.

Um ein Beispiel zu wählen: für die Alten war das Benzol des Steinkohlentheers ein Kohlenwasserstoff, der neben 92 Proz. Kohlenstoff 8 Proz. Wasserstoff enthielt; für Kekulé war es ein Körper, dessen kleinste Theilchen (Moleküle) ungefähr so aussahen

```
          H
          |
          C
        /   \
   H—C       C—H
     ||      |
   H—C       C—H
        \   /
          C
          |
          H
```

nur dass *C* und *H* keine Buchstaben, sondern bildliche Darstellungen von Kohlenstoff- resp. Wasserstoffatomen sind, während die Striche Bindungen zum Ausdrucke bringen, die das Ganze zusammenhalten. Was mit diesem kleinen Werkzeug, dieser sogenannten Strukturformel von Benzol zu leisten ist, weiss jeder Chemiker, und ist keinem Laien verständlich zu machen. Begnügen wir uns darum mit der Mittheilung, dass diese Errungenschaft während eines Vierteljahrhunderts die fruchtbarsten Untersuchungen derart beherrscht hat, dass am 11. März 1880 zu

*) Wiederholt aus der „Nation“, No. 43 vom 25. Juli 1896.

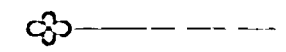
Berlin eine „Kekuléfeier“ und ein „Benzolfest“ veranstaltet wurde, auf welchem selbst Vertreter aus Amerika den persönlich anwesenden Forscher feierten.

Seinen wissenschaftlichen Leistungen, zu denen eine ungemein fruchtbare Lehrthätigkeit (Privatdozent Heidelberg 1856; Professor Gent 1858; Bonn 1865) hinzutrat, schlossen sich an seine innere Begabung und Vorbereitung in durchsichtiger Weise an.

Kekulé war anfangs eben für die Architektur bestimmt, die er so glücklich auf chemischem Gebiete anzuwenden berufen war; er studirte in Giessen deskriptive Geometrie, Perspektive, Schattenlehre und Steinschnitt, als Liebig's Vorlesungen ihn fesselten. Von jetzt ab widmete er sich der Chemie, machte sich durch den Unterricht von Dumas und Gerhardt in Paris, von Williamson in London, von jeder Schule frei und pflegte neben seiner experimentellen Ausbildung seine sachlichen Kenntnisse derart, dass er schliesslich bei seinen Freunden für zuverlässiger als der chemische Jahresbericht galt. Auf diesem Boden blühten dann die Resultate auf, über deren Entstehung, speziell der der Benzoltheorie der Verstorbene selber Folgendes mitgetheilt hat:

„Während meines Aufenthaltes in Gent in Belgien bewohnte ich elegante Junggesellenzimmer in der Hauptstrasse. Mein Arbeitszimmer lag aber in einer engen Seitengasse und hatte während des Tages kein Licht. Für den Chemiker, der die Tagesstunden im Laboratorium verbringt, war dies kein Nachtheil. Da sass ich und schrieb an meinem Lehrbuch; aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen. Kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrund. Mein geistiges Auge, durch wiederholte Gesichte ähnlicher Art geschärft, unterschied jetzt grössere Gebilde von mannigfacher Gestalt. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt; alles in Bewegung schlangenartig sich windend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfasste den eigenen Schwanz, und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich; auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten. Lernen wir träumen, dann finden wir vielleicht die Wahrheit. Aber hüten wir uns, unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind.“

Diese Vorschrift erinnert an Newton's „Abwarten“, wird aber bekanntlich nicht von jedem mit gleichem Erfolge durchgeführt.



Briefe von D. Fr. Strauss, Gustav Freytag, Friedrich Hebbel und Emanuel Geibel.

Mitgetheilt von M. GRUNWALD.

Die folgenden, unseres Wissens hier zum ersten Male veröffentlichten, Briefe entstammen der Campe'schen Autographensammlung auf der Hamburger Stadtbibliothek.

D. Fr. Strauss.

Die Briefe von Strauss sind, der eine an den bekannten Verleger Brockhaus, der andere an Prof. Wurm gerichtet. Wurm war (vgl. Schröder, Lexic. der Hamb. Schriftsteller) 1801 zu Blaubeuren in Württemberg geboren, also ein Landsmann von Strauss, er leitete von 1827 bis 1833 zwei in Hamburg erscheinende englische

Zeitungen und wirkte von da an bis zu seinem Tode (1859) als Professor am dortigen akademischen Gymnasium.

Auf den Brief an Wurm nimmt Strauss in der Vorrede zu seiner Schrift „Herm. Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die Vernünftigen Verehrer Gottes“ (ges. Schriften Bd. V 1877 S. 231 fg.) Bezug: „Nachdem ich in Erfahrung gebracht, dass das vollständige Werk, aus welchem Lessing die Fragmente bekannt gemacht hatte, auf der Hamburger Bibliothek noch vorhanden sei, wandte ich mich im Jahre 1844 dahin mit dem Wunsche, das Manuskript zu erhalten“. Doch benutzt Strauss bei der Abfassung seines „Reimarus“ eine Abschrift des Reimarus'schen Werkes, welches sich in Hamburger Privatbesitz befand.

An Prof. Wurm in Hamburg.

Verehrtester Herr Professor!

Wenn Sie es zudringlich finden, dass ich, Ihnen persönlich durchaus unbekannt, mich mit einer Bitte an Sie wende, so habe ich zu meiner Entschuldigung nichts aufzubieten, als die Landsmannschaft. Da ich nie in Hamburg war, und dort keinerlei Verbindung habe, so werden Sie es natürlich finden, dass mir bei einer Erkundigung, die ich daselbst einzuziehen wünschte, zuerst derjenige Name auffällt, der unser Würtemberg dort seit einer Reihe von Jahren ehrenvoll vertritt. Mein Anliegen ist aber dieses. Auf der dortigen Bibliothek liegt das vollständige Manuskript jener merkwürdigen Schrift, von welcher Lessing die bekannten Fragmente herausgegeben hat. Von jeher hat dieses Werk und sein Verfasser zu den vornehmsten Gegenständen meiner Neigung und Verehrung gehört, und längst hege ich den Wunsch, es vollständig herausgeben zu können. Ich glaube, die deutsche Literatur hat ein Recht auf dieses Buch. Es ist wie wenige ein Ausdruck deutschen Geistes, der auch in einem Gebiete, wo so viel Reiz zu frivolem Muthwillen stattfindet, seinen Ernst und seine sittliche Würde nicht verleugnet. Giebt man den Bodin heraus und bevorwortet ihn Neander, so sehe ich nicht, warum Reimarus unter Schloss und Riegel gehalten werden soll. Dass die Meinung von etwaigem Ärgerniss etc. auf Irrthum beruhen würde, darf ich Ihnen nicht erst auseinandersetzen. Also ist meine Anfrage diese: ob und unter welchen Bedingungen von dem auf dortiger Bibliothek befindlichen Reimarus'schen Manuskript eine Abschrift zum Behufe des Druckes genommen werden dürfte, und an wen ich mich desshalb zu wenden hätte — was ich aber nur dann thun möchte, wenn das Resultat der Privaterkundigung, die Sie vielleicht einzuziehen gütigst Gelegenheit nehmen, ein günstiges ist.

Wollen Sie einmal von einem Manuskript unseres Heilbronner Archivs, etwa einem Götzischen Fehdebrief, Abschrift nehmen lassen, so stehe ich Ihnen dann auch mit Vergnügen zu Gebot!

Indessen bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster D. F. Strauss.

Heilbronn, 17. Juni 1844.

Tübingen, 4. Juli 1840.

Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euer Wohlgeboren

sende ich hier die gewünschten Notizen, indem ich übrigens auf die Darstellung von Vischer, in den Halle'schen Jahrbüchern verweise.

Hochachtungsvoll

Dr. Strauss.

Ich bin geboren zu Ludwigsburg den 27. Januar 1808 (hier ist ein Fehler bei Vischer); besuchte dort die lateinische Schule bis zum Herbst 1821, wo ich in das niedere theologische Seminar zu Blaubeuren aufgenommen wurde. Im Herbst 1825 wurde ich in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen; im Herbst 1830 absolvirte ich und wurde Vicar bei einem

Landgeistlichen. von hier kam ich im Sommer 1831 an das niedere Seminar nach Maulbronn als Professoratsverweser. Im November desselben Jahrs reiste ich nach Berlin, wo ich den Winter blieb und hauptsächlich Schleiermacher (da Hegel in den ersten Tagen meines Dortseins gestorben war) hörte. Im Mai 1832 kam ich als Repetent an das Stift in Tübingen: im Juni 1835 erschien der 1. Band meines Leben Jesu; im Juli war ich schon meines Amtes entlassen und nach Ludwigsburg als Verweser eines Professorats am dortigen Lyceum gewiesen, ich durfte jedoch auch noch bis zum Herbst in Tübingen ausserhalb des Seminars verweilen, um den Druck des 2. Bandes meines Leben Jesu zu besorgen. Die Stelle in Ludwigsburg versah ich ein Jahr; dann bat ich um meine Entlassung und lebe seitdem in Stuttgart, wo mich neben der Abfassung von Streitschriften und der Besorgung neuer Ausgaben meines Leben Jesu, hauptsächlich die Vorarbeiten für eine Dogmatik beschäftigen. Von dieser ist jetzt der erste Band fertig, und wird bis Herbst erscheinen: mit demselben eine 4. Ausgabe des Leben Jesu, welche das Werk namentlich von manchen Verunstaltungen, die es in der dritten erlitten, reinigen wird.

G. Freytag.

Die Adressaten der Freytag'schen Briefe sind ein Professor in Hamburg, vermuthlich wegen der englischen Beziehungen, auf welche in dem Briefe angespielt wird, Wurm (s. oben), der bekannte schlesische Dialektdichter Karl v. Holtei und Heinrich Marr, der, 1797 zu Hamburg geboren, seit 1844 am Stadttheater in Leipzig, wohin Freytag 1848 von Dresden übersiedelte, als Oberregisseur wirkte. Er starb 1871 in seiner Vaterstadt. Der in dem Briefe an Holtei erwähnte Ed. Devrient, geboren 1801, war seit 1844 Oberregisseur an der Dresdener Hofbühne, an welcher 1847 Freytags „Graf Waldemar“ zum ersten Male gegeben wurde. Devrient starb 1877 zu Karlsruhe.

Herrn Oberregisseur Marr

Leipzig.

Breslau, 2. 3. 47.

Mein lieber Marr!

Tausend Dank für Ihre freundliche Nachricht, noch mehr für die gute Gesinnung, welche aus Ihrem Briefe schimmert. Ich habe, um als guter Handelsmann zu reden, meine Zeit in Leipzig nicht verloren, habe manche Menschenseele kennen gelernt und lieben gelernt und auf Botokudenweise meine Nase an ihnen gerieben, und ich freue mich herzlich, dass darunter auch Ihre Seele ist, lieber Marr. Eine bösartige, trotzige, gefährliche Seele, die ich ausnehmend schätze, und deren Bass einen auffälligen Contrast bildet gegen den hohen Ziehdiskant des artigen Sachsen. Nun, Gott segne Sie und der Böse führe Sie bald her zu uns. Sie wissen, wie ich das meine.

Wegen Ihres Gastspiels habe ich am ersten Tage meiner Ankunft an Dr. Nimbs geschrieben und erwarte seinen Besuch oder Brief um das Weitere zu besprechen, sobald etwas resultirt feststeht, erhalten Sie Antwort.

Die Zeilen kommen mit einer Bitte. Ich habe vor meiner Abreise einer respectabeln Freundin ein Billet zur dritten Darstellung der Valentine versprochen und die Sache unter dem Abreisen schändlich vergessen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, zur vierten Vorstellung, Sonntag, ein Billet, Parquet oder Amphitheater und ein Billet dritte Gallerie an Frau Architekt Treischke, Dresdnerstrasse 27 parterre, hinauszusenden. Bitte, thun Sie es, sie ist die brave Wittwe eines ehrlichen Freundes, der ein schweres Leben und ein kleines Glück hatte.

Grüssen Sie recht artig meine Freundin Elisabeth; sein Sie ihr immer hübsch artig, mein lieber Marr, Sie sind ihr ja Alles. — Wagnern grüsse ich herzlich, auch Richter, Guttmann, den kleinen Schneider. Wenn Sie Bertha Angelmann und die gute Grossmama sehen, so sagen Sie ihnen, die schlesischen Öfen seien besser als die Leipziger, aber ich sehnte mich doch manchmal nach ihrem warmen Ofen zurück.

Mit gutem Gruss und Handschlag bitte ich, bleiben Sie hold

Ihrem Freytag.

Siebleben, 8. November 1857.

Hochverehrter Herr Professor!

Erst jetzt kann ich Ihnen für Ihren gütigen Brief danken, denn erst jetzt habe ich wenigstens theilweise Kenntniss der englischen Übersetzungen von S. u. H. [= Soll und Haben] erhalten. Nur gegen einen der Übersetzer, die Oberst Malcolm, deren Arbeit bei Bentley. London erschienen ist, fühle ich eine Verpflichtung, da diese sich vorher an meinen Verleger gewendet hat, auch scheint mir ihre Arbeit gewissenhafter, als die der andern. So bin ich in der Lage, bei einem neuen Roman wohl zuerst dieser Dame — falls sie noch Lust haben sollte, ein zweites Mal mit mir zu debutiren, das Recht der Übersetzung zu geben. Haben Sie desshalb, hochgeehrter Herr, die Güte, der wohlwollenden und talentvollen Frau, welche Sie mir nannten, mit meinem ergebensten Dank meine Entschuldigung auszudrücken, dass ich das ehrenvolle Anerbieten wenigstens vorläufig nicht sicher annehme.

Aber was die Hauptsache ist, womit ich diesen Winter debutiren will, ist gar kein Roman, und ich fürchte, auch die liebevollste Übersetzerin wird keine Lust haben, die neue Arbeit zu übertragen. Und bis zum nächsten Winter ist's noch weit. Jedenfalls bitte ich um Erlaubniss, an Sie schreiben zu dürfen, falls Ihre bekannte M. Sinnert dann noch Lust haben sollte, mit mir in Conjunction zu treten.

Immer habe ich in diesem Jahre eine Reise nach Hamburg intentionirt, die mir — so wünschte ich lebhaft, die Freude verschafft hätte, Sie persönlich zu begrüssen, aber in Sonnenlicht und Behagen an der Natur schwand dies schöne Jahr auch uns vorüber, und nahm mit seinen fliegenden Stunden dies Projekt, wie vieles hinweg. Bis mir der Wunsch erfüllt wird, Ihnen die Hand zu schütteln und zu sagen, wie sehr ich Sie verehre, bitte ich Sie, als den Freund meiner Freunde auch mir Wohlwollen und freundlichen Antheil zu bewahren.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Freytag.

Herrn Carl von Holtei

z. Z. in Hamburg.

Leipzig, 6. Januar 1850.

Mein theurer Freund!

Ihr Brief hat mir grosse Freude gemacht, ich beantworte ihn erst jetzt, weil ich mir vorher einiges für Sie zurecht legen wollte. Vor Allem einen Plan in Betreff Ihrer. Sie wollen Mitte des Monats von Hamburg nach Gratz reisen. Da liegt ja Leipzig mitten inne. Wir bitten Sie freundlichst und sehr dringlich, kommen Sie doch zu uns und bleiben Sie ein paar Tage oder Wochen bei uns Leipzigern. Die Gründe zu diesem Wunsch sind zahlreich wie Brombeeren, und ich will einige anführen. Pro primo wünsche ich leidenschaftlich Sie einmal zu sehen, zu streicheln, zu haben. So und so viele Jahre sind vergangen, seit wir uns nicht die Hände geschüttelt, die Welt ist jung und wieder alt geworden seit der Zeit, unverändert aber steht Ihr Bild in dem Herzen Ihres Sie liebenden u. s. w. Es wäre für Sie kaum ein Umweg über Leipzig nach Gratz, für mich eine grosse Freude.

Pro secundo würde diese Freude auch in grössere Kreise getragen werden können, wenn Sie sich entschlössen, den Leipzigern einige dramatische Vorlesungen zu halten. Ich glaube, dass jetzt ein vorzüglicher Boden für dergleichen hier ist, das Theater steht in dem schlechtesten Renommée und der Leipziger stürzt gern in künstlerische Abende. Die Kritik ist hier schlecht, wie überall, aber das Publikum achtet nicht darauf, und Sie haben ja Freunde. Es ist ein Stamm Schlesier da, gute Jungen, freilich schlechte Musikanten, die zu einer Recensentenclique gehören, welche die Tageskritik macht. Mit Alledem würden Sie leicht fertig werden. Die Autographe sammeln wir Ihnen, ich habe meine vor einiger Zeit an Kahlert und in eine englische Sammlung gegeben, was ich noch zusammenkratze, gebe ich Ihnen, aber unter meinen Bekannten steckt noch Einiges. Kommen Sie her, so dediciren wir Ihnen Alles.

Ich habe Eil, ich will noch nach Dresden, eine Aufführung des Waldemar sehn. Also, lieber Freund, Landsmann, Holteile, überlegen Sie sichs kurz und kommen Sie her. Schreiben Sie mirs sobald Sie können. An Marr und sein Weib 100,000 Grüsse, komme ich von Dresden zurück, wo ich mit Ed. Devr. und Koch sprechen werde, so schreibe ich ihm selbst; sie sollen mir gut bleiben, ich wünsche sehr, sie zu sprechen. Mein Weib empfiehlt sich Ihrem Wohlwollen.

Treu und artig
Freytag.

Friedr. Hebbel.

Über die in Hebbels Brief erwähnten Personen ist zu bemerken, dass unter Rötscher der Dramaturg Heinrich Theod. Rötscher (1803—1871) zu verstehen ist, welcher 1847 bis 1849 zu Frankfurt a. O. ein Jahrbuch für dramatische Kunst und Litteratur herausgab, zu dem auch Hebbel Beiträge lieferte. Über die Schicksale der Amalie Schoppes (geb. Weiss, 1791—1858), deren Nekrolog Ottilie Assing geschrieben, berichtet des Näheren Schröder a. a. O.

An ? in Hamburg.

Wien, 15. Nov. 1847.

. . In der jetzigen Zeit kann Niemand der Mitwirkung der Journalistik entbehren, wie mich eine lange und schmerzliche Erfahrung überzeugend gelehrt hat. Das Niederträchtige kann sich durch sie keineswegs auf die Länge oben erhalten, aber das Vortreffliche kommt ohne sie auch nicht in die Höhe. Es ist daher ein sich ganz von selbst ergebendes Gesetz, dass ich treu nach beiden Seiten befolge, dass man nicht pfuschen, sondern immer das Mögliche leisten, dann aber auch die Mittel, die das Geleistete allein in Verbindung mit der Welt setzen, nicht verschmähen soll.

Seit der Maria Magdalena habe ich meinen Diamant und mein Trauerspiel in Sicilien, ein Werk, das in gewissem Sinn in uns'rer Litteratur einzig ist und darum auch das einzige Schicksal hat, total missverstanden zu werden, veröffentlicht. Ein neues Trauerspiel: Julia, das einen zweiten Theil der Maria Magdalena bildet und eine ganz neue ethische Lösung des tragischen Verhältnisses darbietet, ist vollendet und eine grosse historische Tragödie, wovon bereits zwei Acte fertig sind, schreitet täglich vorwärts. Ein zweiter Band Gedichte, mein Allerbestes enthaltend, erscheint in prachtvollster Ausstattung zu Weihnacht in Leipzig und meine Novellen, neun an der Zahl, sind druckfertig. Gleichfalls unterstütze ich Rötschers Jahrbücher regelmässig mit Beiträgen, in denen ich, so wenig sie dem oberflächlichen Blick darnach aussehen mögen, die Resultate Jahre langer Untersuchungen niederlege. Ich möchte wohl, dass Du die Abhandlung im ersten Heft: Über den Styl des Dramas! und die im vierten: Über das Verhältniss von Kraft und Erkenntniss im Dichter! einmal läsest. Der letzteren verdanke ich eine Reihe von wühlenden Angriffen in der letzten Zeit, denn sie beschäftigt sich vorübergehend auch mit Herrn Gutzkow. Doch, die schaden nicht, und um so weniger, als die ersten kritischen Instanzen Deutschlands, zum Theil auch Frankreichs, für mich sind. Vischer in Tübingen, der noch Niemand anerkannte und der sicher an der Spitze der ästhetischen Bildung steht, nennt die Maria Magdalena ein Epoche machendes Werk. Ruge, seit Paris mein intimer Freund, hat eine köstliche Parallele geschrieben und z. T. im 9. Band seiner Werke aufgenommen: Maria Magdalena, eine Tragödie, und Uriel Acosta keine Tragödie. Rötscher ist enthusiastisch für meine Arbeiten eingenommen und erklärt namentlich das noch nicht vollendete historische Stück, dessen ersten Act ich ihm in Berlin mittheilte, für ein Meisterstück vom ersten Rang. Aus Paris erhalte ich viele Beweise der höchsten Theilnahme und die Julia wird dort wahrscheinlich eher gespielt werden, wie bei uns. Brauche ich mehr um mich über das Hundegebell der Gutzkowianer getröstet zu fühlen? Von meinem neuen Werk wird auch ohne Zweifel die grösste Wirkung auf die Massen ausgehen, besonders, wenn meine Frau den Hauptcharacter spielt, denn sie hat als tragische

Künstlerin in Deutschland nicht ihres Gleichen und in Frankreich kaum in der Rachel. wenigstens ziehen Franzosen und Deutsche aus den ersten Kreisen sie in concurrirenden Rollen der Rachel noch vor. Ich wünschte Dir die Anschauung ihrer Chriemhilde. ihrer Maria Stuart, ihrer Griseldis u. s. w., dann würdest Du erfahren, was die Schauspielkunst für sich selbst bedeutet, denn die Stücke, mit Ausnahme des Schillerschen, wollen doch nicht viel sagen. Am Wiener Hofburgtheater wird sie darnieder gehalten, wie ich in der Literatur, und aus dem nämlichen Grunde, damit sie die liebe Mittelmässigkeit nicht genire. Doch wird sich das ändern, so oder so. Mir ist sie Alles, mein höchstes Glück und die Bedingung jedes Glücks, denn sie steht als Weib noch höher, wie als Künstlerin, ich brauche sie bloss abzuschreiben, um sicher zu seyn, das Vortreffliche zu erreichen. Mögtest Du sie kennen lernen! Das Interesse, das sie an der Judith nahm, hat uns zusammen geführt. Wunderbar, nicht wahr? Wäre ihre Gesundheit nur fester. Jetzt sieht sie ihrer zweiten Niederkunft entgegen!

Nun noch eine Frage: „Wie steht es mit der Doctorin A. Schoppe?“ Ich kann Dir nicht verhehlen, dass ich nur mit tiefstem Schmerz an sie denke, und, wo ich kann, Nachrichten über sie einzuziehen suche, so noch in Leipzig bei Kühne durch die jüngere Assing. Schwerlich geht es Dir anders. Als ich in Paris in der Frankfurter Zeitung die furchtbare Katastrophe mit ihrem Sohn las, trieb es mich mächtig, ihr zu schreiben, und ich unterliess es nur, weil ich an dem günstigen Eindruck auf sie zweifelte. Eben hatte ich, in der Maria Magdalena, ein fürchterliches Familien-Zerwürfniss dargestellt und nun musste sie es in gesteigertem Grade erleben! Seitdem habe ich unendlich oft an sie gedacht. Man schreitet in der Bildung vorwärts mit den Jahren und was man früher nicht begriff, wird Einem später oft unendlich klar. Wer erführe es nicht jeden Tag, dass die menschliche Natur äusserst einseitig ist, aber wie lange währt es, bis man erkennt, dass sie das mit Nothwendigkeit ist! Und doch ist es unläugbar der Fall, denn sie ist viel zu arm, um es nicht sein zu müssen, und die Zersplitterung, das Auseinandertreten der Gegensätze, wie auf der Waagschaale, zu ertragen; alle Energie würde damit aufhören.

Wer dieses erkannt hat, den wird keine Leidenschaftlichkeit mehr überraschen. Und was war ihr vorzuwerfen, als diese? Du würdest mich durch Nachrichten über sie ausserordentlich erfreuen.

Was Du mir über Dich selbst mittheiltest, konnte mich nur betrüben. Die menschliche Situation ist von grässlichen Zufälligkeiten abhängig, denen sich wenige entziehen können. Der einzige Trost, der bleibt, ist der, dass man sich durch redliches Kämpfen und Ringen innerlich steigert. Auf den sieht sich auch der Künstler angewiesen. Denn wer würde, der stumpfen Welt gegenüber nicht verzweifeln, wenn er bemerkt, wie wenig er sie zu ergreifen vermag und wie oft sie die Uhr, die er ihr hinreicht, damit sie wisse, wie viel es an der Zeit sey, für eine Kugel hält, womit sie bosseln soll. Auf dieser Stufe der Erkenntniss blieb Kleist stehen und erschoss sich. Man soll aber weiter gehen und erkennen, dass der wahre Lohn in der Entwicklung selbst liegt und dass die That, die nicht erkannt wird, das Hauptwerk, das ins Wasser fällt, den Vollbringer und Urheber veredelte, erweiterte und erhöhte. Seit ich zu dieser Erkenntniss durchgedrungen bin, kann mich Nichts mehr verwirren.

Ich grüsse dich herzlichst und bitte dich um ein baldiges Lebenszeichen. Wenn ich nur einen sichern Weg wüsste, so würde ich Dir Weihnacht meine neuen Gedichte als ein kleines Andenken senden. Durch Campe geht es nicht, der lässt sogar liegen, was für mich bei ihm eintrifft. So hat in diesem Sommer ein Königsberger Dichter mir seine Gedichte dedicirt, mir sie geschickt und mir dabeigeschrieben und ich habe Nichts davon erhalten, weil er sich an meinen Herrn Verleger gewendet hat, statt an mich selbst. Was sagst Du? — Ein unglückseliges Verhältniss, und doch — war es zu umgehen?

Dein Fr. Hebbel.

N. S. Ich öffne das schon gesiegelte Couvert wieder und schliesse ein Blättchen für Campe bei. Du wirst es gütigst besorgen lassen, etwa durch die Stadtpost.

Emanuel Geibel.

Über Hübbe, an den der erste Brief G.'s gerichtet ist, vgl. man Schröder a. a. O., der mehrere Hamburger Schriftsteller dieses Namens aufführt.

Heinrich Schleiden ist der Bruder des bekannten Botanikers M. J. Schl., dessen Briefwechsel mit Jakob Friedr. Fries ebenfalls zu dem Handschriftenbestand der Hamburger Stadtbibliothek gehört (Vgl. Archiv für Gesch. der Philosophie Bd. IX, Heft 2).

An Hübbe.

. . Ich bin nun freilich mein Leben lang ein schlechter Kritiker gewesen, indem es mir immer näher lag, mich an dem, was ein Poët geben mochte, zu erfreuen, als die Schwächen des Gegebenen aufzusuchen und mit schlagfertigem Urtheil auf dem Platze zu sein. . . Das republikanische Unwesen in Berlin ist mehr und mehr in den Hintergrund getreten, das beleidigte Preussengefühl richtet sich mächtig auf gegen jeden Übergriff, das Volk besinnt sich, und hundert Stimmen werden laut für König und Vaterland. . .

An Heinrich Schleiden.

Lübeck, 7. Nov. 1847.

„Ich [habe] . . in den letzten Wochen mit der „schlechten Leinenwand des Körpers“ und namentlich mit meinem rebellischen Kopfe in dem es wirthschaftete, als sässe mir wie weiland Vater Zeus eine gepanzerte Minerva darin, so viel zu thun gehabt, dass es mir für diesen Augenblick geradezu unvernünftig scheint, meine einförmige, streng diätetische Lebensart zu unterbrechen. . .

So arg mir indessen mitunter zu Muthe war, so ist mir doch die seit der Germanistenversammlung verlaufene Zeit nicht ohne Frucht geblieben. Der Entwurf zu einer grossen historischen Tragödie: die Albigenser ist bis ins kleinste Detail fertig geworden; ich freue mich recht darauf, Dir meinen Carton zu zeigen, und ihn einmal gehörig mit Dir durchzusprechen, bevor ich an die Ausführung gehe. Denn zwischen Plan und Ausarbeitung lasse ich bei grösseren Sachen gern einen gewissen Zeitraum verstreichen; man geht dann frischer ans Werk und mit schärferem Auge. So habe ich mich jetzt einstweilen ans Entwerfen eines Lustspiels gemacht, in welche mich in bunten raschwechselnden Bildern eine sittliche Idee, das Unzureichende eines hochmüthig gesetzlichen Pharisäerthums im Gegensatze zu dem lebendigen Ergreifen der Gnade von Seiten des reuigen Sünders, auszuführen gedenke. Es scheint mir eine schöne Aufgabe für den Dichter zu sein, das Tiefste und Ernsteste einmal heiter zu sagen. Die Scene versetze ich in das alte Lübeck, und gewinne so einen Hintergrund, auf welchem ich mich mit Behagen und mit aller Ausgelassenheit frei bewegen kann. . .

ANZEIGEN.

Slatin Pascha.

Durch die Veröffentlichung*) der wahrhaft abenteuerlichen Ergebnisse seiner Jugendjahre hat der Österreicher Slatin einen zeitgeschichtlich höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte Innerafrikas geliefert. Kein Sterblicher war wie er in der Lage, die furchtbaren Ereignisse, welche sich an die Siege der mahdistischen Aufrührer in dem früher ägyptischen Sudân knüpften, nicht nur mit eigenen Augen zu schauen, sondern auch nachher auf das gründlichste

*) Feuer und Schwert im Sudân. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879 bis 1895. Von Rudolf Slatin Pascha, Oberst im ägyptischen Generalstabe, früher Gouverneur und Kommandant von Darfur. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Portrait in Heliogravüre, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. Leipzig 1896. F. A. Brockhaus. X. 596 S. gr. 8°. Empfehlenswerth ist das ausführliche Namenregister.

zu beschreiben, denn die meisten europäischen Augenzeugen jener Greuel erlagen entweder ihrem Verhängniss oder befinden sich heute noch in mehr oder minder harter Gefangenschaft. Einzig Pater Ohrwalder, dem noch vor Slatin die Flucht aus der Gefangenschaft gelang, vermochte einen entsprechenden Bericht zu erstatten, und das hat er ja auch in dankenswerthester Weise gethan, allein so nahe wie sein Unglücksgenosse stand der fromme Geistliche dem Tyrannen nicht, der beide in Haft hielt, und darum konnte er auch keinen so tiefen Einblick in die Verhältnisse gewinnen, wie jener. So spricht sich Ohrwalder selbst in dem Schreiben, welches dem vorliegenden Werke zur Einführung dient, folgendermaassen aus: „Auch mich hat ein trauriges Schicksal in den Strudel dieser grossen Bewegung gezogen; doch ich war nur ein gefangener Missionar, dessen Existenz bei den neuen Herren des Landes wenig Beachtung fand und bald vergessen wurde, während Slatin Pascha, im Mittelpunkte der Ereignisse stehend, durch die hervorragende Stelluug, die er eingenommen, unter den Lebenden als der Berufenste erscheint, die mahdistische Bewegung in ihrer Entwickelung und gegenwärtigen Bedeutung richtig zu beurtheilen". Dies ist unzweifelhaft richtig, und so liefert denn auch das Buch in geographisch-ethnographischer, in politischer, in religionsgeschichtlicher Beziehung gar manchen wichtigen Aufschluss, indem es sich zugleich durchweg wie ein spannender Roman liest, so dass man sich stets zu vergegenwärtigen hat, es handle sich hier nicht um eine freie Dichtung, sondern um strikte, oft grauenvolle Wahrheit. An dieser Stelle sollen jedoch die Dinge selbst dem Menschen gegenüber zurücktreten: er gilt uns als Hauptzweck, und aus seinem Werke wollen wir den Autor selbst kennen lernen. Die anspruchslose, aber lebensvolle und durchaus nur persönlich Erlebtes und Geschautes wiedergebende Darstellung unterstützt uns wesentlich bei der Erreichung dieses Zweckes.

Dem Schreiber dieser Zeilen wird jedoch seine Aufgabe weiterhin noch wesentlich erleichtert durch den Umstand, dass ersterer sich der unmittelbaren Bekanntschaft mit dem Manne erfreut, welchem so schweres durchzumachen beschieden war. Anlässlich eines Vortrages, den Slatin vor den Mitgliedern der Münchener Geographischen Gesellschaft hielt, hatte man hier Gelegenheit, die liebenswürdige und bescheidene Persönlichkeit näher kennen zu lernen, deren Name seit der gelungenen Flucht in Aller Munde war, und so setzt sich denn auch dieses Referat ebensosehr aus Lesefrüchten wie aus den am fraglichen Vortragsabende gewonnenen Reminiscenzen und Eindrücken zusammen. Es wird dieser Sachverhalt sicherlich nicht als ein Nachtheil empfunden werden.

Rudolf Slatin, ein geborener Wiener, machte als angehender Reserveoffizier den bosnischen Okkupationskrieg in Bosnien mit, nachdem er zuvor schon, als ganz junger Mann, eine Reise nach Ägypten gemacht und dort mit Emin Pascha persönliche, mit dem berühmten Heerführer Gordon wenigstens briefliche Beziehungen angeknüpft hatte. Letzterer berief ihn im Sommer 1878 zu sich nach dem Sudán, doch konnte Slatin, eben des Feldzuges wegen, dem Rufe erst im darauf folgenden Jahre Folge leisten. Im Januar 1879 zu Chartum angekommen, erhielt er vorerst eine Anstellung als Finanzinspektor, bald aber schon, da man sich von seiner Verwendbarkeit überzeugt hatte, als Mudir oder Stadthalter von Süd- und West-Darfur. Erst wenige Jahre zuvor war dieses Gebiet der ägyptischen Herrschaft anscheinend endgiltig unterworfen worden, und es gab für den neuen Regenten genug zu schaffen, um eine gewisse Ordnung im Lande zu erhalten, dasselbe aber auch gleichzeitig gegen auswärtige Angriffe zu schützen. Das hierauf bezügliche Kapitel reicht aus, um den Leser zu vergewissern, dass der Menschenkenner Gordon keine schlechte Wahl getroffen hatte. Aber kaum war Slatin sozusagen in seinem Regierungsbezirke ein wenig warm geworden, da brach jener furchtbare Aufstand des falschen Propheten oder Mahdi aus, durch den dem türkisch-ägyptischen Einflusse ein rasches Ende bereitet werden sollte. Slatin vertheidigte seine Provinz anfänglich mit gutem Erfolge, aber zuletzt musste er den Gouvernementssitz Fascher, auf dessen Friedhofe schon mehrere seiner deutschen Genossen ruhten, den Belagerern übergeben. Mit der Vernichtung der von Hicks Pascha befehligten Entsatzarmee (4. November 1883) war der kleinen Besatzung die letzte Hoffnung genommen worden, und Slatin sah sich so, indem er vor Mohammed Chalet, dem Unterfeldherrn des Mahdi, kapitulirte,

der Gewalt dieses orientalischen Despoten, seines nunmehrigen Herrn und Gebieters, überantwortet.

Spannend erzählt er uns, wie ihn die siegestrunkenen Araber zwangen, nach dem Falle Chartums das abgeschlagene Haupt des elend hingemordeten Gordon zu identifiziren, wie er dann nach dem Tode des ersten Mahdi in die Dienste des Chalifa Abdullahi, des Nachfolgers im Prophetenamte, treten musste und nunmehr ein unfreiwilliger Zeuge alles dessen wurde, was von diesem Scheusal beschlossen und ausgeführt ward. Hinrichtung über Hinrichtung, darin konzentrirte sich die Regierungsweisheit des neuen Herrschers. Slatin sah sich in die Leibwache Abdullahis aufgenommen — sein Bild als Sudânkrieger in landesüblicher Bewaffnung ist allgemein bekannt, — und musste sich für alle passenden militärischen Dienste gebrauchen lassen. Bei Revuen fungirte er als Adjutant, aber da ihn ein trefflicher Humor auch in der schlimmsten Lage nie verliess, so nützte er die ihm hierdurch verliehene Machtstellung, konnte er es anders ohne Gefahr für seinen Hals thun, gerne dazu aus, die den Truppenführern ohnehin eigene Begabung zur Erzielung taktischer Verwirrung seinerseits noch zu fördern. Der Chalifa konnte sich eines sehr begreiflichen Misstrauens gegen seinen Adjutanten niemals erwehren, mochte auf dessen Rath und Hilfe aber umsoweniger verzichten, da in seiner Umgebung sich fast niemand auf das Lesen der ab und zu einlangenden, fremdsprachlichen Briefe verstand. So musste Slatin auch an dem missglückten Feldzuge gegen Abessynien sich betheiligen, und stets schwebte, da man ihn mitunter der Spionage zieh, das Richtschwert über seinem Kopfe, doch liess sich der Erzürnte immer wieder durch die kalte Ruhe entwaffnen, welche Slatins stärkste Waffe war. Dazwischen wurden ihm auch mannigfache Gunstbezeigungen zu theil, nicht durchaus erfreulich, wie ihm denn, um seinen eigenen Ausdruck zu wählen, zur Pflicht gemacht ward, eine Anzahl „abgelegter Haremsdamen“ des Chalifa in sein Haus aufzunehmen. Auch dieser Prüfung blieb sein unerschütterlicher Gleichmuth gewachsen.

Fluchtpläne hatte der Gefangene von allem Anfang an gehegt, allein nahezu elf Jahre verstrichen, ehe ein solcher Plan zur Verwirklichung gedieh. Von Alexandria aus war derselbe mit höchstem Geschicke durch den dortigen österreichischen Residenten, Baron Heidler, eingeleitet worden, der sich mit dem von ihm Geretteten kein volles Jahr später auf dem Festabend der vorerwähnten Geographischen Gesellschaft wieder zusammenfand. Die Art und Weise, wie theils auf Kamelen, theils zu Fuss der ungeheure Weg von Omderman bis Assuan zurückgelegt wurde, wo Slatin von den englischen Vorposten freundlichst aufgenommen ward, wolle man in der lebensvollen Schilderung selber nachlesen. — Gegenwärtig weilt der kaum vierzigjährige Oberst wieder an der sudânesischen Grenze, beschäftigt mit dienstlichen Aufgaben und nicht abgeneigt, seinem dereinstigen Zwingherrn, allerdings mit der erforderlichen Begleitung, einen erneuten Besuch abzustatten. An den ersten Gefechten des neuen Feldzuges hat er bereits Theil genommen.

S. Günther.

Spinoza en zijn Kring. Historisch-kritische Studien over hollandsche Vrijgeesten. [Spinoza und sein Kreis, historisch-kritische Studien über holländische Freigeister] door **K. O. Meinsma.** s' Gravenhage 1896, Mart. Nijhoff. XXIV + 457 gr. 8⁰.

Dem vorliegenden Werke verdankt die Spinoza-Kunde eine nicht unerhebliche Bereicherung. Emsige Archivforschungen, von weitreichenden, gründlichen Fachkenntnissen unterstützt, haben zu vielfachen Ergebnissen geführt, die manchen Lücken, manchen Ungenauigkeiten in der bisherigen Biographie des Philosophen abhelfen. Dies betrifft namentlich seine bisher äusserst unzulänglich gekannten Jugendjahre. Auch über manche Leute, die ihm nahe gestanden, hat der Autor schätzbare Thatsachen in Erfahrung gebracht, welche zur Klärung ihrer gegenseitigen Beziehungen gehören. Manche Vorgänge in Spinozas Lebenslauf gelangen jetzt erst an ihren richtigen Platz, die bisher nur gemuthmaassten Briefempfänger werden nahmhaft festgestellt, darunter etliche als irrthümlich angenommene nachgewiesen. Im Wesentlichen wird das Gesammtbild Spinozas, wie es sich auf Grund seiner Briefe und

der direkten Überlieferung seiner nächsten Zeitgenossen bisher gestaltete, durch die Forschungen Meinsmas freilich nur in eine bestimmtere Fassung gebracht. Um so reichhaltiger ist aber die Ausbeute hinsichtlich jener Beziehungen des Denkers, welche dem Werke seinen Titel gegeben. Den Kreis, in welchem Spinoza gelebt und gewirkt, lernen wir erst durch Meinsma genauer kennen. Es gilt dies sowohl Spinozas Verwandtschaft wie den Freigläubigen in und bei Amsterdam und seinen späteren Aufenthaltsorten; über die Persönlichkeiten, deren werkthätige Freundschaft er genossen, enthält das Buch vieles Werthvolle, und ganz unschätzbar ist die sorgfältige Darstellung der geistigen Atmosphäre, innerhalb welcher Spinoza seine Denkthätigkeit auszubilden in der Lage war. Der Freisinn, den wir mit Recht an ihm bewundern, erweist sich hier thatsächlich als Ausdruck der Bildung seines Zeitalters, dem er durch Gleichgesinnte verbunden war, wiewohl er diese als der geistig Bedeutendste immerhin überragte und daher die Feindschaft der gegenstrebenden Richtung, wie sie auch die Niederlande damals aufzuweisen hatten, bis zu einem gewissen Grade zu spüren bekam. Wie gross die Macht der Dunkelmänner war, ersieht man hier an dem tragischen Schicksal eines Freundes und Anhängers Spinozas, dessen Namen und Wirken den bisherigen Biographen des Philosophen unbekannt gewesen. Durch Meinsmas Untersuchungen steht zweifellos fest, dass der amsterdamer Rechtsanwalt Adrian Koerbagh, dem Alter wie seiner ganzen Denkweise nach Spinoza durchaus nahestehend, dessen Pantheimus in seinen populär gehaltenen Schriften ganz offen vorgetragen habe. Die landeskirchliche Geistlichkeit war zuerst gegen seine Bücher, dann gegen ihn selbst klagbar geworden und hatte seine Verurtheilung zu langjähriger Zuchthausstrafe durchgesetzt. Koerbagh erlag der grausamen Behandlung im Gefängnisse und starb wenige Monate nach Antritt der Strafe. Während dieser Vorgänge, die keineswegs vereinzelt waren, arbeitete Spinoza an seinem theolog. polit. Tractat, worin er es sich zur Aufgabe gemacht, das Recht der Gedankenfreiheit gegen die Übergriffe geistlicher Herrschsucht zu wahren. Das Werk erschien ein Jahr nach Koerbaghs Verurtheilung, und die tieferbitterte Stimmung im Vorwort ist der Nachhall seiner Eindrücke bei dem erschütternden Schicksal des begabtesten und kühnsten seiner Anhänger. Eben damit hängt auch zusammen, dass die unmittelbar darauf geplante Herausgabe der Ethik unterblieb und erst nach Ableben des Denkers stattfand. Von ähnlicher Bedeutung sind viele andere Aufschlüsse des Buches, dem die verdiente Beachtung hoffentlich zu theil werden wird. Wilhelm Bolin.

bm. Zu Ehren von Heinrich v. Treitschke sind zwei Publicationen erschienen: Heinrich v. Treitschke, Ansprache an die Berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier am 17. Mai 1896. Von Dr. Max Lenz, Professor der Geschichte (Erste und zweite Aufl. Berlin, Walther 1896), eine Rede, die im Ton und Sinn des Verewigten dem Patrioten, dem Poeten, dem Publicisten, dem Lehrer, dem Geschichtsschreiber, kurzum der ganzen starken Persönlichkeit in Liebe und Begeisterung so markig und congenial gedenkt, dass sie über den Tag und Anlass hinaus Dank und Antheil verdient, so lange man nach Treitschke fragt. Auch biographisch bringt Lenz' Rede manches Beachtenswerthe, u. A. die Bestätigung der böhmischen Abkunft von Treitschke's (Tertschky's?) Vorfahren. „Entstammte er doch einem jener Exulantengeschlechter, die einst für den Protestantismus fochten und, auf dem Schlachtfelde geschlagen, ihren evangelischen Glauben in unsern freien Norden hinüberretteten“. Die andere Gabe sind Reden von Heinrich v. Treitschke im Deutschen Reichstage 1881—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel, 1896. Das (leider nur IV Seiten umfassende) Vorwort von Mittelstädt, ein Muster von Tact und gehaltener Wärme, charakterisirt Treitschke als „liberalen Tory“ ebenso überzeugend, wie die Art und Entwicklung seiner politischen Beredsamkeit. Ueber die Bedeutung der Sammlung selbst kann man sich nicht besser und bündiger äussern, als mit den Eingangsworten von Mittelstädt: „nachdem der verfrühte Tod Heinrichs v. Treitschke, dessen ‚Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert‘ jäh unterbrochen, erschien es der Verlagshandlung erwünscht, durch Herausgabe der parlamentarischen Reden des grossen Publicisten sein Bild für Zeitgenossen und Nachwelt zu vervollständigen. Ist doch die politische Wirksamkeit Treitschke's selbst ein Stück deutscher Geschichte in der zweiten Mitte dieses Jahrhunderts“.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Schopenhauer.

Die Zeit, die schliesslich doch mit nothwendiger Gerechtigkeit alles Zeitliche anhört und richtet, ist gegenwärtig nach langer Prozessverschleppung und schwankendem Instanzenzug doch zu einer ruhigen Definitivsentenz in Sachen Schopenhauer's gekommen, einer Sentenz, die freilich wieder appellabel bleiben wird, so lange die Welt in der Form der Zeit existirt. Es war wohl so nothwendig — sonst wäre es ja nicht geschehen, dass die Zeit zuerst die ausführliche und langathmige Rede Hegel's bis zum letzten Ende anhören musste, bevor sie ihr Ohr dem Gegner leihen konnte. Sie hat sich durch dessen Ungeduld nicht beirren lassen, hat ihn aber dann um so gründlicher und ausschliesslicher zu Worte kommen lassen. Dann mit beiden Satzschriften in der Hand hat sie einen Sachverständigen, Ed. v. Hartmann, delegirt, ein Gutachten abzugeben, allenfalls einen Vergleich zwischen den Gegnern zu versuchen. Nach alledem hat sie vorläufig dem den Sieg zugesprochen, der der gegenwärtigen Forschung die fruchtbarste Anregung gegeben hat. Nun ist es kein Zweifel, dass die tiefere und reinere Beschäftigung mit Kant'scher und indischer Philosophie, die das Charakteristische des philosophischen Lebens unserer Generation ausmacht — von der Psychologie abgesehen — auf Schopenhauer'sche Anregung zurückgeht. Freilich die endgiltige Wahrheit so gefunden zu haben, dass man sie nur schön gebunden in seinen Bücherkasten stecken kann, das bildet man sich auch nicht ein, nachdem man sämmtliche Werke Schopenhauer's in der musterhaften Volksausgabe Grisebach's bei Reclam erworben hat. Grisebach ist es auch, der die schönste, originellste, ergreifendste Biographie seines verehrten Meisters geleistet hat. Ich meine damit weniger den 25.—26. Band der von A. Bettelheim herausgegebenen „Geisteshelden“, als vielmehr die wortkarge, aber um so wirksamere „chronologische Übersicht von Schopenhauer's Leben und Schriften“ im 6. Band der Reclam'schen Sammlung. Wenn die ausführlichere Biographie den Leser nicht so ergreift wie jene wenigen Daten, so liegt die Schuld nicht am Erzähler. Er hat nicht nur dem Philosophen, sondern sich selber damit ein Denkmal hingebender Gewissenhaftigkeit und treuer Sorgfalt gesetzt. Die Schuld liegt mehr am Stoff. Es giebt Philosophen, deren Lehre in ihrem äusseren Leben fast aufgeht, so Sokrates und Leibniz. Des Ersteren Gespräche, des Zweiten Briefe geben Alles. Das ist bei den meisten Andern anders. Die Briefe Schopenhauer's geben nichts vom Kern des Philosophen, sie geben nur seine Schale. Sie befriedigen trefflich eine sehr menschliche Neugierde, sie geben aber nichts weniger als das Bild eines grossen Mannes. Das gilt von den meisten Dokumenten zur Biographie Schopenhauer's. Das wird auch wohl von den Gesprächen gelten, deren Sammlung Grisebach uns verspricht.

Mag auch der Philosoph noch so unschuldig an dem Zerwürfniss mit Mutter und Schwester, oder an dem Hinauswurf der Nähterin sein, wie er selber und sein Biograph meint, so wirken doch diese Hauptereignisse in seinem ereignissarmen Leben peinlich. Es ist nicht ein moralischer Vorwurf, sondern nur die Konstatirung einer ästhetischen Thatsache, wenn man bedauert, dass solche Vorkommnisse typisch für Schopenhauer's Leben sind. So kommt es, dass der Lebensgang des grossen Pessimisten, selbst in der apologetischen Darstellung eines unbedingtesten Anhängers und Bewunderers, auf den harmlosen Leser mit bestem Willen doch mehr einen kleinlichen, unbedeutenden, unsympathischen, ja manchmal sogar komischen Eindruck macht. Es geht eben schwer an, aus dem korrekten praktischen Geldmann, dessen Sympathie für die Menschheit so latent blieb, einen Heiligen zu machen. Schopenhauer wusste wohl, warum er sich eine ausführliche Biographie verbat. Man kann nur das Leben eines Menschen beschreiben, der ein Leben lebt. Das hat nun Schopenhauer äusserlich nicht gethan. Er hat aber ein Leben gelebt, das man auch darstellen kann und soll. Es ist das innerliche geistige Leben, wie es uns in seinen philosophischen Tagebüchern noch erhalten ist. Die Gedanken, wie sie ihm der Reihe nach gekommen sind, das sind seine Lebensereignisse. Und das wäre die eigentliche Aufgabe seines philosophischen Biographen, uns in das Werden dieser Gedankenreihen einzuführen. Es ist kein Zweifel, dass Grisebach dies noch einmal thun wird, zum Zeugniss, dass er nicht nur als Bücherliebhaber und Urkundensammler sich mit seinem Meister beschäftigt hat. Dieser hat es nicht verpönt, dass man die Schriften der Philosophen wörtlich anführe. Sein Geist wird nichts dagegen haben, wenn einer seiner Schüler seine philosophischen Tagebücher zu diesem Zwecke ausziehe. Man weiss, dass die Werke Schopenhauer's ihre Gestalt zufälligen Anregungen, Verlagsverhältnissen etc. verdanken. Nothwendig und organisch entstanden sind nur seine Aufzeichnungen.

Auch die Schopenhauer'sche Philosophie ist, wie alles Zeitliche, den Gesetzen der Zeit unterworfen, auch sie ist geworden und wird ihre Lebenskraft andern Systemen abgeben müssen. Sie ist ja keine Lösung des Welträthsels, sondern die methodische Resignation. Ihr Ruhm wird bleiben: zu mächtig hat der Denker seine Persönlichkeit mit prächtigen Zügen in die Marmortafeln seines Jahrhunderts gegraben. Aber wie dem Ruhm Platon's und Aristoteles', wird auch dem seinen von den kommenden Zeitenwogen mitgespielt werden. Er wird als Kind seiner Zeit begriffen werden, obwohl er sich eine Jahreszahl auf seinem Grabstein verbat. Nur die unaussprechbare Wahrheit ist über aller Zeitlichkeit.

Im Fackeltanz des Lebens hat Schopenhauer die Leuchte der Philosophie auf kurze Zeit aus den Händen seiner Vorgänger bekommen. Tiefroth und düster hat sie in seiner Hand geglüht, knisternde Funken nach allen Seiten der Nacht entsendend, ein prächtiges, aber schauriges Schauspiel. Nur ungern, den nothwendigen Gesetzen des Reigens gehorchend.

hat er sie dann seinem Folgemann überlassen müssen. Da drohte sie finster qualmend fast zu ersticken. Aber auch der wird sie sogleich weiter geben müssen. Und vielleicht wird sie dann von einem frischen Luftzug erfasst, wieder klarer, reiner und heiterer aufzucken. Das Elend der Welt freilich, wie Schopenhauer und Andere es gesehen haben, wird bleiben. Aber warum sollten wir uns nicht an dem hellen Schein der Fackel erfreuen, die das Alles beleuchtet?

Richard Kralik.

Heinrich von Treitschke.

Von

HANS v. ZWIEDINECK-SÜDENHORST.

Es war in den Oktobertagen des Jahres 1863. Das deutsche Volk erinnerte sich, dass es vor fünfzig Jahren um seine Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft, dass es den Sieg bei Leipzig erfochten hatte. In Festspielen, Tischreden und Gesängen wurde der Grossthaten der Väter gedacht und vielfach mit Wehmuth und Beschämung das Geständniss abgelegt, dass die Hoffnungen, mit denen die Führer der gewaltigen nationalen Bewegung den Kampf auf Leben und Tod begleitet hatten, nicht in Erfüllung gegangen waren. Aber der Glaube an eine bessere Zukunft war nicht erloschen, auch der Misserfolg des Versuches, den die Demokraten des Jahres 1848 gemacht hatten, den deutschen Staat durch den Willen des Volkes erstehen zu lassen, hatte ihn nicht ausrotten können. Auch nicht aus den Herzen der deutschen Jugend in Österreich, die damals von der Überzeugung durchdrungen war, sie werde zur Wiederaufrichtung des heiligen Reiches deutscher Nation mitberufen werden. Auch wir Grazer Studenten glühten in Begeisterung für die Einigung der Nation, für deren Verwirklichung uns kein anderes Programm nothwendig schien, als der fromme Wunsch des Arndt'schen Bundesliedes, das unsere Gesangvereine nicht oft genug anstimmen konnten. Die Fessel des Polizeistaates waren gefallen, wir durften die junge Freiheit auch nach unserer Weise zur Schau tragen, deutsche Flause und Couleurmützen prangten zum Verdrusse der Bureaukraten auf dem Universitätsplatze, auf dem sich einst die marianische Congregation der Jesuitenzöglinge zur Prozession gestellt hatte, es wurde geturnt und commentmässig gekneipt, ja selbst mit Jenenser Schlägern manches freilich höchst unbeholfene Waffenspiel versucht.

So feierten auch wir in warmer Herzensfreude das Gedächtniss der Leipziger Schlacht, an deren Herrlichkeit doch auch wir, die Enkel der Mitkämpfer, unseren berechtigten Antheil nehmen durften. Es gab auch vielbeneidete Glückliche unter uns, die mit den Brüdern aller „Bundesländer“ vereint die stolzen Erinnerungen festlich begangen hatten. Wir

hingen an dem Munde der Collegen, die uns von dem Leipziger Turnerfeste erzählten, von den flatternden Fahnen der deutschen Stämme, von den Eichenkränzen, die auch um die Brust von wettwerbenden Tirolern und Steirern geschlungen worden waren, von dem Jubel der Menge, die sich an dem beseeligenden Gefühle tausendjähriger Zusammengehörigkeit berauschte. Da hörten wir, dass dieser Jubel niemals so laut und stürmisch gebraust hatte, als nach der Rede eines jungen Professors, der im Angesichte des Schlachtfeldes zu zehntausend Turnern und Sängern aus allen deutschen Gauen von der Bedeutung des glorreichen Tages gesprochen hatte und von dem Aufschwunge, den unser Volk an Wohlstand und Bildung in dem halben Jahrhunderte genommen, das seitdem verflossen war. Wir hörten aber auch, wie er mit heiligem Zorne über unser Unvermögen geklagt hatte, zu einem unserer Kraft und Würde entsprechenden Staate zu gelangen, wie er den ohnmächtigen „Bund" geschmäht und nach einem neuen deutschen Parlamente verlangt hatte. „Es kann nicht sein" hatte er über das blutgetränkte Blachfeld gerufen, „dass ein grosses, reiches, klarblickendes Volk auf ewig verzichte auf die Leitung seines Staates. Jene gewaltige, volksthümliche Kraft, die in allen Adern unseres geselligen Lebens pulst und wogt, sie wird auch des deutschen Staates sich noch bemächtigen. Nicht, ob es geschehen wird, steht in Frage, nur, wann es sich vollenden wird." Und an diese Betheuerung schloss sich die Mahnung an die begeisterten Hörer, aus dieser patriotischen Feier die Anregung zu nehmen zur Erkenntniss dessen, was die Wege bahnen soll für unsere politische Arbeit.

„Verkündet, wie Ihr im bewegten Austausch der Gedanken und Gefühle, in der Übung der gemeinsamen deutschen Turnkunst empfunden und im tiefsten Herzen erlebt habt, dass wir zu einander gehören, dass wir Ein Fleisch sind und Ein Blut. Erzählet, wie der Mann aus dem Norden dem Manne aus dem Süden das Wort von den Lippen nahm, und wenn Ihr nicht wisset, ob die Wirthe oder die Gäste, ob die Schwaben oder die Niedersachsen das Meiste gethan für die Freude dieses Festes, so gedenket: das ist ein Bild der deutschen Geschichte. Seit Jahrhunderten haben unsere Stämme im Wetteifer gewirkt für die Herrlichkeit unseres Volkes, und kein Weiser hat ergründet, welcher Stamm das Edelste gab, welcher das Grösste empfing. So verbannt sie denn für immer jene schnöde Scheelsucht, welche mäkelt an dem unzweifelhaften Ruhme edler deutscher Stämme, welche neidisch bestreitet, dass die Preussen in dem Freiheitskriege uns Allen glorreich voranstürmten, oder den Süddeutschen die Ehre verkümmert, dass sie früher als wir Alle, doch zum Frommen für uns Alle, die schweren ersten Lehrjahre des parlamentarischen Lebens durchmessen haben. Und Euere härteste Verachtung treffe jene Pharisäer, die, wenn irgendwo in einem deutschen Staate das Recht gebrochen wird, behaglich lächeln: Solches könnte nicht geschehen in unserem Lande. Was der Fernste unserer Stämme leidet durch Unrecht und Gewaltthat, das soll uns schmerzen wie eine Wunde an unserem eigenen Leibe. Der ärgste Feind, der uns hindert, ein mächtiges Volk zu werden, das sind wir selber mit unserem häuslichen Hader . . . . Haben wir erst männlich von uns geworfen jedes liebgewordene Vorurtheil des Partikularismus, auch das allerletzte; sind wir erst Mann für Mann durchdrungen von der leidenschaftlichen Überzeugung, dass dieser Boden den Fremden unantastbar sei, sind wir in Wahrheit geworden das

Volk von Brüdern, von dem die Lieder unserer Sänger reden, so wird der Gedanke eines neuen Rheinbundes, wenn ein Ruchloser ihn je wieder hegen sollte, zu Schanden werden an seinem eigenen Aberwitz. Denn wer wird brüten über dem Verrath, wenn sich in unserem Volke nicht mehr hundert Hände finden, dem Verrath zu helfen? Dann wird der Dom der deutschen Einheit in seinen Grundmauern gefestet stehen. Und sendet uns endlich die Gnade der Vorsehung eine günstige Weltlage, die kein knabenhafter Vorwitz verfrühen kann, so wird die politische Einheit Deutschlands nur noch erscheinen wie der Kranz der Zinnen und der Thürme, der den bereits fertigen Bau unserer Volks-Einheit krönt."

Das klang uns wie das Wort eines Evangeliums, das zu hören unsere Herzen längst ersehnt hatten, und mit Liebe und Bewunderung erfassten wir den Mann, der es verkündet: Heinrich von Treitschke.

So lernte die Nation ihn kennen und so erschien er ihr als ein Prophet, der doch selbst noch ahnungslos war, wie nahe die Verheissung bevorstand. Ein Sachse war's, noch nicht die Dreissig zählend, Sohn eines General-Lieutenants, geboren zu Dresden am 15. September 1834. Sein Lebens- und Bildungsgang war in den regelmässigen Bahnen verlaufen, die der junge deutsche Gelehrte einzuschlagen pflegte. In Bonn war er zu Dahlmanns Füssen gesessen, in Leipzig, Göttingen, Heidelberg hatte er neben den geschichtlichen auch literarische und politische Studien getrieben und seit seiner Habilitation in Leipzig (1857) eine Reihe von Arbeiten auf diesen Gebieten veröffentlicht. Arbeiten voll sittlichen Ernstes und gründlichen, vielseitigen Wissens, aber von einer uns Deutschen bis dahin ganz ungewohnten Form. Das waren keine akademischen Abhandlungen für Fachgenossen und Kritiker, das waren Meisterstücke deutscher Prosa, an deren Wohlklang sich jeder Gebildete erfreuen konnte, wie die Leidenschaftlichkeit der Stimmung jeden hinreissen musste, der nur überhaupt tiefer seelischer Erregung fähig war. Der Grundton dieser Stimmung aber war ein übermächtig wirkendes patriotisches Empfinden, das fast ausschliesslich die Stellung bestimmte, die der Verfasser zu seinem Stoffe einnahm. Auch in dem Essay über „Milton“ (1860) trat der Staatsmann, der muthige Kämpfer für das britische Selbstbestimmungsrecht und die evangelische Freiheit vor den Dichter des Verlorenen Paradieses und an dem Dichterwerke selbst wurde preisend hervorgehoben, dass der Hintergrund einer grossen Geschichte ihm jenen Reiz dramatischer Wahrheit verleiht, welchem auch Goethe nicht widerstehen konnte. Nicht nur „Heinrich v. Kleist's“ (1858), auch „Lessings“ (1863) Charakterbild ist unter die Beleuchtung einer nationalen Weltanschauung gerückt, die jedes Urtheil über die Eigenart einer schöpferischen Kraft mit der Frage zu verbinden zwingt, welchen Einfluss die Schöpfungen der Dichter auf die Entwickelung der Nation gewonnen haben. Mit Vorliebe verweilt Treitschke bei Kleist's „Prinzen von Homburg“, in dem er des unglücklichen Dichters reifstes Werk erkennt; die „idealste Verherrlichung des deutschen Soldatenthums“ steht ihm höher als der Ausbruch des wilden Hasses in der „Herrmannsschlacht“, und dass jene deutschen Soldaten

Brandenburger sind, das macht sie ihm vor Allem werth. Mit unverkennbarem Spotte erzählt er, dass „noch vor wenigen Jahren“ auf der Leipziger Bühne der Schlussvers des Dramas, der Schlachtruf der Offiziere: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ nicht geduldet und dafür, „obschon der misshandelte Jambus sich heulend wider den Frevel verwahrte“, gesagt werden musste: „in Staub mit allen Feinden Germaniens“ und setzt hinzu: „Ich aber glaube, dass eine nahe Zukunft den ‚preussischen Partikularismus‘, welcher der königlich sächsischen Vaterlandsliebe so anstössig erschien, dem Dichter zum Ruhme anrechnen wird.

Die „königlich sächsische Vaterlandsliebe“ hatte auch an der Leipziger Rede des zum Bekenntniss der ersteren durch Geburt und Amt verpflichteten Gelehrten nicht ungetadelt lassen können, dass dieselbe eine zu grosse Vorliebe für Preussen zum Ausdruck gebracht habe, eine Erkenntniss, zu der wohl auch die jüngsten publicistischen Auslassungen Treitschkes Veranlassung gegeben hatten. Wie konnte der Sohn eines so getreuen Bundesstaates wie des Königreiches Sachsen, von dem „Fluche der Lächerlichkeit“ sprechen, dem die erlauchte Versammlung zu Frankfurt a. M. gleich im Anfang verfiel und „der seitdem auf ihr haften blieb“, wie durfte er in dem Lebensbilde „Hans von Gagern“, wo er jene bundesketzerische Aeusserung gethan, gegen den „Aberglauben an die kulturfördernde Macht der Kleinstaaten“ zu Felde ziehen und es beklagen, dass Preussen, „das immer tiefer hineinwächst in Leib und Seele der Nation“ von ehrlichen Patrioten an jeder Abrundung gehindert werde, wie durfte er in einer anderen Schrift darüber frohlocken, dass das Haus Hohenzollern das deutsche Ordensland Preussen der Nation wiedergewonnen und dabei der Krone Polen den Todesstoss versetzt hatte, den alle Staatskunst sächsischer Kurfürsten und Minister nicht zu pariren vermochte?

Aufrichtige deutsche Patrioten, auch die deutsche Jugend der Mittel- und Kleinstaaten, ja selbst wir jungen Österreicher, die wir noch nicht ahnen konnten, dass unser deutsches Empfinden einst in einem Widerspruche mit den Forderungen unseres Staates stehen sollte, nahmen an der Neigung Treitschkes für Preussen noch keinen Anstoss, noch schien sein Programm auch das unsere sein zu können; in der Art, wie er seine Meinung äusserte, sahen wir nur die praktische Anwendung der Lehre von der „Freiheit“, die Treitschke in einem seiner damals am meisten bewunderten Essays entwickelt hatte. Doch bald konnten wir seinen Ideen nicht mehr folgen, denn sie gestalteten sich zu Forderungen, die wir und mit uns die grosse Mehrheit aller nationalgesinnten Deutschen als Verrath am gemeinsamen Vaterlande erklären zu müssen glaubten.

Von Freiburg aus, wo er eine ausserordentliche Professur der Geschichte angetreten hatte, sandte Treitschke bald darnach seine berühmte Abhandlung über „Bundesstaat und Einheitsstaat“ in die Welt, die mit staunenswerther Sicherheit die Politik kennzeichnete, von welcher allein die

Schöpfung des deutschen Staates erwartet werden könne. Es ist eines der merkwürdigsten Werke deutscher Publicistik, denn es begründet durch die schärfste Zergliederung der deutschen Geschichte, durch logisch zwingende Zusammenstellung der entscheidenden Thatsachen die Nothwendigkeit der Lösung der deutschen Frage im Sinne der Bismarck'schen Politik, bevor diese sich selbst zu voller Klarheit entfaltet hatte. Es war eine Antwort auf die Frage, welche Österreich auf dem Frankfurter Fürstentage an die Dynastien und Völker der Bundesstaaten gerichtet hatte, und eine Aufforderung an Preussen, die schleswig-holsteinische Verwirrung durch einen kühnen Griff nach den beiden Herzogthümern zu beenden. Keine Reform des Bundes durch und mit Österreich, ist hier die Losung.

„Jede deutsche Bundesreform ist eine Phrase, so lange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Österreich nicht gelöst ist. Und zwar betrachten wir die Trennung Deutschlands von Österreich nicht, wie gefühlvolle Leute pflegen, als ein pis-aller, als eine bittere Nothwendigkeit, darein wir uns wohl oder übel schicken müssten, sondern als eine sehr heilsame, für beide Theile segensreiche Wendung unserer Geschicke, als ein Ziel des besten Schweisses werth, das, wie der Schiffer das Gestirn des Nordens, die deutschen Patrioten keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen. Durch die Eifersucht Athens und Spartas ging die Macht der Hellenen, durch den Hass der Haduer und Averner die Kraft der Gallier zu Grunde. Uns bietet die Gnade der Vorsehung ein schöneres Loos. Denn nicht zwei einheimische Mächte streiten um Deutschlands Herrschaft, vielmehr lastet auf uns der Einfluss eines halbfremden Staates, dessen die Nation sich entledigen kann, so sie will. Kleindeutsch ist die einzige namhafte That unserer modernen nationalen Politik, der Zollverein. Kleindeutsch wird auch der Staat unserer Zukunft sein, wenn anders wir den Muth finden, einen Staat zu schaffen."

An diese Verkündigung konnte und wollte das junge Deutschland noch nicht glauben und es verzweifelte an dem Patriotismus des Mannes, der ihm zumuthete, das Heil der Nation in der Unterwerfung unter eine Regierung zu suchen, die eben mit dem eigenen Volke in unseligem Hader lag und die verbrieften Rechte desselben bei Seite zu schieben sich anschickte. Denn Treitschkes Lehre klang in dem Satze aus: „Will die nationale Partei sich nicht in Utopien verlieren, so muss sie — weit entschiedener als die Kaiserpartei des Parlamentes — die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staates ansehen: sie muss weit preussischer werden denn bisher .... Soll uns die grosse Erschütterung, welche früher oder später den Welttheil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum rathlos finden, so müssen der preussische Staat und die Patrioten ausserhalb Preussens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preussen, mit Einem Worte: Anschluss an Preussen, Anschluss an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluss erfolgen wird, ob Preussen — was dem Geiste unserer Geschichte am

meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleinen Kronen mit geminderter Souveränität erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastien und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge vorausschauen kann."

Die grossartige Auffassung der deutschen Geschichte, die scharfsinnige Unterscheidung der bundesstaatlichen Einrichtung der Schweiz und der nordamerikanischen Union, der Nachweis der Nothwendigkeit eines selbstständigen Österreich, der Berechtigung der magyarischen Suprematie darin, das Alles wirkt auf den Leser jener Schrift von wahrhaft historischer Bedeutung heute noch viel mächtiger, als damals, da Zweifel und Unwillen die klare Erkenntniss derjenigen trübte, die der Verfasser zu überzeugen suchte. Die Ereignisse sind zu Beweisen geworden, vor denen die Frage, ob es auch anders hätte kommen, ob es eine andere Lösung des nationalen Problems in Deutschland hätte geben können, mit Recht verstummt.

Die fortschreitende Verwickelung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse veranlasste Treitschke, im Jahre 1865 seine Stimme zu Gunsten Preussens noch lauter zu erheben. „Deutsch oder nicht deutsch, preussisch oder partikularistisch — dies wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, in der nächsten Zeit die höchste aller deutschen Fragen sein. Der Partei aber, welche am treuesten zu Preussens Fahne hält, gehört die Zukunft." Mit dieser Überzeugung hielt Treitschke seine liberale Gesinnung wohl vereinbar. Er will nicht übergelaufen sein in das Lager des Herrn von Bismarck, er bleibt sein Gegner in den inneren Fragen, aber er verspricht sich doch Besseres für die Zukunft Deutschlands von den preussischen Konservativen, als vom Partikularismus. „Der Tadel gegen Preussen wird erst verstummen vor Preussens grosser Zukunft, wenn dereinst alle deutschen Stämme unter der preussischen Krone vereint sind." Das scheint ihm die unerlässliche Vorbedingung für den deutschen Staat, die einzige mögliche Form der Einigung.

Als nun — schneller als auch Treitschke es hatte erwarten können — der Schiedspruch der Waffen erfolgte, da predigt er rücksichtslose Annexion aller norddeutschen Gebiete, die nicht freiwillig Preussen gefolgt waren, namentlich der eroberten Mittelstaaten. Er hält sich nicht bei dem Jubel über die Ereignisse auf, die seine kühnsten Hoffnungen noch überboten, er fordert rasch und ungestüm neue politische Thaten, die ihren Werth für immer sicher stellen sollen. Schon am 10. Juli 1866 schreibt er: „Unvergessliche Ereignisse haben bewiesen, dass Preussen und die Kleinstaaten sich in der That zu einander verhalten, wie Macht und Ohnmacht, Staat und Nichtstaat. Mit dieser Erfahrung und dem Ausscheiden Österreichs aus dem engeren Bunde ist die Möglichkeit einer ernsthaften nationalen Politik gegeben. Fortan kann nicht mehr die Rede sein von den kindlichen Vorstellungen unserer Gefühlspolitiker, wonach der preussische „Stamm" in gleicher Abhängigkeit wie der waldeckische unter einer imaginären Central-

gewalt stehen soll. Preussen hat sich erwiesen als die einzige organisirte rein-deutsche Macht. Jetzt gilt es, an dieses Preussen, wie es ist, mit all' seiner rauhen Grösse, seiner Härte und Schroffheit, als an einen festen Kern die reiche Masse der Kleinstaaten anzuschliessen, vorläufig in einer Art von föderativer Verbindung.“ Er bangt nicht darum, dass die Form dieser Verbindung gefunden werde, wenn nur eine Vorbedingung sofort erfüllt wird, wenn alle deutschen Truppen an den neuen Bund und an seinen Oberfeldherrn, den König von Preussen, durch den Fahneneid gebunden werden. Noch waren die Friedensverhandlungen zwischen Preussen und Österreich kaum begonnen, und schon zieht er (am 30. Juli) das Ergebniss des noch nicht beendeten Krieges: „die Länder nördlich des Maines werden ein mit Preussen eng verbundenes Gemeinwesen bilden, und je fester, lebenskräftiger dieser norddeutsche Bund sich gestaltet, um so zuversichtlicher dürfen wir hoffen, zur rechten Stunde auch den Süden in das neue Deutschland aufzunehmen.“ Hannover, Hessen und — Sachsen müssen mit Preussen vereinigt werden, „ihre Dynastien sind reif, überreif für die verdiente Vernichtung: ihre Wiedereinsetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Versündigung an der Sittlichkeit der Nation.“ Weil er selbst ein Sachse war, hielt sich Treitschke vor Anderen berufen, dies Urtheil auch über den vielmissbrauchten Staat der Albertiner zu fällen, und so ganz erfüllt war er von der Pflicht des deutschen Patrioten, der Zukunft des ganzen Volkes den liebevoll gepflegten Kult landsmannschaftlicher Gefühle und dynastischer Anhänglichkeit zu opfern, dass er von der eigenen Familie sich losriss, den strengsten Tadel des Vaters auf sich lud, weil er nicht verschweigen wollte, nicht verschweigen durfte, was ihm zur Befestigung der mit Strömen von Blut erworbenen nationalen Güter unerlässlich schien. Der innere Kampf, in dem er selbst einen schmerzlichen Sieg über starke, in den Tiefen des Herzens wurzelnde Gefühle erfocht, machte ihn gerade damals hart und verletzend in der Verurtheilung der Besiegten; die Wahrheit, die er den Albertinern aus den Blättern der deutschen Geschichte vor die Augen hielt, war bitter, der Ton, in welchem er ihnen das Recht auf die Regierung ihres Landes absprach, konnte den Eindruck der Grausamkeit machen. Der blosse Gedanke an die Möglichkeit einer Restauration liess sein Blut wallen, weil damit der Heuchelei und Lüge wieder Thür und Thor geöffnet würde.

„Fünf Jahre lang ging der Taumel der Verbrüderungsfeste durch unser Land, von allen Lippen troff die Versicherung deutscher Eintracht und Bruderliebe. Heute wissen wir, welch ein boshafter verbissener Hass die Brüder im Süden von dem Volke des Nordens trennt; wir wissen jetzt, dass jene brünstigen Betheuerungen im Munde der Einen liebenswürdige Selbsttäuschung, im Munde der Anderen bewusste Lüge waren. Es thut noth, dass die alte deutsche Wahrhaftigkeit wieder zu Ehren gelange in dieser neuen Zeit. Im Namen deutscher Redlichkeit protestiren wir dagegen, dass die fratzenhafte Lüge legitimistischer Huldigungen auf dem Boden des neuen Deutschlands geduldet werde.“

So durfte der Mann sprechen, der einzig und allein dem Antriebe seines nationalen Gewissens folgte, der freiwillig und unbelohnt für die preussische Hegemonie in Deutschland eintrat und gleichzeitig sich weigerte, preussischer Staatsdiener zu werden, weil Bismarck das Budgetrecht des preussischen Landtages nicht anerkennen wollte.

Der von Paul Bailleu veröffentlichte Brief Treitschkes vom 7. Juni an Bismarck enthält die Ablehnung der an ihn ergangenen Einladung zu einer Reise nach Berlin und begründet sie nicht nur mit den formellen Bedenken, die ihm schon vorher seine Stellung in Baden erregt hatte, sondern mit dem grundsätzlichen Gegensatze, in dem er sich als Liberaler zur preussischen Staatsregierung finde. Auch die Aufforderung Bismarcks, das Manifest an die deutsche Nation zu verfassen, in dem der König von Preussen die Natur des Kampfes gegen Österreich und die Ziele seiner eigenen nationalen Politik aussprechen wollte, wies er zurück. „Es ist sehr wünschenswerth" schrieb er dem Grafen am 14. Juni, „dass das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch, was darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Exzellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur antworten: Das Misstrauen der Nation gegen die königliche Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern, giebt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmässigen Rechte des Landtages. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiss nur zu wohl, dass die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert) so wird auch ein schön und gross geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Widerhall finden."

Weil er den liberalen Standpunkt selbst so gewissenhaft festgehalten, konnte Treitschke aber auch von seinen Gesinnungsgenossen verlangen, dass sie, seinem Beispiele folgend, die preussische Führung des deutschen Volkes als entschiedene Thatsache annehmen und durch Unterstützung der preussischen Politik am Ausbau des deutschen Staates mitwirken sollen. „Wer jetzt noch nicht begriffen hat" rief er ihnen zu, „dass in Berlin die Geschicke des Vaterlandes entschieden werden und jeder praktische Staatsmann Fühlung nehmen muss zu den in Berlin wirksamen politischen Kräften — der ist für die Politik verloren." Aber es bedurfte langer, mühevoller schriftstellerischer Thätigkeit, um diese Gesinnung, die aus der reinsten Vaterlandsliebe erwachsen und durch eine wunderbare Klarheit des politischen Blickes in festen Bahnen gehalten wurde, bei den deutschen Patrioten zur Geltung zu bringen. Die „Correspondenzen" der „Preussischen Jahrbücher," deren Redaktion Treitschke übernahm, als er sich den ihm unerträglichen Verhältnissen in Freiburg durch die Übersiedelung nach Berlin entzog, gaben ihm stetigen Anlass und Gelegenheit, die Deutschen in und ausser Preussen über die Richtigkeit und die nationale Bedeutung der von Bismarck geleiteten Politik aufzuklären und die zögernden Zweifler davon zu überzeugen, dass es keinen anderen Weg zur deutschen Einheit

gebe, als durch vertrauensvolle Hingabe an das Haus Hohenzollern. Seine akademische Thätigkeit nahm er im Herbste 1866 in Kiel wieder auf, ein Jahr darauf bestieg er die durch Häussers Tod verwaiste Lehrkanzel der allgemeinen Geschichte in Heidelberg. Dort vollendete er die in Freiburg begonnene Studie „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus,“ durch die er sein auf umfassendster Kenntniss der Ereignisse und Zustände beruhendes Verständniss der modernen Welt und der sie bewegenden Kräfte in glänzendster Darstellung entwickelte, dort entstand die hinreissend schöne Schrift über „das constitutionelle Königthum in Deutschland,“ die er selbst einen Beitrag zur vergleichenden Staatswissenschaft nannte, die sich aber zu einem hohen Liede der Königstreue, germanischer Hingebung an Staat und Fürsten erhob, das seines Gleichen sucht in der Literatur aller Völker und Zeiten. Noch niemals wurde der nationale Krieg, die Gewalt einer Volkserhebung so überzeugend gepriesen, noch niemals der Heldengeist eines Volkes in kräftigeren Tönen angerufen, als da Treitschke schrieb:

„Sobald der Staat ruft: jetzt gilt es mir und meinem Dasein — dann erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so gross und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermuth. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in dem gemeinsamen Gefühle der Liebe bis in den Tod, das einmal genossen nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht. Der Streit der Parteien und der Stände weicht einem heiligen Schweigen: auch der Denker und der Künstler empfindet, dass sein ideales Schaffen, wenn der Staat versinkt, doch nur ein Baum ist ohne Wurzeln. Unter den Tausenden, die zum Schlachtfeld ziehen und willenlos dem Willen des Ganzen gehorchen, weiss ein Jeder, wie bettelhaft wenig sein Leben gilt neben dem Ruhme des Staats, er fühlt um sich das Walten unerforschlicher Mächte. Daher die Innigkeit des religiösen Gefühls in jedem ernsten Kriege, daher die herrliche, dem platten Verstande unfassbare Erscheinung, dass feindliche Heere denselben Gott um Sieg anflehen. Die Grösse des Krieges liegt gerade in jenen Zügen, welche die schwachmüthige Aufklärung ruchlos findet. Da erschlagen sich Männer, die einander nie ein Leid gethan, die sich als ritterliche Feinde hochachten; sie opfern der Pflicht nicht nur ihr Leben, sie opfern, was schwerer wiegt, auch das natürliche Gefühl, den Instinkt der Menschenliebe, den Abscheu vor dem Blute. Das kleine Ich mit allen seinen edlen und gemeinen Trieben soll untergehen in dem Willen des Ganzen.“

Mag, wer dies liest, den Parteigänger Treitschke noch so brünstig hassen, mag er ihn als seinen und seines Staates Feind ansehen: er kann, wenn er ein Herz hat, die Übermacht der Vaterlandsliebe nicht gering achten, die aus diesen Worten hervorquillt, er kann, wenn er ein Deutscher ist, nicht anders als bewundernd anerkennen, dass das verborgenste Wesen unseres Volkes kein Anderer so tief erkannt und so wahr zu schildern verstanden hat, als dieser tapfere und fromme Held des Gedankens und des Worts.

Ein Jahr zog vorüber und das Wort war wahr geworden. Die deutschen Stämme zogen aus zum heiligen Kriege, der ihnen aufgedrungen wurde zu ihrem Heil. Treitschke schwankte keinen Augenblick in der

Hoffnung auf den Sieg, er zweifelte nicht, dass dieser Sieg alle seine glühenden Wünsche befriedigen werde. Am 25. Juli 1870 sang er das prächtige „Lied vom schwarzen Adler,“ dessen erste Strofe die Frage erhebt:

„Wird uns neu versunk'nes Glück,
Kehrt der Staufer Reich zurück?“

und dessen letzte die Antwort giebt:

„Aber dann durch Berg und Forsten
Fliege heim, Du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst Deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst Du breiten
Über Deutschlands fernsten Raum.
Nimm die mächtigste der Kronen,
Schwing' den Flammberg der Ottonen,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!

Und er blieb nicht müssig, er trat in den Kampf ein in seiner Weise, indem er noch zu Beginn des grossen Ringens das sittliche Ziel bezeichnete, das damit erreicht werden sollte. „Wir wollen nicht“, heisst es in dem Aufsatze „Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes,“ der am Tage vor Weissenburg entstand, „wir wollen nicht, dass aus der Leidenschaft des Krieges abermals ein fratzenhaftes Teutonenthum entstehe, das dem weltbürgerlichen Verkehre des neuen Europa widerspricht. Aber wir hoffen, dass die Schrecken dieses Krieges wie ein reinigendes Gewitter den schwülen Dunst moderner Überbildung hinausfegen; von der Unzucht und der geschmacklosen Schlemmerei des zweiten Kaiserreiches ist nur Allzuviel hinübergedrungen auf deutschen Boden. Möge die deutsche Sitte wieder zurückkehren zu dem alten Ernst, zu der alten Rechtschaffenheit, und mögen die der Masse unseres Volkes noch unverlorenen Tugenden häuslicher Einfachheit auch in den Kreisen des Geldadels wieder einiges Ansehen gewinnen.“ Nachdem aber Vionville und Gravelotte geschlagen waren und die französische Komödien-Majestät bei Sedan in das eiserne Netz gerathen war, mit dem Moltke über Berg und Thal, Fluss und Pass hinweggefegt hatte, da stellte Treitschke fest, was Deutschland von Frankreich zu fordern habe. Er verlangte Elsass und Deutsch-Lothringen mit einer Grenze, die über Metz und Saarlouis nach Strassburg und Belfort reicht. Das eroberte Land aber soll preussisch werden, nicht badisch, nicht bayrisch, nicht zerstückt und nicht geschmälert, sondern ganz preussisch! Dass es nicht so kam, hat er lange beklagt, noch im Reichstage gegen die Begründung eines neuen Reichsgliedes geeifert und dabei offen seinen Gegensatz zu Bismarck in dieser Frage bekannt. Die schöne Rede vom 20. Mai 1871 enthält die denkwürdige Äusserung:

„Der Herr Reichskanzler hat neulich aufgefordert, nicht zu weit in die Ferne zu schauen; ich bedaure aber, dieser Mahnung nicht vollständig Folge leisten zu können. Warum soll ich zurückhalten, meine Herren, was Jeder im Stillen doch empfindet? Ich habe vor Jahren, als der Name Bismarck der verhassteste war im deutschen Lande, die grosse Politik unseres leitenden Staatsmannes mit voller Seele vertheidigt; es wird mir erlaubt sein, dafür auch heute auf eine Gefahr hinzuweisen, die darin liegt, dass ein so ungewöhnlicher Mann an Deutschlands Spitze steht. Es ist die Weise ausserordentlicher Staatsmänner, zu rechnen auf sich selber und ohne überlegene Kraft; sie dürfen es wagen, Institutionen zu schaffen, welche unklar, verworren und schwer zu beherrschen sind, sie denken — und mit Recht —: ich werde sie bewältigen können. Wir aber, meine Herren, sollen auch denken an die kleinen Menschen, die nach Fürst Bismarck dereinst kommen werden. Ich kann es nicht über mein Gewissen bringen als Volksvertreter, gleichsam mit verbundenen Augen auf dem Schiffe zu stehen und in ein klippenreiches Meer hinauszusegeln, lediglich in dem Vertrauen, dass ein wetterfester Steuermann am Ruder steht . . . . Wir kämpfen seit Jahren in harter Arbeit um Deutschlands Einheit, wir haben in diesem Jahrhundert hunderte der deutschen Kleinstaaten zusammenbrechen sehen; wir sind jetzt gesonnen, die wenigen Staaten, die noch geblieben sind, als Männer von rechtlichem Sinn zu achten und zu schonen, weil sie nicht mehr im Stande sind, der Macht des deutschen Reiches geradezu verderblich zu werden. Aber einen neuen Staat zu schaffen zu der allzugrossen Zahl, die noch besteht, jetzt, da wir hart am Werke sind, die deutsche Zersplitterung zu verringern, aus drei Departements, die niemals in ihrer Geschichte ein Staat waren, jetzt einen Staat neu zu bilden, einen neuen halbdeutschen Partikularismus an der hart gefährdeten Grenze grosszuziehen, das, meine Herren, würde ich nennen einen Schlag führen in unser eigenes Angesicht.“

So blieb er sich selbst immer getreu und verfocht unerschrocken das neue Reichsrecht auch gegenüber dessen Begründer, wenn er ihn auf falschen Wegen sah. Eine nicht allzuferne Zukunft wird darüber entscheiden können, welcher von beiden politischen Köpfen geirrt hat, namentlich in den zwei wichtigsten Punkten, in denen sie auseinander gingen: in der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für den Reichstag und in der Rücksicht auf die Sonderwünsche der süddeutschen Souveräne. Das an Bayern gegebene Versprechen Preussens, aus dem französischen Kriege für sich keine Besitzvermehrung ableiten zu wollen, hat Treitschke als Vertreter des deutschen Volkes nie anerkennen wollen, er hat vorausgesehen, dass keine Rücksicht und kein Entgegenkommen den Widerwillen gewisser Dynastien gegen die Unterordnung unter die Hohenzollern beseitigen wird, dass nur die preussischen Bajonette und der Volkswille sie dazu zwingen kann. Darum wollte er eine preussische Provinz am Oberrheine schaffen, die, wie der starke Arm des gebietenden nordischen Mannes um den Leib des sträubenden, süddeutschen Bräutchens sich schlingen würde.

Von 1871 bis 1888 vertrat Treitschke den rheinischen Wahlbezirk Kreuznach - Simmern im deutschen Reichstage und betheiligte sich an allen wichtigen und grossen Aufgaben desselben, am eifrigsten an dem Kampfe gegen den Sozialismus, den er in der scharfen Form der Ausnahmsgesetz-

gebung für nothwendig hielt. In den Schriften „Der Sozialismus und seine Gönner“, „Die gerechte Vertheilung der Güter“, „Noch ein Wort zur Arbeiterfrage“, „Der Sozialismus und der Meuchelmord“ zog er in gewohnter Streitbarkeit gegen den Katheder-Sozialismus zu Felde*) und entwickelte dabei Ansichten über die Staatseinrichtungen, die in den politischen Kreisen die Meinung hervorriefen, dass er den Liberalismus seiner Jugend schnöde verläugnet habe und zur konservativen Partei übergegangen sei. Wer die Geschichte der politischen Anschauungen und Parteien in Deutschland kennen lernen will, der wird Treitschkes Entwickelungsgang studiren und aus seinen Schriften lernen müssen, was der Liberalismus war und was aus ihm geworden ist, dass die Rücksicht auf die nationale Wohlfahrt den Liberalen der sechziger Jahre auf Bahnen drängte, auf denen er sich mit den Konservativen begegnete. Treitschke hat eine Fülle von neuen Ideen in die Verhandlungen der Parteien geworfen, deren Werth erst erkannt werden wird, wenn man auf dem Wege praktischer Erfahrung zu den Resultaten gelangt sein wird, deren Eintreten er voraussah. So hat er auch vorausgesehen, wie sich das Verhältniss Österreichs zum deutschen Reiche gestalten werde; der Aufsatz dieses Inhalts vom Jahre 1873 vertritt die nothwendige Grundlage des später geschlossenen Bündnisses, vor Allem die bestimmte Forderung nach Fortdauer eines ungeschwächten, ungetheilten Donaureiches unter deutscher Führung. Möchten doch Alle, die in Treitschke einen böswilligen Feind des Staates der Habsburger und der Deutsch-Österreicher zu erblicken gewohnt sind, sich ernstlich davon überzeugen, wie er in dieser Hinsicht gedacht, was er von Österreich-Ungarn verlangt und erwartet hat. Sie werden bald zur Überzeugung gelangen, dass er dieses Reich und seine Völker sehr genau gekannt und meistens richtig beurtheilt hat. Zwar klingt das Urtheil nicht selten brutal und verletzend, das aber ist eben die Eigenart des Patriotismus, die Treitschke für sich in Anspruch genommen hat, dass er die Wahrheit sagt, auch wenn sie noch so schmerzlich wirkt, und dass er sie mit Leidenschaft, mit Unerbittlichkeit sagt. Dass er aber bewusst von der Wahrheit abgewichen sei, um seiner Tendenz auf die Beine zu helfen, das wird man ihm erst beweisen müssen!

---

*) Wie bei der Erwähnung so vieler Ansichten und Äusserungen Treitschkes ist es mir auch bei diesem Punkte schmerzlich und peinlich, dass der Rahmen dieser Charakteristik es nicht gestattet, auf die Auseinandersetzungen Treitschkes und Gustav Schmollers über die Berechtigung der sozialen Reform einzugehen, die in einer maassvoll geführten, aber das Hauptproblem unserer Zeit in seinen letzten Gründen behandelnden Polemik veröffentlicht wurden. Mit wenigen Worten kann die Frage nicht beantwortet werden, wo die beiden grossen Kenner des modernen Staatswesens übereinstimmen und wo sie sich unwiderruflich trennen. Die Gefahr einer oberflächlichen Andeutung erkennend, muss ich davon abstehen, einen Gegenstand zu behandeln, der zur Erkenntniss Treitschke'scher Weltanschauung aller Dinge nur schwer entbehrt werden kann. Schmoller selbst hat in seiner akademischen Gedächtnissrede auf Treitschke darauf verzichten müssen.

Dies gilt auch von dem Hauptwerke seiner späteren Lebensjahre, von der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert", die er in fünf Bänden bis zum Ausbruch der Revolution des Jahres 1848 führen konnte, ehe ihn ein früher Tod von seiner Lieblingsschöpfung abrief. Es beliebt sehr Vielen, vor Allem jenen, die es nicht gelesen haben, diesem Buche Einseitigkeit vorzuwerfen. Gewiss ist der Standpunkt des Geschichtschreibers Treitschke einseitig, so einseitig als die des Politikers, es ist immer nur der des deutschen Patrioten, der die Gründung des deutschen Reiches durch Preussen für den einzig richtigen Weg hält, der das Recht der Deutschen auf einen starken Staat befriedigen konnte, weil er der einzig mögliche war. Die Thatsache des neuen Reiches ist gegeben, ihre Berechtigung nachzuweisen, ist zwecklos; wer hat das Recht, nach der Berechtigung der Staaten zu fragen, so lange sie bestehen? Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, das Gewordene zu erklären, und diese Aufgabe hat sich Treitschke gestellt und hat sie erfüllt, so wie er es konnte. Er hat seine Individualität niemals verleugnet, niemals zu verbergen gesucht, er maasst sich kein sogenanntes objektives Urtheil an, er spricht nie anders als in seinem eigenen Namen, wenn auch in dem unerschütterlichen Glauben, dass er wisse und verstehe, was seiner Nation frommt, was ihr geschadet und was ihr genützt, was sie gehemmt und was sie gefördert hat. Mit dieser Subjektivität muss Jeder rechnen, der Geschichtschreiber und nicht Annalisten kennen lernen will; die offenherzige Einseitigkeit eines wahrhaftigen, temperamentvollen Menschen wird ihn mehr befriedigen, als die aufgeblasene Grösse eines Vertreters der kritischen Wissenschaft, der den Sitz des Weltgerichtes entdeckt zu haben glaubt und davon selbstgefällig Besitz ergreift.

Es kann und soll nicht geläugnet werden, dass man für manche Erscheinung im Volksleben der Deutschen, namentlich der Süddeutschen, auch andere Erklärungen finden kann, als sie Treitschke gegeben hat, es steht ausser Zweifel, dass mancher harte Vorwurf, den er gegen deutsche Fürstenhäuser und deutsche Volksstämme, gegen Albertiner, Wittelsbacher, Habsburger, Österreicher und Baiern, Schwaben und Niedersachsen erhebt, mit Verhältnissen entschuldigt werden kann, die er nicht durchschaut, nicht begriffen hat; aber das mindert nicht das Verdienst aller andern Urtheile, die felsenfest stehen, weil sie durch die Ereignisse beglaubigt worden sind, das mindert vor Allem nicht den Genuss, den wir in der Beschäftigung mit einem an Ideen überreichen Geiste und mit einem — Künstler finden. Mag man ihm alle Tugenden bestreiten, die dem Geschichtschreiber eigen sein sollen, die Künstlerschaft wird man ihm nicht absprechen können, wenn Phantasie, Schönheitssinn und Begeisterung die Mittel sein sollen, mit welchen Kunstwerke geschaffen werden.

Treitschke hat mit der Art seiner Geschichtschreibung niemals dogmatisch werden wollen, er hat es nicht für nöthig gehalten, seine Methode zu rechtfertigen, er hat sie aber ebensowenig zur Nachahmung empfohlen.

„Es giebt viele Arten Geschichte zu schreiben, und jede ist berechtigt, wenn sie nur ihren Stil rein und streng einhält“ sagt er in dem schönen Zueignungsbriefe an Max Duncker, den er seinem ersten Bande der Deutschen Geschichte vorausgeschickt hat. Der Forderung, die er hier erhebt, ist er mit grosser Gewissenhaftigkeit nachgekommen: sein Stil ist derselbe geblieben in allen seinen Schriften, in denjenigen, die er selbst bescheiden publicistische nennt, obwohl sie zu den Perlen unserer historischen Literatur zu zählen sind, und in dem breit angelegten Werke, in dem er nichts als „erzählen und urtheilen“ will. Das Urtheil übertrifft stets die Erzählung, ein Erzähler im engeren Sinne war Treitschke nicht, er gönnt sich nicht die Ruhe, um die Folge der Ereignisse darzustellen, ohne mit seiner Meinung rasch dazwischenzufahren. Dem historischen Urtheile aber will er weite Gebiete des menschlichen Lebens unterworfen haben: er bezieht nicht nur den Kreis der Staatswirthschaft in seine Darstellung ein, er will auch alle sozialen Schichten eines Volkes in ihrem Streben und Weben beobachtet wissen. „Denn wer die Geschichte nimmt, wie sie ist, der bemerkt freilich nur selten das milde, kaum durch ein leichtes Gewölk getrübte Sonnenlicht, das in Ranke's Erzählungen einen zierlichen Kreis vornehmer und satter Menschen bestrahlt, er soll auch dem misshandelten geringen Manne in die kummerblassen Züge schauen, er darf den Blick nicht scheu abwenden von jener Welt viehischer Leidenschaft, frecher Sünde, herzbrechenden Elends, welche seit den Sklavenkriegen des Alterthums bis zu den Raubzügen gallischer Vaganten, seit den Jacquerien des Mittelalters bis zu dem Mordbrande der Commune die Gebrechlichkeit unseres Geschlechtes stets von Neuen bekundet hat.“

Leider ist dem Manne, der unter so viel Missgeschick die Hoffnung auf Besserung, die Freude am Schaffen nie verloren hat, auch die Erkenntniss nicht erspart geblieben, dass seine Kräfte nicht ausreichen werden, um sein grosses Werk zu vollenden. In der Krankheit, die ihn endlich am 28. April dieses Jahres dahingerafft hat, soll er, wie Max Lenz uns mittheilt, in laute Klage darüber ausgebrochen sein, dass er „seinen sechsten Band“ nicht werde vollenden können. Und doch hatte er schon manche harte Probe der Enttäuschung, der Entbehrung ablegen müssen. Sein einziger, vielverheissender Sohn war ihm durch den Tod entrissen worden, eine unheilbare Ohrenkrankheit, die auf die Masern gefolgt war, quälte ihn seit seiner Jugendzeit, erschwerte ihm von Jahr zu Jahr den geselligen Verkehr, dessen er sich so gerne erfreute, zwang ihn endlich zur Abkehr von der Welt.

Nur im Hörsaale hat er stets von Neuem aufgelebt, inmitten der Hunderte, die alljährlich in das grosse Auditorium in der Dorotheenstrasse wanderten, seit Treitschke 1874 von Heidelberg an die Berliner Universität berufen worden war. Unter ihnen war jeder Stand, jedes Alter vertreten, nur Frauen duldete er nicht: alle gaben sich Mühe, die „bald stockende

bald sich überstürzende Redeweise", den singenden Tonfall, den sein Gehörleiden verschuldete, durch Gewohnheit unwirksam zu machen, um bald ohne jede Störung der Rede des verehrten Mannes folgen zu können, die in ihrem inneren Aufbau stets allen Gesetzen der Schönheit entsprach und zum Ausdruck einer tiefen und wahren Empfindung wurde, von der kein Zuhörer unberührt und unergriffen bleiben konnte.

Man wird Treitschke auf seinen Lehrstuhl so wenig einen Nachfolger geben können, als seiner deutschen Geschichte einen Vollender. Er bleibt als Publizist, wie als Geschichtschreiber eine in sich abgeschlossene Erscheinung, die nur verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man die innige Verbindung nicht stört, in der sie sich mit ihrer Zeit befand. Treitschke hat, wie Bismarck, eine ganz bestimmte Sendung gehabt und erfüllt: er musste das deutsche Volk zu der Stellung erziehen, die ihm das Schwert seiner Feldherren eingeräumt hat, er musste es ihm beweisen, dass es auch ein politisches Volk werden und einen Staat bilden könne, wenn es die Lehren erfasst und berücksichtigt, die ihm die eigene Geschichte vorhält. Er hät Viele bekehrt und wird auch fernerhin Jeden zum Glauben an das Recht und die Macht der deutschen Nation bekehren, der sich bemüht und die Fähigkeit hat, dem Fluge seines Geistes zu folgen.

Adolf Sonnenthal.*)

Von

J. MINOR.

Die Lebensgeschichte Sonnenthals, die nicht nur ein persönliches, sondern auch ein hervorragendes kunstgeschichtliches Interesse bietet, war uns bisher blos in Bruchstücken bekannt, deren Kenntniss wir dem Künstler selbst verdanken. Er weiss ja auch die Feder gewandt, klug und herzlich zu führen, wenn er auch, wie alle Schauspieler, gern und viel in Citaten redet. Am liebsten freilich hätten wir nun auch einmal die ganze Geschichte von ihm selbst gehört; denn der Gefahr der Parteilichkeit und der Selbstvergötterung, der Schauspielerbiographien so gern unterliegen, hätte der taktvolle und stolzbescheidene Mann, der in Briefen so gern die „geschmacklose Phrase" von der Hand weist, sicher auszuweichen verstanden. Besser vielleicht noch, als sein gegenwärtiger Biograph, der den äusseren und äusserlichen Zeichen der Ehre und des Ruhmes immer noch mehr Bedeutung beimisst, als sie im Leben und vor den Augen eines Mannes wie Sonnen-

*) Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte von Ludwig Eisenberg. Mit einem Vorwort von Ludwig Speidel. Dresden, E. Piersons Verlag. 1896.

thal haben, und bei dem daher auch der Künstler gegenüber dem Menschen zu kurz kommt. Sein Buch stellt die äussere Chronik eines Künstlerlebens vor, so weit sie sich aus den gleichzeitigen Berichten der Zeitungen schöpfen lässt, die bekanntlich bei uns in Wien die Lieblinge des Theaters mehr berücksichtigen, als anderswo erlaubt oder möglich ist. Leben und Seele aber erhält es durch die eingestreuten Briefe von zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern, am meisten aber durch Sonnenthals eigene Briefe, die ihn uns ganz von derselben Seite zeigen, wie seine besten Rollen: liebenswürdig gegen Jedermann, „treu ergeben" seinen zahlreichen Freunden, klug und verständig in Fragen seiner Kunst, von erfinderischer Galanterie im Briefwechsel mit Damen, von überströmender Herzlichkeit und Zärtlichkeit in den Briefen an seine Tochter. Der Biograph ist ihm wohl nicht ganz gerecht geworden, wenn er ihn, vielleicht auf Grund eigener Erfahrungen, eine verschlossene und wenig mittheilsame Natur nennt. Aber so weit mag er wohl Recht haben, dass eine so konciliante und sonnige Natur, welche die Herzen so leicht gewinnt, nicht das Bedürfniss hat, ihre eigene Herzlichkeit auf einige wenige Freunde zu konzentriren. Gerade weil er so viele hat, fehlen die „Freunde" in Sonnenthals Leben fast ganz; es fehlen aber auch die grossen Feinde, die sonst in den Künstlerbiographien ihre Schatten werfen. Überall hat er es verstanden, sich mit seiner Umgebung gut zu stellen, ohne sich selbst innerlich oder äusserlich etwas zu vergeben. Die Schneider wussten, dass er über das Handwerk hinausblickte; den Hofschauspielern ist er als Oberregisseur und als provisorischer Direktor über den Kopf gewachsen — aber weder die einen noch die andern haben ihm sein Übergewicht übel genommen. Wie stark seine künstlerische Eigenart in seiner Persönlichkeit wurzelt, das wird dem Fernerstehenden doch erst aus Eisenbergs Biographie klar. Weich und warm ist die Signatur seines Geistes wie seiner Kunst. Als Sohn, als Gatte und als Vater ist er immer derselbe Mensch. Wir lesen bange von überwältigenden Jugendeindrücken, die sofort schwere Ohnmachten im Gefolge hatten; und wir lesen mit einem leisen Lächeln, dass Sonnenthals erste Rolle eine — Frauenrolle gewesen ist. Er hat heroische Augenblicke und stellt in der Noth seinen Mann: mit einem Beil bewaffnet wehrt er im Jahre 1848 eine ganze Rotte ab, die das Haus seiner jüdischen Eltern plündern will. Aber dazu bedarf er eines Ruckes, der ihn über sich selbst hinaushebt. Gerade so wie er sich vor jeder neuen Rolle als zaghafter und unmuthiger Hasenfuss vorkommt; aber in dem Augenblick, wo sein Stichwort fällt, alle Lebensgeister unter die Waffen zu rufen weiss. Nicht das Heldenhafte ist sein eigentlicher Fall, sondern die Zähigkeit. Laube hat einmal gesagt, dass die Juden nur dann beim Theater bleiben, wenn sie rasche Erfolge ernten. Sonnenthal war nicht von dieser Art; er hat es sich sauer genug werden lassen und auch die grössten Erfolge haben seine Arbeitskraft nicht gelähmt und sein Streben nicht erschlafft. Höchstens darin entspricht er dem Satze Laubes, dass e.

Rollen, in denen er sich trotz allem Fleisse nicht ganz zu Hause fühlte, auch bei schönem äusseren Erfolg über kurz oder lang wieder weiter gab. In allem Halben fühlte er sich unbehaglich.

Leider hat der Biograph zu dem Künstler Sonnenthal kein rechtes persönliches Verhältniss. Man erfährt und weiss nicht, wie nah oder wie fern er seiner Kunst steht, seit welcher Periode seiner Entwicklung er ihn kennt und wo sich seine Angaben auf die eigene oder nur auf fremde Beobachtung stützen. Mir scheint, dass er sich darüber kein sicheres Urtheil zutraut und dass er deshalb die kritischen Wortführer der Wiener Blätter vorgeschoben hat. Zu jeder neuen Rolle führt er die Stimmen der Tageskritik im Auszug an, die sich oft genug widersprechen und in ihrem ungleichen Werth natürlich ganz von der Persönlichkeit des Recensenten abhängig sind. Ich versuche Eisenbergs Biographie von dieser Seite zu ergänzen, wobei ich meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen zu Grunde legen darf. Denn ich kenne Sonnenthal zwar nicht aus seiner frühesten Periode, aber seit dem Jahre 1867, wo er als reifer Künstler im Repertoire des Burgtheaters schon eine erste Stelle einnahm. Die jugendlichen Liebhaber in den Tragödien (Ferdinand, Romeo) hatte er damals bereits aufgegeben und in das Fach der sogenannten gesetzten Liebhaber und der Helden wuchs er erst langsam und allmählich hinein, als ihm die lange Krankheit und später der Tod Josef Wagners Spielraum gaben. Dass auch das nicht ohne gehörige Vorbereitung geschah, dass vielmehr Rollen, die er im Burgtheater zum Theil erst Jahrzehnte später spielte (wie Hamlet, Uriel, Kean, Dichter Heinrich, aber auch Bolingbroke, Othello), in der Provinz und auf Gastspielen schon zu seinem ältesten Repertoire gehörten und im Stillen von ihm heiss ersehnt wurden, habe ich erst aus Eisenbergs Biographie erfahren. Seine Domaine im Burgtheater war damals das Konversationsstück und das Lustspiel, in denen er das Erbe Fichtners angetreten hatte. Nur ganz wenige Rollen waren Baumeister zugefallen.

Und auf diesen Platz hat ihn nicht etwa erst Laube, sondern sogleich nach seinem ersten Auftreten das einstimmige Urtheil des Wiener Publikums und der Wiener Kritik gestellt. Denn Eisenbergs Buch unterstützt nicht, sondern zerstört die alte Legende, als ob das Wiener Publikum und die Wiener Theaterkritik gegenüber Sonnenthal bei seinem ersten Gastspiel durchgefallen wären. Vielmehr haben beide einen Scharfblick bekundet, der in der Theatergeschichte meines Wissens ohne Beispiel ist. Die Sache ist die: Sonnenthal ist als Mortimer durchgefallen und hat am zweiten Abend als Herzog in Hackländers „Geheimen Agenten“ einen vollen Erfolg errungen. Das Wiener Publikum und die Kritik (darunter B. Paoli) wiesen ihm scharfblickend das Konversationsstück als sein eigentliches Gebiet zu, während die Pester Kritik ihm gerade dafür alles Talent absprach! Das ist der Unterschied, der um so bedeutender ins Gewicht fällt, als Sonnenthal in einer Glanzrolle des vergötterten Fichtner aufgetreten ist. Auf

der anderen Seite werden auch wir, die wir Sonnenthal heute in dem ganzen Umfang seines Talentes kennen, zugeben müssen, dass er als Mortimer auf der Bühne des Burgtheaters, nach Löwe und Josef Wagner, niemals durchgreifen konnte. Die zeitgenössischen Kritiker betonen ganz richtig und sicher, was ihm dafür fehlt: in der „schwärmerischen“ ersten Scene und in der „stürmischen“ Scene im vierten Akt hat er sich seine Schlappen geholt. Ja, wir können sogar noch weiter gehen! Ich erinnere mich wohl, dass Sonnenthal nicht blos als Hamlet und Posa, sondern auch als Fiesko und Egmont, als er diese Rollen nach dem Tode Wagner's übernahm, bei uns jungem Geschlecht die höchste Wirkung nicht erzielte. Gerührt und ergriffen hat er uns immer, aber das letzte fehlte, das hier freilich zugleich auch das erste ist. Wenn Wagner ausrief: „Gott sei gelobt, noch giebt's ein and'res Mittel!“ oder: „O Königin, das Leben ist doch schön!“, dann lief es uns kalt über den Rücken, bei Sonnenthal blieben wir immer hübsch gleichmässig warm. Auch in späteren Jahren, wo er in der Tragödie längst festen Fuss gefasst hatte, durfte er nur in die Nähe einer Tragödin im höchsten Stil, wie die Wolter, rücken, und man fühlte den gleichen Unterschied. Freilich — als Sonnenthal nun die Rollen zum Theile wiederum aufgab, die er einst von Wagner ererbt hatte, da nahm die Sache gleich wieder ein anderes Gesicht an. Ich wüsste in der That augenblicklich keine einzige Rolle zu nennen, die durch einen seiner Nachfolger gewonnen hätte; sehr viele aber, wie z. B. den Egmont, hat das Burgtheater später nie mehr so gesehen, wie von ihm. An seinen Nachfolgern gemessen, steigt Sonnenthal auch in der Tragödie im Werth; an seinen Vorgängern und an sich selbst, als Salonschauspieler, gemessen, sinkt er im Werth. Wenn irgendwo, so hat aber in der Schauspielkunst der Lebende Recht, und man darf Sonnenthal als dem Vielseitigsten unter den deutschen Schauspielern getrost die Palme reichen, auch wenn man überzeugt ist, dass er mit dem Schwerpunkt seines weitentfalteten Talentes nicht nach der hohen Tragödie, sondern nach dem Konversationsstück gravitirt.

Nur der Laie gefällt sich in dem blinden Glauben, dass ein grosser Schauspieler eben auch alles gleich gut machen müsste, für den Kenner ist es kein Geheimniss, dass gerade die stärksten künstlerischen Individualitäten am meisten durch die äussere und innere Persönlichkeit bestimmt und daher auch begrenzt werden. Erst aus seiner äusseren Erscheinung und aus seinen Mitteln begreift und versteht man einen Schauspieler ganz.

„Schön bist Du nicht, Marcel, schön wahrlich nicht!“ Jeder ältere Wiener erinnert sich der unnachahmlichen Interjektion voll komischer Verwunderung (ungefähr so, wie wir im Leben eine unerwartete Aufrichtigkeit oder etwas wenig Schmeichelhaftes von einer Freundin lächelnd entgegen nehmen), mit der Sonnenthal als Marcel de Prie diese Worte seiner geliebten Renée zu begleiten pflegte. Noch ältere Kritiker nennen ihn freilich „blendend schön“, sie rühmen sein „sonniges, freies Antlitz“. Als einen eigentlich schönen Mann

habe ich Sonnenthal nicht mehr kennen gelernt. Soweit ich mich zurückerinnere, hatten seine weichen, runden Züge immer etwas schwammiges, und die Thränensäcke traten unter den Augen störend hervor. Die Augen haben weder durch Farbe noch durch Glanz einen natürlichen Reiz; nur durch künstliche Vergrösserung oder Verkleinerung gewinnt ihnen der Künstler ihren sprechenden Ausdruck ab. Wie sich jeder Mann von Welt mehr oder weniger ein „Gesellschaftsgesicht“ zurecht legt, das gewissermaassen seine natürliche Toilette bildet, so ist Sonnenthal die künstliche Vergrösserung der Augen und die künstliche Verkleinerung der Lippen zur Natur geworden. Sie geben seinem Gesicht den stereotypen Ausdruck des Erstaunten, Besorgten, Weinerlichen, der fast aus allen seinen Masken hervortritt und erst beim Sprechen freundlicheren Zügen weicht. Der Kopf ist im Verhältniss zu der ganzen Figur etwas klein, die Stirne niedrig, und die Nase tritt nicht scharf heraus. Sonnenthal ist deshalb kein hervorragender Mimiker; seine Masken gehen nicht weit über das Typische hinaus, eigentliche Charaktermasken sind ihm nur selten und nur mit grosser Mühe gelungen. Der schöne Empfehlungsbrief, den die Natur dem Künstler mit auf den Weg gegeben, liegt nicht in den Zügen, sondern in der Figur, deren Adel durch die zunehmende Fülle im Laufe der Jahre nur wenig beeinträchtigt worden ist. Wenn Sonnenthal am Anfang der siebziger Jahre mit seiner kleinen Frau im Arm durch die Strassen der inneren Stadt ging, dann blieben auch Leute, die nie seinen Namen nennen gehört hatten, da und dort stehen, verwundert, wer denn das sein müsste? Nicht von Schneiders Gnaden, durch seine stets tadellose Toilette erschien er als ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, sondern in Haltung, Gang und Bewegung war er das Urbild eines echten Edelmanns. Wie haben die jüngsten unter unseren Schauspielern so gar nichts mehr von dieser siegreichen Macht des persönlichen Auftretens an sich! wie laufen sie steif und stiernackig, oder schlendernd und zappelnd durch die Strassen der Stadt und über die Bretter der Bühne! Auch seine Bewegungen weisen Sonnenthal in erster Linie auf das Konversationsstück hin. Sie lieben das Runde und die Bogenform, aber sie greifen selten weit aus und halten sich, wie es das moderne Salonkostüm verlangt, hübsch nah an den Leib. Die Arme streben immer nach aufwärts. Die rechte Hand greift in die Brusttasche des Salonrockes, wo Haltung am Platz ist oder wo es zu imponiren gilt. So tanzmeisterhafte Stellungen, wie die des Marcel de Prie (vgl. die Photographie) und am Schluss des zweiten Aktes des Fiesco („Ich, Genuas glücklichster Bürger!“), die rechte Hand im schönen Bogen empor langend und die linke auf der rechten Seite der Brust, hat Sonnenthal, so sehr er sich einst darin gefiel, mit den jugendlichen Rollen ganz aufgegeben. Seit dem Risler spielt er dagegen fast nur mehr mit leise oder stärker auf und ab schwingenden Händen, die zwar nur der unwillkürliche Ausdruck seines immer gemüthlich bewegten Innern sind, aber auch eine beständige Unruhe, oft am unrechten Orte, mit sich bringen. Sonnenthal besitzt eine sehr schöne, im Affekt

immer wirksame, aber auch eine sehr einförmige, wenig mannigfaltige Plastik. In ganzen Scenen des Lear und Hamlet besteht die einzige Abwechslung darin, dass einmal die rechte, dann die linke, dann wieder beide Hände vibriren.

Sein Organ ist ein tiefer Bariton von warmem und weichem Klange. der seine chararakteristische Ausbildung gleichfalls im Konversationsstück erhalten hat. Ihm verdankt der Künstler die schöne Ausbildung der Mittellage, des gewöhnlichen Sprechtones. Auch die höhere Lage ist für die feinen Nuancen der Konversation prächtig geschult; während die Sprechtöne tief hinten am Gaumen gebildet werden, setzt er mit den hellen Nasen- und Kopftönen nach Art der Franzosen die Lichter auf. Im Komischen wie im Tragischen hat er mit diesen Tönen die höchste und unmittelbarste Wirkung erzielt, wo es sich blos um eine Nuance oder um einen schrillen Aufschrei handelt. Man kennt sein dreimaliges: „Marie!" in Clavigo und sein „Mutter!" im Uriel Akosta. Aber wo eine längere pathetische Rede Ausdauer oder gar starke Steigerung verlangt, da werden die hohen Töne kreischend und die Laute kommen nur wie gestossen und gespuckt heraus. Sich in allmählicher Steigerung und in gleichmässig schwebenden Tönen bis zum höchsten Pathos zu erheben, das wie Orgelklang die Osterchöre begleitet. ist seinem Faust durch die natürlichen Mittel versagt, so innig und warm ihm die Thräne aus dem Auge quillt. Aber auch sein Uriel Akosta (eine seiner schönsten Rollen) gipfelte in der Scene mit der Mutter, nicht nach dem Willen des Dichters im vierten Akt: die jungdeutschen Tiraden von Vernunft und Freiheit erhielten in Sonnenthals Mund einen kleinlichen Zug von geifernder Galle; während Gutzkow seinen Helden über sich selbst hinaus wachsen lässt, bleibt Sonnenthal ganz im Persönlichen stecken und sein Fluch auf die Priester klingt wie der blosse Ausfluss der persönlichen Rache, die Gutzkows Uriel, freilich weniger wahr als der Sonnenthals, nicht den Priestern, sondern seinem Nebenbuhler erst künftig zudenkt. In den letzten Jahren hat Sonnenthal freilich sein Organ mit einem genialen Instinkt und einem unglaublichen Fleiss an die Anforderungen grosser tragischer Aufgaben zu gewöhnen verstanden. In seinen älteren Rollen beginnt er den Satz noch immer gern mit vollem Munde und starkem Einsatz; aber bald erschöpft sich der volle Ton, und das Ende klingt in dünnen Kopf- und Nasentönen aus. Nun aber haben wir staunend gehört, wie er die Parabel von den drei Ringen von den unscheinbarsten Anfängen bis auf eine Höhe führte, die ihm vor zwanzig und noch vor zehn Jahren kein Mensch zugetraut hätte. Das technische Geheimniss liegt darin, dass er sein Organ nach unten hin erweitert und die vollen und schönen Basstöne zu Hülfe genommen hat. Indem er seinen Lear, Wallenstein, Nathan in einer tieferen Lage sprechen läst, gewinnt er einen weiteren Umfang des Organes und spart er die kreischenden Kopf- und Nasentöne für die höchsten Effekte. wo sie dann ihre Wirkung nicht verfehlen.

Was man so einen guten Sprecher nennt, ist Sonnenthal trotz alledem auch heute nicht. Der einzige Fehler, den er nie völlig überwunden hat, ist die Undeutlichkeit der Rede. Zwar das ungarische k im Anlaut (Marcel de Prie: „und geckem Muth gehorchen Zeit und Welt!“) hat er, wenn ich scharf genug gehört habe, sich längst abgewöhnt. Aber nicht ohne Grund behaupten die Fremden, die seinetwegen das Burgtheater aufsuchen, dass sie ihr Ohr erst nach und nach an seine Sprache gewöhnt, anfangs aber recht wenig verstanden hätten. Ich selber, der ich seit meiner Knabenzeit mit ihm durch Dick und Dünn gelaufen bin, habe nach vierjährigem Aufenthalt in Berlin und nach dreijährigem in Prag mit Befremden die gleiche Beobachtung gemacht. Und selbst die treuen Wiener sagen: „er redet wie verschnupft“. Zum Theil hängt das ja mit dem Ansatz der Stimme tief hinten am Gaumen zusammen; zum grösseren Theil aber ist es die Schuld mangelhafter Artikulation. Hier merkt man, dass es im Burgtheater lange Jahre an einem treuen Spiegel gefehlt hat; dieser Spiegel, den auch der grösste Schauspieler nicht entbehren kann, ist der Direktor. Lewinsky und Robert haben bei Laube sehr scharf artikuliren gelernt.

Sonnenthal hat rhetorische Meisterstücke geliefert; aber doch immer nur dort, wo es ihm gelang, dem Text eine innerliche, gemüthliche Seite abzugewinnen. Er kann ergreifen und rühren; hinreissen und begeistern; er kann herzlich überreden; er kann souverän abfertigen. Aber er kann nicht, was der eigentliche Sprecher soll, ruhig erzählen, äussere Thatsachen klar referiren. Das Sprechen ist in erster Linie ein episches Talent, und Sonnenthal ist durchaus dramatisch angelegt. Man betrachte nur einmal den Anfang seiner Traumerzählung im Wallenstein, wo es Schiller nicht völlig gelungen ist, das epische Element (Ort- und Zeitangaben) in die Stimmung zu verweben, wo es in den Zwischensätzen einer leisen Nachhilfe von Seiten des Darstellers bedarf. Diese Nachhilfe findet er bei Sonnenthal nicht, der an jedem dieser kleinen Sätze strauchelt und sich nicht zu helfen weiss, so dass sie die schöne lyrische Färbung, die er dem Ganzen giebt, immer wieder stören und dadurch nur um so linkischer hervortreten. Wenn es aber dann heisst: „Da sprach ich als zu mir selbst etc.“ — dann ist Sonnenthal wieder ganz bei der Sache und ganz er selbst. Als Vorleser wird Sonnenthal darum nie grosse Erfolge haben, so gern man ihn ab und zu lesen hören wird. Er wählt mit seinem glücklichen Instinkt immer Texte, die dramatische oder lyrische Beseelung verlangen, wie Tennyson's Enoch Arden oder Grillparzer's Spielmann; aber die epische Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche auf dem Theater durch die scenischen Vorgänge und durch das Bühnenbild unterstützt werden, wird er als Vorleser niemals erreichen, obwohl ihm weder die Technik, noch der Fleiss zur feinen Ausarbeitung einer klar und kunstvoll gegliederten Rede fehlen. Grössere und innere Vorzüge hindern ihn, die kleineren äusseren zu erwerben.

Er kann viel, aber was er unter den deutschen Schauspielern, soweit

ich sie kenne, heute allein kann, das bekommt man freilich jetzt selten mehr von ihm zu hören. Und das ist: eine Liebeserklärung machen. Manchen unter den Modernen sehe ich hier über eine Afterkunst den Kopf schütteln; aber wenn es erlaubt ist, sich die Dichter darauf anzusehen, ob sie Liebesscenen schreiben können oder nicht, wenn man allen Schmutz von G. Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" um der einen Liebesscene mit in den Kauf genommen hat, warum soll man nicht auch die Kunst eines Schauspielers auf diesen Meridian visiren dürfen? Lachend und scherzend, bittend und schmeichelnd, schüchtern werbend und trotzend, offen und heimlich durch die Blume, demüthig und keck, aber auch mit fliegenden und jagenden Pulsen haben wir ihn um Liebe und um die Geliebte flehen gehört! (Bolz, Clavigo, Rochester!) Die Birch-Pfeiffer werde ich bald vergessen haben, aber Sonnenthal's stürmisches Werben um die Waise von Lowood: „Jane, komm' zu mir! arm, klein und verlassen wie Du bist, will ich Dich, nur Dich! . . . Sag' schnell, dass Du mein sein willst, sag's schnell, oder meine Fibern reissen und etwas Schreckliches geschieht," werde ich nie vergessen. So wenig als seine humoristische Werbung als Bolz: „Wenn Du mich zum Manne nähmst, thätest Du mir den grössten Gefallen."

Damit sind wir bei dem echten und wahren Sonnenthal angekommen. Er kann als Mimiker keine selbstständige Bedeutung für sich in Anspruch nehmen und er ist kein grosser Redner. Auch als gestaltender Künstler steht er für mich nicht in erster Linie, obwohl er sich hier neben den besten wohl sehen lassen darf. Dem Eigenthümlichen seiner Kunst kann leider keine Schilderung gerecht werden; denn es liegt eben dort, wo die Macht der Feder, auch der dichterischen, aufhört. Sonnenthal ist, mit einem trivialen, aber wahren Wort, ein Schauspieler, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Einen Text innerlich beseelen; den Stimmungen, Empfindungen und Leidenschaften Ausdruck geben; einen Charakter liebenswürdig und warm zu vergegenwärtigen, das liegt in der Macht seiner Kunst. Wo der Dichter ein blosses Ausrufungszeichen zu setzen gezwungen ist, da ist sein Genius zu Hause, da ergänzt er den Dichter. Und ich für meinen Theil, ohne Andersdenkende zu lästern, bekenne gern, dass ich diese Aufgabe für die erste und wichtigste in der Schauspielkunst halte. Es liesse sich sehr wohl ein Laokoon über die Grenzen der Dichtkunst und der Schauspielkunst schreiben, aus dem sich ergeben müsste, dass dem Dichter nur der mittelbare, dem Schauspieler allein der unmittelbare Ausdruck der Empfindungen und der Leidenschaften möglich ist. Ich wette hundert gegen eins, dass von tausend stillen Lesern sich neunhundert ein ganz leidliches Bild von König Lear entwerfen, dass aber nicht hundert bei der Lektüre ähnlich starke Empfindungen haben, als bei der Aufführung. Was das Gestalten betrifft, so thut in letzter Linie doch der Dichter das Meiste und das Beste. Wo der Schauspieler erst die Gestalt herausschlagen muss, da ist der Dichter meistens gar nichts, aber der Schauspieler auch nur wenig werth; denn wer

weiss nicht, dass die Paraderollen fast immer von schlechten Dichtern geschrieben und auch von mittelmässigen Schauspielern zur Geltung gebracht werden? Nicht zum Wohl der Schauspielkunst und auch nicht zu dem der Dichtkunst ist heute das Verhältniss das umgekehrte. Unsere Dichter wollen das Geschäft der Schauspieler besorgen und unsere Schauspieler wollen — dichten und gestalten. Sonnenthal ist für sie der Heros einer vergangenen Zeit . . . . Ich glaube und hoffe, dass seine Zeit sehr bald wiederkommt, wie sich ja auf der Welt und auf dem Theater Alles im Kreise bewegt und die Extreme sich sehr nahe berühren. Der weite Kreis menschlicher Empfindungen, der zwischen dem Derbkomischen und dem Hochtragischen in der Mitte liegt, hat auf der Bühne nie einen reineren, wahreren und innigeren Ausdruck gefunden, als durch Adolf Sonnenthal. Sein Herz ist lauteres Gold.

Darum ist Sonnenthal auch kein Schauspieler, den man aus der Analyse einzelner Rollen am deutlichsten erkennt. Er ist ja reich genug an schönen Einzelheiten und an feinen Details. Wer ihm aber, wie es wirklich geschehen ist, in seinen echten Rollen die Sucht nach Männchen und nach Mätzchen vorwirft, dem fehlt das Organ, mit dem seine Kunst allein gemessen und verstanden wird: denn selbstverständlich wirkt, was aus dem Herzen kommt, auch wiederum nur auf das Herz. Nur in seiner schönen und reinen Innerlichkeit hält Sonnenthal seine Gestalten fest. Er ist deshalb nicht der Mann scharf individualisirter und schroff auseinander gehaltener Charaktere. Sein Repertoire besteht wie das unserer Klassiker aus Typen; und hinter jeder seiner Glanzrollen steht ein Dutzend ähnlicher, die entweder nur dem Stammpublikum des Burgtheaters bekannt geworden oder auch oft von einem Abend auf den anderen verschwunden sind. Wie viele sieche Kinder unfähiger Dichter hat er nicht auf seinen ebenso starken als gütigen Armen aus der Taufe gehoben! Und an jedes dieser Pathenkinder hat er, wenn es galt, sein bestes Herzensgut gewendet und an seine Zukunft felsenfest geglaubt! Nie hat er am Abend der Schlacht an dem Dichter verzweifelt! Darin liegt der Werth und die Bedeutung Sonnenthal's für das Repertoire des Burgtheaters, dessen pflichtgetreuestes und meistbeschäftigtes Mitglied er durch Jahrzehnte gewesen ist. Er hätte mit einem Dutzend Rollen auf Reisen gehen können; aber er blieb im Dienst. Er bedurfte stets neuer Aufgaben und griff in seinem Heisshunger wohl auch einmal nach den Schüsseln Baumeister's oder Lewinsky's; aber er liess auch Andere leben und trat jüngere Rollen freiwillig und freigebig ab. Mit der Anzahl der Rollen aber multiplizirt sich nicht, sondern potenzirt sich die Arbeit: denn die neuen Rollen wollen gelernt, die alten repetirt, beide aber mit allen wechselnden Besetzungen probirt sein.

Da ist zunächst der Typus des modernen Lebemannes oder des Bonvivant, den die Franzosen geschaffen haben und den Bauernfeld dann in's Wienerische übersetzt hat. Von Bauernfeld (Typus Ringelstern sammt

Familie) über Gustav Freytag (Waldemar, Bolz) bis auf Paul Lindau (Fritz Marlow) und Konsorten, von Scribe (Kerbriand) bis auf Sardou (Prosper von Block) hat Sonnenthal, keine der zahllosen Mittelstufen überspringend, dieses Fach im Burgtheater vertreten. Tadellos in der Toilette und stets elegant im Auftreten, geben sich seine Lebemänner wie die österreichischen Kavaliere doch immer ungezwungen, leicht und natürlich. Darin hatte er keinen Rivalen auf dem deutschen Theater; und die Natürlichkeit und Wahrheit, zu der er es im modernen Lustspiel gebracht hatte, erschien damals als die äusserste Grenze, zu der man es auf dem Theater überhaupt bringen könnte. Damit verglichen erschien auch sein Wesen im Trauerspiel selbst seinen Freunden „gemacht". Wie die ernsten Rollen durch innere Wärme, so beseelte er die humoristischen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. Wiederum eine Eigenschaft, die sich nicht beschreiben, nur fühlen lässt; und leider auch wiederum eine, die unseren Schauspielern und unserem Publikum ganz abhanden zu kommen scheint. Viel trägt ja dazu bei, dass der Schwerpunkt der dramatischen Litteratur gegenwärtig von Wien nach Berlin gerückt ist. Die Liebenswürdigkeit des Norddeutschen ist nicht die unserige. Der Norddeutsche ist dem Süddeutschen an absichtlicher Höflichkeit und Artigkeit weit überlegen, er steht ihm aber an unabsichtlicher Herzlichkeit und an gewinnendem Wesen nach. Jeder, der längere Zeit in Berlin sich aufgehalten hat, weiss, dass zwischen dem Weltmann in Berlin und dem Weltmann in Wien eine nicht zu überspringende Kluft liegt. Der Österreicher hört in einem Berliner Zirkel Damen und Herren von einem noch zu erwartenden Gast schwärmen, der in diesem Kreise offenbar der Löwe ist. Aber der späte Ankömmling, dem sich nun alle Hände entgegenstrecken, macht mit seinem massiven und ernsten Wesen auf den Wiener eher den Eindruck des Unfreundlichen als des Gewinnenden. Der ehemalige Hofschauspieler Liedtke, der in Berlin als unerreichbares Muster eines feinen Mannes galt, ist mir in seiner äusseren Erscheinung immer plump und steif, in der Konversation schwerfällig und derb erschienen. Wo Sonnenthal mit einem Nasenton fein nuancirte und sein volles Organ immer dünner nahm, da wurde der Andere immer lauter und lärmender, so dass man in dem ganzen Salon zuletzt überhaupt nur mehr ihn verstand. Man glaube aber deshalb nur ja nicht, dass hier eben Alles auf dem Naturell und der Abstammung beruhe! Dass man die Liebenswürdigkeit Niemand einimpfen und nicht erlernen könnte! Bis zu einem gewissen Grade kann sich Jeder Mühe geben, sich liebenswürdig oder unliebenswürdig zu machen; die modernen Schauspieler, besonders die norddeutschen, haben das Letztere gewählt. Es ist kein blosser Zufall, dass auf das Urbild des liebenswürdigen Mannes, auf Karl Fichtner, im Burgtheater Sonnenthal gefolgt ist. Er hatte nicht blos ein grosses Muster vor Augen; er musste sich auch bestreben, liebenswürdig zu erscheinen, sonst hätte er nach Fichtner überhaupt nicht aufkommen können. Und von Sonnenthal ist die

Tradition dann auf den norddeutschen Schüler Sonnenthal's, Ernst Hartmann, übergegangen, der freilich mitunter schon mehr kokett als liebenswürdig ist und darin ebenso oft zu viel thut, als die ernsten norddeutschen Schauspieler zu wenig. Ein Tropfen Liebenswürdigkeit würde Josef Kainz, den ich wenigstens immer verdriesslich gefunden habe, zu einem Schauspieler ersten Ranges machen. Wenn Sonnenthal hier seinem grossen Vorgänger Fichtner wohl gleichkommen, ihn aber nicht überbieten konnte, so muss er in einem anderen Punkte über ihn hinausgegangen sein. Wenn ich das Bild Fichtner's aus der Theatergeschichte richtig erfasst habe, so waren seine Gestalten liebenswürdige Durchschnittsmenschen, Wiener aus der Zeit des Vormärzes, warm, lebenslustig, gescheidt, aber doch ein bischen beschränkt und unbedeutend. Unter Sonnenthal nahmen die Salonhelden, die sich ja in dem älteren französischen und deutschen Konversationsstück fast immer nur mit dem typischen Gesellschaftsgesicht zeigen, doch schon modernere Züge an und eine tiefere geistige Bedeutung für sich in Anspruch. Eine ernste Grundlage und ein Fond innerer Tüchtigkeit fehlt Sonnenthal's Lebemännern nie, die ja auch zuletzt meistens zur Ehe bekehrt werden. Einen blossen Gecken oder einen Windbeutel hat er niemals spielen können; Charaktere ohne persönliche Würde lagen ganz ausserhalb seiner Begabung. Wohl aber hat er durch den eigenen Adel manchen frivolen oder schwankenden Lustspielhelden emporgehoben und über Wasser gehalten und selbst den Kindern aus bester Familie oft unter die Arme gegriffen. Freytag's Bolz, der doch manches bedenkliche und gewagte Spiel treibt, hat von dieser Seite durch Sonnenthal ebenso viel gewonnen, als er an geistiger Beweglichkeit und Gewandtheit verlor. Er rückte, ein gemüthlicher Humorist, nicht ein kecker Satiriker, seiner Adelheid etwas näher. Auch wo er ehrliche Leute aus Metierspflicht zum Besten hält, wirft er sich nicht weg, sondern beobachtet er immer noch eine gewisse Delikatesse; bei der Einleitung seiner erlogenen Geschichte: „Denken Sie sich ein altes Haus," mit der Thür in's Haus zu fallen oder sie gar durch direkten Bezug auf die ehrliche Frau Piepenbrink zu einem ebenso billigen als ordinären Wortspiel auszunützen, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Eine Spezialität von Sonnenthal waren darum die leichtlebigen Diplomaten (Attaché, Bolingbroke, Fox), bei denen man den feinen Takt der vornehmsten Kreise nie vermisste, aber hinter der gesellschaftlichen Bummelei den weltklugen, gewandten und überlegenen Geist auch dort ahnte, wo der Dichter ihn nicht zur Geltung zu bringen wusste. Wie geschickt und manierlich zugleich verstand er als Attaché, seine Partnerin von ihren zahlreichen Bewerbern zu befreien! Und „Pitt und Fox" glaubte Laube überhaupt nicht wagen zu dürfen, ehe Sonnenthal dem grossen Staatsmann, der die ernsten politischen Fragen bei Gottschall doch ein bischen gar zu frivol behandelt, eine solidere Grundlage geben konnte. Zu den Diplomaten auf der Bühne (Attaché, Fox) gehört ein Champagnerdiner und natürlich auch ein leichter

Spitz: auch in diesem billigen Kunststück wusste Sonnenthal jeder leisesten Übertreibung auszuweichen, und den Mann von Welt hat er auch dabei nie aus den Augen verloren.

Derselbe Typus, nur aus dem komischen Fach in das tragische übersetzt, liegt einer anderen Reihe zu Grunde. Auch im ernsten Drama ist Sonnenthal der gefährliche, unwiderstehliche Mann, dessen Zauber auf die Frauen nicht in schroffer Männlichkeit, sondern in einem zarten, weichen, einschmeichelnden Wesen liegt: der aber umgekehrt mit dieser weichen, reizbaren Organisation auch selber wieder jedem weiblichen Zauber zum Opfer fällt. Das ist die Gruppe der liebenswürdigen, aber schwachen Halbmänner, die bekanntlich durch Lessing zugleich mit dem bürgerlichen Drama (Mellefont in Miss Sara Sampson) eröffnet wird und die Sonnenthal von Lessing (Mellefont, Prinz) und Shakespeare (Antonius) an durch das ganze klassische Drama Schiller's (Leicester) und Goethe's (Clavigo) hindurch bis auf Grillparzer (König Alfonso) gespielt hat, den einzigen Fernando in der Stella ausgenommen. Es war das Verdienst Sonnenthal's, der an dem larmoyanten Ton des Stückes keinen Anstoss nahm, dass wir in einer unübertrefflichen Vorstellung der Miss Sara (mit den Damen Wolter und Gabillon) auch den litterarischen Ahnherrn der Gruppe, den Mellefont, von ihm sehen konnten. Eine herrliche Leistung, die sich am Schluss („Ich bin verloren. Du bist verloren — aber sie soll mit verloren sein") zu einer der grössten Wirkungen erhob, die ich je auf dem Theater erfahren habe! Und so wie der Mellefont, so waren sie alle, durch die Bank Meister- und Musterleistungen, wie wir sie später nicht mehr gesehen haben und allem Anschein nach auch nicht mehr sehen werden. Die Schwierigkeit und die Besonderheit liegt darin, dass der Vertreter dieses Rollenfaches mit dem weichen frauenhaften Innern doch alle äusseren Vorzüge und Eigenschaften der Männlichkeit verbinden muss. Der Zwiespalt der beiden Naturen darf nicht auf der Oberfläche liegen. Ein Mann, der schon in seinem Auftreten etwas Weibisches hat, oder dessen Entzündlichkeit blosse Koketterie ist, ist einfach unausstehlich. Und umgekehrt ist wieder die harte und schroffe Männlichkeit mit dem Korporalston unserer heutigen Liebhaber natürlich von vornherein ausgeschlossen: man sehe sich nur einmal Herrn Reimers als Antonius an, den unmittelbaren Nachfolger Sonnenthal's! Hier kommen unserem Künstler alle äusseren Eigenschaften, seine Vorzüge wie seine Mängel, trefflich zu statten: die vornehme, edle Erscheinung: der feste, volle und männliche Klang der Stimme, der aber nicht ausdauert, sondern bei der geringsten Bewegung in's Weiche oder in's Nervöse umschlägt. So giebt er uns im Clavigo nicht einen blossen Streber oder einen leeren Windbeutel, sondern genau nach Goethe's Absicht den vollendeten Weltmenschen, den feurigen, aber leicht erkaltenden Liebhaber, den schwachen und haltlosen Mann. Es war einfach ein kritischer Gewaltakt, wenn M. Harden Sonnenthal vorgeworfen hat, dass er das Bild des Goethe'schen Clavigo verzeichnet habe: wir wissen

aus zahlreichen Aeusserungen Goethe's ganz genau, dass er in ihm ein Seitenstück zu Weislingen und zu Fernando in der Stella, also einen begabten, bedeutenden und gefährlichen Mann sah. Auch in der „Jüdin von Toledo“ und in den Shakespeare'schen Königsrollen (Richard II., Heinrich VI.) kommt ihm sein tüchtiger Nachfolger (Robert), der mit stoischen Römern immer über sich selbst hinauswächst, aber keinen reizbaren erotischen Nerv besitzt, nicht entfernt gleich. Richard II. bezeichnete zugleich die höchste Höhe, bis zu der sich Sonnenthal auf diesem Gebiete erheben konnte.

Man hätte freilich vermuthen sollen, dass er von dieser Höhe aus nach dem Hamlet und nach dem Macbeth, die ja beide auch willensschwache Männer sind, blos hätte greifen dürfen. Aber die Erfahrung hat dem widersprochen. Es hat sich vielmehr die interessante Thatsache ergeben, dass unser Künstler den tragischen Rollen, die ihm ganz fern zu liegen schienen, viel näher gekommen ist als denen, wo er sich auf geradem Wege nur noch eine Spanne höher hätte heben dürfen. Bei einer so ausgesprochenen Individualität ist eine solche Beobachtung sehr lehrreich; sie gestattet nicht nur, sondern sie fordert zu weiteren Schlüssen auf. Sie zeigt, dass er sich das tragische Gebiet doch nicht auf dem geraden und natürlichen Wege, auf den ihn seine Begabung hinweist, sondern erst auf einem Umwege erobert hat; dass hier Kräfte, die bei seinen eigentlichen Rollen erst in zweiter Linie wirksam sind, in das Vordertreffen gestellt werden mussten.

Zu dem Hamlet von Sonnenthal habe ich nie ein näheres Verhältniss gefunden, obwohl ich mir redliche Mühe gegeben habe. Ich habe mit ihm gerungen wie Jakob mit dem Engel des Herrn; aber es half nichts. Ich war einer der ersten im alten Burgtheater an dem Abend, wo Sonnenthal nach Wagner und Lewinsky die Rolle dauernd in Besitz nahm, und ich habe ihn im Laufe der nächsten Jahre mindestens ein halbes Dutzend Mal gesehen. So oft ich nach kürzerer oder längerer Abwesenheit wieder nach Wien zurückkehrte, versuchte ich es immer wieder von neuem. Und noch in den letzten Jahren bin ich, schon resignirt, auf dem Posten gestanden. Alle Liebesmüh war verloren; der Eindruck war immer der gleiche, und so viel sich im Einzelnen an der Rolle verändert hatte, Sonnenthal hatte sich von ihr eher entfernt, als ihr genähert. Es war ungefähr das Niveau der comédie larmoyante oder des bürgerlichen Trauerspiels oder eines Rührstückes der Birchpfeiffer, auf dem er sich bewegte: sein Hamlet war nicht tragischer als sein Mellefont. Wenn er nach den Monologen, in denen er nie mit sich selbst, sondern immer zum Publikum sprach, mit fliegendem Mantel und sich auf den Sohlen wiegend, in feschem und flottem Abgang die Scene verliess, dann wurde mein Glaube an die Melancholie dieses Dänenprinzen tief erschüttert. Noch mehr aber, wenn er ebenso so fesch die lange Rede begann: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch“ . . . eine Rede, die den ganzen Hamlet enthält, die Empfindung des Kranken für die Gesundheit, die aber bei Sonnenthal einen kerngesunden Ausdruck fand. Nein, in ihm steckt kein Hamlet, —

und auch kein Macbeth! Hier stand er noch obendrein im Schatten der Wolter, deren tragische Kraft und dämonische Energie seinen Macbeth völlig zum Schwächling herabdrückte. Macbeth ist ja auch einer von den willensschwachen Männern; aber er unterscheidet sich von Clavigo und seinesgleichen eben doch dadurch, dass er auch ein Held ist und als solcher, sobald er einmal entschlossen ist, mit wilder Energie jeden Nerv zur Schreckensthat spannt und auf dem einmal betretenen Blutpfad fortschreitet. Was Rossi im Othello und Salvini gerade im Macbeth so vorzüglich verstanden, nämlich zu zeigen, wie der Held durch die Leidenschaft ganz aus der Art schlägt und innerlich immer tiefer herunterkommt, das kam bei Sonnenthal gar nicht zum Ausdruck. Der cynische Fusstritt, den der herabgesunkene Macbeth dem Arzt versetzt: „Wirf deine Medizin den Hunden vor“ — verwandelte sich in eine elegante Handbewegung, während Sonnenthal doch sonst sogar im Konversationsstück damals schon drastisch und derb zu gestalten verstand. Aber unter den tragischen Rollen, die nicht sein natürliches Erbtheil sind, liegen ihm Hamlet und Macbeth noch zu nahe; instinktiv suchte er sie mit den halbtragischen Mitteln seines Clavigo und Mellefont zu bestreiten; sie zwangen ihn zu wenig, aus sich selbst herauszugehen und sie ganz objektiv zu behandeln. Auch ein ganzer Othello ist Sonnenthal nie gewesen: sein Othello, mehr Liebhaber als Krieger, hörte eigentlich dort auf, wo der wirkliche Othello beginnt, nämlich wo er in der Leidenschaft zu rasen anfängt. Dafür besitzt er nicht die äusseren Mittel; aber in den intimen und familiären Scenen mit Desdemona brachte er Manches zu ergreifender Wirkung. Schade dass so schöne Einzelheiten hier und im zweiten Akte des Macbeth verloren sind; denn es giebt keinen anderen Schauspieler, bei dem man es so leicht merkt, wenn er nicht ganz bei der Sache ist, als bei ihm, der nicht in den Details, sondern immer nur im Ganzen seine Stärke hat. Er mag das selbst gefühlt und deshalb den Othello und den Macbeth bald wieder abgegeben haben. Den Hamlet freilich giebt kein Schauspieler auf, der ihn einmal gespielt und sein Blut geleckt hat. Als ich aber die Nachfolger Sonnenthals kennen lernte und auch Herrn Bonn als Hamlet genoss, wie stiegen da sein Macbeth und Othello in meiner Erinnerung empor, und es wird vielleicht noch die Zeit kommen, wo ich mich auch nach seinem Hamlet zurücksehnen werde. Einzig ist er schon heute als Faust; der Mann mit den zwei Seelen in der Brust gehört ja auch zum Theil in diese Gruppe. Ganz gerecht kann er einer Rolle, die überwiegend rhetorischen Charakter hat und den weitesten Umfang von Tönen umspannt, nicht an allen Stellen werden. Im ersten Theil stellt der Liebhaber, der in Sonnenthal nie altert und niemals stirbt, heute noch den Denker in Schatten, während sonst auf dem Theater meistens das Gegentheil der Fall ist. Im zweiten Theil aber wächst er mit seiner grossen Aufgabe und giebt uns wahre Meisterstücke seelisch bewegter und ergreifender Reden.

Das Seitenstück zu den reizbaren Liebhabern mit dem schwachen und

schwankenden Herzen bilden die scheinbaren Stoiker, die, wie Don Cäsar in Donna Diana und wie Cato von Eisen, nur eine künstliche Rinde um das volle Herz gelegt haben. Die männliche Würde und der sittliche Ernst, die sich auch in Sonnenthals Bonvivants nicht verleugnen, aber hier doch nur die Untertöne bilden, gewinnen dann die Oberhand in der Gruppe der gesetzten Liebhaber, Helden und Ehemänner. Auf diesem Wege hat Sonnenthal ausserhalb des Burgtheaters auch den Armand Duval in der Kameliendame lange Jahre mitgeschleppt, eine der unwahrsten und unverständlichsten Figuren, die je ein Dichter gezeichnet, die aber durch Sonnenthal sehr an Glaubwürdigkeit gewonnen hatte. Hierher gehören Egmont, dessen Leichtlebigkeit und Frohsinn bis ins Dämonische zu erheben ihm freilich nicht ganz gelang, und der ritterliche Waffenmeister Marcel de Prie mit der Definition des Kusses, dem süssesten Kunststück der Muse Sonnenthals. Hierher gehören die schwermüthigen und ernsten Gestalten Lessings: Appiani und der stolze Tellheim, dem Sonnenthal nur wenig von der Lessingschen Herbheit genommen, aber auch den ganzen Adel seiner Persönlichkeit verliehen hat. Dann kommen die betrogenen Ehemänner des französischen Repertoires (Fabrikant, Vornehme Ehe, Familie Benoiton), mit ihren beiden typischen Scenen: Abrechnung mit der Frau und (womöglich im Duell) Abrechnung mit dem Verführer, wo es immer eine dankbare Aufgabe für unseren Künstler war, den Mann gegenüber dem Liebhaber zur Geltung zu bringen und ihm die Sympathien zu sichern. Endlich der herrliche Fürst Lübbenau in Bauernfelds „Aus der Gesellschaft“, das getreue Abbild eines der edelsten und freisinnigsten unter den österreichischen Kavalieren, vielleicht die vornehmste und männlichste Gestalt, die der Künstler im Salonstück geschaffen hat.

Aber es kam die Zeit, wo Sonnenthal, der keinen Stillstand kennt, nicht blos seine altgewordenen Kleider zu wenden, sondern sich selber umzuhäuten begann. Seine Kunst lebte nicht allein von der Jugend. Er klammerte sich nicht an die Vergangenheit, sondern er war klug und weise genug, bei Zeiten an die Zukunft zu denken; dem vor der Hand erst noch in weiter Ferne winkenden Alter, das die Schauspieler sonst noch mehr als die Frauen zu fürchten pflegen, muthig ins Auge zu schauen; und sich als Künstler eine zweite Jugend selbstthätig zu erobern. Nicht blos die Rollen, denen er entweder entwachsen oder in die er niemals ganz hineingewachsen war, gab er allmählich an Jüngere, aber nicht Bessere, ab. Es war auch gar nicht mehr der frühere Sonnenthal, den man in seinen neuen Rollen kennen lernte. Wenn früher die korrekten Gesellschaftsmenschen sein eigentliches Fach waren, so wagte er sich jetzt an die wildgenialen Sonderlinge. Der leichtsinnige, geniale Kean, den er in der Jugend wohl gelegentlich gespielt hatte, wurde jetzt eine seiner Lieblingsrollen, in der er freilich dem Urbild des bummelnden Genies, dem geistig und körperlich viel beweglicheren und gewandteren Rossi, nicht gleichkam. Auch im Narciss gelangen ihm weniger die tollen Affensprünge des Gamin, als die sentimen-

tale Grundlage dieses Helden der Rousseau'schen Zeit und der tiefe Schmerz, aus dem seine verblüffenden Paradoxen quellen; nach einem sehr schwachen ersten Akt erhob und hielt sich die Leistung seit dem zweiten auf einer beträchtlichen Höhe. Aber die excentrischen Charaktere, die der guten Sitte absichtlich ins Gesicht schlagen, waren auch später ebenso wenig seine Stärke als die abnormen, unberechenbaren und sprunghaften psychologischen Zustände, z. B. der Wahnsinn (Hamlet, Lear); die solide Schwere seiner ordentlichen und in sich selbst sicheren Natur hielt ihn hier immer von dem kühnsten Wagen zurück, er erlaubte sich höchstens mit Meilhacs „Attaché" einmal einen Sprung über die Barrière. Der unschuldig verurtheilte Zuchthaussträfling (Fabricius, Dornenweg) war ungefähr das Höchste, was ihm auf dem Gebiet der pathologischen Seelenschilderung und zugleich auch des revolutionären Kampfes gegen die Mängel der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung erreichbar blieb. Hier konnte man auch zum ersten Mal den eleganten Sonnenthal in dem Kostüme und mit den Geberden des Vagabunden sehen, die er auf Grund sorgfältiger Beobachtung der Natur bis zur Täuschung getreu nachbildete. Waren seine betrogenen Ehemänner bis dahin nicht blos innerlich, sondern auch äusserlich ohne Tadel und vornehm, nicht blos in der Gesinnung, sondern auch in ihrer Erscheinung, so spielte er nun den schwerfälligen, fast täppischen Schweizer Risler und aus dem Lande der Yankees brachte er den exotischen Hüttenbesitzer mit. Die Situationen blieben dieselben wie in den früheren Ehebruchsdramen, aber wenn es jetzt zur Abrechnung zwischen Frau und Mann und zwischen Mann und Liebhaber kam, dann galt es schärfer und tiefer zu charakterisiren — man weiss, wie ihm die alten Aufgaben auch in dem neuen Kostüme gelungen sind: mit einer einzigen Scene hat er als Risler ein schlechtes Stück durchgebracht und bis heute auf dem Repertoire erhalten . . . Alles das ging allmählich und langsam vor sich; mit einer Klugheit, die an den grossen Schröder erinnert, betastete er vorsichtig den Boden und wagte sich nur selten (der alte Millern) einen Schritt zu weit vor, um nicht wieder einen Schritt zurück machen zu müssen. Jedem dieser Schritte aber sah man im Publikum und in der Kritik nur mit Zweifel und mit Misstrauen entgegen; aber mit wenig Ausnahmen blieb der Künstler im Recht und man lernte endlich einsehen, dass Sonnenthal ein grosser Künstler sei, auch wo er gar nicht mehr Sonnenthal war. Und so kam allmählich der paradoxe Name „Sonnenthalrolle" für Rollen in Gebrauch, wo man — lucus a non lucendo! — den eigentlichen Sonnenthal nicht vorfand, der sich selbst ganz objektiv geworden war. Eine Sonnenthalrolle war einfach eine Rolle, die kein Anderer spielen konnte, die aber in seinen Händen grosse Wirkung versprach. Und nur das Eine blieb sich in ihnen allen gleich: der Mann, den er spielte, behielt zuletzt immer Recht, er gewann die vollen Sympathieen des Publikums, auch wenn er nicht blos als Raisonneur dem Dichter zum Sprachrohr diente (Graf Trast, Hans Lonei). Alle seine Helden mussten, wenn auch unter

unscheinbarer Hülle, das Herz am rechten Fleck tragen; einen abstossenden, innerlich hässlichen Menschen hat er nie gespielt.

Unter dem Einfluss von Rossi und von Salvini war Sonnenthal so schrittweise immer objektiver und realistischer geworden; über seinen Nero und seinen Fabricius schlugen manche alte Burgtheaterbesucher die Hände über dem Kopf zusammen, und eine hohe Gönnerin, die Fürstin Hohenlohe, rief ihm nach dem König Erich zu: „Gehen Sie nicht viel weiter auf dieser Bahn!“ Der König Erich war von einem Dichter, dem gewiss Niemand übertriebenen Realismus oder gar Naturalismus vorwerfen wird. Nun aber kamen von der andern Seite die Jungen, denen Sonnenthal wiederum nicht weit genug gegangen war, die ihn als den Schauspieler der Vergangenheit neben Reicher, als den Schauspieler der Gegenwart, und Rittner, als den Schauspieler der Zukunft, stellten. In Berlin wurde damals jeden Herbst ein neuer und grösserer Sonnenthal entdeckt; so wie die Wiener vor vierzig Jahren den Salonschauspieler in unserem Sonnenthal entdeckt hatten, nur mit dem einen kleinen Unterschied, dass sich der unsrige nun schon die kurze Zeit von vierzig Jahren hindurch bewährt hat. Die Berliner Sonnenthals dagegen verschwinden meistens im Frühjahr wieder, nachdem sich herausgestellt hat, dass sie zwar in einer Rolle ganz unübertrefflich, leider aber in keiner andern zu brauchen seien; man nennt diesen höheren Dilettantismus dort Wahrheit oder objektive Kunst. Unser Sonnenthal fand zwar noch immer den Beifall des grossen Publikums in Berlin; aber die Jugend glaubte ihn mit rücksichtsloser Offenheit darauf aufmerksam machen zu müssen, dass die Zeit für ihn wie für alle Klassiker vorüber sei und dass seine Rollen mit den Dichtungen ein für allemal veraltet seien. So stand der Mann, der so lange Zeit für den Vertreter der Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit auf der Bühne gegolten hatte, plötzlich vor Pilatus mit der Frage: „Was ist Wahrheit?“, auf die bekanntlich jeder eine andere Antwort giebt. Alles was bisher als sein höchster Ruhmestitel gegolten hatte: seine Liebenswürdigkeit, seine Wärme, seine Weichheit, seine elegante Haltung, sein Clavigo etc., alles das diente nun den Anklägern zur Stütze; für sie war Sonnenthal, weil er ein anderer war, zugleich ein unwahrer, affektirter, sentimentaler, gezierter Mensch und Schauspieler. Seine Sympathien für die neue Richtung konnten nicht gross sein; aber wie überall, so hat auch hier der Künstler von den Antipathien des Menschen keine Notiz genommen und er hat auch dem jungen Geschlecht mit mancher undankbaren Aufgabe zum Siege verholfen. Man denke nur an die gefährliche Abrechnung zwischen dem Rektor und seiner Frau in Sudermanns „Glück im Winkel“, wie er hier für die alte Scene doch wieder einen ganz neuen Ton gefunden, und die heikle Aufgabe so discret und so zart angefasst hat, dass der Roheste nicht zu lächeln wagte, der sonst — wer weiss? — vielleicht laut gelacht hätte. Und sieht man ihn ungern als modernisirten Musikus Miller in Schnitzler's „Liebelei“, so war doch sein „Volksfeind“ trotz den Berlinern

eine sehr schöne Leistung, der Ibsen selbst nur etwas mehr Humor gewünscht hätte.

Freilich, wenn Sonnenthal's Kunst nur mehr von der modernen Produktion lebte, dann könnte er wohl manchmal melancholisch in die Vergangenheit blicken. Aber er theilt sich mit Baumeister in das Fach der Heldenväter; und mit den grössten Aufgaben der deutschen Schauspielkunst hat er sich auch auf die höchste Stufe erhoben, die ihm erreichbar ist. Weit weg von der Wiege wird in später Zukunft das Grab des Menschen liegen; und weit weg von der Wiege seiner Kunst wird sich das Denkmal des Künstlers erheben. Denn, nach Goethe's Wort, so wie einer von hinnen geschieden ist, so lebt er fort im Gedächtniss der kommenden Geschlechter. Weit zurück aber liegen hinter der lebenden Generation die Ringelstern, Bolz, Clavigo u. s. w.; für die heutige Jugend ist Sonnenthal in erster Linie Wallenstein, Lear, Nathan. Auf einem weiten Umwege, wie wir gesehen haben, aber das Ziel stets im Auge, hat er langsam und sicher diesen Gipfel erstiegen. Die blosse Ankündigung seines Wallenstein (1884) wirkte wie ein Schreck auf Jeden, der davon hörte, vom Direktor auf die Kritik und auf das Publikum. Er brachte wenig, eigentlich gar nichts für den Wallenstein mit; er war für ihn so wenig prädestinirt — wie der Dichter des Wallenstein, der sich ja auch von Haus aus bewusst war, dass ihm der Stoff nicht liege, dass er mit ihm einen schweren Ringkampf werde bestehen müssen. Vielleicht liegt gerade in dieser Parallele das Geheimniss des grossen Erfolges, den Sonnenthal mit dem Wallenstein errungen hat. Er war gewiss nicht der einzig denkbare oder einzig mögliche Wallenstein, nicht der Wallenstein schlechtweg, wie Rossi der Othello; aber er war sicher der Wallenstein, der am meisten den Intentionen des Dichters entsprach, dem Schiller selbst, wenn heut' sein Geist herniederstiege, die Hand reichen würde. Ganz ohne Rest ist ja auch dem Dichter die Rechnung mit den vielen irrationalen Grössen nicht aufgegangen; aber das, was er betont wissen wollte, tritt in Sonnenthal's Darstellung hervor. Er hat dem Wallenstein der ersten Akte die steifen Lederstiefel und das harte Lederkoller abgenommen, ohne dem Feldherrn etwas zu vergeben. Er hat, indem er den Wallenstein in Civil kleidete, ihn unseren Herzen näher gerückt, wie es Schiller's im Prolog ausgesprochene Absicht war. Er hat, wie der Dichter, den Accent auf die menschlichen Seiten des Helden gelegt und als Feldherr gegenüber den Pappenheimer Kürassieren, als Freund gegenüber den beiden Piccolomini, als Gatte und Vater in den Familienscenen doch wieder Gelegenheit gehabt, weichere Töne aus seinem Innern zu holen. Er hat in dem schwankenden Helden Anknüpfungspunkte an die halbschwachen Charaktere seiner ersten Periode gefunden; aber Wallenstein lag weit genug von ihnen ab, als dass er ihn wie noch später den Macbeth zum Schwächling hätte herabsinken lassen. Vielmehr, je weniger die neuen Aufgaben ihm entgegenkommen, je mehr er sie sich vom Leibe halten und mit der blossen objektiven Liebe des Künstlers behandeln muss, um so besser

versteht er jetzt dort vorzubeugen, wo, wie er genau weiss, die Grenzen seiner Begabung und die schwachen Seiten seiner Kunst liegen. Er arbeitet jetzt nicht mehr blos mit richtigem Instinkt und überlässt sich auch im Affekt nicht blos momentanen Impulsen, er ist nun ganz bewusster und absichtlicher Künstler. Freilich haben seine Absichten mit denen der sogenannten denkenden Künstler nichts gemein: grübelnde Auffassung und gezwungene Interpretation des Textes können ihm auch jetzt nichts anhaben, er schöpft aus ganzen und vollen Eindrücken und giebt uns nicht seinen Kommentar über die Gestalt des Dichters, sondern diese selbst. So ist ihm gelungen, was ihm scheinbar so fern lag, in Wallenstein sowohl den Diplomaten als den Feldherrn kräftig genug zu betonen, den letzteren nicht mittelst Stiefel und Sporen, sondern mit den vollen und kräftigen Basstönen seiner Stimme und mit der kühlen und hoheitsvollen Haltung, die er aus den Diplomaten und Kavalieren des Salons mitbrachte. Ich kann auch nicht finden, was vielfach behauptet wurde, dass er in seinem Lear die kräftigen und wilden Seiten über den rührenden vernachlässigt habe; denn die Scene beim Wiedersehen mit Cordelia thut überall, auch wo sie nicht so tief, wie bei Sonnenthal, aus dem Herzen geschöpft ist, ihre erschütternde Wirkung. Ich muss vielmehr der Wahrheit gemäss meinen Eindruck dahin bestimmen, dass Sonnenthal unter allen Darstellern des Lear, die ich kenne, den einzigen Rossi ausgenommen, ihn von Haus aus am wildesten, am trotzigsten und am hochfahrendsten angelegt hat. Freilich ist das bei ihm nicht wie bei Rossi Natur, und wer ihn kennt, der merkt ja wohl durch, dass er sich hier einen Ruck geben muss; aber man hat kein Recht, andere Rollen in seinen Lear zu übertragen, wo es sich nicht um die Beurtheilung seiner künstlerischen Individualität, sondern um die Rolle selbst handelt. Wenn sein Lear gleichwohl nicht ganz auf der Höhe seines Wallensteins steht, so liegt das an anderen Momenten. Einmal fehlt ihm, so weit er es auch in der Ausbildung seiner Stimme für die Anforderungen der Tragödie gebracht hat, doch die gleichmässige Fülle und Ausdauer des Organes: dem Donner gegenüber verpufft sein Rasen auf der Haide. Und zweitens sind die Regionen des Unbewussten hier wie im Wallenstein nicht seine Domäne: wie der Sternseher und Zeichendeuter im Wallenstein zurücktritt, so fallen die Wahnsinnsscenen, die den zweiten Theil des Lear beherrschen, nach den grossen Erschütterungen des ersten Theiles zu stark ab. Ein paar Stufen unter dem Wallenstein und dem Lear steht Sonnenthal's Nathan, der schwerlich den Intentionen Lessings ganz gerecht wird. Gegen den Vorwurf, an Stelle des Weisen den Guten gespielt zu haben, hat sich Sonnenthal zwar mit triftigen Gründen vertheidigt, indem er sagt, dass Lessings Nathan eben doch nicht blos der Weise, sondern auch der Gute sei. In dem Wort steckt der ganze Sonnenthal! Man sieht, wie er als Künstler die Gestalt im Vollen und im Ganzen ergreift; und man lernt den Menschen kennen, der, hinter dem Künster verborgen, doch seine Auffassung bestimmt. Der Satz ist so wahr wie Alles, was Sonnenthal mit

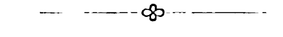
seinem klugen natürlichen Verstande je über seine Rollen gesagt hat. Aber er enthält nicht die ganze Wahrheit! Die Güte des Weisen und die Güte des Thoren sind zwei ganz verschiedene Dinge; und was sich Lessing unter einem guten Menschen vorstellt, ist gewiss nicht dasselbe, was Jedermann darunter versteht. Die Güte des Lessing'schen Weisen, wie die aller seiner männlichen und weiblichen Charaktere, kann einem Andern wie z. B. der beschränkten Daja oder dem hitzköpfigen Tempelherrn wohl auch einmal als Kälte, als Härte oder als Selbstsucht erscheinen. Ich will sagen: Lessing's Nathan trägt sein Herz nicht auf seiner Zunge. Sonnenthal's Nathan aber ist eine stets gemüthlich bewegte Figur; er steht nicht über der Situation und über den Charakteren, er lenkt und leitet nicht die Andern, er wird von ihnen bewegt und geleitet. Er ist in ewiger Unruhe, und der Ausdruck dieser Unruhe sind die unaufhörlich auf- und abschwingenden oder bebenden Hände. Der Apfel ist nur eine Spanne weit, aber weit genug vom Stamme gefallen, um zu erkennen, dass dieser Nathan mehr ein Kind Sonnenthal's als Lessing's ist.

* * *

Eisenberg's Biographie ist eine Gelegenheitsschrift zu Ehren von Sonnenthal's vierzigjährigem Künstler-Jubiläum. Sie will also nicht etwa den Abschluss seiner künstlerischen Thätigkeit anzeigen. Wir wünschen im Gegentheil alle lebhaft, dass die vollständige Biographie Sonnenthal's einst in der Fortsetzung noch ebenso viele und ebenso glänzende Blätter enthalten möge, als diese bis 1896. Freilich hätte Eisenberg, der sich so viel Mühe gegeben hat, alle äusseren Ehrenzeichen des Künstlers aufzuzählen, mit einer sehr grellen Dissonanz schliessen müssen, wenn sein Buch nicht noch vor dem Feste erschienen wäre. Der antisemitische Stadtrath von Wien hat dem Jubilar das Ehrenbürger-Diplom verweigert, weil er ein Jude ist. Die unerquicklichen Debatten drangen in die Öffentlichkeit und sind von der Presse wie eine grosse politische Parteifrage behandelt worden. Ich glaube, dass man dabei die Bedeutung und die Tragweite der Sache überschätzt hat. Ich betrachte sie einfach als eine Frage des „guten Geschmackes", um mich eines Lieblingswortes unseres Künstlers zu bedienen. Ich führe blos an, was man etwa zu Gunsten Sonnenthal's vorbringen könnte; und enthalte mich dabei geflissentlich der üblichen Überschwänglichkeit. Ein Künstler blickt auf eine vierzigjährige ehrenvolle und erfolgreiche Dienstzeit an dem ersten Kunstinstitut der Stadt (ich könnte auch sagen des Reiches oder des ganzen deutschen Theaters) zurück. Die ganze gebildete Welt, auch Leute, die ihm so fern stehen wie z. B. ich, bringt dem Mann ihren Glückwunsch dar: nicht blos Wien, ganz Österreich, Deutschland, zahlreiche Verehrer in den einzelnen Ländern von Europa und von Amerika. Man könnte es nun wirklich als eine blosse Sache des Taktes betrachten, dass eine Körperschaft, auch bei noch so strengen Grundsätzen, keinen Miss-

ton in die Feier ihres berühmten Landsmanns bringt, die ja nicht dem Juden, sondern dem Künstler gilt, freilich einem Künstler, der den Juden zwar nie herausgekehrt, aber noch weniger versteckt oder gar verleugnet hat. Man könnte sagen, dass, wo Juden unter die Bürger aufgenommen werden, der Jude wohl auch das Ehrenbürgerrecht erhalten kann, wenn er es würdig ist. Man könnte geltend machen, dass Sonnenthal von bürgerlichen Eltern abstammt, selber ein ehrsames bürgerliches Handwerk erlernt und sich laut den noch vorliegenden bürgerlichen Zeugnissen „ehrlich, treu, geschickt, arbeitsam und überhaupt sehr musterhaft betragen" hat; dass er ein „Geselleneinbringungsbüchel" von der bürgerlichen Schneider-Innung in Wien vor nahezu 50 Jahren und später als Künstler das Bürgerrecht von Wien erworben hat. Man könnte darauf hinweisen, dass Sonnenthal auch als Künstler nicht auf einen kleinen Kreis Gebildeter, sondern mehr als jeder Andere auf den grossen Bürgerstand gewirkt und seine höchste Kraft gerne in dem Kreise menschlicher Empfindungen gezeigt hat, die den bürgerlichen Klassen gemeinverständlich sind. Wir würden aber auch unsererseits gegen den guten Geschmack verstossen, wenn wir noch weiter darauf aufmerksam machen wollten, dass dieser Mann nicht blos im Dienste der Kunst, sondern durch volle vierzig Jahre auch im Dienste der öffentlichen Wohlthätigkeit gestanden ist und den Armen der verschiedensten Klassen und aller Konfessionen nicht unbedeutende Hilfsquellen zugeleitet hat, die natürlich nicht dem Künstler, sondern nur dem Menschen gutgeschrieben werden können, aber eben doch beweisen, dass er als Mensch einer bürgerlichen Auszeichnung nicht unwürdig ist.

Das, wie gesagt, könnte man anführen, wenn man an der Haltung des Stadtrathes Anstoss nehmen wollte. Aber gewiss wird das Niemand thun. Sonnenthal besitzt noch ein anderes Ehrenbürger-Diplom: das im Reiche der Kunst, deren Bezirk noch grösser ist als Gross-Wien.



Friedrich Zarncke,

geb. am 7. Juli 1825, gest. am 15. Oktober 1891.

(Friedrich Zarncke. Von Eduard Zarncke. Aus dem Biographischen Jahrbuch für Alterthumswissenschaft 1895. — 21 S.)

Als ich vor einem Vierteljahrhundert begann, an der wissenschaftlichen Thätigkeit im Fache der deutschen Philologie durch Aufsätze und Rezensionen Antheil zu nehmen, da wäre es mir wunderlich vorgekommen, hätte mir Jemand geweissagt, ich würde einstens ein Blatt dankbarer Erinnerung dem Andenken von Friedrich Zarncke widmen. Denn Scherer hatte mich in unsere Wissenschaft eingeführt, Müllenhoffs Schüler war ich geworden, und die Grundsätze wissenschaftlicher Arbeit, die dem Kreise Lachmanns, der Berliner Schule, eigen waren, galten auch mir als Leitsterne meines Lebens. Darin lag aber schon der schärfste Gegensatz

zu Zarncke beschlossen: ein langjähriger erbitterter Kampf, nicht so sehr um die Nibelungenhandschriften als um die Methode philologischer Forschung und ihre Ziele, hatte die Geister geschieden, die sachliche Gegnerschaft sich in persönliche Feindseligkeit umgesetzt. Nun war es mir freilich schon Pfingsten 1872 bei der Philologenversammlung in Leipzig aufgefallen, wie freundlich Zarncke auch uns jüngeren Gästen aus Berlin entgegenkam; mit mir, der ihm durch Ludwig Steub vorgestellt wurde, hatte er aufs liebenswürdigste verkehrt. Und Jahre später, als ich bereits durch verschiedene Arbeiten, auch polemischer Art, mich zu der mir überkommenen Auffassung der Philologie bekannt hatte, liess er die Fäden nicht fallen, wandte sich mit gelegentlichen Fragen nach Grazer Manuskripten an mich und hat mir als Kritiker meiner Schriften im Centralblatt nie Anderes denn Wohlwollen erwiesen. Und als ich, wieder Jahre darnach, in Leipzig den theuersten Bruder begrub, da hat Zarncke während dieser dunklen und schweren Tage alles Widerspiel der Meinungen bei Seite gesetzt und ist mir mit so liebevoller Theilnahme allewege hilfreich entgegengekommen, dass es mir bei den nächsten Freunden nicht besser hätte werden können.

Aber nicht diese Erlebnisse allein lassen mir heute das Bild Zarnckes aus den Trübungen gelehrten Streites rein hervortreten. Jener Kampf um der Nibelunge Hort gehört jetzt nur noch der Geschichte der deutschen Philologie an. Nicht Kompromisse, nicht persönliche Ausgleiche haben ihn aus der Welt geschafft, der ruhige Fortschritt wissenschaftlicher Arbeit hat ihn überwunden. Noch immer bleiben dieselben Aufgaben zu lösen wie damals, jedoch das besondere Problem, um welches der Zwist begann, kann heute gar nicht mehr so gestellt werden wie einst. Und weil also der Boden geschwunden ist, auf dem der Kontrast zwischen Liederjägern und Einheitshirten sich aufbaute, hat sich auch der Zank von selbst verloren. Mit der Geschichte jenes Problemes ist das Wirken Zarnckes zwar enge verflochten, aber seine Thätigkeit war weit und vielfach genug, um auch abgelöst davon für sich betrachtet zu werden.

Zarncke hat von Vater und Mutter nicht blos eine Zähigkeit des Körpers geerbt, die den schärfsten Angriffen eines tückischen Leidens widerstand, sondern auch den Trieb unablässiger, nicht zu ermüdender Thätigkeit, eine ausdauernde Arbeitskraft, eine stete Geduld, die vor den langwierigsten Studien, vor Schwierigkeiten aller Art nicht zurückwich: schätzenswertheste Gaben für eine gelehrte Laufbahn. Als Philologe war er ein Schüler von Gottfried Hermann und Moriz Haupt; Lachmanns Einwirkung auf ihn kann nicht mehr bedeutend gewesen sein, denn er war in der Hauptsache fertig, als er nach Berlin kam. Wenn manche Eigenschaften seiner ursprünglichen Anlage ihn zur ästhetischen Betrachtung der Litteratur zu neigen schienen, so ist ihm das durch die Zucht seiner Leipziger Lehrer gründlich ausgetrieben worden und es ist kaum etwas anderes davon seinen reiferen Jahren übrig geblieben als die Fähigkeit, die Schöpfungen der Klassiker des 18. Jahrhunderts mit Andacht zu geniessen, ein Vermögen, das in der Verehrung Goethes seinen Mittelpunkt, in den ihm gewidmeten Studien seinen Ausdruck fand. Was Zarncke zu Lessing zog, der allen leidenschaftlichen Naturen immer der ideale Vorstreiter für die Wahrheit und Freiheit der Wissenschaft bleiben wird, das war dieselbe Vertiefung in einzelne Probleme der Philologie, zu der ihn die Lehre und das Beispiel seiner Leipziger Meister bekehrt hatten. Von Sebastian Brants Narrenschiff bis zur „Causa Nicolai Winter“ spannt sich eine ununterbrochene Kette von Arbeiten, in denen die Entstehung eines einzelnen Werkes, die Schicksale einer Persönlichkeit, Fortpflanzung und Einfluss einer litterarischen Überlieferung die Aufgaben bildeten.

Man wäre ungerecht gegen Zarncke, wenn man seine Eigenthümlichkeit in

der Hingabe an bibliographische Interessen begrenzt fände. Zwar ist seine Beschäftigung mit der Bibliothek des Freiherrn von Meusebach gerade während der Jahre seiner Anfängerschaft für ihn von höchster Wichtigkeit geworden, sie hat nicht bloss seine Vertrautheit mit dem 15. Jahrhundert ermöglicht, sondern auch eine Ausgabe des „Narrenschiffes“ zu Wege gebracht, die, wie ich meine, heute noch eine unübertroffene Leistung darstellt. Aber wenn Zarncke der Aufnahme eines weitschichtigen Materiales, dem Verzeichnen, Ordnen, Sichten mit besonderer Vorliebe sich zuwandte, so drückte sich darin nur die nothwendige Neigung des Philologen aus, einen gesicherten Bestand von Thatsachen zu Grunde zu legen. Er hat sich den Schlüssen, die daraus zu ziehen waren, keineswegs geweigert, ist aber niemals weiter gegangen, als die offen festzulegende überschaubare Verknüpfung von Fakten gestattete. Darum hat wohl auch kaum ein anderer Germanist während eines langen und fruchtbaren Lebens so wenig zurückzunehmen gebraucht als Zarncke.

Das sind ansehnliche Vorzüge, sie weisen aber auch deutlich auf bestimmte Grenzen der Begabung hin. Denn nicht bloss prinzipiell hat es Zarncke sich versagt, seine Kräfte an eine grosse umfassende litterarhistorische Aufgabe zu setzen, die durch ein starkes kombinatorisches Vermögen hauptsächlich zu lösen war; auch hier drücken sich in Neigung und Abneigung Stärken und Schwächen der gesammten geistigen Persönlichkeit aus. Ich möchte ungerne falsch verstanden werden: nicht dass Zarncke unfähig gewesen wäre, philologisch zu kombiniren, glaube ich, er hat es hunderte und hunderte von Malen gethan und allermeistens mit Glück: die nachschaffende Bildkraft, die gestaltende Phantasie, deren der Philologe dann nicht entbehren darf, wenn er Lücken der Überlieferungen ergänzen, Zusammenhänge verstehen und beleuchten, aus dem todten Schriftthum lebendige Menschen wachrufen will, diese Gabe tritt in Zarnckes Arbeiten am wenigsten hervor. Freilich grenzen da Wissenschaft und Kunst schon hart aneinander, aber wo thäten sie das nicht, und bedarf der Philologe nicht bei der einfachsten Konjektur einer Fähigkeit nachzufühlen und nachzuschaffen, die ihn dem Poeten nächstverwandt erscheinen lässt? Heute liegt die Konjekturalkritik allerdings auf dem Gebiete der deutschen Philologie vollständig darnieder, so sehr, dass man nicht einmal mehr den Genius Lachmanns von dem glänzenden Talente Haupts zu unterscheiden vermag — aber unsere Wissenschaft durchlebt jetzt überhaupt magere Jahre, die reichen und fruchtbaren werden wohl auch einmal wiederkehren.

Am schwersten vermisse ich bei Zarncke, dass er kaum jemals der Entwicklung einer Gruppe von Gedanken in einer Reihe von Werken oder Menschen nachgegangen ist, ja der Begriff der Entwicklung selbst war für ihn, so weit ich sehe, nicht vorhanden, und wie er Litterarhistorie im Zusammenhange vorgetragen hat, davon kann ich mir, ehrlich gestanden, gar keine Vorstellung machen. Aber gleichviel: die Grösse und die Bedeutung von Zarnckes wissenschaftlichen Arbeiten belehrt uns am Klarsten darüber, dass er sich selbst genau gekannt und das anvertraute Pfand aufs redlichste verwerthet hat. Die Spuren seines Wirkens zeigen sich überall in der deutschen Philologie. Nicht blos in den Arbeiten seiner zahlreichen Schüler, die er auf alle Weise opferwillig förderte, im ganzen Umkreise des Faches werden sie sichtbar. Seine unvergleichliche Art, mit grösster Sauberkeit und möglichst erschöpfend die Überlieferung festzustellen, das Sichere vom Unsicheren zu trennen, die wilden Einfälle ferne zu halten, im Bereiche des Erfassbaren zu bleiben, diesen aber genauest zu durchmessen, sie erklärt sich als ein wohlberechtigter Rückschlag gegen die romantische Phantastik der älteren Philologen; heute ist sie vorbildlich geworden, hat auch die Gegner an sich

herangezwungen und wirkt so allenthalben in unserer Wissenschaft. Was noch werden mag, dieser Einfluss wird unverloren bleiben. —

Obschon es mit Zarnckes eigenen Wünschen wenig übereinstimmte, darf ich doch die Hoffnung aussprechen, dass die bescheidenen Blätter, die Eduard Zarncke jetzt seinem Vater geweiht hat, durch ein ausgeführtes Lebensbild mögen verdrängt werden. Vielleicht wäre es thunlich, diesem dann auch eine Auswahl von Briefen Zarnckes beizugeben, aus denen die vielseitige Thätigkeit dieses Mannes, der durch seine kritische Zeitschrift während vierzig Jahren fast in den Betrieb aller Wissenschaften in Deutschland eingegriffen hat, uns hell entgegenträte. Zwar hat sich die Pietätlosigkeit, wie es scheint, im Lager der deutschen Philologie ziemlich fest niedergelassen und das Bedürfniss der Anerkennung, eine der besten Empfindungen des menschlichen Herzens, ist in unseren Reihen fast verpönt: aber darin, dächte ich, einen solchen Zoll des Dankes an Friedrich Zarncke zu entrichten, sollten sich die Fachgenossen doch einig finden.

Graz. Anton E. Schönbach.

François Wille*).

Von

ADOLF FREY.

François Wille (20. Februar 1811 bis 8. Januar 1896) war von Herkunft ein Welschschweizer und sein Name ursprünglich Vuille. Sein Vater, aus der Grafschaft Valangin im Kanton Neuenburg gebürtig, war nach Hamburg ausgewandert und hatte sich mit einer Hamburgerin verheirathet. Nach dem Zusammenbruch des väterlichen Geschäftes brachte sich der junge Wille mit Privatstunden in Latein und Mathematik kümmerlich durch, bis ihm ein nachträglich geretteter Vermögensrest das Studium der Jurisprudenz und Philologie erlaubte, dem er als ein wilder, aber äusserst muthiger Student oblag, wie seine von Heine im Wintermärchen erwähnten Schmisse und die am Leib sichtbar gebliebenen Stich- und Schusswunden vollgültig bezeugten. Dieser Muth zog seinen Göttinger Corpsbruder Otto von Bismarck an, der Zeit seines Lebens Muth und Tapferkeit über alles schätzte. Sie wurden beide mit anderen als Mitglieder eines Seniorenkonvents wegen eines erlassenen Verrufs relegirt. Pflichtgemäss erkundigte sich vor ihrem Weggang der damalige Professor und Universitätsbibliothekar Jakob Grimm bei den Ausgewiesenen nach den Büchern, die sie von der Bibliothek in Händen hätten. Es hatte aber keiner ein Buch.

In Hamburg, wo Wille mit Heine und Wienbarg verkehrte, warf er sich auf die Journalistik. Geist und Schärfe seiner politischen Artikel und die Stärke seiner Überzeugung machten Aufsehen, und seine Rezensionen gaben Anlass zur Bekanntschaft mit seiner nachmaligen Frau, die er 1845 heimführte. Durch die Reaktion und das Dänenthum immer unangenehmer beengt, vertauschte er den Norden Deutschlands mit den Ufern des Zürichsees, wo er 1851 vom ehemaligen Reichsregenten Simon, der gleichfalls ein Asyl in der Schweiz gesucht und gefunden, Mariafeld erwarb.

Sobald er die Bürde eines Journalisten abgeschüttelt, griff Wille nur noch beiläufig zur Feder, sei es, um eine Rezension, sei es, um irgend etwas Gelegent-

*) Wiederholt aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ und vom Herrn Verfasser für die Biographischen Blätter gütigst durchgesehen und ergänzt.

liches in die Welt zu werfen. So beurtheilte er, bald nachdem Vischers „Auch Einer“ erschienen war, den seltsamen Roman in der „Frankfurter Zeitung“ eingehend, scharf und geistreich, weswegen er mit Gottfried Keller auseinander gerieth, der zwar im innersten Herzen weder das Buch noch den Verfasser liebte, aber dennoch aus Dankbarkeit nichts auf ihn kommen lassen wollte. An den politischen Vorgängen des Kantons Zürich, in welche er einmal in Verbindung mit Gottfried Keller einzugreifen versuchte, bethätigte sich Wille nur vorübergehend, da die Bauersame vom See seiner Einsicht und Erfahrung nicht die genügende Werthung erwies. Dafür gestaltete er mit der Frau Eliza geb. Sloman sein Haus seit Anfang der fünfziger Jahre zu einem Heim der Wissenschaft und Kunst, in dessen Räumen fast alles, was Zürich an einheimischen und fremden Berühmtheiten beherbergte, sich ein Stelldichein gab.*)

Freilich war der Herr von Mariafeld eine Persönlichkeit, die magnetisch anzog und sich so leicht nicht wieder findet. Kaum mittelgross, aber stämmig und gerade gewachsen, von blühender Gesichtsfarbe, mit hoher Stirn, gebogener, langer Nase, durchdringenden blaugrauen Augen, von starkem, zuweilen aggressivem Temperament, bot er das Bild eines kräftigen Mannes, in welchem man den unerschrockenen Studenten und Journalisten, der keiner Forderung zum Waffengang auswich, unschwer wieder erkannte. Gerade die Mischung deutschen und welschen Geblütes bedingte in ihm die Vereinigung entschiedener Widersprüche, die seiner Art das markante Gepräge verliehen. Ein durchdringender Menschenkenner, wusste er bedeutende Männer, auf welchem Feld er sie immer traf, wohl zu würdigen, ohne Überschätzung und ohne von den Menschen im Allgemeinen am besten zu denken, da neben seiner lebhaften Phantasie und Empfindung ein gehöriges Stück Skepsis sich geltend machte. Er verstand mit seltener Leichtigkeit, sich in Jeden hineinzufinden und, liebenswürdig, wie er war, ihn dementsprechend zu behandeln, wobei ihm ein seltener Takt und Geschmack zu Statten kam; doch konnte er eine unvermuthete Schärfe hervorkehren, wie er auch in seiner streitbaren Weise Gefallen daran fand, wenn sich die Köpfe erhitzten und die Geister aufeinander stiessen. Ein sprühender, aber unruhiger, sprunghafter Geist, für Alles offen und empfänglich, mit einem gewissen kosmopolitischen Zug, sehr gebildet und belesen, ein vorzüglicher Plauderer und Erzähler, verstand er aus den Erinnerungen und Erfahrungen eines reichen Verkehrs mit hervorragenden und gewöhnlichen Menschen unerschöpflich zu berichten, ohne je weitschweifig zu werden, sowie er als ein scharfer, kritischer Kopf und nüchterner Beobachter zu urtheilen wusste, so dass man nicht leicht ohne Genuss und Gewinn von ihm ging, obgleich er bei aller Liebenswürdigkeit mit seiner ungeschminkten Meinung nicht hinter dem Berge hielt, sondern das Kind beim Namen zu nennen liebte. Auch erhielt man von ihm, oft ungefragt, guten Rath; denn obgleich für seinen Theil ein bischen Cyniker, sorgte er bei andern gerne dafür, dass alles seinen richtigen Gang ging, und zwar aus Antheil und Wohlmeinenheit. Weniger leicht spendete er von seinen Blumen, die er leidenschaftlich liebte. Dagegen liess er es niemals an einer wohlbesetzten Tafel und einem feinen Tropfen fehlen, denn er war zwar ein sparsamer Haushalter und genauer Rechner, der sein grosses Vermögen trefflich verwaltete, aber auch ein glänzender Wirth, gleich seiner auf alles bedachten Frau, und that auch, wo es öffentliche Noth zu lindern galt, die Hand rechtschaffen auf.

Unter seine näheren Freunde gehörte auch Dr. Conrad Ferdinand Meyer,

*) Vergl. fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1894.

mit dem ihn eine annähernd dreissigjährige Freundschaft verband, die nun erst durch den Tod des Einen ihr Ende findet. Der Dichter, der Wille und seiner Frau Eliza den Hutten widmete und von dem Herrn zu Mariafeld manchen kräftigen Eindruck erhielt, erzählte mir öfter von seinem Freunde und empfahl mir die Bekanntschaft des merkwürdigen Mannes. Als ich Ende des Jahres 1892 zum ersten Mal zu ihm kam, fand ich ihn in ungebrochener Kraft des Leibes und der Seele. Gleich einem grauen, unverwüstlichen Seegreis beschritt er sein Haus und den Garten, wo sich so lange Jahre eine Tafelrunde erlauchter Namen versammelt hatte, aus welcher er einen Ritter nach dem andern scheiden sah. Als ich ihn zum zweiten Mal besuchte, hatte er auch den Schmerz erlebt, die Gattin nach einem langen und nur dem Guten gewidmeten Dasein zu verlieren. Aber er war ungebeugt geblieben, und so war es auch bei meinem letzten Besuch im Sommer 1895, von dem Keiner von uns dachte, dass es der letzte sein würde. Das Gehen wurde ihm mühsam, aber sonst hielt seine Kraft in staunenswerther Weise vor. Das hohe Alter hatte ihm weder etwas Weiches noch etwas Verschwommenes aufgedrückt, und seine erfrischende, scharfe Individualität trat immer noch wohlthuend zu Tage. Er blickte wohl zurück und sprach von manchem Todten, der bei ihm aus- und eingegangen. Aber nicht die geringste Klage über die vergangene Zeit und Hinfälligkeit alles Irdischen wurde laut. Vielmehr lobte er warmherzig die Tugenden und guten Thaten seiner Freunde und Bekannten und streifte das Menschliche mit maassvoller Schärfe ohne jegliche Bitterkeit, so dass er mir wie ein Todtenrichter erschien.

Nun ist er selbst zu den Schatten jener hinabgeschritten, mit denen er die beste Zeit eines ungewöhnlich langen und an Anregungen und Wirkungen reichen Lebens verbrachte.

Peregrina.

Von

RUDOLF KRAUSS.

Unter den zahlreichen lyrischen Perlen, die Eduard Mörike in seinen Roman „Maler Nolten“ (erste Ausgabe vom Jahre 1832) eingestreut hat, befindet sich auch ein „Peregrina“ überschriebener Cyklus von 4 Gedichten, der, um ein weiteres Stück bereichert, in die Gedichtsammlung (erste Ausgabe vom Jahre 1838) übergegangen ist. Wiewohl diese Lieder zu den frühesten Erzeugnissen der Mörikeschen Muse gehören, so sind sie in ihrer prachtvollen Bildersprache doch dem Grossartigsten zuzuzählen, was er auf dem Gebiet der höheren pathetischen Lyrik geschaffen hat. Dass dazu merkwürdige persönliche Erlebnisse und Erfahrungen die Anregung gegeben haben, lässt sich schon aus dem geheimnissvollen Inhalt errathen. Aber diese Bezüge sind bis jetzt noch nicht im geringsten klar gelegt worden. Die Lebensabrisse begnügen sich, falls sie nicht überhaupt stillschweigend über die Angelegenheit hinweggleiten, flüchtige Andeutungen über eine Liebesleidenschaft des Studenten Mörike zu einer räthselhaften Fremden zu machen. Wer das Mädchen gewesen ist, woher sie gekommen, wie sie mit dem Dichter bekannt geworden, auf welche Weise sich ihr Verhältniss zu ihm gestaltet hat: alle diese Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen, haben noch niemals Beantwortung gefunden. Darum darf dieser erste Versuch, die romantischste Periode aus einem sonst so ruhig und gleichmässig dahingeflossenen Dichterleben zu erhellen, wohl einige Aufmerksamkeit beanspruchen. Freilich wird auch die folgende Darstellung noch Lücken aufweisen und manche Frage offen lassen: aber

es konnten doch zuverlässige mündliche Nachrichten*) und einige ungedruckte Dokumente mit den wenigen bis jetzt bekannten Thatsachen zu einem zusammenhängenden und die wesentlichen Punkte des Verhältnisses treu wiedergebenden Bild vereinigt werden.

Es war an einem Herbsttag des Jahres 1824, dass der Ludwigsburger Bierbrauereibesitzer Helm in einem Wagen auf der Strasse von Stuttgart nach Ludwigsburg dahinfuhr. Plötzlich bemerkte er eine Gestalt, regungslos auf einem Steinhaufen liegend. Er hielt an und stieg aus: als er näher trat, gewahrte er, dass es ein sauber gekleidetes Mädchen sei, die von einer Ohnmacht befallen sein musste. Er rief sie zum Bewusstsein zurück und nahm sie zu sich auf seinen Wagen. Je mehr Helm die Fremde betrachtete, desto grösser war sein Staunen über ihre auffällige Schönheit und ihr ausländisches Wesen. Sie nannte sich Maria Meyer, verweigerte aber sonst beharrlich jede Auskunft über Herkommen und Heimath. Als sie im Laufe des Gesprächs erfuhr, dass der Brauereibesitzer zugleich eine offene Wirthschaft führe, bat sie ihn, er möge ihr in seinem Haus einen Unterschlupf als Kellnerin gewähren. Helm, der ein spekulativer Kopf war, ging auf das Anerbieten ein, da er berechnete, dass das mit so eigenartigen Reizen geschmückte Schänkmädchen seiner Gaststube eine besondere Anziehungskraft verleihen werde. Und er hatte sich nicht getäuscht. Die ganze Stadt strömte herbei, um die Neuangekommene, deren Ruhm sich rasch verbreitete, zu sehen und kennen zu lernen. Dass die Tübinger Studenten, die sich gerade während der Universitätsferien in Ludwigsburg aufhielten, nicht zurückblieben, lässt sich denken. Eduard Mörike hatte damals zwar schon längst sein Ludwigsburger Elternhaus verloren, aber er besass dort noch eine Anzahl vertrauter Jugendfreunde, die er von Stuttgart aus, wo seine Mutter ihren Wittwensitz hatte, häufig besuchte. Da war hauptsächlich Rudolf Lohbauer, der Schriftsteller und demokratische Politiker (1802—1873),**) ferner Ernst Friedrich Kauffmann, Mathematiker, der sich als Komponist einen Namen gemacht hat (1803—1856), und Hermann Hardegg,***) nachmals königlicher Leibarzt in Stuttgart (1806—1853). Mit diesen und andern muss Mörike in die Brauerei Helm gekommen sein und Maria gesehen haben. Bald war er, wie alle, von ihren Reizen hingerissen: was ihn anzog, war nicht allein ihre Schönheit, sondern auch eine für ihren Stand auffallende Geistesbildung. Zeigte sie sich doch mit den Schriften Goethes, Jean Pauls und Anderer vertraut! Ihre persönlichen Verhältnisse liebte sie nach wie vor in geheimnissvolles Dunkel zu hüllen. Höchstens machte sie einige Andeutungen, dass sie aus Österreich oder Ungarn komme und den Ihren entflohen sei, weil man sie wider ihren Willen in ein Kloster habe stecken wollen. Ihre ursprüngliche Heimath scheint jedoch die Schweiz gewesen zu sein, denn Ludwig Bauer spricht in einem unten zu erwähnenden Gedicht von ihren „Schweizerlauten"; auch führen ihre späteren Lebensbeziehungen dorthin.

Die Studenten beschlossen unterdessen, Maria einem besseren Los entgegen zu führen. Der junge Lohbauer drang in seine Mutter, die Wittwe des 1809 bei Isny gefallenen Hauptmanns und Dichters Karl Philipp Lohbauer, die Fremde in ihr Haus aufzunehmen. Es geschah. Zwischen ihr und den beiden Töchtern ihrer Gastfreundin wurde begeisterte Freundschaft geschlossen, wie sie im Geschmack

*) Ich verdanke sie der Güte des Herrn Universitätsmusikdirektors Dr. Emil Kauffmann in Tübingen, eines Enkels der unten erwähnten Frau Lohbauer.

**) Ihm hat Dr. Wilhelm Lang in Heft 1 und 2 der Württ. Vierteljahrshefte 1896 eine anregende, gediegene Charakteristik gewidmet. D. H.

***) Auf ihn bezieht sich das Gedicht „An Hermann" auf S. 102 f. der neuen Stereotypausgabe der Mörikeschen Gedichte.

jener noch sentimentaleren Zeiten lag. Mörike hatte Gelegenheit, sich Maria im Lohbauer'schen Hause zu nähern, und seine Neigung zu ihr nahm immer mehr einen leidenschaftlichen Charakter an. Da kam die Zeit, dass Mörike wieder in die Universität zurück musste. Er unterhielt von Tübingen aus mit ihr einen Briefwechsel, dessen Spuren er später gründlich vernichtet haben muss. Eines Tages ereilte ihn die Schreckenskunde, Maria sei plötzlich aus Ludwigsburg verschwunden. Die weiteren Nachrichten, die dieser ersten folgten, waren vollends dazu angethan, den Liebenden zu beunruhigen. Von der Heidelberger Polizei kam nämlich eine Anfrage nach Maria Meyer an Frau Hauptmann Lohbauer. Das Mädchen war dort auf der Landstrasse ganz unter denselben Umständen, wie einst bei Ludwigsburg, aufgefunden und als Landstreicherin verhaftet worden. Sie hatte sich dabei auf ihre schwäbischen Freunde berufen. Mörike konnte nun über Marias Charakter, der übrigens schon in Ludwigburg von mancher Seite verdächtig worden war, kaum mehr im Zweifel sein. Er fühlte sich tief unglücklich. Ausser den Ludwigsburger Freunden war der hauptsächliche Vertraute seiner Liebesschmerzen Ludwig Bauer (1803—1846), zuletzt Professor am Stuttgarter Gymnasium, Dichter gleich seinem Freund Mörike. In einer abgelegenen Felsklause weihte Mörike den andern in sein Geheimniss ein; es gehörte zu den romantischen Gepflogenheiten des Mörike'schen Freundeskreises, dass man sich in einsame Orte zurückzog, um dort sich den poetischen Neigungen und allerhand phantastischen Spielereien zu überlassen. Bauer hat die Scene, da ihn Mörike in sein Vertrauen zog, selber in einem „Geheimniss" betitelten Gedicht*) beschrieben. Er lässt den Freund unter anderem also reden:

„Ach, dass Du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Säh'st ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Säh'st Du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!"

Gleichzeitig suchte sich Mörike seinen Gram von der Seele zu dichten. Gegen Ende des Jahres 1824 müssen die Peregrinalieder**) oder doch wenigstens einige von ihnen entstanden sein.

„Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hiess ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir."

Aber noch mischten sich in seinen Kummer über die Unwürdigkeit der Geliebten Klänge der Hoffnung und Sehnsucht. Noch malt er sich die Wonne eines möglichen Wiedersehens aus:

*) Ludwig Bauer's Schriften. Nach seinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von seinen Freunden. Stuttgart 1847. S. 384 f.

**) Über die ursprüngliche Fassung der Peregrinalieder vergleiche meinen Aufsatz in Euphorion 2. Band, Ergänzungsheft S. 105—107.

„Wie? wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle
Sie sitzen fände, wie einst, im Morgen-Zwielicht,
Das Wanderbündel neben ihr,
Und ihr Auge, treuherzig zu mir aufschauend,
Sagte, da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt!“

Indessen muss Mörike bald Beweise erhalten haben, die ihm den letzten Rest von Glauben an die Geliebte nahmen. Er war der Verzweiflung nahe, und seine sonst so harmonische Seele schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Da tauchte eines Tages — es mag im Frühjahr 1825 gewesen sein — Maria in Tübingen auf. Sie wollte Mörike sehen und sprechen, sich vor ihm rechtfertigen, vielleicht auch ihn von Neuem in ihre Netze ziehen. Aber er zwang seiner Seele den Entschluss ab, ihr fern zu bleiben. In einem Brief*) Kauffmanns an seine Braut Marie Lohbauer heisst es: „Eduard Mörike tritt soeben in mein Zimmer. Er war sehr angegriffen und erzählte mir, dass Maria Meyer heute hier gewesen und ihm geschrieben habe, er solle zu ihr in die Herberge kommen, und wie er mit dem heftigsten Kampfe den Vorsatz errungen habe, sie nicht zu sehen.“ Aus diesen Tagen stammt auch ein undatirter Brief Bauers an Mörike; es lag in dem Geschmack jenes schreiblustigen Zeitalters, auch vom selben Ort aus schriftliche Ergüsse an einander zu senden. Der Brief**) lautet:

„Ich habe eben noch Deinen Brief an Flad***) gelesen und daraus gesehen, dass Du mein Schweigen über Maria verändertem Urtheil zuschreibst. Dies ist gewiss der Grund nicht, ich habe noch keinen Augenblick geglaubt, Maria sei gesunken, sondern weiss es wohl, dass ich selbst nicht immer fähig bin, wenn die gegenwärtigen Begebenheiten die Blätter hin- und herwehen, die wahre Form des Baumes zu erkennen. Freilich habe ich sie noch nie als Heilige erblickt, sondern von jeher als jene heilige Sünderin, wie Du sie mir gezeigt hast; aber dies gerade ist auch der Zauber, der über sie ausgegossen ist und ihre Nähe so unheimlich reizend macht. Du freilich hast die Göttin an ihr verloren, und Dein Herz blutet. Aber von Mitleiden sprechen, von blossem Mitleiden! Ich bitte Dich, ist das die Sprache, die dem Sterblichen ziemt, den der Schöpfer aller Dinge einem verworren mit sich selbst ringenden, tausendgestaltigen Wesen entgegenschickte, in ihm ihr besseres Selbst zu schauen? Du aber gehst etwa hin, schaffst Dir ein Ideal und bemitleidest dann das wunderbare Werk, das Gott selbst gestaltete und hinstellte als einen Spiegel der Himmelskräfte, die den Vögeln gleich auf- und abschwanken, als ein Bild des Regenbogens, der nur dann glänzt, wenn die Wasser des Himmels zur Erde kehren. Wie möchtest Du sie nicht einmal für werth halten, ihr ein paar Worte in ein Stammblättchen zu schreiben, höchstens sie Deines Zeichens zu würdigen? Aber ich weiss wohl, der augenblickliche Schmerz hat Dich übermannt, und dies ist auch der Grund, warum ich Dir nichts von Maria schrieb. Ich will Dich gar nicht gestört wissen zu einer Zeit, wo Du das heilige Nachtbild der wandernden Jungfrau festhalten willst. Ja, halte es fest! Denn als wir Freunde wurden, haben wir in die Rinde jenes Baumes unsre Namen gegraben, und wenn Du jenen Baum verletzest, so schneidest Du einen Riss in unsere Freundschaft.

Dein Louis.“

Inzwischen waren Mörikes Freunde, die ihm die Seelenruhe zurückgeben wollten, darauf bedacht, Maria aus Tübingen zu entfernen. Ein unglücklicher Weise wiederum nicht datirtes Billet**) Bauers an Mörike bezieht sich darauf:

---

*) Eigenthum des Herrn Universitätsmusikdirektors Dr. Kauffmann.
**) Aus dem Mörikeschen Nachlass im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar.
***) Ein früh verstorbener württembergischer Theologe, Universitätsfreund Mörikes.

„Eben erzählt mir der gute Flad . . . . Bis Donnerstag reist Maria nach Schaff-hausen ab. G . . . . nebst einigen andern Personen schaffen alles nöthige Geld herbei. Es ist alles ganz gut gekommen, G . . . . blieb unbestechlich: sie verlässt uns in Frieden. Schicke Dein Stammblättchen! Ich bring's ihr mit den letzten Grüssen."

Ob er ihr wohl das gewünschte Andenken als Abschiedgruss auf die Wanderschaft mitgab? Schwerlich hatte er sein Herz so völlig gegen sie verhärtet, dass er diesen letzten bescheidenen Wunsch versagte. Darin blieb er aber jedenfalls fest, dass er ihr nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat.

Mit dem Abzug des Mädchens aus Tübingen war diese Episode in Mörike's Leben abgeschlossen. Seine Seele war von Natur zu gesund veranlagt, als dass sie, zumal in so jungen Jahren, von einer überdies mehr heftigen als tiefen Leidenschaft dauernden Schaden genommen hätte. Er verschmerzte offenbar verhältnissmässig rasch, was er erlebt und erlitten hatte, wenn er auch noch manchmal an die reizende Abenteurerin zurückdenken mochte. Die Peregrinalieder wurden im Laufe der Jahre vervollständigt und verbessert, und als unser Dichter die Handlung zu seinem Maler Nolten entwarf, lieh er der seltsamen Zigeunerin Elisabeth von den Zügen der ehemaligen Freundin.

Und Peregrina? Wenn das Gerücht nicht log, so ist sie als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschaar in Winterthur gestorben.

ANZEIGE.

Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896. 8⁰.

Wie der Herausgeber in dem Vorworte bemerkt, trug sich Karl Bruhns mit dem Gedanken, alle wichtigen Correspondenzen Alexander von Humboldt's, welche ihm für seine monumentale Biographie des grossen Forschers zur Verfügung gestellt worden waren, in einer auf mehrere Bändchen berechneten Sammlung herauszugeben. Er empfand deutlich, „dass solchen pietätvoll gehüteten Schätzen ausser ihrem Werthe als Bausteine für ein Lebensbild ihres Schreibers auch noch ein selbständiger innerer, ein ästhetisch-psychologischer Werth innewohne", und wünschte deshalb die Jugendbriefe Humboldt's mit sorgfältigen Erläuterungen erscheinen zu lassen. Die älteste, interessanteste und schönste Reihe dieser Jugendbriefe, die an Wilhelm Gabriel Wegener gerichteten, sollte die Sammlung eröffnen. Bruhns ist zur Veröffentlichung derselben nicht gekommen; ihm zum Gedächtnisse und in seinem Sinne hat sie Leitzmann unternommen.

Wegener ward, wie wir den gründlichen Erläuterungen entnehmen, 1765 zu Hohenlübbichow im Kreise Königsberg in der Neumark geboren, besuchte seit 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und bezog im Herbste 1785 die Universität Frankfurt an der Oder. 1789 wurde er Feldprediger beim Regiment Gensdarmes in Berlin und machte als solcher 1790 den Marsch nach Schlesien mit, wo er in Beziehungen zu Goethe kam, welcher ihm des Abends im Lager häufig den eben vollendeten Tasso vorlas. 179[illegible] wurde er als Nachfolger Herzliebs Superintendent und Oberpfarrer in Züllichau, in welcher Stellung er bis zu seinem im Jahre 1837 erfolgten Tode verblieb. „Eine tief angelegte Natur mit weitem Blick und ungewöhnlich vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, hat er in seinem bescheidenen Amte mit reichstem Segen gewirkt und ein verehrungswürdiges Andenken hinterlassen".

Am 1. Oktober 1887 bezogen die Brüder Humboldt die Universität Frankfurt. Da die Universität sich weder durch bedeutende Lehrkräfte, noch durch wissenschaftliche

Institute hervorthat, blieben sie nur ein Semester daselbst. Der, wenn auch nur kurze Aufenthalt ist für den jüngeren Humboldt von segensreichen Folgen begleitet. Er schliesst einen Freundschaftsbund, welcher für ihn eine Quelle reiner, lauterer Freuden wird. Er schmiegt sich mit all der Innigkeit und Zärtlichkeit, welcher sein edles Herz fähig ist, an Wegener, verkehrt fast nur mit ihm und schreibt ihm nach seinem Abgange von Frankfurt Briefe, welche von glühender, schwärmerischer Begeisterung für ihn getragen, freilich aber auch von Sentimentalität nicht frei sind. Er spricht ihn nicht anders als mit dem süssen Namen Bruder an, erklärt ihm wiederholt, dass er keinen Menschen auf Erden, nicht einmal seinen leiblichen Bruder so herzlich liebt als ihn, freut sich über die Maassen, dass seine Liebe und Sehnsucht zu ihm von Tag zu Tag zunimmt, denn „das ist eben das Zeichen ächter Freundschaft, dass sie mit den Jahren, wie der Wein, immer edler und köstlicher werde", und nennt die gemeinsam in Frankfurt verlebten Tage die schönsten seines Lebens. So schliesst er den Brief vom 28. Februar 1789 mit den enthusiastischen Worten: „Nichts, ich schwöre es, nichts soll je die brüderlichen Bande zerreissen, die uns aneinander knüpfen. Die Natur schuf uns für einander. Ein Frevler, wer nicht ihren Gesezen gehorcht!" Er unterhielt sich auch gerne mit Anderen über ihn, so mit Henriette Herz. Lebhaft wünscht er, dass er dem Freunde das, was er für ihn fühlt, durch seine Opferfähigkeit und Opferfreudigkeit bezeugen könnte. Und in der That, er fasst die Freundschaft keineswegs platonisch auf. Es erhellt dies aus seinem selbstlosen Eintreten für den Berliner Botaniker Willdenow. Er schreibt darüber am 27. Dezember 1788: „Ich muss Dir einen Gewissensfall vorlegen, in dem Du als Freund kompetenter Richter bist. Du sollst entscheiden, ob ich recht gehandelt habe . . . . . Es kam darauf an, Willdenow einen Dienst und einen recht wesentlichen zu leisten. Ich erbot mich freiwillig dazu. Ich musste mich bei einem Menschen für ihn verwenden, der ehemals mein Freund zu sein schien, von dem ich aber weiss, dass er gegenwärtig mich verachtet. Ich sollte zu ihm gehen, ihm sagen, dass ich ihn hochschäzte, ihn um etwas bitten. Der Schritt war hart. Meine Offenherzigkeit verbot ihn mir, aber die Freundschaft sie siegte und ich glaube sie siegte mit Recht. Hätte es mein eigenes Wohl betroffen, o kein — hätte mich dazu bringen sollen. Ich würde mich erniedrigt zu haben glauben. Aber bedenke nur ein Freund, den ich liebe, eine Aufopferung für ihn . ."

Humboldt's Briefe gewähren uns aber auch einen klaren Einblick in die Entwicklung seines Geisteslebens, wie wir ihn bisher aus keiner Quelle gewinnen konnten. Sie zeigen ihn uns, wie er sich nach der Abreise von Frankfurt ein Jahr hindurch in Berlin durch eine Reihe der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Studien für eine gedeihliche Fortsetzung der Universitäts-Studien in Göttingen vorbereitet. Er nimmt bei dem wackern Candidaten Bartholdi ernstlich Unterricht in der griechischen Sprache, welche ihm, je mehr er über sie nachdenkt, als die Grundlage aller gelehrten Kenntnisse erscheint. In streng philosophischer Beziehung vermag er sich als durchaus inductiver Geist nicht zu einer selbstständigen Stellung emporzuringen. Es zeugt von Selbsterkenntniss, dass er seine Philosophie mit einem Kinde vergleicht, das immer am Gängelbande geführt werden muss. Seine Gedanken über die Wunder, welche er dem sich in seiner Dissertation mit diesem Gegenstande auseinandersetzenden Freunde in eingehender Weise entwickelt, sind von Mendelssohn'schen Begriffen und Definitionen durchweht. Neben den Nachwirkungen Mendelssohn's ist der Verkehr mit Engel, welcher seine philosophischen und ästhetischen Ansichten im „Philosoph für die Welt" in volksthümlicher Form niedergelegt hat, von Einfluss auf ihn. Hauptsächlich aber wendet er in Berlin, wo ihm „unglückliche Familienverbindungen, eine widrige Lage, in der man Leuten zürnen muss, die man aus so manchen anderen Gründen hochschäzt" das Leben vergällen, der Technologie und Botanik seine Aufmerksamkeit zu. Allerdings bewegt sich seine Auffassung der Natur noch nicht in den Geleisen der Wissenschaft: sie trägt vielmehr den Stempel dichterischen Fluges, das Gepräge des Naturgenusses. Nachdem er sich so gegen sinnliche Leidenschaften gewappnet, macht er,

Biographischer Verlag von Leopold Voss
in Hamburg, Hohe Bleichen 34.

E. T. A. Hoffmann.
Sein Leben und seine Werke.

Von Georg Ellinger.
1894. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Novalis.
(Friederich von Hardenberg.)

Eine biographische Charakteristik von Just Bing.
1893. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Friedrich Ludwig Schröder.
Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte.
Von Berthold Litzmann, Prof. a. d. Universität Bonn.
1. und 2. Teil, letzterer mit 4 Porträts in Heliogravüre.
1890 u. 1894. Preis je M. 8,—, geb. M. 10,—.

Friedrich Wilhelm Gotter.
Sein Leben und seine Werke.

Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert.
Von Rudolf Schlösser.
(Theatergeschichtliche Forschungen Heft X.)
1895. M. 7,—.

Schröder und Gotter.
Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte.
Briefe **Friedrich Ludw. Schröders** an **Friedrich Wilh. Gotter.** 1777 und 1778.
Eingeleitet u. herausgegeben von Prof. Dr. **Berthold Litzmann.**
1887. M. 3,—.

Adam Gottfried Uhlich.
Von Ferdinand Heitmüller.
(Theatergeschichtliche Forschungen, Heft VIII.)
1894. M. 2,80.

Christian Ludwig Liscow
in seiner litterarischen Laufbahn.
Von Berthold Litzmann.
1883. M. 4,50.

Georg Kerner.
Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution.
Von Adolf Wohlwill. — Mit Kerners Bildnis in Stahlstich.
1886. M. 3.

Gustav Heinrich Kirchenpauer.
Ein Lebens- und Zeitbild.
Von Dr. Werner von Melle. — Mit dem Bildnis Kirchenpauers.
1888. M. 8,—, geb. M. 10,—.

Aus den Besprechungen [illegible] der nebenstehend [illegible] Werke:

(Ellinger, E. T. A. Ho[illegible])

. . . Es wäre zu wün[illegible] anderen Dichtern der [illegible] sischen Periode ähnliche [illegible] phien beschieden würden, [illegible] sich wissenschaftliche T[illegible] mit liebevoller Hingabe an [illegible] paart, wie bei Ellingers Ho[illegible] biographie. [illegible]

. . . Hoffentlich findet das [illegible] empfehlenswerte, von philolo[illegible] Akribie wie von oberflächlich[illegible] heit gleich freie, warm[illegible] Ellingers recht viel Freu[illegible]
[illegible]

. . . Und damit sei von [illegible] Buche geschieden, das nicht [illegible] Forscher, sondern gerade [illegible] Wärme des Vortrags auch [illegible] bildeten Laien zu fesseln [illegible] ist. [illegible]

(Bing, Novalis.)

. . . Zu einer wirklich[illegible] sung von Novalis' Ei[illegible] tung muss Bing's Buch [illegible] lich bezeichnet werden.
Blätter für [illegible] Unterhal[illegible]

Endlich wieder ein[illegible] freuliche literarhistori[illegible] sche Monographie ohne phil[illegible] Akribie und ohne Lesar[illegible] fach, sachlich, aber [illegible] steigend, wo das reine poetisch[illegible] liegt, und einen wunder[illegible] echten Dichter und T[illegible] empfindend und ihn [illegible] Unsrigen machend. [illegible] valis war eine reine [illegible] decadente Erscheinung, [illegible] gerade heute etwas mehr [illegible] nis mitbringen. Bing [illegible] Führer in die süssen My[illegible] eigenartigen Individuali[illegible]

(Litzmann, Friedrich Lu[illegible])

. . . Auf Grund [illegible] Untersuchung, liebev[illegible] kung und reicher Kennt[illegible] hältnisse in Litteratur [illegible] wird ein sehr anschau[illegible] des ganzen Zeitraums [illegible] weit er in Betracht ko[illegible] mann versteht es, das [illegible] beleben und unseren [illegible] teil zu befriedigen. [illegible]
Natio[illegible]

. . . Wenn das W[illegible] haft künstlerisch [illegible] vollendet sein wird, [illegible] spruch erheben, als [illegible] vollsten und ansiehe[illegible] rungen unserer Kultu[illegible] gelten. Tägliche [illegible]

. . . aber noch [illegible] in solchem Umfang [illegible] und so ernst gethan [illegible] mann in dieser [illegible] Biographie des [illegible] deutschen Schauspi[illegible] leiters des vorigen [illegible]



Biographische Blätter.

Zeitschrift

für

lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jakob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A.

herausgegeben

von

Anton Bettelheim.

Band II. *Heft 6.*

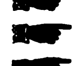


BERLIN.

ERNST HOFMANN & Co.

1896.

Einbanddecken



Inhalt dieses Heftes.

Inhalt des 5. Heftes.

Inhalt des 4. Heftes.